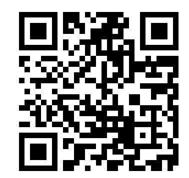
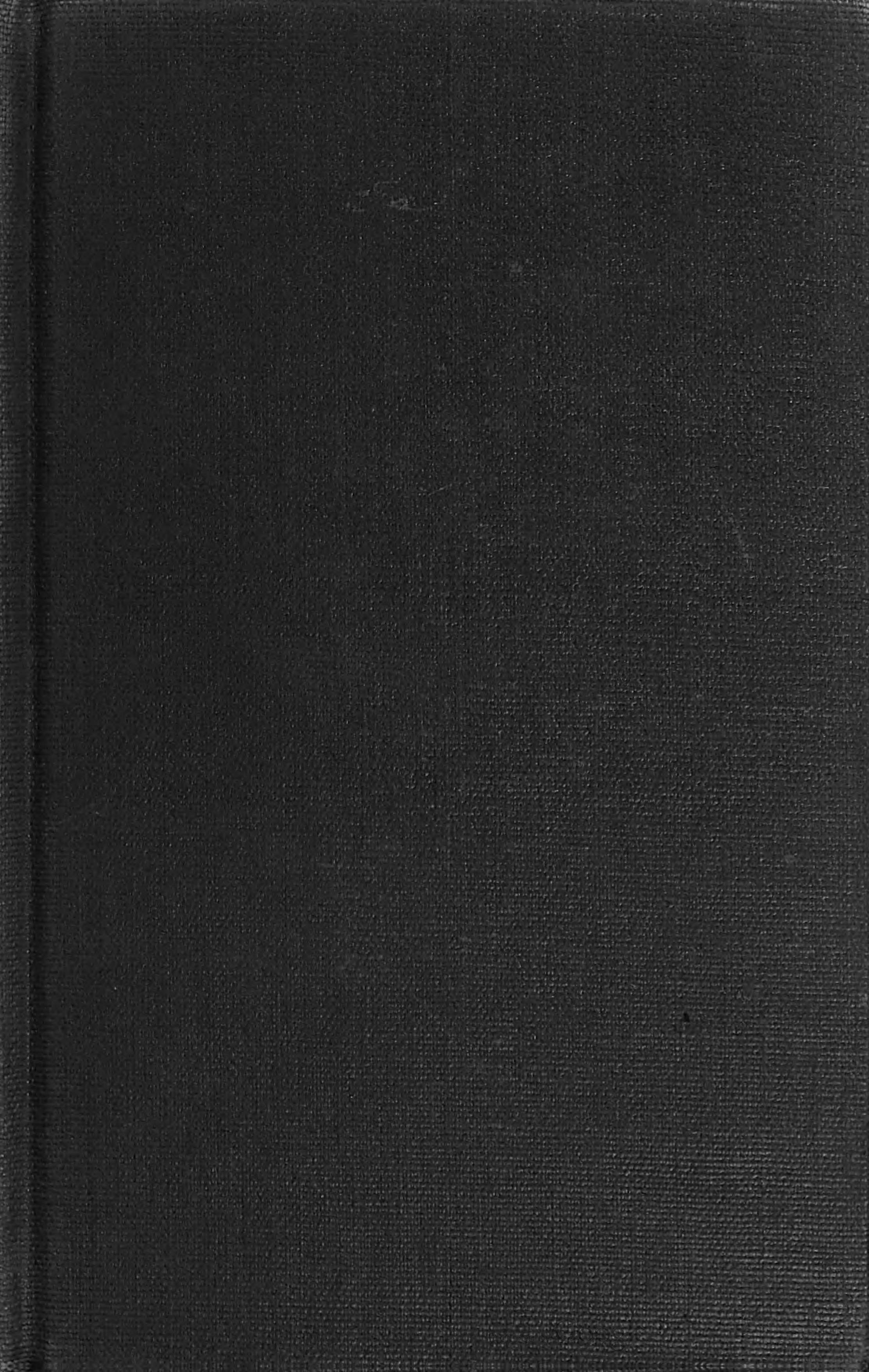
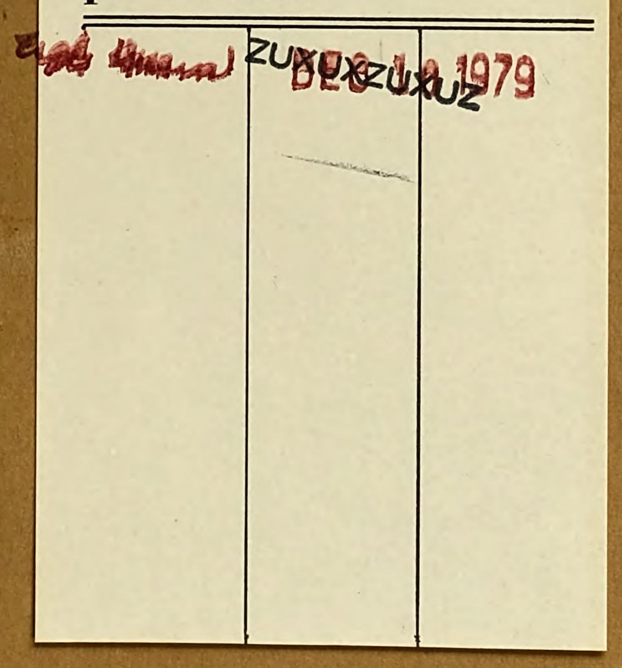





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · GEORGIAE ·
ET DOCERE ET RERVM EXQVIRERE CAVSAS
1785



ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



80. JAHRGANG, 149. BAND
DER NEUEN SERIE 49. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1926

Inhalts-Verzeichnis des 149. Bandes
der neuen Serie 49. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

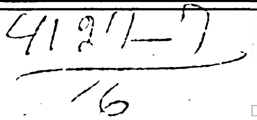
Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Neuere Sprachen

Germanisch

Deutsch



Goldsmith über Deutschland.

I. Ein seltsamer Wanderer am Oberrhein.

Die Eigenart des deutschen Landes und Volkscharakters hat schon früh die Aufmerksamkeit und Kritik des trotz aller Stammverwandtschaft wesensverschiedenen England hervorgerufen. Bereits im 15. Jh. sind englische Übertragungen aus dem Deutschen vereinzelt nachweisbar; so um 1460 eine Verkürzung von Johanns v. Hildesheim 'Legende von den hl. drei Königen' (ed. Horstmann E. E. T. S. 85), um 1450 (?) Bearbeitungen von Susos 'Orologium' (ed. eb. Angl. X 324 ff.) und des Thomas v. Kempen 'De imitatione Christi' (ed. Ingram, E. E. T. S. LXIII), und 1481 Caxtons Übersetzung des niederdeutschen Volksepos 'Reineke Fuchs' (ed. W. J. Thoms, Percy Soc. 1844, und Arber, Engl. Scholar's Libr. 1878). Seit der Reformationszeit haben zahlreiche theologische Schriften sowie viele humanistische Werke deutschen Ursprungs ihren Weg über den Kanal gefunden (vgl. Wiener, Naogeorgus S. 1 ff., 48 ff.).

Mit der Hochflut der reformatorischen Erläuterungs-, Erbauungs- und Streitschriften kommen vom 16. Jh. ab auch mancherlei weltliche Volksbücher nach London. Seb. Brants 'Narrenschiff' wird 1509 von A. Barclay nach deutschem wie lateinischem und französischem Texte übersetzt (ed. T. H. Jamieson, 1874, 2 Bde.), einige Verse und Schwänke des Hans Sachs bearbeiten um 1530 Coverdale (ed. Parker Soc. 1846), 1548 Scoloker und 1575 Th. Churchyarde (ed. Collier, Illustr. of Early Engl. Poetry 1866, II 43 ff.). 1540 erscheint Th. Murners 'Gäuchmat' (übers. von Bale?, vgl. Wiener S. 15), um 1547 der 'Pfaffe von Kahlenberg' und 1569 'Bruder Rausch' in englischer Prosa, und 1548—1560 wird 'Eulenspiegel' von W. Copland herausgegeben (privater Neudruck Lond. 1867). Die Hattolegende findet 1572 einen Dolmetsch, das Faustbuch 1588 in Marlowe (gedr. 1604; ed. W. Wagner, Lond. 1877, Isr. Gollancz 1902, A. W. Ward, Clar. Press u. ö.), 1592 in C. Brown und 1594 in A. Jeffer seine Bearbeiter (ed. Thoms, Coll. of Early Engl. Prose Rom. III, Lond. 1858 und Logemann, Gent 1900). 'Fortunatus' wird 1596 anonym und 1600 in Deckers Übertragung aufgeführt (ed. Scherer 1901, Münchn. Beitr. 21). Den 'Rattenfänger von Hameln' gibt 1605 J. Verstegan (R. Rowlands) und Dedekinds 'Grobianus' im selben Jahre R. S. Geist nach lateinischer Vorlage englisch heraus (ed. R. Bull, Lond. 1739).

Daneben werden einige deutsche Bücher der Natur- und Heilkunde übersetzt, besonders C. Geßner (1558 u. ä., ed. z. T. Foxe, Acts and Mon. VI 659, Lond. 1837—41) und deutsche Schriften

des **Paracelsus** (1590, 1596; vgl. Wiener, S. 45). Schließlich behandeln der Gesandtschaftssekretär Roger Ascham 1553 in seinem 'Gegenwärtigen Zustand Deutschlands' (ed. Giles 1864/65), John Foxe 1563 auf Grund deutscher Quellen in dem vielgelesenen 'Buch der Märtyrer' (ed. Lond. 1841 und 1870) und R. Blore 1595 in seiner 'Beschreibung Deutschlands' die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Reich.

Seltsamerweise sind Hilfsmittel zur Erlernung der deutschen Sprache damals kaum nachweisbar. Wenn man von des Sigismund Gelenius 'Griechisch-lateinisch-deutsch-slovenischem Wörterbuche' (1537) und des Johann Clajus lateinisch geschriebener 'Grammatik' (1578) absieht, so ist als Lehrbuch späterer Jahrzehnte neben der anonym erschienenen deutsch-englischen Grammatik 'Minerva' (1680, 1685) erst Henry Offelins 'Doppelte Grammatik für Deutsche und Engländer' (1687) hier zu nennen.

Das 17. Jh. ist überhaupt reich an Übertragungen und Bearbeitungen deutscher Vorlagen (vgl. Paterson[1]). Dagegen beginnt das 18. Jh. recht dürftig. Zwar werden einige Werke von **Leibniz** gedruckt ('Hypothesis Physica' bereits 1671 in London, 'Script. Rer. Brunsv.' 1701—11 in Hannover, 'Coll. Etym.' 1717 eb.; vgl. Watt, II 596), aber sämtlich lateinisch. Später behandelt Swift den Grobianusstoff in den 'Anweisungen für Bediente' (1745; ed. T. Scott, Prose Works 1907, XI 305 ff.). Erst von der Mitte des Jahrhunderts an wirkt die deutsche schöne Literatur in England, zumal S. **Geßner**, dessen Dichtungen kurz nach ihrem Erscheinen übersetzt werden und 1762 vollständig in englischer Sprache vorliegen.

In diese Periode des wachsenden deutschen Einflusses fiel das Wirken Oliver Goldsmiths (1728—74). In einer Zeit lebend, da Bolingbroke, Thomson, Young u. a. die völkerbeglückenden Gedanken des britischen Imperialismus mit herausfordernder Rücksichtslosigkeit der Welt aufzwingen wollten, besaß der scheue, linkische Pfarrersohn aus Pallas, den die Not fast ständig begleitete, genug kritischen Sinn zur Beurteilung deutschen Wesens.

Erst als Theologiestudent in Dublin, dann als Mediziner in Edinburg von Stipendien und einem gutmütigen Onkel unterstützt, ging er im Februar 1754 zur Vertiefung seiner Studien aufs Festland nach der damals blühenden Universität Leyden. Ohne indessen seine Studien abgeschlossen zu haben, verließ er im Februar des folgenden Jahres 'mit einem Hemde und ohne Geld' ('Verm. Werke' 1801, I 34[2]) Holland und wanderte zu Fuß

---

[1] Ich trage hierzu nach: Andreäs 'Christianopolis' (übers. 1619; vgl. F. E. Held, Neuyork 1916) und Jakob Böhmes Schriften, die vollständig übersetzt waren (vgl. Clos, Archiv 147).

[2] Ich zitiere absichtlich deutsch; die englischen Titel s. in der Biographie.

ohne Ziel über Antwerpen, Löwen und Paris nach Gent, wobei er eine Zeitlang auf deutschem Boden weilte. Berichtet wird, er habe von Paris aus einen geizigen Engländer in die Schweiz begleitet ('Werke' 1780, I S. IV; dagegen 'Verm. Werke' 1801, S. 35 f.), 'indem er den Weg über Straßburg einschlug, den Rhein überschritt und kurze Zeit in Deutschland blieb' (Prior I 183 f.). Sicher ist, daß er sich etwas in Straßburg umsah ('Werke' 1780, I S. IV). Wie lange und wo er sich sonst in der äußersten Südwestecke Deutschlands aufgehalten hat, wissen wir nicht. Briefe, die er damals von hier an seine Freunde schrieb und die teilweise noch des Dichters Schwester, Mrs. Hodson, gelesen hat, müssen als endgültig verloren angesehen werden (Forster I 68 Anm., vgl. auch 'Verm. Werke' 1801, S. 14, und Nichols, Ill. VI 454 und VIII 82). Ebenso ist ein ausführlicher Brief über seine Reisen verschwunden, den er kurz nach seiner Rückkehr an Dr. Radcliff aus Dublin richtete (Forster 74 Anm.). Fest steht, daß es ihn bald weiter nach Schaffhausen, Basel, Bern über die Alpen nach Mailand, Verona, Padua, Mantua und Florenz trieb, bis er nach unendlichen Schwierigkeiten am 1. Februar 1756 wieder in Dover landete.

Die englische Gepflogenheit, durch Reisen auf dem Kontinent die Allgemeinbildung eines jungen Mannes abzuschließen, ist sehr alt. Schon 1572 hatte Sir Philip Sidney von Königin Elisabeth die Erlaubnis zu einer zweijährigen Europareise erhalten — er sah hierbei auch Straßburg, Heidelberg und Frankfurt a. M. —, 'um die Kenntnis fremder Sprachen zu erlangen' (vgl. D. N. B. LII 221). Von bekannten Schriftstellern späterer Tage war Milton auf dem Festland; Deutschland kannten Harrington (um 1630), Shaftesbury (um 1690) und Addison (1700—03). Im 18. Jh. hatte sich die 'grand tour' als Erziehungsfaktor für die Söhne aus besserem Mittelstande durchaus eingebürgert. Unter der Obhut eines Hofmeisters, außerdem häufig noch mit mehreren Dienern nebst Gepäckwagen reiste der nicht immer sehr geistreiche Jüngling in der Postkutsche langsam und kostspielig von Land zu Land. Daß sich seine Beobachtungen dabei, die später mitunter in Tagebuchform veröffentlicht wurden, nicht selten in Plattheiten und Unrichtigkeiten ergingen, ist daher verständlich.

Ganz anders bei Goldsmith. 'Es gibt kaum ein Königreich in Europa,' so schrieb er nach seiner Rückkehr an seinen Schwager Hodson aus London am 27. Dezember 1757, 'in dem ich nicht ein Schuldner bin' (Gibbs I 433). 'Mit einem Goldstück in der Tasche, einem Hemde auf dem Rücken und einer Flöte in der Hand' (Percy, Memoir 33 f.) zog er flötend und bettelnd von Ort zu Ort, übernachtete meist in den Scheunen der Bauern, wohl auch in billigen Gasthäusern oder unter freiem Himmel (Cooke,

Europ. Mag. XXIV 91) und kam dabei in enge Berührung mit Land und Leuten. 'So oft ich mich gegen Abend', erzählte er von sich im 'Landprediger' Kap. XX (vgl. Ed. 1780, I S. VI und Ed. 1801, I 34), 'einem Bauernhause näherte, spielte ich eines meiner lustigsten Lieder, und das verschaffte mir meist nicht nur ein Obdach, sondern auch Lebensunterhalt für den nächsten Tag. Ich versuchte ein- oder zweimal vor feinen Leuten zu spielen, aber sie hielten stets mein Spiel für abscheulich und belohnten mich nicht einmal mit einer Kleinigkeit.' So fiel sein Urteil über Deutschland und seine Bewohner, soweit es in seinem Gesichtskreise lag, um vieles unmittelbarer und sachlicher aus als die weitschweifigen Darstellungen aller seiner Zeitgenossen (vgl. Einl. zur 1. Ausg. der 'Untersuchung').

Goldsmiths Beobachtungen über Deutschland finden sich nicht so sehr in einem abgeschlossenen Werke, sondern als längere, teils kürzere Bemerkungen in seine Kritiken, Essays, Briefe, poetischen Erzeugnisse und Prosaabhandlungen eingestreut. Aufgabe folgender Zeilen ist es nun, chronologisch seine Äußerungen zu verzeichnen, und dann aus ihnen das Bild zusammenzustellen, das sich von Deutschland und den Deutschen in der zweiten Hälfte des 18. Jh. im Kopfe jenes eigenartigen Briten widergespiegelt hat, wobei seine Treffsicherheit tunlichst am Maßstabe späterer geschichtlicher Wahrheit gemessen werden soll.

II. Goldsmith als Kritiker Deutschlands.

Als Goldsmith nach zweijähriger Abwesenheit in Dover wieder englischen Boden betrat, besaß er kaum einen Heller mehr (vgl. Ed. 1780, I S. X). Der junge 27jährige Arzt, der in Edinburg, Löwen, Paris und Padua studiert hatte, wankte wie ein Bettler hohläugig und zerlumpt auf den nebelfeuchten Landstraßen Kents der Hauptstadt zu. Unterwegs fanden sich keine gutmütigen Bauern, die ihm einst in Deutschland als Lohn für sein Flötenspiel die dampfende Abendschüssel gereicht und bereitwillig ein Strohlager in ihrer Scheune aufgeschüttet, keine gastlichen irischen Mönche, die ihn später im sonnigen Italien beherbergt und verpflegt hatten. Nahezu einen Monat brauchte daher der jammervolle Wanderer, um den etwas über 100 Kilometer langen Weg nach London zurückzulegen.

Hier gelang es ihm endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen, als Apothekergehilfe in der Altstadt, dicht bei der Erinnerungssäule an das große Feuer von 1666, durch Pillendrehen und Pflasterstreichen sein kärgliches Brot zu verdienen, bis er durch Vermittlung eines alten Edinburger Kommilitonen, Dr. Sleigh, südlich der Themse im Stadtteil Bankside, wo einst vor mehr als anderthalb Jahrhunderten im Globustheater im

'Schwan' und in der 'Rose' die Schöpfungen des großen Stratforders über die Bretter gegangen waren, sich im folgenden Jahre eine bescheidene Arztpraxis schuf. Aber auch diese Tätigkeit konnte den Mittellosen kaum ernähren, der wegen seines breiten Dialekts und seiner plumpen Gestalt von den Medizinern verhöhnt wurde (vgl. eb. S. X), so daß er sich auf Vorschlag eines Patienten, eines armen Druckereiarbeiters, an dessen Brotherrn um Hilfe wandte. Dieser war kein Geringerer als Richardson. Dadurch daß der gefeierte Autor der 'Clarissa' ihn als Korrektor an der Presse arbeiten ließ, kam er in unmittelbare Berührung mit der Literatur seiner Zeit, begann er selbst zu schriftstellern. Weshalb es ihn hier nicht lange hielt, wissen wir nicht. Jedenfalls bekleidete er bereits im selben Frühjahr im nahen Peckham — einem wegen seiner dürftigen Mahlzeiten sprichwörtlich gewordenen Viertel — das einträglichere Amt eines Hilfslehrers in einem Internat, das der Vater seines Edinburger Studienfreundes Milner unterhielt. Da lernte Goldsmith an dessen Mittagstisch Ende April 1757 Griffiths kennen, den Besitzer und Herausgeber einer der damals zahlreichen Zeitschriften belehrenden und unterhaltenden Inhalts, der liberalen 'Monatlichen Rundschau' (1749—1803), deren Mitarbeiter Milner war. Noch am selben Tage verpflichtete der Buchhändler den jungen Iren als Artikelschreiber, der alsbald in die dunkelste Gegend des literarischen London, die Grubstraße, übersiedeln mußte, wo Griffiths sein Kontor hatte.

Mit den Artikeln für die 'Monatliche Rundschau' begann nun Goldsmiths Tätigkeit als kritischer Journalist, als der er an den großen und kleinen Tagesereignissen der Heimat wie des Auslandes regsten Anteil zu nehmen verpflichtet war. Unter diesen standen neben den Vorgängen auf dem nordamerikanischen Kriegsschauplatz die in Deutschland im Vordergrunde, zumal die englischen Interessen in Hannover ernstlich gefährdet schienen.

Das erste Werturteil über Deutschland, das wir von Goldsmith besitzen, findet sich in Griffiths Augustnummer 1757 (ed. Gibbs IV 283 f.) und ist literarischer Art. Da kündigt er seinen Lesern eine Auswahl aus der zweibändigen Übersetzung von Rabeners 'Satirischen Briefen' an mit der ironischen Warnung, sich bei der Lektüre 'nicht über die förmlichen Titel zu ärgern, mit denen die Briefschreiber einander beehren, denn', so fährt er fort, 'die Deutschen sind sehr umständlich in diesem Punkte'. In der Septembernummer (eb. 293) zaust er ein antikes Heldengedicht des Edinburger Wilkie, die 'Epigoniade', deren Verse mit ihrem 'gurgelnden oder Truthahnklang' oft an Gegenden in Wales, Deutschland oder das Kap der Guten Hoffnung erinnern. In einem Briefe vom 14. August 1758,

den er aus dem Temple-Kaffeehaus an seinen Dubliner Jugendfreund Robert Bryanton gerichtet hat (eb. I 436), weist er dann ebenso flüchtig wie spöttelnd auf die 'deutschen Kommentare und holländischen Wörterbücher'; und im folgenden Februar spricht er in einer langen Epistel an seinen älteren Bruder Heinrich (eb. 451) von einem Entwurf zu einem komischen Heldengedicht, in dem des 'Preußenherrschers lampenschwarzes Antlitz' im Bilde neben anderen armseligen Drucken die Wände der schäbigen Dichterklause schmücken.

Nach diesen vereinzelten und allgemein gehaltenen Andeutungen über Deutschland findet sich alsbald eine ausführliche Darstellung in seinem ersten Buche, der 'Untersuchung über den gegenwärtigen Zustand der schönen Literatur in Europa'. Das Werk hatte als literarische Frucht seiner Kontinentreise nur langsam in der freien Zeit reifen können, die ihm die Lohnschreiberarbeit bei Griffiths ließ. So war es erst am 2. April 1759 bei Dodsley erschienen. Das V. Kapitel (Gibbs III 483 ff.) hat der Verfasser der 'schönen Literatur in Deutschland' gewidmet, in das er auch allerlei politische Bemerkungen flicht.

Er beginnt damit, die Deutschen, obwohl in den schönen Wissenschaften lange und gründlich gebildet, hätten zuviel Latein statt ihrer Muttersprache getrieben; sie hätten manche fleißigen Kommentatoren, aber kaum ein Genie aufzuweisen. 'Wenn die Kritik', meint Goldsmith, 'den Geschmack eines Volkes hätte verbessern können, so würden die Deutschen die verfeinertste Nation von der Welt geworden sein.' Zugleich wirft er den deutschen Gelehrten, die überreich 'mit Professuren oder mit dem Tand scholastischen Putzes' ausgeschmückt würden, 'anmaßendes Auftreten' vor, wennschon er ihre Emsigkeit als 'beispiellos' anerkennen muß; sie lesen jedoch zuviel, anstatt zu studieren, 'sie schreiben ganze Bände, während sie nicht eine Seite lang denken'. Umständlich brabbeln sie (drone on) über ein Thema und können sich nicht auf das Zweckmäßige beschränken: 'Sollten Engel Bücher schreiben, dann würden sie niemals Folianten schreiben.' 'Aber', fährt er fort, 'laßt die Deutschen haben, was ihnen zukommt: Wenn sie unbeholfen sind, so nimmt kein Volk von der Welt eine löblichere Feierlichkeit an oder versteht all das Dekorum des Stumpfsinns besser.' Ein lebendiges Bild entwirft dann der Dichter von dem deutschen Universitätsleben: 'Laßt den Vortrag eines Professors noch so schwerfällig vorwärts gehen, er kann seinen schlummernden (dozing) Schülern nicht ermüdend werden, die ihm häufig zustimmendes Nicken der Billigung zollen. Ich habe mitunter ihren Disputationen beigewohnt. Bei dieser Gelegenheit ent-

behren sie oft ihrer Würde und scheinen wirklich ganz lebhaft. Die Disputationen werden durchgeführt zwischen den Anhängern des Cartesius, dessen verworfene Lehre sie immer noch die neue Philosophie nennen, und denen des Aristoteles. Obwohl beide Parteien unrecht haben, streiten sie mit einer Hartnäckigkeit, die der Sache der Wahrheit würdig wäre; nego, probo und distinguo werden laut; die Disputierenden werden warm, der Leiter kann nicht gehört werden, die Zuhörer nehmen an der Debatte teil, bis schließlich der ganze Saal vor Spitzfindigkeit und Irrtum schwirrt.'

Dann geht Goldsmith zu den wissenschaftlichen Instituten in Deutschland über und äußert sich ziemlich geringschätzig über die in Göttingen von dem verstorbenen Georg I. in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Hannover gegründete Hochschule, die 'Mißgeburten einpökelt und lebende Junge ohne Zahl seziert' und darüber geziemende Sitzungsberichte veröffentlicht habe. Am meisten nimmt er Anstoß daran, daß ihr Gönner 100 000 £ für diese Zwecke ausgegeben hat, an Stelle ein Viertel der Summe 'als schicklichen Lohn dem Talente in einigen Nachbarländern (!) gegeben' und dadurch 'zu den wahren Interessen der menschlichen Gesellschaft beigetragen zu haben'. Rückhaltslos anerkennend spricht er sich aber im Anschluß daran über die von Friedrich II. geschaffene (bereits Friedrich I. hatte sie 1711 gegründet, Friedrich II. sie lediglich nach französischem Muster organisiert) Akademie der Wissenschaften aus, der durch diese Tat selbst 'in der bescheidensten Stellung der erste der Menschheit gewesen sein würde'. 'Die von dem König von Preußen in Berlin gegründete Gesellschaft ist eines der schönsten literarischen Institute, die je ein Zeitalter oder ein Volk hervorgebracht hat.' Goldsmith läßt dann eine Beschreibung folgen von den vier wissenschaftlichen Klassen, die zusammen ein organisches Ganze bildeten; von ihren Mitgliedern, die aus den Gelehrten ganz Europas gewählt würden. Infolge ihres umfassenden Wirkungskreises überrage die Berliner Akademie naturgemäß alle Sonderinstitute naturwissenschaftlichen oder medizinischen Charakters, die in unfruchtbarer Spezialarbeit ihre Forschungen durch Mißachtung anderer Wissensgebiete nicht zu verwerten verständen. Selbst die Königliche Gesellschaft zu London, 'das größte und vielleicht älteste Institut dieser Art' (gegründet 1662), hätte durch eine breitere Basis (sie pflegte nur Mathematik und Naturwissenschaft) wohl 'nicht mehr Entdeckungen verbreitet, diese aber wahrscheinlich in gefälligerer und gedrängterer Form vorgetragen' und so boshafte Kritik (z. B. Butlers 'Elefant im Monde') vermieden.

Doch der Verfasser prophezeit der vorbildlichen preußischen Akademie keine gedeihliche Zukunft: wie sie entstanden sei,

würde sie mit ihrem großen Gönner dahinsinken; sie hielte sich nur künstlich durch den Zuspruch des Auslandes aufrecht. Nachdrücklich betont Goldsmith, schon der Gebrauch des Französischen statt des Deutschen als Verhandlungssprache — überhaupt die Verwendung einer Fremdsprache in der Literatur — sei ein Fehler gewesen; auch sei ihr Verfall dann unvermeidlich, wenn ihre Mitgliederzahl vom Auslande, insbesondere von Frankreich, nicht mehr ergänzt würde.

Soweit über seine Kritik, die er im VI. Kapitel ('Über die schöne Literatur in Holland') durch das Lob Hallers, Klopstocks und Rabeners (eb. 490) und im XIII. Kapitel ('Über Universitäten') durch eine nachträgliche Ehrenrettung Göttingens als 'Hort akademischer Freizügigkeit' (eb. 523) kurz ergänzt.

Um die gleiche Zeit hat Goldsmith auf Veranlassung von Griffiths die 'Denkwürdigkeiten aus dem Leben Voltaires' veröffentlicht (ed. Gibbs IV 20 ff.), die manche Urteile über Deutschland enthalten, obwohl der Autor das Büchlein einen 'in vier Wochen zusammengeschriebenen Wisch' nennt (Brief an seinen Bruder Heinrich, Februar 1758, ed. Forster II 165). Die freudige Erinnerung an das Zusammentreffen mit dem großen Skeptiker in Genf (1755), dessen 'Universalgeschichte' er zwei Jahre darauf in der Augustnummer der 'Monatlichen Rundschau' zum Entzücken Walpoles und Grays besprochen hatte, mag ihm die Feder besonders schnell geführt haben.

Neben der Gestalt Voltaires stehen hier der Familienkreis um Friedrich II. und seine Beziehungen zum Geistesleben im Mittelpunkte der 'Denkwürdigkeiten'. Ausführlich schildert er (eb. 36 ff.) den Vater Friedrich Wilhelm als den Schrecken seiner Umgebung, den Willkürherrscher, dem nur Kronprinz Friedrich zu widersprechen wagt, da dieser in der 'törichten Verwendung von Soldaten als Schaustellung' und dem väterlichen Geize ernsthafte Gefahren sieht. Friedrichs Fluchtversuch nach England, Gefangennahme und Kattes Hinrichtung werden dargestellt, zugleich sein Eifer erwähnt, mit dem sich der Prinz im Kerker auf Bücher, auf Voltaires 'Henriade' stürzt. Als dieser 1750 an den Hof seines Bewunderers kommt, weht ein anderer Wind als vordem in Preußen: 'Seine Untertanen erwarteten viel von ihm, während er noch Prinz war; aber als er mit der Königsgewalt ausgestattet wurde, übertraf er alle ihre Erwartungen.' Taktvoll ist sein Verhalten der ungeliebten Frau gegenüber, unbeirrbar seine Kälte gegen die Schmeichler. 'Kurzum, er erwies sich in jeder Hinsicht als der Vater seines Volkes.' Er fördert Gesetze, Handel, Künste und Wissenschaften. Im Arbeitszimmer, auf dem Truppenplatz und im Festsaal verbringt er regel-

mäßig Tag für Tag. Zwanglos gibt er sich in heiterer Geselligkeit mit Männern wie dem Marquis d'Argens, Maupertuis, dem Baron Polnitz und dem Halleschen Philosophen Wolff. D'Argens ist Vergnügungsinspektor und Maupertuis als gutmütiger Mann wohl gelitten; Polnitz, der dienstbeflissene Schmeichler, der mittellos Europa durchreist hat, und Wolff, der wegen seiner metaphysischen Lehre vertriebene Professor, erfreuen sich ebenfalls der königlichen Gunst, denn 'Mißgeschick allein war eine genügende Empfehlung für den Schutz des Königs von Preußen'. Dieser habe Wolff, so meint Goldsmith, als gelehrten Schwärmer betrachtet, da seine Leistungen 'wenig mehr als tändelnde Künsteleien über die Meinungen von Leibniz' gewesen seien. — Es folgt dann eine Schilderung der Berliner Akademie, die als Ergebnis jenes lebendigen Gedankenaustausches von Friedrich gegründet (d. h. reorganisiert, vgl. S. 7) wird. Ferner stellt der Verfasser die herzliche Aufnahme Voltaires seitens Friedrichs dar; sein feines Geschick gegenüber den Eifersüchteleien der Gelehrten, die 'den Berliner Hof zum glänzendsten in Europa machten'; schließlich würdigt er die Bedeutung seines 'Antimacchiavell'.

Eine kritische Ergänzung über die Arbeitsweise an Friedrichs Akademie bietet Goldsmith in der J u n i n u m m e r der konservativen 'K r i t i s c h e n R u n d s c h a u', dem Konkurrenzblatt von Griffiths, zu dem er um diese Zeit auf Veranlassung ihres Herausgebers Smollett übergegangen war. Er bespricht da die vermischten philosophischen Schriften Formeys, des ständigen Sekretärs der Berliner Akademie (eb. 355 ff.). Der von französischen Eltern stammende Berliner ist gar nicht nach englischem Geschmack, obwohl der Kritiker etwas später dessen 'Geschichte der Philosophie und der Philosophen' — allerdings anonym — übersetzt hat. Besonders geißelt er die Eitelkeit jenes Mannes, der als 'ein Theologe, ein Deutscher, ein Professor, ein Journalist und Akademiesekretär vielleicht acht bis zehn Patente hinter seinen Namen reihen könnte'. Offen erklärt Goldsmith seine Beredsamkeit für bestenfalls 'metaphysisch langweilig', selbst auf die Gefahr hin, 'als Ketzer im Freistaate der Wissenschaft betrachtet zu werden'. Durch die unverständliche Darstellungsweise, behauptet Goldsmith, büße Formeys Buch zur Hälfte an Wert ein. Und beißend fährt er fort: 'Jeder Gegenstand wird sehr wissenschaftlich mit großem Aufwand von Beweisen behandelt, die nichts beweisen; er scheint immer auf Fittichen und bewegt sich doch keinen Zoll breit. Er teilt sehr gewissenhaft und methodisch seinen Gegenstand, mustert ihn von allen Seiten und verläßt ihn dann, ohne eine einzelne Dunkelheit abzustreifen. Braucht dann im allgemeinen hinzugefügt zu

werden, daß es eine jener Arbeiten ist, die nur dazu dienen, einem Verfasser Ruhm und Kenntnis zu gewinnen und doch keinen Neid bei zeitgenössischen Schriftstellern zu erzeugen? Die Boshaften müssen zugeben, daß kein Schaden angerichtet wird, und die Edelmütigen können vielleicht gestehen, daß es sich "ziemlich gut" liest.'

In der Septembernummer desselben Blattes rezensiert Goldsmith lobend 'Butlers hinterlassene Werke' (eb. 380) und meint dabei spöttisch: 'Wäre solch eine Zahl schöpferischer Gedanken im Besitz eines deutschen Kommentators, was für Bände könnten nicht das Ergebnis seiner Beobachtungen sein!'

Auch als er dann einziger Mitarbeiter der 'Biene' wird, eines von dem bekannten Buchhändler Wilkie im Herbst 1759 begründeten Wochenblattes, erwähnt er wiederholt den großen Preußenkönig. So veröffentlicht er in Nr. I 5 vom 6. Oktober 1759 einen Brief Voltaires an d'Arget vom 8. Januar 1758 (ed. Gibbs II 317 ff.), als sich jener bereits von Potsdam nach Genf zurückgezogen hat. Der König, sagt Goldsmith, mag einige Schwächen haben; aber keiner versteht das Spiel, das er spielt, besser als er. 'Seine unendliche Schnelligkeit, seine Truppen sind lange vor seiner Thronbesteigung eingeübt worden ... Durch seine Disziplin und Schlagfertigkeit hat er zwei große Schlachten im Zeitraum eines Monats gewonnen (d. h. Roßbach und Leuthen). Er stürzt sich auf die Franzosen, wendet sich zurück gegen die Österreicher, nimmt Breslau wieder, macht 40000 Gefangene und schreibt Epigramme.' Doch vorsichtig fügt er hinzu: 'Wir werden sehen, wie dies blutige Trauerspiel, so ergreifend und doch so verwickelt, enden wird.' Im Artikel 7 derselben Nummer meint er in einem 'Kurzen Bericht über den verstorbenen Mr. Maupertuis' (eb. 321 ff.), Voltaire sei von Friedrich zugunsten Maupertuis' als 'Hanswurst' behandelt worden, so daß er Potsdam verließ und sein 'Micromegas' auf des Königs Befehl verbrannt wurde.

Weniger ernsthaft klingt es, wenn der Kritiker in Nr. IV 1 vom 27. Oktober 'Über die Ungewißheit literarischen Erfolges' (eb. 365 f.) behauptet, Lobreden auf den König von Preußen und Schmähschriften gegen die Königin von Ungarn und die Franzosen geplant zu haben; und herabsetzend wirkt es, wenn er bei der Schilderung eines Jahrmarktes in einer Schaubude 'den Hof des Königs von Preußen in all seiner Herrlichkeit' für einen halben Schilling zeigen läßt. Seltsam mutet es auch an, wenn er in Nr. VI 3 vom 10. November 'Über die Unbeständigkeit irdischer Größe' (eb. 414) von einem Gastwirt im nördlichen London spricht, der erst den französischen König, dann die Königin von Ungarn und schließlich den König von

Preußen auf seinem Aushängeschild führt. Offen tadelt Goldsmith dann in Nr. VII 2 vom 17. November 'Vergleich von Sitten und Gesetzen' (eb. 428) im Anschluß an Montesquieus Lehre 'das despotische und willkürliche Benehmen des gegenwärtigen Königs von Preußen, der die Gesetze seines Landes (im Code Frédéric) auf einen sehr gedrängten Umfang geschmälert hat'.

Auch was sonst aus Preußen kommt, taugt wenig: so die 'gräßlichen Preußenhüte', die bei den Engländerinnen damals Mode waren (Nr. II 1 vom 13. Oktober 'Über Kleidung' eb. 324 ff.), und die kleinen Berliner Kutschen, 'die von weitem das bequemste Fuhrwerk der Welt scheinen' (Nr. V 2 vom 3. November 'Traumbild' eb. 389).

Noch bevor die 'Biene' nach knapp sechs Wochen ihr Erscheinen mit der 8. Nummer einstellt, wird ihr Mitarbeiter von Smollett für das 'Britische Magazin', eine zu Neujahr 1760 veröffentlichte Monatsschrift, verpflichtet und ein paar Tage später vom Buchhändler Newbery für sein seit dem 12. Januar täglich erscheinendes 'Hauptbuch' gewonnen, nachdem beide Herausgeber Goldsmiths journalistisches Geschick freimütig anerkannt hatten.

Dieser bringt darauf im Februar für das 'Britische Magazin' in einem Artikel 'Über die verschiedenen Schulen der Musik' (ed. Gibbs I 386 ff.) zum ersten Male Bemerkungen über deutsche Kunst. Er beginnt damit, die Musik in Italien, England, Spanien und Deutschland sei im Verhältnis zum ernsten Charakter dieser Völker derber als die in Frankreich, Polen, Irland und der Schweiz, die langsam, schwermütig und feierlich sei. Der Schöpfer der englischen Tonkunst, Purcell (1658—1695), sei gänzlich von Händel verdrängt worden. Der Verfasser fährt dann fort: 'Obgleich Händel ursprünglich Deutscher ist, hat er doch die englische Art angenommen: er hatte sich lange, aber erfolglos abgemüht, durch italienische Komposition zu gefallen; und obwohl seine englischen Oratorien für unnachahmbar gehalten werden, so sind doch seine italienischen Opern in Vergessenheit geraten ... Händels wahrer Charakter ist Erhabenheit; er hat alle Mannigfaltigkeit von Tönen und Partien in all seinen Stücken angewendet. Die Darstellungen der übrigen mögen gefällig sein, obgleich sie von wenigen Musikern vorgetragen werden; die seinen erfordern die volle Kapelle. Die Aufmerksamkeit wird erweckt und die Seele aufgerüttelt bei seinen Stücken; aber klare Leidenschaft wird selten ausgedrückt ... Mit einem Worte, niemand hat die Harmonie so gut wie er verstanden; aber in der Melodie ist er von verschiedenen übertroffen worden.' Und als darauf am 18. Februar eine von 'S. R.' gezeichnete Entgegnung erscheint, es sei zu voreilig, Purcell zugunsten eines Fremden herabzusetzen, der

noch keine Schule gemacht habe, erwidert Goldsmith hartnäckig, Händel habe doch Schule gemacht, da er in seinen Oratorien 'vollständig ein Originalgenie' sei. 'Folglich kann er, obwohl Deutscher, an die Spitze der englischen Schule gestellt werden.'

In der Mainummer gedenkt er flüchtig im 'Traum' (eb. IV 479) des 'königlichen Preußen', der im Kreise italienischer, französischer und der englischen Schriftsteller Johnson, Gray und Mason neben Voltaire ruhmverleihend und -empfangend auf einem Hügel steht. Und im Juni kritisiert er die Leistungen zweier damals in dem Vergnügungsorte Vauxhall auftretenden Sängerinnen (eb. 481) und vergleicht die obere dünne Stimmlage der einen mit dem 'Ton der deutschen Flöte'. Interessanter ist eine Äußerung vom August 'Über nationale Vorurteile' (eb. I 320 f.). Er spricht über die Angewohnheit seiner Landsleute, England auf Kosten der anderen Europavölker herauszustreichen. So werfen sie z. B. den Deutschen vor, sie seien 'trunksüchtige Dummköpfe und viehische Fresser'. Ein unparteiischer Richter aber, der die 'Europatour' gemacht habe, müsse feststellen, daß 'die Deutschen mutiger und geduldiger in harter Arbeit und Strapazen seien als die Engländer', die ihrerseits 'unzweifelhaft tapfer und edelmütig, aber zugleich übereilt und ungestüm' seien. Goldsmith bedauert es, daß die Engländer nun so viel von den Franzosen, Holländern, Spaniern und Deutschen angenommen hätten, daß sie keine 'Weltbürger' mehr seien. Und drei Jahre später, in der Januarnummer 1762, erwähnt er in einem Artikel über 'Kriegerinnen' (eb. 316) Deutschland und die Nordsee kurz als blutigen Kriegsschauplatz.

Ausführlicher äußert sich der Verfasser im 'Hauptbuch' über Deutschland. Wohl redet er in der 'Schmähung unserer Feinde' (17. Januar 1760; eb. IV 470) bloß oberflächlich von den Heldentaten der Engländer in der Schlacht bei Dettingen (1743), der letzten, in der ein englischer Herrscher persönlich mitfocht, und deutet im 'Landklatsch' (16. Februar; eb. 475) nur mit flüchtigem Spott Fincks Kapitulation vor Daun als Folge von Bestechlichkeit; aber er gibt vom 24. Januar ab eine längere Reihe von Briefen heraus, die im folgenden Jahre als die 'Weltbürger' (eb. III 1 ff.) in Buchform erschienen sind.

In buntem Wechsel erörtert er vielerlei Fragen, auf die er bereits teilweise in früheren Abhandlungen mehr oder weniger eingegangen war. Voran stehen Preußen und sein großer König. Indem sich Goldsmith (Brief 5, ed. S. 25 ff.) über die sensationellen Zeitungsberichte der kriegführenden Völker lustig macht, bringt er eine Wiener Meldung, wonach eine Abteilung Österreicher ein überlegenes preußisches Heer völlig geschlagen habe.

Gleich darauf läßt er aus Berlin das Umgekehrte melden und fährt fort: 'Obgleich uns dieser Feldzug nicht nach unseren Wünschen vonstatten gegangen ist, so bleiben wir doch in Zuversichtlichkeit, wenn wir an den denken, der uns kommandiert: Solange wir schlafen, wacht unser König über unsere Sicherheit.' Und aus Dublin wird berichtet, Prinz Ferdinand habe einen vollständigen Sieg errungen und 'zwölf Kesseltrommeln, fünf Standarten, vier Wagen Munition und Kriegsgefangene erobert'. An anderer Stelle (Brief 42, S. 161) stellt er den Preußenkönig neben den Engländer Alfred, den Spanier Alphonso und den Russen Alexander III. als einen der wenigen tüchtigen Charaktere auf europäischen Thronen. Und am Schluß des Werkes (Anhang I, S. 448) lobt er die 'Disziplin und Regelmäßigkeit' der preußischen und russischen Truppen, die 'ohne Verwirrung vernichtet und ohne Flucht zurückgeworfen werden können', während die englischen Soldaten 'keines von diesen Erfordernissen in hervorragendem Grade besitzen'. Anderseits (Brief 43, S. 163 f.) wirft er — wie in der 'Biene' I 7 — dem 'großen Preußen' vor, er sei Voltaire nicht gerecht geworden, der eine Zierde für sein Reich gewesen und es durch eine Intrige habe verlassen müssen.

Zum ersten Male unterzieht Goldsmith auch hier (Brief 56, S. 211 f.) das Deutsche Reich einer kritischen Musterung: 'Das Deutsche Reich, jener Überrest der Erhabenheit des alten Rom, scheint am Vorabend der Auflösung. Den Gliedern seines großen Körpers fehlt jedes Band der Leitung, um sie zu vereinen, und sie sind scheinbar schwach zusammengehalten nur durch Rücksicht auf alte Einrichtungen. Allein der Name "Vaterland" und "Landsleute", der bei anderen Völkern eines der stärksten Bande der Regierung ausmacht, ist hier eine Zeitlang beiseite gelegt worden; jeder seiner Einwohner scheint stolzer zu sein, nach dem kleinen Staate genannt zu werden, der ihn gebiert, als mit dem bekannteren Namen "Deutscher". Diese Regierung kann in dem Licht eines gestrengen Herrn und eines schwachen Gegners betrachtet werden. Die Staaten, die jetzt den Reichsgesetzen unterworfen sind, warten nur eine passende Gelegenheit ab, das Joch abzuwerfen, und die zu mächtig geworden sind, um zum Gehorsam gezwungen zu werden, beginnen nun daran zu denken, ihrerseits Vorschriften zu erlassen. Die Kämpfe in diesem Staate dienen daher nicht dazu, die alte Verfassung zu erhalten, sondern zu zerstören. Wenn die eine Partei Erfolg hat, muß die Regierung despotisch werden; wenn es die andere hat, werden verschiedene Staaten selbst ohne nominelle Abhängigkeit bestehen; aber in jedem Falle wird die germanische Verfassung nicht mehr sein.' Spöttisch weist er (Brief 120,

S. 434) auf den deutschen Fürsten hin, 'der mehr Titel als Untertanen hat', und bekämpft Georgs III. Vorliebe, auf englische Münzen seine deutschen Titel, wie 'Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Erzschatzmeister und Kurfürst des hl. Römischen Reiches', zu setzen. 'Wäre das englische Geld bestimmt,' so fährt er fort (eb. 435 f.), 'in Deutschland im Umlauf zu sein, dann würde keine offenkundige Ungehörigkeit darin liegen, es mit deutschen Namen und Wappen zu prägen; aber obgleich dies bei früheren Gelegenheiten so gewesen sein mag, soll in Zukunft keine Gefahr mehr dazu sein. Da England aber vorhat, sein Gold zurückzuhalten, denke ich offen, daß Lüneburg, Oldenburg und die übrigen Länder sehr gut ihre Titel zurückhalten können'. Ebenso spöttelt er über den weiblichen Ritterorden (Brief 110, S. 389 f.), den die Kaiserin von Deutschland nach dem Vorbilde des Katharinenordens der Zarin gegründet haben soll, und empfiehlt ihn 'Drachenorden' zu nennen. Schließlich tadelt er auch die deutschen Soldaten (Anhang II, S. 455), die wie die Schotten und Iren als Glücksjäger überall dienten, anstatt ihrem Vaterlande in der Not zu helfen, während die Engländer sich stets als Söhne ihrer Heimat fühlten, ohne ihres Königs Erlaubnis nie fremde Belohnungen annähmen und nur für ihr Land stritten.

Den deutschen Volkscharakter sucht Goldsmith durch ein Geschichtchen zu beleuchten, das er selbst erlebt haben mag (Brief 74, S. 281): 'Ich war dabei, als ein deutscher Doktor deshalb, weil er eine Lobrede auf einen gewissen Mönch vorgetragen hatte, für den geistreichsten Mann auf der Welt gehalten wurde; bis der Mönch bald darauf diesen Ruf dadurch teilte, daß er das Kompliment erwiderte; auf diese Weise gingen sie beide unter allgemeinem Beifall davon.' Natürlich fehlt hier auch nicht das traditionelle Bild (Brief 90, S. 337 f.) des Mannes mit jämmerlichem Gesicht in Schlafrock und flanellner Nachtmütze, der ernsthaft damit beschäftigt ist, die deutsche Flöte blasen zu lernen.

Endlich führt Verfasser anerkennend einige deutsche Denkgeister an, so Albrecht Dürer (Brief 105, S. 379), dessen 'Jüngstes Gericht' er gesehen haben will; Baron Humboldt (Brief 108, S. 388) als glaubhaften Zeugen für asiatische Reiseberichte; Kaempfer (1651—1716), den Historiker Japans (Brief 118, S. 426), dessen Forschungen 1727 von Dr. Scheuchzer auf Kosten von Sir Hans Sloane übersetzt worden sind. Er erwähnt auch anläßlich der Erstürmung Marienburgs durch die Russen (Brief 62, S. 234 ff.) Gluck, den Superintendenten der Stadt.

Zur selben Zeit, als die 'Weltbürger-Briefe' die Leser des 'Hauptbuchs' in Spannung halten, erscheint die 'Vorrede und Einleitung zur Geschichte des Siebenjährigen

Krieges' (Gibbs V 7 ff.), deren langes Kapitel IV 'Über Deutschland' Goldsmith unter dem Titel 'Geschichte unserer Zeit' bereits im Dezember 1757 und Januar-Februar 1758 in Newberys 'Literarischem Magazin' als vorübergehender Mitarbeiter veröffentlicht hatte. Er äußert sich hier weit ausführlicher als sonst über Preußen und Deutschland.

Im Kapitel I 'Über England' (eb. 25 ff.) bezeichnet er neben Frankreich und Holland vor allem Deutschland und Preußen als die Länder, mit denen Britannien 'nicht nur um Reichtümer, sondern um die Freiheit' ringt. Sie alle sind tonangebend in dem großen europäischen Freistaate und sorgen durch Kriege und Verträge für das rechte Machtverhältnis untereinander. Zwar gesteht er hierbei eine 'Machtzunahme im Hause Brandenburg' zu, glaubt aber, daß der status quo bald wiederhergestellt werden würde.

Im Kapitel II 'Über Frankreich' (eb. 28 ff.) weist er darauf hin, daß der Streit zwischen Brandenburg und Österreich für Frankreich sehr vorteilhaft gewesen sei und dieses gern Hannover als Pfand gegen England besetzt gehalten hätte (Schlacht bei Hastenbeck). Trotz gewaltiger Verluste hat Frankreich immer neue Kräfte ins Feld geführt, so daß ein Gegengewicht zur Sicherung Europas dringend nötig ist. 'Von Preußen', meint er, 'kann es nicht erwartet werden, da die Stärke jenes Königreiches gegenwärtig nur künstlich und vorübergehend ist; da es sich zu seiner höchsten Höhe unter dem jetzigen Herrscher erhob, wird es wahrscheinlich sinken, wenn er es nicht mehr unterstützt'.

Und nun spricht er im Kapitel III eingehend über Preußen (eb. 34 ff.). Friedrichs II. Sorge um die Wohlfahrt seines Volkes ist der Gipfelpunkt der jahrhundertlangen 'weisen und ausgezeichneten' Politik des Hauses Brandenburg, das Künste und Industrie gefördert, Fremde ins Land gezogen und achtenswerte Heere ausgebildet hat. Groß ist seine Macht in Anbetracht seiner kurzen Entwicklungsdauer, aber klein im Vergleich zu anderen Ländern mit langer Vergangenheit (!): 'Was für künstliche Kraft auch immer die Gebiete des Königs von Preußen erwerben konnten, ist ihnen zugefügt worden; aber wenn nicht ein glückliches Zusammentreffen derselben Ereignisse, die diesem Reiche Macht gegeben, zu seiner Erhaltung andauert, muß man fürchten, daß es wieder in seine ursprüngliche Bedeutungslosigkeit zurücksinkt.' In ihrer doppelten Aufgabe als Mitglieder des deutschen Fürstenbundes gegen Frankreich und als Beschützer der deutschen Verfassung suchten die preußischen Könige von jeher den Ehrgeiz Österreichs einzuschränken, das jene Freiheiten zu vernichten strebte. Um einem Übergewicht Österreichs und Frankreichs zu steuern, hat Friedrich II. sich Schweden und Dänemark, besonders Rußland genähert, das erhoffte Bündnis mit

dem Zaren jedoch wegen der russischen Revolution nicht zustande bringen können; auch in dem erstarkten Schweden fand Preußen wenig Entgegenkommen. Daher wünschte Österreich aus der Not Preußens Vorteil zu ziehen, während Frankreich vertraulich seinen Beistand anbot. England aber, dessen Aufrichtigkeit Goldsmith Preußen gegenüber betont, erfuhr 'Anzeichen der Abneigung' selbst bei den üblichen Höflichkeitsmaßnahmen, die es genötigt war, gegenüber seiner preußischen Majestät zu beobachten. Während Friedrich in kluger Vorahnung sich gegen Österreich gerüstet hielt, setzte Frankreich scheinbar seine Freundschaft mit ersterem fort, fest entschlossen, durch seinen Einfluß Deutschlands Politik zu verwirren. Da es bald Preußens Stärke erkannt hatte, schloß es ein Bündnis mit Österreich, um unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit und dem Vorwande, der schwächeren Partei zu helfen, den Krieg zu eigenem Vorteil in die Länge ziehen zu können. Friedrich seinerseits verbündete sich mit England und betrachtete Hannover als genügenden Schutz gegen Frankreich, was es vorerst infolge des 'guten Verhaltens der preußischen Generäle' auch war. Schon lange, meint Goldsmith, wünschte Friedrich ein Bündnis mit England, da dies ihm 'wirklichen Beistand in seinen Handelsabsichten leisten konnte'. Er wußte, daß Englands Freundschaft mit dem Bruche Frankreichs erkauft werden mußte, und hoffte, daß Rußland seine Verträge jenem gegenüber halten würde. Obwohl das englische Bündnis nach des Verfassers Meinung sich 'nicht gerade ganz zu Preußens Vorteil wandte, wird es ihm wahrscheinlich am Ende nützlicher sein als irgendein vorher abgeschlossenes'. Er rühmt Friedrichs Talent, seine Streitkräfte und Einkünfte richtig einzuschätzen und zu gebrauchen; seine Erkenntnis, die Herrscherwürde auf der Wohlfahrt der Untertanen zu begründen; sein Bemühen, den Machtzuwachs seinem Volke dienstbar zu machen. Besonders erwähnenswert scheint ihm aber des Königs Bestreben, seine Hilfsquellen durch den Handel zu vermehren. 'Man weiß sogar von ihm,' behauptet der Kritiker, 'daß er eine Neigung besitzt, eine Seemacht zu werden, oder, was dasselbe mit anderen Worten ist, seine Untertanen zu befähigen, ihren Wohlstand durch ihren Handelsfleiß, durch die Kanäle des Außenhandels zu fördern. Welche Macht konnte daher seine Pläne dieser Art so sehr fördern als England? — eine Macht, die ihn nicht als Gegner in der Größe fürchten kann, die keine Neigung zu hemmen und große Fähigkeiten hat, ihre Unternehmungen jener Art zu schützen. Wenn immer die Machtkämpfe, die gegenwärtig ganz Europa zu den Waffen rufen, beigelegt sein werden, haben wir wenig Anlaß, zu zweifeln, daß Seine Majestät von Preußen sein ganzes Augenmerk auf den Handel richten

wird, da der sehr bedeutende und bequeme Hafen Emden offen steht, um seine Absichten zu erleichtern. Dort kann er solche Pläne bilden, die jene Ausgaben decken werden, die er gehabt hat, um seine Erwerbungen, wenn nicht für das gegenwärtige Geschlecht, so doch für die Nachkommen zu sichern.'

Im Kapitel IV 'Über Deutschland' (eb. 37—52) betont Goldsmith den Doppelcharakter des Reiches. Es bestände aus vielen voneinander unabhängigen Staaten und bilde zugleich einen Staatenbund unter gemeinsamem Oberhaupt, das ihn beaufsichtige, aber durch Reichsverfassung gebunden sei. Genau geht er auf die Bedeutung der Goldenen Bulle ein, auf die Teilung des Karolinischen Reiches, auf den Kampf zwischen Kaiser und Papst, und wie sich hieraus die Macht der Einzelstaaten entwickelt habe. Hinsichtlich seiner Verfassung weise Deutschland eine Mischung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie auf, sei also als 'gemischte Republik' anzusprechen. Er kritisiert dann des Pariser Thuanus (1553—1617) Meinung, es sei erstaunlich, daß so viele an sich schwache Staaten ohne Zwang ein so mächtiges Ganze bildeten, indem er bemerkt, es könne von keiner Vereinigung die Rede sein, sondern von einer Loslösung einzelner Glieder, die nur das gemeinsame Interesse zusammenhielte. Zweifellos verdiene das Deutsche Reich große Achtung von seiten der europäischen Mächte, solange alle Einzelstaaten zum Wohl des Ganzen beitrügen. Aber die geringe Autorität des Kaisers wie Furcht, Mißtrauen und Eifersucht der Fürsten schadeten dem Bestande ebenso sehr wie private Streitigkeiten, hinter die oft die wichtigsten Reichsangelegenheiten zurücktreten müßten. Alle Grenzen seien schlecht bewacht und befestigt, die wenigen Soldaten nur unzureichend gelöhnt. Öffentliche Kassen zur Abhilfe dieser Mängel gäbe es nicht, da niemand dazu beitragen wolle. Die so sehr gepriesene deutsche Freiheit sei nichts weiter als Willkür einzelner Fürsten, die den Kaiser mißachten und das Volk wie Sklaven ausbeuten. Der Handel leide sehr unter den zahllosen Steuern der vielen Einzelstaaten, so daß die schönen, schiffbaren Ströme nicht ausgenutzt werden könnten. Die Gerichtshöfe, aus zu wenigen, schlecht bezahlten Richtern bestehend, verhandelten auf den Reichstagen mit unerträglicher, sprichwörtlich gewordener Langsamkeit und machten dadurch ihre Regierung den Nachbarvölkern lächerlich. Daher gehen die Interessen des Kaisers und die der Kurfürsten sehr auseinander. Das Haus Österreich, meint Goldsmith, hätte fast immer seinen wirklichen Interessen zuwider gehandelt. So sollte es vor allem darauf bedacht sein, die Kaiserwürde in der Familie zu erhalten, um in ihr ein Bollwerk gegen die Türken, ein Gegengewicht zu Frankreich und einen Ruhehüter Deutschlands zu haben. Es

sollte stets mit seinen Bundesgenossen im Reich zusammengewirkt, deren Recht und Freiheit geschützt haben, dann würde es ihrer Hilfe ganz sicher sein. Wenn Kaiser und Reich einig wären, würden sie dem 'natürlichen Feinde' Frankreich ohne fremde Unterstützung überlegen sein. Eine versöhnliche Verwaltungspolitik Österreichs hätte gewiß bei den deutschen Fürsten Vertrauen, Achtung und Gehorsam für den Kaiser erweckt; ohne die Furcht vor der österreichischen Macht würde es ihnen nie eingefallen sein, sich um Hilfe an Frankreich und andere Länder zu wenden. 'Wären diese Vorsichtsmaßregeln beachtet worden, so hätte der Kaiser eine der größten und furchtbarsten Mächte Europas werden können'; seine Stellung hätte ihm viel Gelegenheit geboten, sich durch Beschützung der Fürsten und Staaten diese dauernd zu verpflichten. Aber wie jämmerlich ist die gegenwärtige Lage des Kaisers! Parteihader, Frankreichs Einmischung und religiöse Kämpfe zerreißen Deutschland und machen das Gleichgewicht Europas zu einem leeren Schall. Als Glied des deutschen Stammes hat Österreich, obgleich mächtig genug, zu seinem Schaden Expansionspolitik getrieben, weil diese das gute Einvernehmen zu seinen Nachbarn störte. Durch friedliche Arbeit, durch Handel, Schiffahrt und Kultivierung seiner weiten östlichen Landstrecken hätte es den Wohlstand seines Volkes mehr gefördert als durch Krieg. Böhmen und die Adrialänder seien großer Verbesserungen fähig, andere würden nicht bloß gute Soldaten, sondern tüchtige Kaufleute abgeben. An Stelle dessen haben die österreichischen Machthaber als 'Werkzeuge der Ränkeschmiede und Frömmler falschgerichteten Eifers' ihr wackeres Volk der religiösen Freiheit beraubt. Die Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl verleitete den Kaiser sogar dazu, seine treuesten Anhänger zu verfolgen und sich mit dem Hause Bourbon offen zu verbinden. Würde er sich von christlicher Nächstenliebe, gesunder Politik und Dankbarkeit leiten lassen, so wüchsen Bevölkerungszahl und Reichtum in seinen Provinzen. Infolge weitherziger Toleranz aller christlichen Gemeinschaften würden große Scharen aus der Türkei nach Österreich wandern.

Durch seine Herrschaft in den Niederlanden sei Österreich ferner mit den Interessen Europas eng verknüpft. Als Schranke zwischen Holland und Frankreich sollte es am besten als natürlicher und beständiger Verbündeter der Seemächte verharrt haben, die niemals verfehlt hätten, bei allen Gelegenheiten die äußerste Bereitwilligkeit zur Unterstützung seiner Interessen zu zeigen. In der Eigenschaft als Wächter der Freiheiten Europas hätte es sich die Achtung seiner Nachbarn erwerben können. 'Aber die Aufgabe des Hafens Ostende als Garnison an die Franzosen ohne

irgendein Unterpfand ... war ein solcher Fehler in der Politik, wie er nicht einmal mit dem gesunden Menschenverstand vereinbart werden kann.' Eine französische Garnison an jener Stelle ist wahrhaft schrecklich für alle Mächte Europas. Den Verzicht auf Ostende nennt Goldsmith 'nicht nur eine Ungerechtigkeit gegen den deutschen Staatskörper, sondern einen Verrat am Vertrauen Europas'. Als Pfand sei dieser Hafen von den europäischen Staaten dem Kaiser anvertraut worden, daher habe er kein Recht gehabt, es zu veräußern. Zusammenfassend betont der Verfasser nochmals, Österreichs Politik sei stets derart gewesen, daß es, ohne Klugheit, voller Eifer und Parteizwist, seine eigenen Interessen vernichtete, die Macht seiner Feinde vergrößerte und die Freiheiten Europas umstürzte. Was es an Einfluß einbüßte, habe Frankreich als Beute an sich gerissen, so daß beide Großmächte das Schicksal Europas im Gleichgewicht zu halten schienen. Und doch hatte ihr Streit heilsame Erfolge: indem sie einander zu demütigen strebten, war das Haus Habsburg, das 'elendeste Werkzeug des Aberglaubens', trotz seines fanatischen Papismus die Hauptstütze der protestantischen Interessen in Europa, während die Bourbonen die Freiheiten Deutschlands und seiner Verfassung aufrechterhielt (eb. 'Lit. Rdsch.' 1758, Jan., S. 4). Aber durch ihr gegenwärtiges Bündnis sei das Gleichgewicht völlig gestört, die bürgerliche und religiöse Freiheit stark bedroht.

Weiterhin spricht Goldsmith von dem damaligen Kaiser Franz I., den er als 'vollständig unbedeutend' darstellt, und dessen Fähigkeiten 'keineswegs einen seiner Zeitgenossen beunruhigen konnten'; bezeichnend sei, daß er sich 'von einem schwachen Weibe leiten ließ, die bestenfalls von einem Pfaffen geleitet wurde'. Nie habe das Haus Österreich irgendwem Dankbarkeit erwiesen; Vermögen und Besitz seien stets größer gewesen als seine Tüchtigkeit. Nur Schlauheit, Ehrgeiz und Glücksumstände hätten den gepriesenen Karl V. mächtig gemacht, der als Mensch 'verächtlich und verabscheuungswürdig' gewesen wäre. Anfangs habe sich Maria Theresia durch 'Jugend, Schönheit, Irrtümer, Geist und Unerschrockenheit' die Sympathien Englands erworben: der König stand im Dienste ihrer Sache, und die besten Truppen wurden zu ihrer Verteidigung geopfert. Doch ohne herausgefordert zu sein, bereitete sie einen Anschlag gegen das Haus Brandenburg vor, der durch die Umsicht ihres Gegners vereitelt wurde. Einen erträglichen Rückzug verschmähend, vereinte sie sich mit ihrem Erbfeinde und rühmte sich, unter Ausnutzung der Unschlüssigkeit Englands, die deutschen Protestanten entzweien zu können. Wenn auch ihr Plan nicht ganz glückte, so mangelte ihr doch nicht gänzlich der Erfolg. Angenommen, sie würde ihr Ziel erreichen, 'ihre geistlichen Ratgeber mit protestantischem

Blute sättigen', jede Macht Europas demütigen — würden die Franzosen ihre Eroberungen folgsam aufgeben? Würden die Russen nicht 'eine Kolonie in Deutschland errichten'? Die Bundesgenossen der Kaiserin würden sich nicht mit dem bloßen Ruhme begnügen. Vor allem würde Frankreich Hannover unter dem Vorwande besetzen, die kaiserlichen Befehle dort ausführen zu müssen. Da aber das Kurfürstentum Hannover zur Vermeidung eines Angriffes selbst eine 'beschämende und gefährliche Neutralität' angenommen hätte, müsse entschieden gegen ein solches Vorgehen Frankreichs protestiert werden (eb. Lit. Mag. 1758, Jan. S. 5, Febr. S. 49—51).

Eine Kritik des Verhaltens der deutschen Fürsten im Siebenjährigen Kriege bildet den Beschluß der Ausführungen. Obwohl der Kurfürst von Sachsen dem Sieger Friedrich II. sehr verpflichtet war, ließ er sich durch seine österreichisch gesinnte Frau und den 'Günstling' Brühl, der keine Fähigkeit auf dem Schlachtfelde noch im Kabinett je entwickelt hätte, völlig beherrschen. Infolge der Verschwendungssucht des Grafen sah sich daher der Kurfürst genötigt, 'aller gesunder Politik zuwider' sich an die Höfe von Wien und Petersburg um Unterstützung zu wenden; die günstige Lage des Landes und sein Einfluß in Polen erleichterten ihm dies Ziel. Der Preußenkönig aber wußte, daß der Erfolg des ersten Schlages die Haltung der Polen bestimmen würde, die bisher stets Neutralität für ihr weites, truppenarmes Land erstrebt hatten. Hätte der kluge Herrscher Preußens gewartet, dann wäre Polen unfehlbar von Sachsen zum Bündnis gezwungen worden. So konnte das entnervte Heer des Kurfürsten den 'schrecklichen Truppen einer so furchtbaren Macht nicht standhalten', deren Vorbereitungen und Marsch, Vordringen und Erfolg gleich schnell waren. Lobend hebt Goldsmith hervor, daß der Sieger seine Macht nicht mißbraucht hätte und die Bewohner ihm kaum die Hälfte an Kriegskosten aufbringen mußten, die sie vorher ihrem Landesvater als Steuern gezahlt hätten — 'vielleicht das einzige Beispiel in der Geschichte, wo eine besiegte Nation ihre Religion beschützt fand, ihre Abgaben vermindert und ihre Freiheiten ausgedehnt dadurch, daß sie überwältigt wurde'. Auch die Kaiserin mußte trotz vieler Geldmittel und fähiger Generäle der preußischen Überlegenheit weichen. Sie, die in einer fröhlichen Nacht Unsummen vergeudete, feierte ihre Niederlage durch Hoffeste. Die für das Heer bewilligten Gelder verpfändete sie an gierige Kommissare, 'und der Schrei ihrer Untertanen nach Hilfe wurde in den Musiksymphonien oder in dem Gejauchze ausgelassener Unterhaltungen ertränkt' (eb. Lit. Mag. 1758, Febr. S. 51 f.). Falsch beurteilt wurde ferner von ihr wie von Frankreich Friedrichs Niederlage bei Kolin: 'Unbekannt wie sie waren mit den

Gefühlen und der Entschlußkraft eines großen Helden, der in eigener Person und für seine eigenen Interessen focht, beschlossen sie, ihm keine anderen Zugeständnisse zu machen, als was er in der Rolle eines Bittstellers empfangen würde. Wir vermuten nicht, daß der König von Preußen einer von jenen unüberlegten Helden ist, die keinen Unterschied in kritischen Momenten kennen, oder daß er zu jener Zeit eine anständige und ehrenhafte Beilegung verweigert haben würde; aber er wußte, daß alles andere schlimmer als nichts wäre'. So steigerte die Konvention der Hannoveraner (zu Kloster Zeven) die Unverschämtheit seiner Feinde: Österreich wollte keine Bedingungen ohne Frankreichs Rat stellen, das seinerseits es für richtig fand, überhaupt keine anzubieten. Sollten Preußens Feinde siegen, dann würde sich ein neues europäisches Machtsystem entwickeln, durch das nicht nur die preußischen Gebiete, sondern auch Hannover unter Frankreich und Österreich aufgeteilt würden, während Rußland und Sachsen mit geringerem sich begnügen müßten. Stets war es das Interesse Österreichs, die Macht der deutschen Fürsten zu beschränken; sie, denen es gerade seine Größe verdankt, will es vernichten. 'Machtsysteme', fährt Goldsmith fort, 'sind nichts anderes als Interessenverbindungen; und jedes Schwanken der Interessen erzeugt eine Veränderung des Systems.' Noch vor wenig Jahren wäre es unglaublich gewesen, wenn der Kurfürst von Hannover und das Haus Österreich gesonderte Interessen haben würden. Kaiser Leopold I. stützte einst den Einfluß Hannovers, da er dadurch seine Interessen in England sicherte. Auch seine beiden Söhne (Joseph I. und Karl VI.) befolgten deshalb dieselbe Politik, bis es der französischen Geschicklichkeit gelungen ist, Österreich auf seine Seite zu ziehen. Und mit einem düsteren Ausblick schließt der Verfasser seine Darlegungen: 'Deutschland vernichtet sich jetzt treulich und fühlt alles Elend eines Bürgerkrieges, ohne eine Wendung zum Besseren zu erwarten; was allgemein die Wirkung innerer Unruhen ist.'

Nach dem Erscheinen der 'Geschichte des Siebenjährigen Krieges' hat sich Goldsmith nur noch flüchtig hier und da über Deutschland geäußert.[1] So spricht er kurz in seinem anonym bei Newbery im Oktober 1762 erschienenen 'Leben des Richard Nash' (ed. Gibbs IV 62 ff.) von Aachen als Badeort, an dem wie in Spa und dem Haag Gauner und Spieler zur Zeit Karls II. ihr Unwesen treiben (62); er gedenkt dort auch des Grafen Klopstock, des 'großen Springmeisters des Fürsten von Passau', der um 300 Goldstücke von Nash im Wettspringen besiegt worden

[1] Die 'Geschichte von Mecklenburg' (1761) mag hierbei übergangen werden, da sie nicht von ihm verfaßt, sondern nur revidiert wurde (vgl. Prior I 388 f. und Cambr. Hist. X 206).



ist (122). In der Vorrede zu Brockes Naturgeschichte' (eb. V 70 ff.), die 1763 in 6 Bänden herauskam, erwähnt er neben dem Züricher Naturforscher und Polyhistor Gesner (1516—65), dem 'deutschen Plinius', dem italienischen Zoologen Aldrovandus (1522—1605) und dem damals auch in England (1736) bekannten schwedischen Naturforscher Linné (1707—78) den Königsberger Zoologen Jak. Theod. Klein (1685—1759), den Gegner Linnés, der 1711 in England weilte und als Begründer des Botanischen Gartens und der Naturforschenden Gesellschaft Danzigs bekannt geworden ist. Außerdem spöttelt er mit einem Seitenblick auf nutzlose Arbeit über den 'deutschen Apotheker, der die ganze Arzneivorschrift in Verse brachte' (74). Weiterhin redet er in der Einleitung des Werkes von den Staren, die im Winter von Schweden nach Deutschland ziehen (99, 221), und von der Abnahme der riesigen Heringsschwärme an der deutschen Nordküste (107). Im folgenden Jahre führt er flüchtig in der Einleitung zu der dreizehnbändigen 'Allgemeinen Weltgeschichte' von Guthrie-Gray (eb. V 132) neben dem schwedischen Polyhistor Rudbeck (1630—1702), dem holländischen Geistlichen Witsius (1636—1708) und dem Paduaner Pignorius (1571 bis 1631) den Leipziger Joh. Alb. Fabricius (1668—1736), Rektor des Hamburger Johanneums und Verfasser vieler philologischer und theologischer Bücher, ebenso den bayrischen Kanzler Joh. Georg Herwart (Anfang 17. Jh.) und den Fuldaischen Archäologen und Hieroglyphenforscher Athanasius Kircher (1601 bis 1680) als Ägyptologen an. Doch den Chemnitzer Samuel v. Pufendorf (1632—1689), Begründer der Natur- und Völkerrechtslehre und Geheimrat des Großen Kurfürsten, dessen 'Naturrecht' er selbst besaß und der sich durch seine Schrift 'De statu imperii germanici' (1667) berühmt gemacht hat, tadelt er als den Verfasser einer allzu kurzen Weltgeschichte (137).

Etwas genauer geht Goldsmith um dieselbe Zeit in seiner anonym veröffentlichten 'Geschichte Englands in Briefen eines Edelmanns an seinen Sohn' (eb. 293 ff.) auf Deutschland ein. Da spricht er von der Sittenlosigkeit der deutschen Priester und dem sozialen Elend der Bauern während der Reformation. Er stellt die Gestalt des 'berühmten Martin Luther' dar, seine Stärke und Ausdauer. An der Gegenwart gemessen, seien dessen Werke 'unbedeutend und ungenügend', doch seine Gegner schrieben noch schlechter.' Selbst Heinrich VIII. und Bischof Cranmer hätten seine Schriften gelesen.

Seltsam ist, daß in seinem bekanntesten Buche, dem 'Landprediger von Wakefield' (1766; eb. I 65 ff.), nicht einmal bei der Schilderung der Kontinentwanderung Georg Primroses von Deutschland die Rede ist, wenn man von der Anspielung auf den

im Mittelalter lebenden bayrischen Grafen Abensberg und seinen wertvollsten Besitz, seine 32 Kinder, absieht (Kap. I 73). In seinen 'Antwortversen auf eine Mittagseinladung zu Dr. Baker' (um 1769; eb. II 94) gedenkt er der lustigen Laune der Malerin Angelica Kauffmann. Und in seinem 'Leben Parnells' (eb. IV 178), das er im Sommer 1770 bei dem Buchhändler Davies erscheinen läßt, erwähnt er den 'Deutschen Doktor', eine englische Zeitschrift, deren erste Nummer bereits im Mai 1714 erschienen war. Keins seiner Bühnenstücke nimmt auf deutsche Dinge Bezug; nur im 'Brummbär' (eb. II 293 ff.), einer Farce vom Mai 1773, wird ein Tanz, die Allemande, genannt (297 ff.). Mehr bietet das letzte Werk Goldsmiths, die 'Geschichte der Erde und belebten Natur' (eb. V 186 ff.), das seit 1769 in acht Bänden beim Buchdrucker Griffin erscheint und im Todesjahre des Verfassers fertig vorliegt.

Groß ist die Zahl der deutschen Gewährsmänner, die er hier immer wieder anführt. Den schon früher genannten (Vorr. zu Brooke, Gibbs V 70) Züricher Naturforscher Gesner, den findigen Mäuseforscher (ed. 1774 IV 74), tadelt er zwar wegen seiner Bücher von 'häßlicher und unvernünftiger Länge' (eb. I, S. VII), ebenso den Königsberger Zoologen Klein (vgl. Brooke eb.) als Verfasser eines 'kurzen, trockenen und abscheulichen Wörterbuches' (I, S. VIII), scheut sich aber nicht, beide recht oft zu zitieren. Er benutzt ferner häufig des deutschen Paters Athanasius Kircher (1601—80) 'Mundus Subterraneus' 1678 (I 268 u. ö.), der 'die Vogelstimmen in Musik gesetzt' (V 143), und den Berner Dichter und Arzt Albr. v. Haller (1708—77), der in Göttingen 17 Jahre lang als Professor wirkte (II 29 u. ö.). Er erwähnt Leibniz als bedeutenden Philosophen (I 19) und den schon in den 'Weltbürgern' (Gibbs III 426) gelobten Arzt und Reisenden Kaempfer (1651—1716) aus Westfalen als erfolgreichen Fischforscher (VI 262 f.); weiterhin den Ornithologen Joh. Leonh. Frisch, der u. a. 1730—38 in Berlin ein Insektenbuch in 13 Bänden veröffentlicht (V 353), und den Nürnberger Raesel, der eine 'höchst sorgfältige und unterhaltsame' Untersuchung über Frösche geschrieben hatte (VII 76). Anerkennend spricht er auch von dem deutschen Arzt, der einen Frosch sieben Jahre lang für seine Studien pflegte (VII 86), und erwähnt wiederholt Artikel aus dem 'Deutschen Ephemerides' (II 140 f.). Wörtlich zitiert er schließlich (II 253 Anm.) den Titel eines 1713 zu Leipzig erschienenen mehrbändigen Werkes, betitelt 'Die denckwurdige Iwerg. Hochsheit'. Auch ein paar allgemeine Bemerkungen streut er ein. So erscheint ihm die Sprache der Deutschen 'gedrängt voll von Konsonanten und äußerst guttural', weswegen die deutschen Kinder später als die italienischen sprechen lernten (II 64). Wie

eine Erinnerung aus seiner Wanderzeit mutet es an, wenn er weiterhin (III 9) meint: 'In Deutschland ... hält jeder Bauer zwei oder drei Kühe, nicht zum Nutzen seines Herrn, sondern für sich. Der einfachste Bauer schlachtet dort wenigstens eine Kuh für seinen eigenen Tisch, die er einsalzt und aufhängt und so als Leckerbissen für das ganze Jahr verwahrt. Es gibt kaum eine Hütte in jenem Lande, die nicht mit diesen Zeichen der Gastfreundschaft rings behangen ist, und die den Besitzer oft besser mit dem Hunger zufrieden macht, da es in seiner Macht steht, verschwenderisch zu sein, wenn er es für richtig hält. Ein Stück Rindfleisch, das dort aufgehängt ist, wird für ein schönes Ausstattungsstück gehalten, das, obgleich selten angerührt, wenigstens des Besitzers Wohlhabenheit und Behagen bekundet. Aber es ist hierzulande (d. h. in England) seit einigen Jahren ganz etwas anderes, wo unsere einfacheren Bauern wenigstens völlig unfähig sind, Fleisch irgendwann im Jahre zu kaufen, und selbst Butter wird von ihnen als Luxusartikel betrachtet.'

Rückschauend läßt sich etwa folgendes feststellen: Nach vereinzelten kürzeren Äußerungen allgemeinen Inhalts in der 'Monatlichen Rundschau' und in Briefen beginnt Goldsmith 1759 mit der 'Untersuchung', dem 'Leben Voltaires' und einem Artikel der 'Kritischen Rundschau' und öfter in der 'Biene' bewußte Kritik an Deutschland zu üben, besonders an deutscher Wissenschaft, deutschen Akademien und Friedrichs des Großen Friedenstätigkeit. Er setzt sie 1760 im 'Britischen Magazin' und im 'Hauptbuch' (Weltbürger) fort, wo er vor allem auf deutsche Musik, Friedrichs II. Kriegstätigkeit und das Deutsche Reich eingeht. Seine Kritik gipfelt 1761 im 'Siebenjährigen Kriege', in dem er über Preußens und Deutschlands Geschichte und Politik ein Werturteil abgibt, zumal über das Verhalten des Hauses Habsburg. Alles, was er später über Deutschland sagt, hat geringere Bedeutung. An Hand dieses weitschichtigen Materials wird es nun festzustellen sein, ob der Verfasser in seinen Ausführungen etwa von Zeugnissen anderer Deutschlandkenner beeinflußt worden ist, was er wohl eigener Anschauung verdankt hat und, soweit dies möglich ist, wie weit seine Kritik gerechtfertigt scheint.

III. Kritik an Goldsmiths Urteil.

Ein Vierteljahr nach dem Tode Goldsmiths, am Dienstag, den 12. Juli 1774, mittags 12 Uhr wurde im 'großen Zimmer' seiner Londoner Wohnung, Fleetstraße 121, sein Nachlaß öffentlich versteigert. Der Auktionskatalog ist uns erhalten (ed. Forster II 452—458) und verzeichnet außer dem bescheidenen Mobiliar eine 'auserlesene Sammlung seltener, merkwürdiger und wertvoller Bücher in Englisch, Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Fran-

zösisch und anderen Sprachen'. Obwohl sich kein einziges deutsch geschriebenes Buch unter ihnen befindet — der Schriftsteller verstand nur ein paar Brocken Deutsch —, besaß er doch des Athanasius Kircher (1601—80) 'Latium', ed. Amsterdam 1671, Konrad v. Gesners (1516—65) 'De Quadrupedibus', ed. 1551, Samuel v. Pufendorfs (1632—89) 'Droit de la Nature', des Lausitzer Geistlichen Basil Faber (geb. 1520) 'Thesaurus Eruditionis Scholasticae', ed. Leipzig 1726, Wolffs 'Elem. Mathes.' 1717 und Johann Winckelmanns (?) 'Voyages'. Es gehörten ihm auch sieben Bände der 'Acta Lipsiensis', 1736, drei Bände des Tacitus, Paris 1760, und Cäsars 'Commentarii', Paris 1755. Daneben wird er aus den zahlreichen Reisebeschreibungen (von Sandys 1637, Herbert 1638, Pietro della Valle 1638, Ambassador 1662, Chardin 1686, Breval 1738 u. a.), den Handelsbüchern von Savary 1723, Rolt 1761 und Collier, Raleighs 'Weltgeschichte' 1614, Creviers 'Kaisergeschichte' 1750, einer 'Philosophisch-politischen Geschichte' 1773, Crokers 'Wörterbuch der Künste und Wissenschaften' 1768 und anderen literarischen Wörterbüchern sowie aus verschiedenen Zeitschriften mancherlei über Deutschland und seine Bewohner gelesen haben. Da er aber seine Bücher nachweislich sehr nachlässig behandelt hat (vgl. Forster II 384 f.), mag ihr Einfluß auf seine Kritik an Deutschland nur gering gewesen sein.

Um so nachhaltiger haben dafür mündliche Berichte von Freunden und Bekannten auf ihn gewirkt, die ihm eine willkommene Ergänzung seiner eigenen Anschauungen dargestellt haben. Was er bereits als Student in Dublin und Edinburg über Deutschland gehört haben kann, wissen wir nicht.

Den ersten tieferen Eindruck von deutschem Wesen hat er erst von Voltaire empfangen. Er berichtet zwar, er habe den Franzosen in Paris 'in geschlossener Gesellschaft von Schöngeistern beiderlei Geschlechts' gesehen ('Leben Voltaires', ed. IV 24 f.), doch beruht das sicher auf einem Irrtum, da Voltaire 1750 bis 1778 nicht in der Hauptstadt weilte. Er hat ihn vielmehr auf seiner Wanderung 1755 in dessen Genfer Heim aufgesucht (Hauptbuch v. 17. 1. 1760, ed. IV 470; vgl. Forster I 65, Moore 131). Anfang Februar desselben Jahres hatte der Sechzigjährige, geächtet von der Geistlichkeit und verbannt von den Höfen in Paris und Berlin, das Landhaus 'Les Délices' nebst dem Besitztum Monrion gekauft. Nur ein paar Minuten von der savoyischen Grenze entfernt, wurde dies bald der Mittelpunkt der europäischen Geistesrepublik, deren gastlicher Präsident ständig Besucher aus allen Ländern bei sich sah (vgl. Kreiten 341, Tallentyre, Lb. V., II 18). Während seine Nichte, Madame Denis, dem Haushalt vorstand, war der 'Einsiedler von Wonneheim' (Brief Friedrichs II. v. 28. 9. 1758, ed. Kannegießer 203) seinen Gästen ein

geistreicher Wirt. Viel später noch rühmt Smolletts Freund John Moore, der als Reisebegleiter des Lord Hamilton 1774 in Genf weilte, daß Voltaires Haus auch Fremden ohne besondere Empfehlung offen stände ('Übersicht über Verkehr und Sitten' I 225 f.).

Daß Goldsmith mit beiden Händen die Gelegenheit ergriff, sich hier geistig wie körperlich zu stärken, ist verständlich. Auch Voltaire mochte es willkommen sein, von dem jungen Iren Neuigkeiten aus England zu hören. Dort hatte er selbst vor mehr als einem Vierteljahrhundert nahezu jede bedeutende Persönlichkeit kennen und bewundern gelernt (Tallentyre eb. I 65) und seitdem den Verkehr mit Briten gern gepflegt.

Es war eine große Gesellschaft, die Goldsmith in Monrion antraf. Er selbst berichtet später, das Gespräch sei auf die Engländer und ihre wunderbare Tapferkeit bei Dettingen gekommen ('Hauptbuch' Nr. V vom 17. 1. 1760, ed. IV 470). Noch ausführlicher gedenkt er des Abends bei dem großen Skeptiker im 'Leben Voltaires' (eb. 24 f.): 'Wenn er in der Unterhaltung erwärmt und über ein gewisses Zögern gelangt war, dem er unterworfen, war es ein Entzücken, ihn anzuhören. Sein mageres Gesicht schien allmählich Schönheit zu bekommen, jeder Muskel darin hatte Bedeutung, und sein Auge strahlte in ungewöhnlichem Feuer.' Diderot und der 98jährige Fontanelle sollen auch anwesend gewesen sein, von denen dieser die Engländer ständig herabsetzte, während jener sie verteidigte. Zum Erstaunen aller blieb Voltaire lange still. Schließlich wurde er aus seinen Träumereien aufgerüttelt; neues Leben durchdrang seine Gestalt; er warf sich in eine lebhafte Verteidigung Englands. Hiebe feinster Spötterei fielen dicht und schnell auf seinen Gegner, und er sprach fast ununterbrochen drei Stunden lang. 'Niemals war ich so entzückt,' fügt Goldsmith hinzu, 'noch erinnerte ich mich jemals eines so vollständigen Sieges, wie er ihn in diesem Streite errang' (eb. IV 25).

Ohne aus dieser Andeutung auf ein wiederholtes Zusammentreffen Goldsmiths mit Voltaire schließen zu müssen, wird man doch annehmen können, daß damals auch manches Wort über Preußen und Deutschland fiel, aus dem der Ire seine eigenen Anschauungen ergänzen und berichtigen konnte. Der Mann, der fast drei Jahre lang als gefeierter Gast am Hofe des Preußenkönigs gelebt, mehr als anderthalb Jahrzehnte (1736—53) mit ihm im regsten Briefwechsel gestanden hatte und dem u. a. auch die Fürstenhöfe von Sachsen-Gotha und Hessen und Städte wie Leipzig, Gotha, Frankfurt a. M., Mannheim, Straßburg und Kolmar bekannt waren, mußte auf seinen wißbegierigen, abenteuerlichen Verehrer überzeugend wirken. Allerdings wird Voltaire in der frischen Erinnerung an den selbstverschuldeten Bruch mit Fried-

rich II., der etwa zwei Jahre zurücklag, sowie im Vorgeschmack seiner bissigen 'Memoiren' (ed. d'Estrée, Paris 1891), die er vier Jahre später druckfertig machte (1784 erschienen), ein durch bitterste Ironie gefärbtes einseitiges Bild vor seinen Zuhörern entworfen haben. Er mag damals schon auch nicht vor verleumderischen Gehässigkeiten zurückgeschreckt sein, z. B. Friedrich Wilhelm I. als 'wirklichen Vandalen' darzustellen (Mem. S. 7), der die Berliner Bürgerfrauen mit Ohrfeigen, Fußtritten und Stockschlägen mißhandelt (eb. S. 11), seinen Sohn, den 'Markgrafen von Brandenburg' (eb. S. 100), sogar als eingefleischten Päderasten zu bezeichnen (eb. S. 50, 56, 75, 82), dessen Tafelrunde in Sanssouci mit den 'sieben Weisen Griechenlands im Bordell' zu vergleichen (eb. S. 53) und das deutsche Volk 'Barbaren und Vandalen' zu nennen (eb. S. 90).

Die Schriften Voltaires, die reichlich Kritik an deutschen Einrichtungen und Persönlichkeiten enthalten, waren fast alle in englischer Übersetzung erschienen. Wie übertrieben diese Darstellungsweise des Franzosen war, zeigen — um nur ein Beispiel herauszugreifen — die berüchtigten 'Briefe über die Engländer', die 1733 in London veröffentlicht wurden. Der Verfasser spottet darüber, daß man in Deutschland 'ständig gezwungen sei, die Titel Hoheit und Exzellenz zu gebrauchen' (S. 27). Die Deutschen seien so aufgeblasen, daß sie es verschmähten, Handel zu treiben (S. 72). 'Alle sind in Deutschland Fürsten,' fährt er fort; 'es hat dreißig Hoheiten desselben Namens gegeben, deren ganzes Erbteil nur in ihrem Wappen und Stolz bestand' (S. 72).

Auch später hat Goldsmith stets bewundernd zu dem Franzosen emporgeschaut. Voller Wärme besprach er 1757 in der Augustnummer der 'Monatlichen Rundschau' (XVII 154, ed. IV 277 ff.) dessen historisches Hauptwerk, die 'Universalgeschichte', übersetzte 1759 in der 'Biene' mehrere Briefe und kürzere Abhandlungen von ihm (ed. II 317, 340 ff., 356, 410) und veröffentlichte 1759 das 'Leben Voltaires' (ed. IV 1—46). Als dann 1760 wilde Gerüchte von Voltaires Tode durch London schwirrten, setzte er sich in den 'Weltbürgern' eifrig für den 'Philosophen und Schöngeist' ein (Brief XLIII, ed. III 161—164); und noch ein Jahr vor seinem Tode machte er dem Maler Reynolds schwere Vorwürfe, daß dieser auf einem Bildnis des Rhetorikers Beattie dem Dämon der Spitzfindigkeit Voltaires Züge verliehen hatte (Cunningham, Leben Reynolds, S. 269 f.). Bei aller dieser Achtung vor dem Genfer Poeten, dessen Werke er in 'einigen 19 Bänden' besaß (Auktionskatalog Nr. 57, ed. Forster II 457), hat sich Goldsmith sicherlich von ihm in seinem Urteil über Deutschland beeinflussen lassen, wobei ihm ungerechtfertigte Härten leicht unterlaufen konnten.

Während seiner Londoner Lehrjahre kam er weiterhin mit dem Deutschtum in Berührung.

Als der 68jährige Richardson Anfang 1757 (nach Dobson, S. 176 f., bereits 1756) den jungen Hungerleider als Korrektor einstellte, konnte dieser vielerlei über Deutschland wahrnehmen. So hing in dessen Arbeitszimmer ein großes Bild des etwa 50 km von London entfernten kentischen Badeortes Tunbridge Wells von 1748, auf dem neben Dr. Johnson, Garrick, Onslow, Lyttelton u. a. der 'Baron', ein deutscher Spieler, dargestellt war (Abbildung bei Barbauld III). Der Greis war zwar nie in Deutschland gewesen, hatte aber reichlich Beziehungen dorthin. Bereits 1753 war seine 'Clarissa' von Haller in acht Bänden verdeutscht worden, und Richardson war nicht wenig stolz, als ihm der 'berühmte Vizekanzler der Göttinger Universität' die Übersetzung sandte (Brief an Lady Bradshaigh v. 24. 2. 1753, ed. Barbauld VI 243 f.). Um dieselbe Zeit hatte der Leipziger Buchhändler Erasmus Reich acht Tage lang bei Richardson geweilt und voll überschwenglicher Verehrung für den Dichter dessen Tintenfaß geküßt (Brief Reichs eb. I S. CLXVIII). Reich hatte bei Tisch Briefe von der Tochter des Berliner Hofpredigers Sack vorgelesen, und — so berichtet er — 'jeder lauschte mit der größten Aufmerksamkeit ... Der Rest unseres Gespräches drehte sich um die Verdienste Gellerts und einiger anderer ausgezeichneter Deutschen. Ich sagte ihm, wir hätten denselben Grund, uns über unsere Verwandtschaft als Landsleute dieser würdigen Herren zu freuen als die Engländer über ihn' (eb. I S. CLXIX). Der Vermittlung des Leipzigers verdankte es Richardson, daß Gellert um 1754 'Grandison' und 'Pamela' übersetzte (Brief Reichs an Richardson v. 10. 5. 1754 aus Leipzig, ed. eb. V 297 f., und Brief Richardsons an Edwards v. 27. 1. 1755, ed. eb. III 114) und sein Herold in Deutschland wurde.

Nur selten und oberflächlich äußerte sich Richardson in seinen dickbändigen Briefromanen über Deutschland. In der 'Pamela' (1740) erwähnt er kurz die herablassende Haltung des österreichischen Kaiserhauses den kleinen deutschen Fürsten gegenüber (Ed. L. Stephen II 313), Deutschland im allgemeinen (III 364), Heidelberg (eb. 370) und die 'deutsche Flöte' (eb. 409). In seiner 'Clarissa' (1748) spricht er von Luthers Leipziger Disputation mit Eck und seiner zielbewußten Unerschrockenheit (VII 484 f.). Er nennt die Höfe zu Wien, Dresden und Berlin sowie Baiern und Tirol (VIII 409, 481), lobt den 'prächtigen und glänzenden Hof' in München (eb. 488), läßt seinen Helden Lovelace beim Fürsten Windischgrätz in Wien wohnen (eb. 490) und dort Kollegs, Kirchen, Paläste, Theater und Ausstellungen fleißig besuchen (eb. 494); er bemerkt dabei, daß er als angesehener Engländer einem Volke an-

gehöre, 'das mit Recht von jeder österreichischen Behörde geachtet wird' (eb. 501). Im 'Grandison' (1754) spricht er von Händel lobend (IX 126, 288; XII 384), obwohl er kein Engländer sei (IX 126); er berichtet von einer Räuberbande, die den Titelhelden im Walde bei Mannheim überfällt, aber gegen ein Lösegeld freiläßt, sobald er sich als Engländer ausgewiesen hat (eb. 308 f.); er hat einen Erzieher namens Creutzer an seiner Seite (X 69) und kennt Wien und einige andere deutsche Höfe (IX 311, 419; X 237, 246, 255, 293, 348, 356), die weniger interessant als die italienischen seien (X 231 f.). Er hat von Innsbruck (eb. 234) und den 'gefährlichen Alpen' gehört (XI 115) und erwähnt schließlich auch hier die 'deutsche Flöte' als beliebtes Konzertinstrument (eb. 17; XII 240).

Zur Zeit, als Goldsmith bei Richardson arbeitete, trafen auch lesenswerte Briefe von seinen deutschen Korrespondenten ein. Fräulein Antoinette Sack sandte ihm am 8. Januar 1757 ein langes Schreiben aus Berlin (ed. eb. V 290 ff.). Die 24jährige hat Gedichte von Young, Milton und Thomson gelesen und plaudert viel von ihrer Familie. Stolz ist sie auf ihren arbeitsamen, echt preußischen Vater: 'Er gehört nicht sich,' meint sie, 'sondern seinem König und seinem Vaterlande.' Sie kennt auch Reich und ladet schließlich den Dichter nach Berlin ein.

Noch im selben Jahre schrieb Gellert an ihn (eb. I S. CCII). Dann meldete sich wieder Reich am 12. Juni 1758 (eb. V 299), entwarf ein trübes Bild von den Schrecken des Siebenjährigen Krieges und bestellte Grüße von Gellert; dabei versprach er ihm eine neue deutsche Ausgabe des 'Grandison'.

Am interessantesten waren aber die englisch geschriebenen Briefe von Meta Klopstock, der jugendlichen Gattin des Messiasdichters, die sie voll kindlicher Offenheit und Schwärmerei aus Hamburg an ihn richtete. Manche klugen und literarischen Bemerkungen enthalten ihre Zeilen. Entzückt von seinen Romanen, schrieb sie ihm am 29. November 1757 zum ersten Male (eb. III 139 ff.): Sie hoffe, Major Hohorst, einer ihrer Bekannten, der in England war, habe mancherlei über ihren Mann erzählt; leider sei jener brave Offizier Friedrichs II. einem Fieber erlegen. Schon am 22. Dezember antwortet ihr Richardson sehr liebenswürdig (eb. S. 141 ff.) und beklagt Hohorsts Schicksal, den er sehr geehrt, und der ihm 'von mehreren seiner würdigen deutschen Freunde' erzählt hätte. Der Bitte des Dichters, Genaueres von ihr und ihren Angehörigen zu erfahren, entspricht die junge Frau in einem langen Schreiben vom 14. März 1758 (eb. S. 144 ff.). Ihren Vorsatz, mit ihrem Mann nach London zu kommen, habe leider der Krieg vereitelt. Sie habe von dem 77jährigen Dr. Young einen Brief erhalten und sorge

sich sehr um dessen Gesundheit. Ausführlich berichtet sie dann, wie sie ihren Mann durch seinen 'Messias' lieben gelernt habe, wie er um sie warb, und wie sie endlich heirateten. Und mit Worten vollsten Glückes schließt der Brief. Glücklichsten Frohsinn atmet auch ihr Schreiben vom 6. Mai (eb. S. 150 ff.). Obwohl ein ihr bekannter Herr Kaiser aus Göttingen den Dichter bereits mit dem 'Messias' vertraut gemacht habe, plaudert sie doch klug von der Entstehungsgeschichte des Werkes, von dem zehn Gesänge fertig vorlägen. Stolz weist sie darauf hin, daß ihr Mann 'als erster den Hexameter in die deutsche Sprache eingeführt habe, die noch sehr an Reimen und Iamben hänge'. Gegen dessen Wunsch schriebe sie lieber englisch als französisch an ihren ehrwürdigen Freund, da 'die deutsche Zunge, die erst ausgebildet zu werden beginne, viel mehr Übereinstimmung mit dem Englischen als dem Französischen habe'. Und am 26. August (eb. S. 155 ff.) teilt sie ihm freudestrahlend mit, daß sie sich Mutter fühle. Zugleich meldet sie ihm, daß ihr Neffe v. Winlhem, ein reicher Kaufmann, ihn in London besuchen wolle. Das war der letzte Brief, den Richardson von Meta Klopstock erhielt. Am 21. Dezember 1758 meldete ihm sein Landsmann L. L. G. Major aus Hannover den 'höchst schmerzlichen Unglücksfall', daß 'eine seiner schönen Korrespondentinnen, Frau Klopstock, auf sehr schreckliche Art im Kindbett gestorben sei' (eb. S. 158).

Neben diesen eindrucksvollen persönlichen Zeugnissen deutschen Wesens, deren Zahl bei weitem nicht erschöpft ist (eb. I S. CCI), hörte Richardson noch manches Wissenswerte über Deutschland. So erhielt er wegen seiner moralischen Tendenzromane eine dringende Einladung von dem Sekretär des Grafen Zinzendorf, die deutschen Herrnhuter zu besuchen (vgl. I S. CLXXV). Er lehnte jedoch ab, vielleicht auf Anraten des irischen Geistlichen Phil. Skelton, der ihm am 15. Juli 1752 schrieb: 'Die Herrenhuter taugen nicht viel, sie sind Schwindler' (eb. V 219 f.).

Anderseits wußte der Dichter, wie eng die britischen Interessen mit Preußens Schicksal verknüpft waren. Da schrieb ihm der Pfarrer Smyth Loftus am 8. September 1757 aus Dublin (?) (eb. V 179): 'Wenn der Herzog von Cumberland sich und sein Heer in diesem Feldzuge behaupten kann, hat der König von Preußen eine Möglichkeit, gerettet zu werden; aber wenn er vernichtet wird, kann nur ein Wunder den letzteren und unsere Religion mit ihm davor retten, ganz zugrunde gerichtet zu werden'. Und Richardson weist in einem Antwortbriefe vom 25. Mai 1758 (eb. 187) auf die Toleranz Friedrichs II.: 'Würde der König von Preußen, wäre er Herrscher solch eines

zahlreichen, mutigen und tapferen Volkes wie die Iren, sich solch alten Sitten und Vorurteilen unterwerfen und die Mehrzahl von ihnen für sie und sich nutzlos machen? Warum ist es in Irland nötiger als in Preußisch-Schlesien, einer eroberten Provinz, daß ein Katholik als Feind der Regierung angesehen werden muß, die ihn schützt?' Vielseitig bewandert war also Richardson in deutschen Dingen, und Goldsmith konnte daher sein eigenes Urteil über Deutschland durch das reifere Wissen seines Brotherrn bereichern.

Es ist kaum anzunehmen, daß er während der kurzen Zeit seiner Lehrtätigkeit bei Dr. Milner mehr auf diesem Gebiete kennenlernte, als für die übliche Unterweisung der Zöglinge nötig war. Auch Ralph Griffiths, der nur selten sein dunkles Zeitungskontor verließ, bot ihm keine Gelegenheit, seine deutschen Kenntnisse zu erweitern. Mit Smollett und anderen Literaten in heftiger Fehde lebend, war er auch dem jungen Journalisten wenig gewogen, zumal dieser bald zum Konkurrenzblatte übergegangen war. Das beweisen Griffiths scharfe Kritiken an der 'Untersuchung' vom November 1759 ('Monatl. Rundschau' XXI 389), an den 'Essays' vom Juli 1765 (eb. XXXIII 82), an 'Bolingbroke' vom Februar 1771 (eb. XLIV 108) und an dem Lustspiel 'Sie beugt sich, um zu siegen' von 1773 (eb. XLVIII 309). Daß der Buchhändler Robert Dodsley, dem Goldsmith Anfang Februar 1759 den Druck der 'Untersuchung' verdankte, deutschkundliche Interessen mit ihm teilte, ist bei der flüchtigen Bekanntschaft beider Männer nicht nachweisbar.

Ferner ist es wohl möglich ('Brit. Magaz.' Febr. 1760, ed. I 386 ff.), daß der Kritiker, soweit es seine Geldmittel erlaubten, teilweise Händels Tonschöpfungen gekannt hat, zumal er selbst einige musikalische Kenntnisse besaß (Prior I 425). Daß er ihn selbst gesehen, ist unwahrscheinlich, da der Künstler am 13. April 1759 im Alter von fast 74 Jahren gestorben war. Vielleicht hat Goldsmith aber noch an dem riesigen Leichenzuge teilgenommen, der den großen Oratorienkomponisten auf seinem letzten Wege in die Westminsterabtei begleitete. Er muß aber — wie unten dargelegt werden soll — die im folgenden Jahre von Mainwaring veröffentlichte Biographie Händels gekannt haben. Das Buch fand beim Publikum so viel Anklang, daß ein Jahr später der Legationsrat Matthesson in Hamburg eine deutsche Übersetzung davon erscheinen ließ.

Goldsmiths Interesse für die Bühne führte ihn auch mit dem Shakespearedarsteller David Garrick (1717—97) zusammen (seit 1743 Mitglied, seit Herbst 1747 Leiter des Drury Lane-Theaters), der mancherlei Beziehungen zu Deutschland hatte. Obwohl der Künstler infolge eines ungerechtfertigten Angriffs

in der 'Untersuchung' (1759) ihn bei seiner Bewerbung um den Sekretärposten der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften durchfallen ließ (Davies S. 142) und seine Stücke nicht aufführen wollte (eb. S. 146 f.), schrieb er doch einen Prolog zu dem Lustspiel 'Sie beugt sich, um zu siegen', das im März 1773 in Covent Garden über die Bretter ging (Garrick, poet. Wk. II 281). Späterhin verfaßte er auch eine launige Entgegnung (eb. S. 532) auf das satirische Fragment 'Vergeltung' (ed. 1774) und charakterisierte in dem Gedicht 'Jupiter und Merkur' liebenswürdig und doch treffend Goldsmith als buntes Gemisch eines 'Gelehrten, Liederjahns, Christen, Narren, Spielers und Dichters' (eb. S. 532 f.).

Garrick führte einen ausgedehnten Briefwechsel u. a. mit den Buchhändlern Dodsley, Davies, Griffiths; auch vereinzelte Briefe von deutschen Schreibern sind nachweisbar, so von R. E. Raspe aus Gotha (v. 23. Januar 1775, ed. Priv. Corr. II 610), von Baron Koch (v. 1776, eb. 619), Baron Rathsamhausen und dem Prinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt (v. 1777 [?], eb. 636). Der einzige Brief Goldsmiths vom 6. Februar 1773 (ed. I 527) bezieht sich auf die Ablehnung des Stückes 'Sie beugt sich, um zu siegen' und enthält die Bitte um Rücksendung des Textes.

Wenn auch die Freundschaft mit Garrick nur oberflächlich war, so mag Goldsmith doch allerlei — wenn auch nicht immer das Beste — über deutsches Wesen von ihm gehört haben. Am 22. Juni 1749 hatte der Schauspieler die leichtfertige Wiener Tänzerin Eva Maria Veigel (Violetti) geheiratet. Viele Gerüchte waren damals über sie im Umlauf. Einige wollten wissen, Eva Maria wäre die Tochter des Grafen Burlington und einer angesehenen Florentinerin, andere behaupteten, sie stamme aus Wien und wäre wegen ihrer großen Schönheit von Maria Theresia aus Eifersucht verbannt worden (vgl. J. Knight, Life of Garrick, S. 123). Sie soll Garrick auf der Bühne gesehen und sich so verzweifelt in ihn verliebt haben, daß sie schwer erkrankt sei und nur die schleunige Heirat mit dem Künstler sie am Leben erhalten habe (Baker S. 5 f.).

Charlottenburg. Hans Marcus.

(Schluß folgt.)

Cicero im englischen Geistesleben des 16. Jahrhunderts.

Man spricht sehr viel vom platonischen Einfluß auf die englische Renaissance. Gewiß stand die Sonne des griechischen Philosophen hinter den rosigen Wolken der Schönheitsfreude, die sich jetzt entfalten durfte; aber das verstreute Licht, unter dem die neuen Klassiker erblühten, kam durch lateinische Vermittlung, und Cicero war das verbreitetste Medium. Noch Bacon pflegte seine Lehrmeister nicht griechisch zu lesen, sondern hat durch lateinische Zwischenglieder sie erlernt und erneut. Diese Verhältnisse liegen namentlich dem Denken Shakespeares zugrunde und müssen schon deshalb einmal aufgedeckt werden. Das Buch von Zielinski: 'Cicero im Wandel der Jahrhunderte' 1908, versagt leider betreffs England im 16. Jahrhundert vollständig. Ich beginne mit einer Sammlung des Materials.

I. Englische Cicero-Ausgaben.

Über lateinische Cicero-Hss. in England vgl. M. R. James, Anc. Libr. of Canterbury 1903; M. R. James, Cat. of MSS in St. John's Coll. Cambr. 1913. — Pro Milo., gedr. Oxford c. 1480 (M. Lyte, Hist. of Univ. Oxf. 1886, S. 340); Epist. I, ed. Univ. Oxf. 1520 (Warton-Hazlitt III 114); Philippicae, L. 1521 (Cat. of Early Engl. Books to 1640 in Brit. Mus. 1884, I 384/6); De Orat., Cambr. 1573 (Arber, Transcr. of Regist. 1894, V), 1589 (Engl. b. to 1640, Br. M. I 384/6); Ad Heren. IV, 1574 (Transcr. of Reg., Arber 1894, V); Tuscul., ed. Erasmus 1577; Epist. fam. 1579, 91; Orationes I, 1585 (Engl. b. to 1640, Br. M. I 384/6); Opera omnia, ed. D. Lambinus 9 vls. 1585.

In England gedruckte Chrestomathien mit C.-Zitaten waren für mich nicht erreichbar; Chrest. des Kontinents konnte ich niemals als Quelle nachweisen. Über Chrest. vgl. Schweiger, Handb. d. klass. Bibl. II, 1832; Cat. Général Bibl. Nat. XXIX, Paris 1907.

Cicero-Übersetzungen: De senect. aus dem Französischen des Laurence durch Will. de Worcester alias Botaner 1473, gedr. d. Caxton 1481 (DNB). — De amic. durch John Tiptoft, Earl of Worcester 1481 (Br. Mus.; DNB). — Epist. durch John Skelton c. 1485/9 (verlor. DNB). — De offic. durch R. Whittington 1533, 34, 40, 82, 91 (Schweiger, Handb. d. klass. Bibl. II, 1832; Cambridge Hist. of Engl. Lit. IV 5). — De senec. durch R. Whittington 1535 (Br. Mus.). — Paradoxa durch R. Whittington c. 1540 (DNB). — Somn. Scip. durch Henry Parker, Lord Morley, 1476—1556 (Warton-Hazlitt IV 79). — De amic. durch John Harryngton 1550,

62 (Schw. II 233), repr. Rouse, The King's Classics, L. 1907; H. übersetzt nach französischer Vorlage, läßt seine Übersetzung von Gelehrtem mit lateinischem Urtext vergleichen und verbessern. Anlaß ist C.-Begeisterung. De amic. mit den Lehren der Bibel über Freundschaft gleichgestellt. — De offic. durch Nicholas Grimalde 1553, 55, 56, 58, 68, 74, 75, 80, 83, 90, 96, 1600 [?] (Arber, Transcr. of Reg. No. 1912; Engl. b. to 1640 Br. Mus. I 385; Br. M. 93). — Pro Marcello durch R. Sherrye 1555 (Schw.). — De Tuscul. quaest. durch J. Dolman 1561 (Br. M.). — Epist. ad Quint. durch G. G(ilby) 1561 (Schw.). — De senect. durch Th. Newton 1569 (DNB), repr. Rouse, King's Classics, L. 1907; Anlaß ist Begeisterung für C.; N. kennt Cato-Übers. des Whittington 1535 [?], verwirft sie als ungenau. — Paradox., Somn. Scip. durch Th. Newton 1569 (Br. M.), Scipio's Dream repr. Rouse, Kings Classics 1907. — Epist. fam. durch J. Webbe 1570 (Cambr. Hist. IV). — Pro Archia, anonym 1571 (Schw.). — Selecta ex C.s Epist. durch T. W. 1575 (Br. M.). — Selecta ex Epist. durch Abr. Flemming 1576 (Schw.). — De amic., de senec., parad., somn. Scip. durch Th. Newton 1577 (Br. M., DNB). — Zitiert wird, soweit nachprüfbar, nicht nach obigen Übersetzungen.

II. Nachrichten über Cicero

schöpfte man aus Sallust: Th. Wilson, Rhetorique 1560 (genauere Zitate s. u.); L. Humfrey, The Nobles 1563; R. Greene, C.s Amor 1589; 'Laelia' 1595, Akt IV 1; Ben Jonson, Catilina 1611. — Aus dem Pseudo-Sallust 'In M. Tullium invectiva': 'Pedantius' 1580, Akt I 3. — Aus Tacitus, Dialog. de orat.: Th. Elyot, Gouernour 1531 und Dictionary 1538/59. — Aus Valerius Maximus: Th. Nash, Summer's last Will 1600, nach McKerrow, ed. 1905, III 278. — Aus Quintilian: W. Webbe, Disc. of Engl. Poetrie 1586. — Aus Plinius: Erasmus, Colloquia 1524 und Christ. Matrim. Institutio 1526; L. Humfrey, The Nobles 1563; Th. Newton, Names and Age of Long Livers 1569 (?). — Ferner aus Plutarch, übers. lat. 1508, franz. durch J. Amyot 1559, engl. durch Th. North 1579: Erasmus, Laus stult. 1509 und Apophthegmata 1531; Th. Elyot, Dictionary; N. Grimoalde 1519/62, Übers. v. Bezas 'Tod des C.', o. D.; Th. Wilson, Rhetorique 1560; L. Humfrey, Nobles 1563; Th. Maitland c. 1570; 'A Poore Knight his Palace' 1579; W. Camden, Remains conc. Britaine, c. 1587 [?]; Th. Lodge, Will. Longbeard 1593; W. Shakespeare, Jul. Caesar 1599.

III. Cicero im Schulbetrieb.

Grammarschools. J. Colet (1467 [?]—1519) in Statut. für St. Paul's lehnt C. als Schullektüre aus religiösen Gründen ab, empfiehlt Lactantius (Lupton, Colet 1887, S. 77; McDonnell, Hist.

of St. Paul's, 1909, S. 43). — Th. Linacre (1460 [?] — 1524) war kein Bewunderer von C.s Stilistik; er bevorzugt Aristoteles und Quintilian (H. C. Lyte, Hist. of Univ. Oxf. to 1530, L 1886, S. 390). — Erasmus beseitigt die Bedenken (Vorrede Tusc. Quaest. 1526), er preist C. als Stilisten (Epist.; de duplici copia verborum 1512) und als Ethiker (Tusc. 1526). — Will. Lily (1468 [?] — 1522) im Schlußkarmen seiner Grammat. rud., gedr. 1527/9, empfiehlt ihn als Schulautor; Kardinal Th. Wolsey macht ihn dazu 1528: in Ipswich liest ihn die 5. Klasse (Leach, Engl. Schools at the Reformation 1896, S. 107). Lateingrammatiken von W. Lily 1529 und Th. Linacre 1533 enthalten Beispielsätze mit C.s Namen und Preis seiner Eloquenz. Die Schulen in Winchester und Eton folgen mit dem C.-Studium 1530 (Leach, Educ. Charters 1911, S. 448); auch Schottland (J. Edgar, Hist. of Early Scott. Educ. 1893, S. 122). — Th. Elyot fordert für Adelsschulen C.s Logik, Rhetorik, Ethik (Gouernour 1531, S. 72, 73, 92). — Kardinal R. Polus 1532 legt Hauptgewicht auf C.s Philosophie (Epist. ed. 1744, I 399, 413). — C. als Schullektüre gefordert in den Lehrplänen zu Canterbury 1541 (Leach, Charters S. 468), zu Winchester 1550 (Leach, Hist. of Winch. Coll. 1899, S. 273), zu Eton 1560 (Lyte, Hist. of Eton Coll. 1899, S. 150), zu Westminster 1560 — hier zuerst C.-Nachahmung gefordert — (Leach, Charters S. 509, 511), zu Shrewsbury, A. Elis. — hier werden auch die von Th. Ashton herausgeg. Dialogs drawn out of C.'s Offic. benutzt — (G. W. Fischer, Annals of Shr. 1899, S. 43). — Th. Becon, Office of Scholars, gedr. 1560, ed. Ayre, Parker Soc. 1844, S. 384 gibt Anweisung zur C.-Nachahmung. — G. Buchanan 1563 schreibt C. als Schullektüre in Schottland vor (Vernacular Writings, ed. Brown, Scott. T. S. 1891/2, S. 9). — L. Humfrey für Adelsschulen (The Nobles 1563). — R. Ascham stellt C. in den Mittelpunkt des lateinischen Unterrichts, s. Letters und — ausführlich — Scholemaster 1570, er empfiehlt die Schulauswahl von C.-Briefen des Sturmius; ähnlich, doch kritischer G. Harvey, s. Letter-Book 1573/80, S. 181 und Marginalia. — Über C.-Kenntnis bei Schülern s. u. Queen Elizabeth, Edward VI., Queen Mary of Scotland. Über Schulstudien im C. der Elizabeth und Eward VI. s. u. R. Ascham, Letters. — Sonst wird C. als Schulautor bezeugt von: J. Melville 1556 (erw. Edgar S. 305); — G. Gascoigne, 'Glasse of Government' 1575, Akt I 4; 'Pedantius', c. 1580, Akt III und IV; 'Return from Parnassus' 1597, Akt II 1; — W. Percy, 'Faery Pastorall' 1603, Akt II 1; — J. Marston, 'Dutch Courtesan' 1605, Akt I 2; 'Fawn' 1606, Akt IV 1; 'What you will' 1607, Akt II 2. — Ende 16. Jh. zeigt die Bücherliste von St. Paul's C. als Hauptautor (Donnell S. 141).

Universitäten. R. Fox(e), Stat. of Corp. Christi Coll. Oxford 1517 schreibt C.s philosoph. und rhetor. Werke vor (Stat. of the

Coll. of Oxf. 1853, II 41). Sonst pflegt England nur C.s Rhetorik, vgl.: Stat. of Cardinal Coll. mit Zusätzen 1527 (das. II 127); Stat. of King Edward VI. 1549 (ed. J. Heywood, Stat. of Cambridge 1890, S. 7); Th. White, Stat. of St. John Coll. Oxf. 1555 (Stat. of Oxf. III 50); Stat. of Cambr. appoint. by Queen Elizabeth's Visitors (J. Heywood 290).

Auf **Schottlands** mittleren und höheren Schulen studiert man den Philosophen, und dies gleich sehr intensiv, dann den Politiker und schließlich den Rhetoriker: in Kinloss c. 1530 (Edgar S. 299); in Glasgow c. 1570 (A. Grant, Hist. of Univ. of Edinburgh 1884, I 80); in St. Andrews 1574/5 (Edgar S. 305); vgl. auch Erectio Regia by James VI. 1577 verfaßt entweder von Buchanan oder Melville (Grant I 86).

IV. Cicero-Zitate.

Im **humanistischen** Anfangsviertel ist von Erasmus auszugehen; denn, obwohl kein Engländer von Geburt, hat er doch lange in England gelebt und dort mächtig gewirkt. Seine ausgesprochene Liebe für C. gab den Ton an.

Erasmus, 1467—1536. Opera, Basil. 1540. Laus Stultitiae 1509, IV 361 C.s Redekunst anfangs mit Stottern (nach Plutarch). — De dupl. copia verbor. 1512, I 2: über C. und Roscius als Redner; I 65: Aufsatzbeispiele aus C. — In C.s Tusc. Quaest. 1523, III 1203/4: über C.s Ethik und Religion. — Colloquia 1524, I 573: C. großer Denker, seine Werke Reliquien, seine Tugendlehre göttlich; I 569: Plinius (s. Epist.) liebt C. — Lingua 1525, IV 15: häufiges Lesen C.s ermüdet; IV 548 Lob C.s als Redner. — Christ. Matrim. Institutio 1526, V 557: C.s Sohn Trunkenbold (Plinius: Nat. Hist. XIV 147/8), Terentia tadelnswert. — Ciceronianus 1528, I 814/62: gegen oberflächliche C.-Nachahmung, Inhaltsang. bei K. v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik 1877, I. — Epist. ad M. Dorpium 1530, IX 3: C.s Gegner genannt. — Apophthegmata 1531, IV: Geschichten über C. haupts. nach Plutarch. — Ecclesiastes 1535, V 714: C. ein Vorbild hinreißender Beredsamkeit. — Prologus ... in Censuris Beddae IX, 438: C.s Rhetorik in Philipp. und Verrin. — Responsio ad Petr. Cursii Defensionem 1535, IX 1437: C. deus, in quo nihil desideres. — Epistolae, Lugd. 1706; 42c, 177f: C. empfohlen als Schulautor; 179f, 277b: C. witziger Unterhaltungsschriftsteller; 554d: gute Zeit- und Sittenschilderungen in C.s Briefen; 3d, 703f: C. macht Sprachverstöße; 1114e: gegen sklavische stilistische C.-Nachahmung, C. ist eloquentiae princeps; 496/7: Begeisterung für C.s praktische Tugendlehre; 271a: Beredsamkeit durch tägliches Üben im Lesen und Deklamieren, nach C. De Orat. I, XXXIV; 1431f: Demosthenes ist C.s Vorbild, s. C. Orator 243; 1354c: C. nennt Aristoteles aureum flumen, s. C. Academ. II 38, 119; 356a: Latiner nennen Vermögen 'bona', s. C. Paradoxa I 7;

1413 c: verspäteter Glückwunsch wird nicht gescholten, C. Epist. fam. II 7, 1.

Englische Prosaisten. Richard Fox(e), 1448—1528. Stat. of the Corp. Christi Coll. 1517, in Stat. of Oxf. 1853, II 1/2: Gesetze geben vivendi doctrina (aus Leg. I 58, I 18). — Thomas Morus, 1478—1535. Utopia 1516, ed. Lupton 1895; S. 27: C. als römischer Philosoph empfohlen; Anspielungen auf seine Naturphilosophie. — Thomas Elyot, 1490—1546. Gouernour 1531, ed. Croft 1880; S. 82: Wert der Geschichte (De Or. II 9, 36); S. 157: E. rühmt C.s Allgemeinbildung (Tacitus: dial. de orat.); S. 160: C. lobt Zwölftafelgesetze (De Or. I·195); S. 207: rulers sündigen mehr by example als by their act. (Leg. III, XIV); S. 214: Gerechtigkeit ist Haupttugend (Off. III 6, 28); S. 214: Unrecht geschieht durch Gewalt oder List (Off. I 13, 41); S. 215: größtes Unrecht ist Scheinheiligkeit (Off. I 13, 41); S. 218: Unrecht zum Vorteil des Vaterlandes nicht erlaubt (Off. I, X); S. 222: Antipater verwirft List (Off. III 13, 57); Unrechttun ist vernunftwidrig (Off. III 17, 68); Natur ist Quelle des Gesetzes (Off. III 17, 72). — Image of Gouernaunce 1549, o. Ort; zuerst gedr. 1540; Vorrede: C. guter Konsul; S. 11 b: C. klug; S. 137 a: C. weise und beredt als Staatsmann. — Defence of good women 1545, ed. Brandl, Shakesp.-Jb. 1915; S. 126: C. will Dichter in seiner Republik nicht zulassen (Tusc. II 12, 27); S. 135: C. rühmt kluge Frauen (Nat. Deor. I 33, 93). — A Preservative against deth 1545, ed. Brandl, Sh.-Jb. 1915; S. 159: Schilderung eines innerlich zerfallenden Staatswesens nach Flacc. XXXV 87. — Eliotes Dictionarie, ed. Th. Cooper 1559, zuerst gedr. 1538, ausführliche Biographie C.s hpts. nach Plutarch. — William Thynne, † 1546. Dedicat. of Chaucer's Wks. to Henry VIII. 1532, E. E. T. S. 64: C. prince of eloquence.

Englische Dichter. John Skelton, 1460—1529. Ed. Dyce 1843, I 88, 126, 375, II 43: C.s Rhetorik gepriesen; I 409: S. über seine Übers. von C.s Epist. fam. (vgl. F. Brie, Skeltonstudien, ed. Kölbing, Engl. Studien 1907). — William Dunbar, c. 1460—ca. 1513. Golden Targe, gedr. 1508: C.s lippis suete off rethorike. — Gawin Douglas, 1474/5—1522. Palice of Honour, c. 1500: C. als honest vertuous man schlägt Catilina mit einem Buch nieder. — Alexander Barclay, 1475(?)—1552. Mirrour of Good Manners (Spenser Soc. 1885), Schluß: C. als noble author gerühmt. — Certaine Egloges, das., S. 27: C. neben Plato und Virgil genannt; S. 38: C. hat Schweres erlebt. — Richard Hill, fl. 1536. Commonplace-Book, E. E. T. S. CI S. 94: C. berühmter Redner.

Mit der **Reformation** c. 1533 ergab sich eine neue Lage:

hier werden die geistlichen Lehrer in den Vordergrund treten müssen; sie hatten die Führung.

Protestantische Theologen. Myles Coverdale, 1488 bis 1569. Ed. Parson 1844 Parker Soc.; Spiritual Pearl 1550 S. 176: der Mensch schäme sich nur des Unehrenhaften (Tusc. II 13, 31 sinngem.). — Hope of the Faithful, Verf. Otho Wermullerus, übers. von M. C., ed. Parson 1846 Park. Soc. S. 222: Sokrates sagt: der Tod ist ein Gut, endet irdischen Jammer, vereint mit großen Männern (Tusc. I k. 48, 98). — John Gau (Gaw, Gall), c. 1490—1553. Richt Vay to the Kingdom of Heuine, c. 1533, Scott. T. S. 1887 S. 32: verkehrte Begriffe von der Gottheit sind Folge der fehlerhaften menschlichen Natur (Tusc. I 13, 30). — John Bale, 1495—1563. Three Laws 1538, ed. Farmer 1907 S. 3: ohne Gesetz keine Ordnung in nature, people, house, city (Leg. II 5, 11 sinngem.). — Thomas Starkey, 1499 (?) bis c. 1538. Dialogue betw. Pole and Lupset, c. 1536/8, E. E. T. S. XII, XXXII S. 22: C.s Haltung schwankend im Bürgerkriege. — John Hooper, Ende 15. Jh. bis 1555. Ed. Carr 1843 Park. Soc.; Treat. of Christ 1547 S. 27: jede menschliche Kunst entwickelt sich aus einfachen Anfängen zur Vollkommenheit (Brut. XVIII. Sinn); S. 44: C. De Or. III 7, 28—30 über berühmte Redner. — Answer to the Bishop of Winchester's Book 1547 S. 214: C. guter Staatsmann; S. 235: Beredsamkeit macht das Unglaubliche glaublich, das Häßliche schön (Parad. 3). — Deklaration of the ten commandments 1548 S. 273: law ist certain rule proceeding from the mind of God [C. sagt natura], persuading right, forbidding wrong (Leg. I 18); S. 285: one only God Schöpfer und Erhalter der Welt (Nat. Deor. II 29, Tusc. I 70, Leg. I 7); S. 309: C.s Spott über blind conjectures and foredestinies (Div. I, VII 12); S. 327: Zwölftafelgesetz verbietet necromancy (wahrsch. aus Fragm. der Republ. zit. von Augustinus); S. 329: C. über Geistererscheinungen (Tusc. I, XVI); S. 356: Grabspruch von Thermopylae (Tusc. I 101); S. 336: Regulusgeschichte (Off. III 27); S. 351: C. großer Gesetzgeber; S. 378: temperantia in Kleidung (Off. I 36, 130); S. 407: Warnung vor Schmeichlern (Off. I 26, 96); S. 390: C. zeigt, daß evil men an unruly sort of people seien (Rep. VI, Ep. fam. IX 6, 3); S. 408: Armut und Geiz sind Wurzeln des Übels (Heren. IV, XXXVIII). — Sermons upon Jonas 1550 S. 490: C. bringt trotz bester Ratschläge Rom in Gefahr. — Confession of J. H.s Faith 1550, ed. Nevinson 1852, Park. Soc. S. 66: Unrecht geschieht durch Anwendung von Gewalt und Unterlassen einer Verteidigung (Off. I 7, 23), this doctrine practised by C. im Prozeß für Milo; S. 83: C. schlägt Caesar als Volksoberhaupt vor (vgl. Ep. Att. VII 5, 6); S. 85: C.s guter staatsmännischer Rat schlägt oft fehl for the

lack of the wisdom of God. — Hyperaspismus o. D., S. 461/2: C. erfindet Gedächtnisstützen (De Or. I 34, 157). — Henry Bullinger, 1504/75. Ed. Th. Harding 1849, Park. Soc.; 1. Decade 1549 S. 81: Latins call that faith, when that is done which is said (Off. I 7, 23). — II. Dec., 1549 S. 193: law ist special reason, placed in nature, etc. (Leg. I 6, 18); S. 198: Gemütsreinheit ist bester Gottesdienst und heiligste Religion (Nat. Deor. II 28, 71); S. 215: Saturnus a saturando (Nat. Deor. II 25, 64); S. 249: Meineid des Gellius (Off. I k. 13; II k. 32); S. 249: über gedankenloses Schwören (Off. III k. 24); S. 338: laws sind bonds of the city, foundation of liberty, wellspring of justice and honesty (Cluent. 146); S. 339: Magistrate ist living law, law ist dumb mag. (Leg. III 1, 2). — III. Dec., 1550, S. 218: über Toth (Nat. Deor. III 56); S. 219: law weder erfunden noch durch Volksbeschluß gemacht, sondern ewig, ist wisdom of God, daher seine Autorität (Leg. II k. 4). — IV. Dec., 1550, S. 125: Glaube an Gott ist bred and born with men (Nat. Deor. I k. 17); S. 385: by nature we think there are Gods, by reason we know what they be; Glaube an Unsterblichkeit der Seele bei allen Völkern (Tusc. I 16, 36), bei Pherecydes und Pythagoras (Tusc. I 16, 38), bei Plato (Tusc. I 39 und 49). — V. Dec., 1551 S. 243/4: Wortparallele zu C. Fin. III 21. — Thomas Becon, 1511/2 — 1567/70. Ed. J. Ayre 1843, Park. Soc.; Potation for Lent S. 101: Freundschaft gepriesen wegen vertraulichen Gedankenaustausches (Amic. VI 22). — Policy of War, gedr. 1560 S. 233: Tod für Vaterland löblich (Off. I 57). — Invective against Swearing S. 375: Meineid gestraft von Gott durch Vernichtung, von Menschen durch Verachtung (Leg. II 9, 22). — Sick Man's Salve, ed. Ayre, 1844 Park. Soc. S. 148: der Tod ein ersehntes Gut, endet irdischen Jammer (Tusc. I 40, 96; Senec. 83/4); S. 154: Wiedersehen nach dem Tode (Senec. 83/4); des Sokrates Freude auf seinen Tod (Tusc. I 41, 98). — Roger Hutchinson, † 1555. Ed. J. Bruce, 1842 Park. Soc.; Second sermon of oppression, o. D. S. 321: Epaminondas stirbt ruhig, da ehrenvoll (Ep. fam. V. 12); S. 321: Regulusgeschichte nach Off. III 99. — Image of God 1550 S. 13: Gott körperlich vorgestellt von den Epikuräern (Nat. Deor. I 25, 71 und öfter); S. 73: Kraft Gottes zeigt sich in menschlicher Erkenntniskraft (Tusc. I 25, 63); S. 73: Diogenes Cyn. glaubt nicht an göttliche Vorsehung (Nat. Deor. III 24, 83); S. 75: desgl. nicht Diagoras (Nat. Deor. III 37, 89); S. 76: Cleanthes beweist göttliche Vorsehung (Nat. Deor. II k. 5); S. 51: Enniusgesch. (De Or. II 68, 276); S. 81: Berichte über weissagende Vorzeichen nach Div. I 97/98; S. 115: Handwerkerfleiß beschämt den Demosthenes (Tusc. IV 19, 44); S. 141: C. nennt Catilina pestis (Catil. I 5, 11); S. 161: Demokrit über

Größe der Sonne (Fin. I 6, 20); S. 176: Pythagoras: Definition von Gott (Nat. Deor. I 11, 27); Thales: Wasser ist Ursprung aller Dinge, ihr Schöpfer Gott (Nat. Deor. I 10, 25); C., famous orator, sagt: Gott ist mens soluta et libera, segregata ab omni concretione mortali, omnia sentiens, omnia movens (Tusc. I 27, 66). — Lord's Supper 1552 S. 278: Nature and office of the soul is to move himself (Rep. VI 26). — John Foxe, 1516/87. Imprisonment of Princ. Elizabeth 1563, ed. Arber, Engl. Garner IV 1882 S. 335: sittliche Kraft in ausschweifender Umgebung zu zeigen, ist lobwürdig (vgl. Ep. ad Quint. I 1, 19). — Thomas Cooper, 1517(?)/94. Vorrede zu Eliotes Dictionarie 1559 S. 4: C. stellt röm. Beredsamkeit neben griech. (Fin. I 3, 10); C. verbreitet Bildung durch Übersetzen griech. Autoren (Fin. I 3, 7); S. 6: Cooper habe dem C. phrases et formulas locutionum entnommen.

Katholische Theologen. Reginaldus Polus, 1500/1558. Epistolae Brixiae 1744 II 35: Zitat nicht von C. — Niniane Winzet, 1518/92. Ed. Hewison 1888/90 Scott. T. S.; Third Tractat 1562 S. 23: der gute Mensch gehorcht nur dem, der nach Gesetz und Recht Befehle erteilt (Off. I 13).

Weltliche Humanisten. John Leland, 1506(?)/52. Commentarii de Scriptoribus Britannicis, o. D., Oxoni. 1709 S. 2/3: C. über Druiden (Div. I 90); S. 480/1: Caxton druckte C.s Amic. und Senec.; S. 483: C.s Republ. in einer Schlacht z. Z. Henry VII. verbrannt. — John Herd, 1512/88. Hist. Quatuor Regum Angliae c. 1550/1, ed. Purnell 1868, Roxburghe Club, Titelblatt: das Wissen von der Vergangenheit ist wertvoll (Or. 120). — William Patten, fl. 1547/8. Expedition into Scotland 1547/8, ed. Arber, Engl. Garner 1903 S. 59: es gibt keinen Zufall (Div. II); S. 74: Endymiongesch. (Tusc. I 38, 92); S. 83: P. erwähnt unter 'prognostication' C. Div. I. — William Bercher, c. 1517/20 — c. 1595. Nobility of Women 1559, ed. Bond Roxb. Cl. 1904 S. 101: C.s Tochter beredt; S. 108: C. preist männl. Bartschmuck (Fin. III 18); S. 133: C. ausführlich über vollkommenen Feldherrn (Leg. Manil. 110); S. 151: C. beredt als Verteidiger. — Richard Eden, 1521(?)/76. Übersetzt 1555 'On America', ed. Arber 1885, Preface: The most famous oratoure and learned Phylosopher C. sagt: über dem instinktiven Triebleben des Tieres, das nur nach Befriedigung seiner Sinnlichkeit strebt, steht die vernünftige, auf Wissen und Erkennen gerichtete Natur des Menschen (Off. I 105). — Brief an Cecil 1562: C. Senator und Consul of Rome. — John Dee, 1527/1608. Private Diary, ed. Halliwell, Camden Soc. 1842 enthält Katalog seiner C.-Mss. Supplication to Mary 1555/6 S. 46: berichtet, daß zu Canterbury das wonderful work de Republ. des sage und eloquent C. zerstört wurde. — Rehearsall 1592, ed. Crossley, Cha-

tham Soc. 1851 S. 38: C.s Resp. und Off. handeln über Staatsverwaltung. — Queen Elizabeth, 1533/1603. Letter to Edw. VI. 1551, in Ascham, Wks., ed. Giles 1865 I 277: bene facta male locata male facta arbitror (Off. II 62). — Edward VI., 1537/53. Remains ed. J. G. Nichols, Roxb. Cl. 1857. Letter to Coxe 1546 S. 8: Weisheit ist Reichtum (Parad. VI); Let. to Cranmer 1546/7 S. 36: Wert und Nutzen der Studien (Archia 16); Let. to Day 1546/7 S. 37: C. bewundert als Redner und Denker; Oratio I 1549 S. 99 und Orat. 1551 S. 135: das Lob der Tugend besteht im Handeln (Off. I 6, 19); S. 100: justitia steht höher als prudentia (Off. I 155); Orat. II 1549 S. 102: omnia utilia sunt honesta (Off. III 7, 34 und öfter); Orat. IV 1549 S. 107: Polemik über C.s staatsmännische Fähigkeiten; Orat. VII 1548 S. 124: crudelitas maxime inimica virtuti et honestati (C.: hominum naturae, Off. III 46). — Queen Mary of Scotland, 1542/87. Queen Mary's Book, ed. P. Stewart — Mackenzie Arbuthnot 1907, Exercises 1554 S. 46: C. schreibt oder deklamiert täglich griech. oder lat. (Brut. 89, 305); S. 47: who commands well has once obeyed, who obeys humbly is worthy of one day commanding (Leg. III 2, 5); S. 49: das beste Erbe sind Tugend und Wissen (Off. I 121); S. 55: Erinnerung an edle Taten ist angenehm (Senect. 3, 9); S. 69: Frau des Sforza liest oft C.; S. 82: vermeide Überschwang im Glück (Off. I 90). — Essay on Adversity 1580 S. 119: in conscientia mille testes (vgl. Fin. I 16, 51). — Complaynt of Scotlande, 1549. E. E. T. S. XVII, XVIII S. 9: Scipio gelobt, da nie müßig (Off. III 1); S. 10: kein Mensch kann besser sein als gut (Parad. III 21); S. 11: Heracleongesch. (Invent. II 1); S. 12: leicht wird zum Überdruß, was schnell entzückte (De Or. III 98); non in omnes omnia conveniunt (Rosc. amer. 122); S. 30: eloquent C. sagt: Tugendhaftigkeit hängt nicht vom Lebensalter ab (Phil. 5, 48); S. 72: Gewalt darf weder gegen parentes noch gegen das Vaterland angewendet werden (Ep. fam. I 9, 18); S. 72: eigenes Wohl über das des Vaterlandes zu stellen, ist Vaterlandsverrat (Fin. III 64); S. 73: Tiere kämpfen, um sich zu erhalten (Tusc. V 79); S. 129: C. Sohn eines poor labourer of Arpyne; S. 129: Aussagen eines persönl. Feindes vor römischem Gericht verworfen (Font. 24); S. 138: nur Schuldlose durften Ankläger sein (Qu. Caecil. divin. 34); S. 139: C.s 15 Phil. genannt; S. 163: von zwei Übeln das kleinere wählen (Off. III 3); S. 183: C. neutral im Bürgerkrieg; S. 185: pax est repudianda si sub eius nomine latitet bellum (Phil. 12, 7, 17); S. 185: Kriege müssen geführt werden, um Frieden und Gerechtigkeit wiederherzustellen (Off. I 35); S. 186: nichts schimpflicher, als das Leben der Weisen von dem Gerede der Toren abhängig zu machen (Fin. II 50); S. 16: nullus locus dulcior als Vaterland (Ep. fam. IV 9, 3); S. 16:

Muttersprache gebrauchen! (Off. I 111); S. 17: Worte sind Hilfsmittel, um Willen kundzutun (Cecin. 53); S. 140: die Menge ist unerfahren (Planc. 4, 9) und unbeständig (Pro dom. 4).

Versdichter. David Lyndsay, c. 1490/4 — 1555. Ed. D. Laing 1879, Monarche 1552 II Z. 472, 965: C. flour of Oratrie. — Will. Meldrum E. E. T. S. 35, Titelbl.: es ist weise, das Andenken der für das Vaterland Gefallenen zu ehren (Phil. XIV 11, 30). — George Cavendish, 1500/61 (?). Wolsey 1557, ed. Singer 1825 S. 101: C. als Redner gelobt. — Nicholas Grimoald, 1519/62. Poems ed. Bell, Annot. Ed. of Engl. Poets 1852 S. 220: C., obwohl tot, lives and still alive shall be; S. 214: C. an Atticus über Freundschaft; S. 217: Übers. von Bezas Gedicht 'C.s Tod' (Plutarch). — Francis Seager, fl. 1549/63. Schoole of Vertue, gedr. 1557, E. E. T. S. 32 S. 228: Lob der science (Arch. VII 16, Tusc. I 94, De Or. III 56); S. 232: measure in althynges gefordert (Off. I 26, 90); S. 234: freue dich über Wissen und Tugend, Wissen führt zur Tugend, damit zum Sieg über das Laster (Off. II 2, 5—6, Tusc. V 5). — John Rolland, fl. 1560. Court of Venus, ed. W. Gregor 1884 Scott. T. S. S. 12: C. schilt Hermagor (Inv. I, VI); S. 111: C. Autorität wie Homer und Gower. — Seven Sages, ed. Roxb. Cl. 1837 S. 80: C. klagt über Frauen (wahrsch. Terentia, vgl. Epist.).

Dramatiker. Thomas Ingeland, fl. 1560. Disobedient Child, ed. Dodsley 1874 S. 275 und 320: C. als Redner gelobt. — Lewis Wager, fl. 1566. Maria Magdalene, repr. Carpenter 1904 Zeile 642: Lust das höchste Gut (Fin. I 16, 54). — Triall of Treasure, gedr. 1567, ed. Halliwell Percy Soc. 1850 S. 7: Eigenlob ist schändlich (nicht C.!).

Unter **Elisabeth** und ihrem Adel traten die ästhetischen Fragen sofort in den Vordergrund. Weltliche Pädagogen erhalten statt konfessioneller Eiferer das Wort.

Gelehrte Prosa. George Buchanan, 1506/82. De iure regni 1579, ed. Ruddimannus 1727 S. 7: dem höchsten Gott, der die Welt regiert, nichts angenehmer als coetus hominum iure sociatos, quae civitates appellantur (Rep. VI 5, 13); S. 14: zur Pflege der Gerechtigkeit wurden Könige gewählt und Gesetze aufgestellt, die Rechtsgleichheit garantierten (Off. II 12, 41/2); S. 21: Volkswohl ist höchstes Gesetz (Leg. III 8). — Rerum Scoticarum Historia 1582, Francofurti 1594 S. 89: im alten Britannien kein Edelmetall gefunden (Ep. fam. VII 7). — Alexander Nowell, 1507/8 — c. 1584. Catechism 1570, ed. Corrie 1853 Park. Soc. S. II: N. hat lectissimos verborum, sententiarumque flosculos undique decerptos, maxime ex C.s hortulis in dieses Werk verflochten; S. 189: Muttersprache empfohlen (vgl. Tusc. V 116). — Thomas Smith, 1512 (?)/77. De Republica Anglor. 1583, ed. Alston 1906, S. 79: über Zeugenvernehmung

bei den Römern sei C. nachzulesen; S. 125 name und surname M. T. C. — Roger Ascham, 1515/68. Works, ed. Giles 1865; Letters I 35, 45, 183: A.s Vorlesungen über C. in Cambr. 1544 ff.; I 350: C. neben Plato und Bibel genannt; II 103: C. höher als Euklid; I 89: offiz. gelobt; II 23/4: C. vorbildl. Staatsmann; II 178/187: Streit über die C.-Nachahmung, von A. zugunsten des alleinigen C. entschieden; I 180/187: A. über die Stellung anderer zur C.-Nachahmung; über A.s Interesse an den C.-Studien anderer: I 316, 433, 182, II 64 (Sturm); I 74; 168; 176; 185; 191 (Queen Eliz.); 226 (Edw. VI.); 417; 320; 349; 446 (Pole). Zitate I 24: wörtl. Anspielungen auf Ligar. 30; I 25: geringste Nachricht aus der Heimat erfreut (Ep. fam. VIII 1); I 49: ungerechter Friede besser als gerechter Krieg (Ep. Att. VII 14 und Ep. fam. VI 6, 5); I 57, I 187: bene naviterque impudentem esse (Ep. fam. 7, 29); I 68 und 187: wörtl. Anlehnung an Ep. fam. V 12, 3; I 92: Menschen müßten honestum lieben, wenn sie es mit den Augen sehen könnten (Off. I 5, 15); I 98: zit. nicht C.!; I 184: Sprichwort aus Ep. Att. XIV 20, 3; I 189: pax dulcis et salutaris (Phil. II 44); I 236: C. klagt über ungetreue Freunde (Ep. fam. II 9); I 240: Anspielung auf C.s Güterlehre nach Fin. III, Schluß; I 273: C. offen gegenüber dem Freunde (Ep. Att. I 13); I 274: C. klagt über neugierige Briefboten (Ep. Att. I 13, 1); I 291: Preis ehrenvoller Muße nach De Or. I 1, die C. nie genoß; I 348: C. über gleichlautende lat. und griech. Wörter (Ep. fam. IX 22, 3); II 15: C. de conversa oratione atque mutata (Part. VII); II 23: C. zog sich vom Staatsdienst bei Ausbruch des Bürgerkrieges zurück, ohne Gewalt zu gebrauchen, die er verbietet (Ep. fam. I 9, 18); II 24: C. dient auch einem undankbaren Vaterlande (Ep. fam. IX 18); II 67: C. über Dionysius Halic. (Ep. Att. VII 7/8); II 178: C. ahmt antike Redner nach (De Or. III 28). — Report of Germany 1553 S. 24: Cäsar fällt, weil parteiisch (Off. I 26); S. 50: viele lieben C.s Off. mehr als St. Pauls epistles. — Toxophilus 1545, ed. Arber 1868, S. 18: C. bereichert lat. Sprache; S. 26/7: anständige Erholungen notwendig (Off. I 103); S. 33 und 67: Xenophons Cyrus ist Fürstenspiegel (Ep. Quint. frat. I 1, 8, 23); S. 35: Jugend soll arbeiten (Tusc. II 14, 34); S. 42: Redner soll Stimme modulieren, um Hörer zu rühren (Or. XVII); S. 65: Euripides ist Autorität (Ep. fam. XVI 8); S. 80: die Waffen der Römer bestimmen ihre Grenzen (Arch. X 23); S. 92; 94: Übung empfohlen (De Or. I k. 33/4): desgl. Erfahrung S. 99 (Off. I 18, 60), S. 141 (De Or. I 260/1, I 115); S. 96: Anspielung auf Pflichtenstreit zw. sittl. gut und nützlich (Off. II 71); S. 99: das Wesentliche herauszufinden ist schwer (Or. XXXIII); S. 102: niemand ist vollkommen (Inv. 2, 1); S. 104: Anspielung auf De Or. III 9 (?); S. 117: üppiges Rednertalent nicht stutzen (De Or. II 21); S. 133: Kraniche

fliegen in Triangelform (Nat. Deor. II 125); S. 143: Vertue ist nichts als cumlynesse (Off. 27, 93), dies kann nicht gelehrt werden (De Or. I k. 25; I 29, 132). — Scholemaster 1570 ed. J. E. B. Mayor 1884: C. in der Eloquenz alleinige unbedingte Autorität, daher bester Sprach- und Stillehrer. A. gibt ausführlichen Plan, an der Hand von C. Latein zu lernen durch 1. doppelte Übersetzungsmethode, 2. ausgiebige Lektüre, 3. Durchkonstruieren gewisser Schriften C.s nach bestimmten Gesichtspunkten, 4. bewußte stilistische Nachahmung C.s, dessen Eigenart durch Vergleiche mit anderen klassischen Autoren klar erkannt werden soll, 5. Befolgen seiner rhetorischen Lehren, 6. fleißige mündliche und schriftliche Übungen. Gern orientiert sich A. an C.s eigenem rhetorischen Bildungsgange. Ein Überblick über die römische Beredsamkeit vor und nach C. am Schluß dient nur dazu, C. als Krone der Eloquenz herauszustellen. Als Redner steht C. so sehr im Brennpunkt des Interesses, daß der Philosoph nur kurz gewürdigt wird. Zitate: S. 71: rechte Wortwahl ist Quelle der Eloquenz (Brut. 253); S. 72: Weg zur Erlernung der lateinischen Sprache ist De Or. I 155 ff.; S. 75: loquendo male loqui discunt (vgl. De Or. I 149/50); S. 82: C. wünscht sich ehrenvolle Muße (De Or. I 1); S. 89: über Sokrates (De Or. II 22, 94); S. 104: audere, selbst mit guten Kenntnissen verbunden, ist zu meiden (De Or. III 24, 94); S. 111: über Scipio Africanus (De Or. III 15, 56); S. 151: C. verwirft Paraphrase (De Or. 34, 154); S. 157 und 163: wendet sie selbst an in Fin. II 14, 45/6; Off. I 4, 11/13; S. 165: über Sulpicius (Brut. 203); S. 176: C. bändigt seine überströmende Redeweise in Rhodos, Anspielung auf Brut. 316; S. 176: Stilübung durch Übersetzen; S. 178/9: Überfülle im Reden, verbunden mit Mangel an schriftlicher Ausdrucksfähigkeit (Brut. 23, 99; Or. 38, 132; Brut. 24, 92); S. 186: Stoff zu De Or. aus Aristoteles, vgl. Ep. fam. I 9; S. 187: dessen shape and forme nach Plato (vgl. Ep. Att. IV 16, 3); S. 188: über imitatio (De Or. II 22, 90; Or. 52; Brut. 285); S. 212: comedies, bearyng Terence name, written by Scipio oder Laelius (Ep. Att. VII 3, 10); S. 220: im alten Britannien keine Silberfunde (Ep. Att. IV 16, 13); S. 221: C. über Niedergang der Beredsamkeit zu seiner Zeit (Brut. 330); S. 224: C. kennt und schätzt Varro (Academ. I 3, 9; Ep. Att. XIII 12 und 13); S. 228: C. sorgfältiger Grammatiker (Ep. Att. VII 3, 10); S. 231: C.s Worte über die Venus des Apelles (Off. III 10; Ep. fam. I 9, 15). — Edmund Grindal, 1519 (?) bis 1583. Sermon für Emp. Ferd. 1564, Ed. Nicholson 1843 Park. Soc.; S. 4: allgemein menschlich ist Freude am Leben trotz Alter (Senect. VII 24) oder Krankheit (Ep. Att. IX 10, 3). — Edwin Sandys, 1519/88. Sermons, gedr. 1585 Ed. Ayre 1841 Park. Soc. S. 45: Anspielung auf ungerechten Schiedsspruch des Qu. Fabius (Off. I 10, 33); S. 110: suche nicht eigenes

Wohl, begünstige nicht eine Partei im Staat auf Kosten der anderen (Off. I 25, 85). — James Pilkington, 1520 (?) bis 1575/6. Ed. Scholefield 1842 Park. Soc., Expos. upon Nehemiah, gedr. 1585. S. 317: Diogenes ist gleichgültig gegen Tod (Tusc. I 104); S. 408: temperantia beim Strafen gefordert (Off. I 25, 89); S. 439: Taten der Weisheit besser als Taten der Waffen (Off. I 22, 76/7). — Epist. ad Kingsmill 1564 S. 679: Herkules am Scheidewege (Off. I 32, 118). — John Jewel, 1522/71. Ed. Ayre 1845 Park. Soc., Replie to Harding 1565 S. 278: Griechisch wird fast überall gelesen (Arch. 5); S. 283: Zusammenhang von Wortstellung und Satzsinn (Or. 70; De Or. III 5, 19); S. 288: wir sind taub für Sprachen, die wir nicht verstehen (Tusc. V 40, 116). — Thomas Wilson, c. 1525/81. Arte of Rhetorique 1560 ed. G. H. Mair 1909 S. II: Lucilius will nicht, daß seine Schriften gelesen werden (De Or. II 6, 25); S. 1: allgemeine Definition von 'Rhetorik' in C.s Sinn; S. 2: jedes Besondere enthält etwas Allgemeines (Part. 18); S. 65: C.s Briefe enthalten Empfehlungsschreiben (vgl. Ep. fam. XVI); S. 97: C.s Rede für Milo zurechtgestutzt von W. als Autorität für eigene rhet. Lehren; S. 109: Gesichtspunkte für die Einteilung einer Rede (Heren. I k. 10, 17, De Or. II k. 81); S. 115: C. gewinnt durch Einleitung oder Schluß seiner Reden die Gunst der Zuhörer; S. 121: als vorbildlich guter Aufbau einer Rede angezogen Verr. B V, II k. 61/3; S. 123: Parallelismus als rhetor. Schmuck, Beisp. aus Catil. I 17; S. 134: Tränen um anderer willen trocknen schnell (Part. 17, 57); S. 135: C. über die Art, angenehm zu reden (De Or. II k. 51 ff., k. 58, k. 59); S. 148: Gesch. über C.s Witz (Plutarch); S. 155: Sallusts Vorwurf (Catil. 31), daß C. kein Edelmann sei; W. meint, C.s nobility beruhe auf vertue; S. 156: Geschichten über C.s Witz (Erasmus, Apophthegm.); S. 157: Disposition frei definiert nach De Or. II k. 77, Or. XV 50; S. 160: Aufgabe speziell des Redners ist es, das Wesentliche in schönem Gewande zu bringen (De Or. I k. 49; Or. 113; De Or. II II); S. 165: Sorgfalt in der Wortwahl empfohlen (De Or. III k. 37); S. 170: über Exornation of sentences (Heren. IV 13); S. 177: W. will über colours and ornaments of Rhetorique handeln im Anschluß an De Or. III k. 38, tut es aber nicht; S. 184: Beispiel für snappish. asking aus Cat. I 1; S. 186: Beispiel für correctio soll sich bei C. in 'Verr.' finden, W. gibt nur längeren Auszug; S. 187: Beispiel für reiectio aus Phil. II k. 22; S. 187: Glänzende Schilderung der Nichtswürdigkeit Pisos in C.s Rede pro Piso; S. 199: Beispiel für digestio aus Rosc. amer. 35; für geminatio verborum aus Catil. I 2; S. 211: Gedächtnisschwäche des Curio! (Brut. 60, 217/8); S. 213: C. was forsaken; S. 217: C. greatest orator among the Romaines empfiehlt Gedächtnisstützen (De Or. II 357); S. 220: C. über Theophrastus Taur. (De Or. III 221), W. irrt sich; S. 221: gesture of

man ist speech of his bodie (Or. 17, 55). — Lawerence Humfrey, 1527 (?) bis 1590. The Nobles 1563 S. VIII: unlearned Molo schloß sich an wise C. an; S. X: misplaced benefyte ist loste (Off. II 62); I S. 31: dem Adel gebührt Ehre, denn Familientradition zwingt ihn, dem Staat nützlich zu sein (Sest. 21); I 46: Roscius hatte keinen Zutritt zu Sulla (vgl. Rosc. amer.); I 56: Aufzählung ethischer Forderungen (vgl. Off.); I 58: Dank für seinen Ruhm schuldet jeder seinem Vaterlande (Senect. 8); I 63: Könige wurden anfangs gewählt aus Gründen der Gerechtigkeit (Off. II 12, 41); I 66: goldene Ringe als Ehrengaben (Verr. B. III, II k. 80); I 70: C.s Name war ehrenvoller Beiname (Plutarch) wie der des Scipio (Rep. VI 11); I 72: C. lehnt Sallust gegenüber Namensänderung ab (Plutarch); I 109: Sallust (Cat. 31) schilt C. new man, H. lobt darauf C.s trauaile, industrie, eloquence, wit; I 114: C. klagt über den Tod großer Männer unter Sulla (Rosc. amer. 89); I 116: C. über schmarotzende Höflinge (Rosc. amer. 137, 141); I 119: Pompej. schändet seinen Namen, macht Unwürdigen zum Konsul (Ep. Att. I 16, I 18); I 127: reiche und hochgeborene Führer, die Gold verehren, betrügen, stehlen, fälschen, sind Toren (Parad. VI 43, 46); I 142: Cato liebt Landwirtschaft (Senect. XV, XVI); I 142: C.s Namenbedeutung (Plutarch); I 143: Landwirtschaft von Königen betrieben, Cyrus! (Senect. XVII 59); II 2: Anspielung auf Herkules am Scheidewege (Off. I 118); II 20: Gottesvorstellung allen Menschen eigen (Leg. I 8, Tusc. I 30, Nat. Deor. I 43); II 57: die Liebe der Masse kann erkauft werden (Off. II 53); II 62: sortes of punyshement bei den Römern (Verr. B. V II k. 61/3); II 78: benefites nach Gebühr austeilen (Off. I k. 14/5); II 90: Gastfreundlichkeit gepriesen (Off. II 64); II 99: nichts so holy or reuerend, that money may not pearce (Verr. I 4); II 101: C. guter lawyer; III 3: nobles harme more with theyr example then sinne (Leg. III k. 14); III 7: H. folgt C.s Ausführungen über temperantia; III 34: C. Schüler des Feinschmeckers Hirtius (Ep. fam. IX 16, 7), der so gern Pfauen aß (Ep. fam. IX 18, 3 und IX 20, 2); III 37: C.s Sohn Trunkenbold (Plinius); III 38: Genügsamkeit der Lazedämonier beim Essen (Tusc. V 97/8); III 39: C. Liebhaber froher Tischgenossenschaft, nicht des Essens (Ep. fam. IX 20, 1); III 39: Charakter des Chrisogonus gezeichnet in Rosc. amer.; III 53: C. hatte Landhäuser zur Erholung; III 103: C. lernt von Terenz Beredsamkeit; III 104: Euripides ist Autorität für C. (Ep. fam. XVI 8, 2). — John Northbrooke, fl. 1570. Treatise against Dicing, c. 1577, ed. Collier 1843, Shak. Soc. S. 3 und 57: non nobis solum nati sumus, sondern wir haben Pflichten gegen Vaterland, Freunde etc. (Off. I 22); S. 14: allgemein menschliche Freude am Leben trotz hohen Alters (Senect. 24); S. 45: Zweck unseres Daseins nicht Spiel und Scherz, sondern ernste Arbeit (Off. I 103);

frohe Unterhaltungen zur Erholung erlaubt (Off. I 103); S. 45 und 107: Maßhalten im Spiel! (Off. I 104); S. 84: C. begeistert für den Schauspieler Roscius (De Or. I 130, Div. I 36, 79); S. 107: anständiger Zeitvertreib sind gymnastische Übungen und Jagd (Off. I 104); S. 110: Macht der Musik auf Felsen und wilde Tiere (Arch. 19); S. 120: nichts utile, was nicht honestum, alles andere ist turpe (Off. III 34/5); S. 130: C. schilt des Antonius Würfelspielen (Phil. II 23); S. 137: our rulers und magistrates ... plus nocent exemplo quam peccato (Leg. III 14, 32); S. 172: Tanzen unehrenhaft (Off. III 75 und 93); A. Gabin. deswegen gescholten (Post red. in sen. 6, 13); S. 173: desgl. Murena (Mur. VI 13); desgl. Deiotar (Deiot. 26); desgl. Antonius (Phil. V 6, 15); S. 178: Lob und Wert der Geschichte (De Or. II 9, 36); S. 167: Wortparallelen zu Amic. 83. — Philipp Stubbes, fl. 1581/93. Display of Corruptions, gedr. 1583 ed. Furnivall 1882 New Shak. Soc. S. 31: Entstehung des Privatbesitzes: Aneignung herrenlosen Landes oder Besitzgewinnung durch Waffengewalt, Kauf, Geschenk, Erbschaft (Off. I 7, 21). — Anat. of Abuses 1583 ed. Collier 1867/70 E. Engl. Lit. I S. 166: Tanzen unehrenhaft (Off. III 75 und 93); S. 175: C. schilt Antonius wegen Spielleidenschaft (Phil. II 23). — James Calfhill, 1530/70. Answer to Mart. Treatise 1565, ed. Gibbing 1846 Park. Soc. S. 14: verpflichtende Kraft des Gesetzes liegt in seinem göttlichen Ursprung (Leg. I 1, 4); S. 25: der vernunftbegabte Mensch unterscheidet sich schon äußerlich durch aufrechte Haltung von den Tieren (Leg. I k. 9). — John Whitgift, 1530—1604. Ed. Ayre 1851/3 Park. Soc., Defence 1574 I 39: unjust peace better than just war (Ep. fam. VI 6, Ep. Att. VII 14); II 127/8: C. über röm. Priesterwesen (vgl. De Or. III 73); II 279: consul, Worterklär. (Piso 23, De Or. II 165); II 483: Satzparallelen zu Off. I 42, 150; III 66: Advokat muß Ungünstiges klug verschweigen (De Or. II k. 51); III 321: Anspielung auf Phil. II 8, 20; III 323: Frechheit des Fimbria (Rosc. amer. XII 33). — Richard Mulcaster, 1530—1611. Positions, gedr. 1581, ed. Quick 1888 S. 11: M. warnt, etw. zu begünstigen, was C. einmal empfohlen habe, ohne zu bedenken, ob sich dieselbe Sache dieser Autorität auch unt. dens. Umständen dargeboten habe; S. 57: M. empfiehlt zum lauten Deklamieren bes. die hoatest Phil., Catil., Verr. des one and onely Latin Tullie; S. 158: Pont. Beispiel für Uneigennützigkeit (Off. II 75); S. 277: Xenoph. Cyrus ist Fürstenspiegel (Ep. Quint. I 1, 823). — William Harrison, 1534/93. Descript. of Engld. 1577/8 ed. Furnivall 1877/8 New Shak. Soc. I 107: C. über Aufgaben der comites bei den Römern (Ep. Quint. I 1, 11); I 110: C.s Orator ist unerreichtes Vorbild; I 165: servus a pedibus — nicht C.; I 335: Besprengen mit Weihwasser als Kulthandlung (Leg. II 24); II 71/2: C. über Silber-

funde im alten Britannien (Ep. Att. IV 17, 6); III 151: Reichtum ist Quelle von Üppigkeit und Übermut (Leg. agr. II 97). — Eduard Grant, 1540 (?)—1601. Orat. on Ascham; publ. 1576, ed. Giles, Wks. of Ascham 1864, S. 318: gymnasia nicht der geistigen, sondern der körperlichen Ausbildung wegen zuerst errichtet (De Or. II k. 5); Muße notwendig zum Abspannen der Seelenkräfte (De Or. II k. 6); S. 329: schönste und stärkste menschliche Verbindung ist die auf Charakterähnlichkeit begründete Freundschaft (Off. I 55/6); S. 347: Antonius in C.s De Or. unerreichbar als Redner; S. 348: Beredsamkeit ist die Kunst eines freien und friedlichen Volkes (De Or. I 8, 30); S. 350: C. zeigt im Or. Wege zur Erlangung der Eloquenz; S. 352/3: dazu praktische Übungen notwendig (De Or. I k. 63; I 260/1; I 4, 15); C. betont Wert der schriftlichen Stilübungen (De Or. I 33, 150); S. 330: Preis edler Muße nach De Or. I 1. — Thomas Newton, 1542 (?)—1607. Names of Long Livers in N.s Übersetzung von C.s Senect. 1569, ed. Rouse L. 1907: Altersangabe von C.s Sklave Tiro und Frau Terentia (nach Plinius, Nat. Hist. VII 158). — Gabriel Harvey, 1545 (?)—1630. Fovre Letters 1592, ed. Collier 1867/70, E. Engl. Lit. I, S. 11: selbst C. ist manchmal übertroffen worden; Sallust und Clodius lernen von C.s Beredsamkeit und gebrauchen sie gegen ihn; S. 27: C. verteidigte sich nicht immer gegen ungerechte Vorwürfe; S. 31: C.s sweete Off.! — Pierces Supererogation 1593, ed. Collier, E. Engl. Lit. II 1867/70, S. 2: C. eloquent self-loover; S. 173: C.s paradoxes erwähnt; S. 191: C.s Philipp. genannt; S. 160: C. ironisch; S. 185: painting C.; S. 193: C. lernt von seinen Vorgängern Eloquenz. — Letter-Book 1573/80, ed. E. J. L. Scott 1884, Camd. Soc. S. 181: C. bester und reinster Prosaautor; S. 71: H. wünscht sich C.s Beredsamkeit; S. 7: stellt C. über Cäsar; S. 81, 133, 165: H. beschäftigt sich mit C.; S. 162/3: law von C., dem worthiist of men, empfohlen (De Or. I k. 34, k. 37/45, k. 55/7); Zitate S. 164: (Acad. I 4, 13); S. 172: (Ep. Quint. I 1, 4, 13). — Letters betw. Spenser and H. 1579/80, ed. Grosart, Wks. of H. 1884 I 69: C. und Demosthenes verglichen. — Marginalia, coll. M. Smith 1913 S. 116: C. totius latinae eloquentiae princeps; S. 112: C. als Sprachlehrer empfohlen; S. 121, 198: H. fordert auf, C. als Redner und Staatsmann zu übertreffen; S. 122: H. vergleicht C.s Orator. mit der Rhetorik des Ramus und des Quintilian; S. 113: H. lobt C.s Witz und (S. 114) seine Abhandlung darüber in De Or. II k. 54; S. 112: C. ist Beispiel für großen Lerneifer; S. 112, 120: Bemerkungen anderer über C.; S. 117: H. bekennt sich als Ciceronianer, doch nicht in der einseitigen Art des Ascham; S. 133: Höhepunkt seiner C.-Begeisterung sind Randbemerkungen zu Ep. Att. 1563, wo er sich an C.s Rhetorik geradezu berauscht; S. 134: Ep. Quint. ist H.s Lieblingsbrief;

S. 135: H. lobt Ep. fam. — Richard Stanyhurst, 1547—1618. Æneis 1582, ed. Arber 1895, S. 12: C. über wechselnden Wortakzent (Or. 18, 58); S. 155; Epitaph, lerned C. for vttraunce. — Nicholas Fitzherbert, 1550—1612. Oxon. descript. 1602, ed. Plummer 1887, Eliz. Oxf. Repr. S. 28: wer Platos Bücher liest, ist begeistert von Sokrates (De Or. III 4, 15). — William Camden, 1551—1623. Remains conc. Britaine 1623 (zuerst c. 1587), S. 9: der vernunftbegabte Mensch durch aufrechte Haltung ausgezeichnet (Leg. I k. 9); S. 31: C. nennt Namen mit guter Vorbedeutung bona nomina (Div. I 102); S. 121: über Megas Namenänderung (Ep. fam. 13, 36); S. 134: große Namen C. nicht mehr gebräuchlich; C.s Wortspiel mit dem Namen Verres (Verr. B. IV II 53); S. 146: Ursprung von C.s Namen (Plutarch); S. 210: Gesch. über den Dianatempel zu Ephesus (Nat. deor. II 69). — John Thornborough, 1552—1641. Discourse ... Union of England and Scotland, gedr. 1604, ed. Harleian Misc. IX 1812, S. 103: beim Stoffeinteilen soll man dividere, nicht frangere (Fin. II 9, 26); S. 104: gemeinsames und gleiches Recht für alle (Off. I 42 und öfter). — Edmund Spenser, 1552 (?)—99. View ... of Ireland 1598, ed. Grosart 1882/4, S. 25: Anspielung auf Brut. I 10 und I 15 Schluß. — Edward Kirke, 1553—1613. Epist. Dedic. to Shepheards Calender 1579, in Eliz. Crit. Essays, ed. Smith 1904, I 129: ein altertümliches Wort macht den ganzen Stil würdevoll (De Or. III 153). — John Woolton, 1553 bis 1593/4. Christ. Manuel 1576, ed. Parker Soc. 1851, S. 13: wisdom ist lady und queen aller virtues (vgl. Leg. I 22, 58); S. 26: who is so witless to believe that to be God which he eateth? (Nat. Deor. III 16, 41); S. 94: C. lobt den nie müßigen Scipio (Off. III 1); S. 106: Stilpho bändigt durch precepts of philosophy seine vicious und carnal nature (Fat. V 10); S. 107: no part of man's life ... can want duty, in observing thereof doth honesty of life consist, dishonesty in neglecting the same (Off. I 1, 4); S. 32: wörtliche Parallele zu Cluent. 168. — William Stafford, 1554—1612. Examination of Complaints gedr. 1851, ed. Furnivall, New Shak. Soc. 1876 S. 15: non nobis solum nati sumus (Off. I 22); S. 47: wise und politique senatour C. zitiert Solon 'common weale holden vp by reward and payne' (Ep. Brut. I 15); S. 76: durch falsche Verknüpfung von Ursache und Wirkung entstehen Trugschlüsse (Topica V 16); S. 96: vermeide Fehler, die durch übereifriges Streben nach Wahrheit und Erkenntnis entstehen (Off. I 18/9). — Fulke Greville, Lord Brooke, 1554—1628. Life of Sidney, ed. Grosart 1870, S. 7: Sokrates gesteht, nichts zu wissen (Acad. II 23, 74); S. 152: über Phormio (De Or. II 18, 75). — Philip Sidney, 1554/86. Ed. W. Gray 1893, Lady of May 1578 S. 260: O tempori o moribus, entstellt

aus Cat. I 1, 2. — Disc. in Defence of Leicester 1584 S. 312: Matius verteidigt C. gegenüber seine unbedingte Freundestreue für Cäsar (Ep. fam. XI 28). — Let. to Robert 1580 S. 337: Sidney fordert nicht great study in Ciceronianism. — Defence of Poesie and Poems 1580, L. 1891 Cassell S. 33: Xenoph. Cyrus ist Fürstenspiegel (Ep. Quint. I 1, 8, 23); S. 38: Lob und Wert der Geschichte (De Or. II 9, 36); S. 54: C. erschlagen when he would have thought exile a happiness; S. 43: C. über Kraft der Vaterlandsliebe (vgl. Off.); S. 72: wer virtue sehen könnte, wäre über ihre Schönheit entzückt (Off. I 5, 15; Fin. II 52); S. 117: C. most worthy to be imitated; S. 118: C. gebraucht figure of repetition in Cat. I 2; S. 119: über Antonius und Crassus, die Vorgänger C.s in der Beredsamkeit (De Or. II 1). — Über den Einfluß von C.s Freundschaftsideal auf S.s Arkadia vgl. Brie, S.s Ark. 1918. — William Webbe, 1554—1620 (?). Discourse of Engl. Poetrie 1586, ed. Arber 1870, S. 23: Dichter kann nicht expresse verses aboundantly ohne celestial instinction (Tusc. I 64); S. 24: Alexander d. Gr. beneidet Achill, weil von Homer besungen (Arch. X 24); S. 26: C. lobt Ennius (allg. Arch. X); S. 46: Quintilian lobt C. als guten Redner; S. 67: lat. Poesie vor C.s Zeit nicht geschätzt (Arch. X 23); S. 88: C. fordert nicht wortgetreue Übersetzung (De opt. gen. or. 5, 14); C.s Spott über den deus ex machina der Tragödiendichter (Nat. Deor. I 53); S. 94: alles entwickelt sich, wahrsch. allg. auf den Redner und De Or. — Stephan Gosson, 1555—1624. School of Abuse 1579, ed. Arber 1868, S. 21: C. liebt Dichter in seiner Jugend, verachtet sie im Alter (De Or. I k. 34; Fusc. II 27; Nat. Deor. I 42); S. 49: cedant arma togae (Off. I 22, 77). — Apologie S. 70: es gäbe keine Komödie, wenn wir ihre Schändlichkeiten nicht billigten (Tusc. IV 32, 69). — George Puttenham, † 1590. Arte of Engl. Poesie 1584/5, ed. Arber 1869, S. 43: Bericht über antike Mythologie (Nat. Deor. III k. 16); S. 48: C. und Roscius Rednerwettstreit; R. squint eyed (Nat. Deor. I 79); S. 160: C.s stile, and Sallust were not one; S. 169: C., learned oratour und good grammarian, gab griech. Worten lat. Bezeichnungen. — William Parry, † 1585. Letter to Burleigh 1580, in Letters of Copley, ed. Copley Christie 1897 Roxb. Cl., S. 125: wörtliche Anspielung auf Ligar. 7, 30. — Anthony Marten, † 1597. Exhortation 1588, ed. Harleian Misc. I, S. 162: Zweck des Krieges ist Wiederherstellung des Friedens (Off. I XI 35); S. 166: M. wünscht sich the Pen of C. — John Proctor, fl. 1589. Vorrede zu R. Robinson's Gold. Mirrour 1589, ed. Corser, Chatham Soc. 1851, verteidigt Traumerzählung durch Hinweis auf C.s Somn. Scip. — Richard Carew, 1555—1620. Excellency of the Engl. Tongue, in Camden, Remains conc. Brit. 1605, ed.

Library of Old Authors 1870, S. 48: C. verteidigt Römer, die den Wortschatz der Griechen geplündert haben (De Or. 34, 155); S. 49: man kann nicht alle Wörter einer Sprache in eine andere übersetzen (genaue Stelle unauffindbar); bester Ciceronianer sei Ascham. — Francis Bacon, 1561—1626. Essays 1597, ed. H. Froude, S. 46: C. über Größe Roms (Har. resp. 19); S. 66: Zitat nicht C.!; S. 70: Anspielung auf Piso 14; S. 73: Brutus wegen Einfluß auf Cäsar venefica genannt (Phil. XIII 25); S. 88: C. über Pompey's preparations (Ep. Att. X 8, 4); S. 98: C. über Rabirius (Rabir. 3); S. 119: C. über Hortensius (Brut. 327); S. 123: C.s 'De Oratore' delivers the precepts of the art, C.s 'Orator' the perfection; S. 147: C. hat some vanity. — Colours of Good and Evil 1597, ed. Spedding 1859, S. 78: C. über Akademiker und Stoiker (vgl. Akad. Fragm. b. Augustin. III 7); S. 89: C.s Worte zu Cäsar (Marcel. IX 27). Über C.s Einfluß auf B. vgl. Emil Wolff, 'B. und seine Quellen', Berlin 1910. — John Harington, 1561—1612. Apologie of Poetrie 1591, in Orlando Furioso 1634 S. 3: Martial lobt C. — Tract on the Succession to the Crown 1602, ed. Markham 1880, Roxb. Cl.: Worte C.s zu Antonius (Phil. II 1); S. 101: H.s Vater habe C.s Amic. übersetzt. — Church of Engl. 1618, in Nugae Antiquae, ed. H. Harington 1779, I 26: C.s Worte an Deiotar. (Deiotar. 26). — Samuel Daniel, c. 1562/3—1619. Ed. Grosart 1885/96 Spenser Soc., Preface before P. Jouius 1585 IV S. 7: C. empfiehlt Stilreinheit (De Or. III k. 10). — Defence of Ryme 1602 IV 60: C.s Oratour genannt. — Hist. of Engl. 1612/17 IV 90: über Aufkommen der Gelehrsamkeit in Engl., die die Römer mitbrachten (vgl. Ep. Att. IV 17, 6; Nat. Deor. II 88). — Michael Drayton, 1563—1631. Ed. R. Hooper 1876, Poly-Olbion 1613 I S. 22: C. widmet sich dem Staat; über Pythagoras (vgl. Tusc. I 38); I S. 32: Spott über antike Mythologie (vgl. Div. II 116). — Francis Meres, 1565—1647. Sketch of Engl. Lit. 1598, Auszug aus Palladis Tamia, ed. Collins, Engl. Garner VI 1903 S. 18: C. lobt Roscius (Brut. 290; De Or. I 130, 258); S. 19: Antonius und sein Weib Fulvia tormented the lifeless corpse of C.; S. 21: prince of eloquence. — Henry Wotton, 1568—1639. Life and Letters, ed. L. P. Smith 1907: wörtl. Parallelen I S. 227 (Leg. I 1; Phil. V II 5); II 228 (Ep. Att. I 19, 8); I 236, 239 (Fin. V 8, 23); I 313 (Ep. Att. I 16, 13); II 37/8 — anno 1614 — young gentleman hält Rede interlarded with certain Ciceronian exclamations as O Tempora, O Mores! (Cat. I 1, 2).

Neukölln. Anna-Brunhilde Modersohn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Novellen von Guy de Maupassant.

III.

Nach der Art der stofflichen Behandlung steht eine Gruppe von Novellen für sich, die ich Reporternovellen nennen möchte. Es handelt sich dabei um nackte Tatsachen, wie man sie unter Faits divers, Vermischtes, in den Zeitungen findet. Auf psychologische Auswertung der gegebenen Tatsachen wird verzichtet. Es ist der Journalist in Maupassant, der diese Novellen verfaßt hat. Ich bringe ein paar Beispiele für diese ziemlich große und leicht kenntliche Gruppe:

L'armoire (Toine): Jemand erzählt, wie er bei einer Dirne die Nacht verbringt; ein unerklärliches Geräusch stört ihn mehrfach. Schließlich springt er aus dem Bett und sucht nach dem Grund der Geräusche: in dem Kleiderschrank findet er den zwölfjährigen Jungen der Dirne, den sie dort einsperren muß, wenn 'Kunden' über Nacht bleiben, weil sie bloß das eine Zimmer hat. — Die Novelle hat die übliche Einleitung: Herren sprechen nach dem Diner über Kokotten. M. gibt zu der Tatsachengeschichte ein paar seiner üblichen Betrachtungen wie Soße zu einem Braten. Eine lange Schilderung von der Einsamkeitsangst des Junggesellen; seine oft wiederholte — und wohl richtige — Ansicht *toujours une fille est débauchée par un homme de sa classe et de sa condition.* Zum Schluß billig larmoyante Sentimentalität des Erzählers.

Stilistisch die üblichen Erscheinungen: ein Satz von 122 Wörtern; Hervorheben durch Wiederholung: *une de ces pluies ..., une de ces bonnes pluies ..., une de ces pluies ..., une de ces pluies ...* Dreiklang:

laides, fatiguées, pendantes.
fraîche, drôlette, provocante.
Elle se fâchait, s'animait, criait.

Eine wohlfeil brutale Pointe: Er fragt sie nach dem Alter ihres Kindes: *V'là qu'il a douze ans. Il fera sa première communion au printemps.*

Aufgefallen sind mir bei dieser Novelle zwei Unstimmigkeiten in der Erzählung. Das ist etwas, was sich bei M. — soweit ich sehe — sonst nie findet. Im Gegenteil, die stoffliche Basis seiner Erzählungen ist immer glänzend präpariert; man vergleiche, was ich darüber anläßlich von L'héritage im Archiv 147, 58 ff. sage.

1. Als sie ihn ins Zimmer läßt, duzt sie ihn: *Ce tutoiement était une prise de possession.* Aber sie hat ihn schon vorher geduzt, so daß M. mit dieser Pointe vorbeischießt. Schwerwiegender ist die zweite Unstimmigkeit: Sie muß den Knaben im Zimmer behalten, ... *je n'ai pas de quoi me payer une chambre de plus,*

pardi. Aber als sie ihn einläßt, mußte er *traverser une salle à manger où il était visible qu'on ne mangeait jamais.* Warum schläft der Junge nicht im Speisezimmer? Es ist keine Pedanterie, M. so rationalistisch zu kritisieren, denn sonst ist er immer so überaus sorgfältig beim Aufbau der Pointe, daß keinerlei Unklarheit bleiben kann. Das ist wirklich ein Fehler im Aufbau. Denn mit der Möglichkeit, daß der Junge anderswo schlafen kann, fällt die ganze Pointe.

Weiter: L'orphelin (Père Milon): Ein Waisenknabe wird von seiner Tante erzogen. Auf einmal ändert er sein bisher gutartiges Wesen. Er tut nichts Böses, aber er sieht sie immer so seltsam an, daß sie eine vage, aber starke Angst vor ihm hat. Er ermordet sie. Aber allmählich gewinnt er trotz des auf ihm lastenden Verdachtes die Sympathie des Dorfes und wird Maire. —

Keinerlei Versuch einer psychologischen Erklärung, es wird nicht einmal klar, warum er sie ermordet hat, das Geld allein ist nicht der entscheidende Faktor. M. gibt bloß einen Bericht des Tatbestandes. Der Stil ist ganz uncharakteristisch, es ist eben eine Reporterarbeit. Allerdings ist die Novelle auch im Nachlaßband 'Père Milon' veröffentlicht, der viel Minderwertiges bringt, und den M. wohl in dieser Form nicht herausgebracht hätte.

Als letztes Beispiel: La mère aux monstres (Toine). Eine Bauernmagd begeht einen 'Fehltritt'. Um dessen Folgen vor den Leuten möglichst lange zu verbergen und um ihre Stelle nicht zu verlieren, schnürt sie sich nach einem selbst erfundenen System derartig, daß sie schließlich ein entsetzlich mißbildetes Kind zur Welt bringt. Ein Schaubudenbesitzer, der Mißgeburten ausstellt, kauft ihr zu ihrem Staunen das Monstrum ab. Nun bringt sie System in die Sache, alle neun Monate setzt sie 'monstres' in die Welt, deren Aussehen sie durch veränderte Technik des Schnürens zu variieren versteht. So hat sie eine ebenso eigenartige wie sichere Geldquelle erfunden. —

Die Geschichte ist in sechs Abschnitte eingeteilt: Einleitung, Besuch bei der Frau, ihre Geschichte, Epilog, also im Schema des Aufbaus der 'großen Novelle'. Der Stoff dieses 'fait divers' — wenn man mir diesen Singular gestattet — reichte dazu nicht aus, also wurde gestreckt. In der Einleitung eine lustige Verspottung der Lokalpatrioten, die dem Besuch alles, aber auch alles, was ihr Nest hat, bieten wollen, und im Epilog die billige soziale Moral: die elegante Dame mit der Wespentaille, die — nämlich die Taille — drei verkrüppelte Kinder auf dem Gewissen hat. Im Grunde ist diese Dame nicht besser als die Bauernmagd, beide sind *mères aux monstres.* Stilistisch neutral:

agitant ses poings, bouleversée, hurlant.

elle le comprima, le déforma, en fit un monstre.

Recht wirksam die groteske Pointe, wie die Mère aux monstres bei besonders zugkräftigen 'Artikeln' Versteigerungen veranstaltet. Die Gestalt der Bäuerin ist überhaupt recht gut herausgearbeitet; wie sie erst entsetzt ist über die Mißgeburt, wie dann allmählich ihr normandischer Erwerbssinn durchbricht, wie die ganze Sache auf einmal durch den Kaufwert der Mißgeburten ein anderes Gesicht bekommt, ist hübsch gezeigt.

In dieser Novelle zeigen sich bei der Figur der Heldin Anläufe zu einer psychologischen Begründung.

Aber im allgemeinen gehört diese Gruppe von Novellen zu den schwächeren; langweilig jedoch ist M. nie. —

Schließlich hat Maupassant auch Sachen in seine Novellenbände aufgenommen, die keine Novellen, sondern einfache Feuilletons sind: L'Homme-Fille, La Moustache, Nos Anglais (Toine), Le Lit (Mlle Fifi), Sur les chats (Petite Roque). Sie scheiden bei der Betrachtung der Novellen aus, da sie ins Gebiet des Journalisten M. gehören. Sie stammen aus den Jahren 82—86, offenbar Füllsel zur Komplettierung der Bände.

Jetzt muß ich einen weiteren Typus von Novellen behandeln, die ich 'Gartenlaubennovellen' nennen möchte. Zarifopol in einem Artikel, Süddeutsche Monatshefte 1911, Bd. 9, sagt S. 498: 'Seit etwa zehn Jahren wäre er unter die Autoren aufgenommen, *dont les mères permettent la lecture à leurs filles.'* Prophezeien ist eine bedenkliche Sache, aber schon in den veröffentlichten Novellen findet sich gar manches, was eine solche Entwicklung möglich machte: z. B. 'Le Papa de Simon' (Maison Tellier).

Der arme kleine Junge, der von seinen Schulkameraden verspottet wird, weil er keinen 'Papa' hat, der dann zum Schluß einen so beneideten bekommt wie den Schmied Philippe.

Oder 'Les idées du colonel' (Yvette), wie die geschlagenen, abgehetzten Franzosen auf einmal eine Art von Helden werden, als sie eine hübsche Frau zu beschützen haben. (Zu dieser Novelle gibt es übrigens einen — noch schlechteren — Entwurf: 'Le mariage du lieutenant Laré' erschienen in 'La Mosaïque', cp. die Ausgabe Conard, Bd. 1 S. 115 ff.).

Ferner die von Sentimentalität triefende Geschichte 'La Rempailleuse' (Contes de la Bécasse): die bis in den Tod getreue, aufopfernde Liebe der 'Rempailleuse', kitschig-romantisch bis zur Unmöglichkeit. Im selben Bande 'Menuet', der grotesk-rührende Tanz der beiden Alten *'du vieux bon temps'*.

'Le Baptême' (Miß Harriet): der schluchzende Abbé an der Wiege des Täuflings, die reine Kinorührseligkeit, erfolgreich wirkend auf die Tränendrüsen der Galerie.

'Claire de lune' im gleichnamigen Bande: Der zelotische Abbé, den die reine, idyllische Liebe seiner Nichte läutert und bekehrt.

'Petit Soldat' (M. Parent): Der kleine melancholische Bretone, der sich ertränkt, als sein einziger Landsmann ihn täuscht und die geliebte Bauernmagd für sich gewinnt.

Eine bäuerliche Gartenlaubengeschichte: 'La Martine' (Le Rosier de Mme Husson).

Diese 'Gartenlaubennovellen' gehören zu den künstlerisch schlechtesten. Kein witziger oder interessanter Stoff, der Stil mit allen Fehlern ausgestattet, die wir bei M. gefunden haben, und zum Ausgleich keine Pointe, kein amüsantes Wort.

Der Dreiklang: *inquiétait, irritait, soulevait* (Claire de lune).
très légère, très bonne, très chaste (Le Baptême).
il n'entendait rien, il ne voyait rien,
il contemplait l'enfant (ebenda).

Die Wiederholung zur Hervorhebung, zugleich Trivialität und beliebiges Adjektiv: *avec une attention réfléchie, avec une gravité songeuse, avec une tendresse ..., une tendresse ...* (Le Baptême). *Pourquoi ...? Pourquoi ...? Pourquoi ...? Pourquoi ...?* (Claire de lune).

Gelegentlich fühlt sich M. scheinbar in der Familienblattliteratur nicht ganz wohl; er zeigt ganz unmerklich seine Krallen: Im 'Papa de Simon' denkt Philipp erst mal daran, ob er wirklich die Mutter Simons gleich heiraten muß oder ob es nicht anders geht. In der 'Rempailleuse' tröstet sich M. über den ultrasentimentalen Stoff mit einer bissig-bösartigen Schilderung des Apothekers, der das — unwürdige — Ideal der armen Strohflechterin ist.

Im 'Menuet' balanciert M. geschickt zwischen grotesk und rührend.

Aber das ändert nichts; für den Künstler Maupassant sind diese Gartenlaubennovellen durchaus auf der Debetseite zu buchen. *La facilité* und die Sentimentalität feiern darin Orgien. —

Als weitere Gruppe möchte ich die Pointengeschichten herausheben. Hier ist die Technik eine besondere, es wird erzählt, alles in Hinblick auf einen Schlußeffekt; alles ist Vorbereitung zu dem Höhepunkt, zu der Pointe, womit M. schließt. Diese Art nähert sich der erzählten, nicht der geschriebenen 'short story', wodurch aber die Eigenheiten des Stils von M. im guten wie im bösen natürlich nicht ausgeschaltet werden. Ich gebe zwei Beispiele; zuerst eine schwächere, brutalere: Le Port (La main gauche).

Ein Seemann kommt nach vierjähriger Auslandsreise zurück nach Marseille, geht mit den Kameraden in ein Bordell. Nach der 'Schäferstunde' plaudert er mit der Zufallsgeliebten: es ist seine Schwester!

Die Geschichte zerfällt in zwei Kapitel, die Heimkehr und das Durchstreifen der Hafengegend nach einem passenden Vergnügungslokal und das Gespräch der beiden. Stilistisch Durchschnitt, das Gespräch typisch und durchaus den Ton treffend, in der selbst-

verständlichen, verstehenden Art, wie die beiden einsehen, daß das Schreckliche ohne ihre Schuld über sie gekommen ist, und wie sie beide dann doch seiner Wucht erliegen. Er bricht im Wutkrampf zusammen, sie weint bis zum Morgen *au pied de la couche criminelle,* wie es ziemlich geschmacklos und leicht heuchlerisch, für das hochmoralische Publikum bestimmt, heißt.

Stilistisch im ersten Kapitel breit-geschwätzig, ein Satz von 122 Wörtern; trivial, aber nicht allzusehr. Besondere Charakteristika, gute wie schlechte, fehlen. Das zweite Kapitel besser; wie den beiden allmählich das Schreckliche dämmert, wie ihre Angst sich in den stockenden, holperigen Fragen äußert, ist gut gegeben, bis auf die billige Phrase der '*couche criminelle*'. Man glaubt M. den Abscheu nicht, man fühlt eigentlich bloß die Freude an der massiven Pointe, an der groben Mischung von Sinnlichem und Sentimentalem, heraus. —

Nun das zweite Beispiel 'L'ami Patience' (Toine). Zwei Freunde unterhalten sich über frühere Schulkameraden. Was ist aus Patience geworden? Der eine erzählt, vor ein paar Jahren war er in Limoges auf einer Dienstreise. Er geht ins Café, sieht einen selbstbewußten, dicken Menschen, der mit Aplomb bestellt und auftritt. Plötzlich stürzt sich der Dicke freudig auf ihn, es ist Patience. Der lädt ihn zum Dejeuner ein. Am nächsten Morgen inspiziert der Erzähler die Kasse seines Limoger Unterbeamten, der ihn zu Patiences Wohnung begleitet, nicht ohne ein gewisses Erstaunen zu zeigen. Der Erzähler tritt in die Wohnung ein, wartet im Vestibül, dann im Salon auf Patience. Alles ist etwas seltsam, Bilder, Odeur, Gravüren, *quelque chose de suspect.* Er blickt in den Garten, drei Frauen wandeln darin, Arm in Arm, er ist davon angenehm sinnlich-sentimental berührt. Da geht die Tür auf, und Patience schreit triumphierend: *Et dire que j'ai commencé avec rien ... ma femme et ma belle-s ur.*

Die Geschichte ist ganz glänzend erzählt, zwei Freunde plaudern, sofort in medias res, ein paar Namen fallen, dann Patience. Der Name ist — leicht symbolisch — sehr hübsch gewählt. Also die übliche banal-realistische Einleitung, diesmal sehr kurz, die Erzählung geht in der Ichform. Ganz vorzüglich die Präparation der Pointe, dabei wird ausschließlich indirekt gearbeitet und dabei allmählich immer deutlicher offenbar, auf welche Weise Patience das viele Geld verdient, ein stetes Crescendo, aber auch zum Schluß kein dröhnendes Fortissimo, das Wort 'Bordell' fällt überhaupt nicht. Sehr hübsch das Auftreten von Patience. — *Garçon, mon bitter! Le mon sonna dans la phrase comme un coup de canon. Je compris aussitôt que tout était à lui, bien à lui, dans l'existence, et pas à un autre, qu'il avait son caractère, nom d'un nom, son appétit, son pantalon, son n'importe quoi d'une façon propre, absolue, plus*

complète que n'importe qui. — Niedlich die kleine Pointe, wie Patience '*Mon Journal*' fordert. Der Beobachter weiß nicht, wer der Besteller ist, er interessiert ihn, weil er Psychologie aus Langerweile treibt, er ist gespannt auf das Journal des Beobachteten: es ist 'Le Temps'. *C'est donc un homme sage, de mœurs sérieuses, d'habitudes régulières, un bon bourgeois, enfin.* — Es ist hübsch ironisch und sicher richtig, daß der Bordellwirt konservativ und durchaus Ordnungsmann ist. Das Resultat der Kaffeehauspsychologie ist also eine erste Falschorientierung zur Streckung der Spannung und zum Aufschieben der Lösung. — Patience lädt den Freund zum Dejeuner ein, *il parut hésiter une seconde, puis reprit: Tu es toujours le bon zig d'autrefois? — Mais ... je l'espère! Pas marié, n'est-ce pas? — Non. — Tant mieux. — Et tu aimes toujours la joie et les pommes de terre?* Der Freund stutzt, findet ihn *déplorablement commun,* ahnt also nicht, daß ein besonderer Grund vorliegt, er findet ihn nur ordinär. Das ist die zweite Deroutierung, Falschorientierung für den Freund und für den Leser und erklärt, warum der durchaus nicht naive Freund die Sache nicht durchschaut. Nach kurzem Plaudern geht Patience. *Le soir, je ne suis pas libre.* Das klingt vollkommen neutral, nur der Wissende versteht den Grund. —

Der Beamte begleitet seinen Vorgesetzten, eben den Erzähler, bis vor Patiences Haus: *Et je tendis la main pour le quitter. Il fit un geste brusque et singulier, mais ne dit rien et serra la main que je lui présentais.* Der Untergebene klärt ihn nicht auf, weil er es nicht wagt, und es ihn schließlich nichts angeht. Also noch immer ahnungslos geht der Freund ins Haus: pikante Bilder im Vestibül, orientalische Ampel, seltsamer, schwerer Geruch; er wird in den Salon geführt. Sehr hübsche Steigerung: schlüpferige Gravüren, Einrichtung *avec une prétention de parvenu polisson* und wieder dieser enervierende, fade Geruch. *Quelque chose de suspect se dégageait des murs, des étoffes, du luxe exagéré, de tout.* Er ist auf dem Sprunge, das Geheimnis zu entdecken. Da wird er wieder deroutiert: Er geht ans Fenster und sieht drei Frauen Arm in Arm durch den Garten wandeln; er ist entzückt von diesem Bild *qui fit surgir en moi tout un monde poétique.* Er denkt verliebt-gefühlvoll an jene glückliche Zeit des Rokoko und der Gravüren *où les mœurs étaient si douces et les lèvres si faciles.* Auch dies wieder sehr nett ironisch, denn in dem Hause sind ja die Sitten noch viel 'süßer' als je im Rokoko. Er fährt aus seinem Träumen auf, geweckt durch die Brüllstimme von Patience, der ihn ansieht *de l'air surnois qu'on prend pour les confidences amoureuses* (reizend ironisch für Patiences Geständnis!). Und nun die prachtvolle Schlußpointe! Die weiche Stimmung des Freundes, die Brüllstimme und die noch viel brüllendere Schlußpointe, die ja die

'Vorurteilslosigkeit' von Patience unüberbietbar zeigt: *Et dire que j'ai commencé avec rien ... ma femme et ma belle-sœur.*

Dabei wieder kein massives Wort, die Tatsache bloß ist brutalst massiv. Damit Schluß, keinerlei Ausklingen, das ja bloß die Wirkung abgeschwächt hätte. — Die Novelle gehört zum Besten, was M. je geschrieben hat. Der Stoff glänzend behandelt, auch stilistisch sehr geschickt und scharmant pointiert. Ich habe ja schon viel Hübsches zitiert. Hübsch noch: *une lanterne orientale et hideuse*; der Vergleich, als Patience stolz sein 'Reich' zeigt: *d'un geste large et circulaire, d'un geste de Napoléon.* Sehr nett auch die kameradschaftliche, gewollt burschikose und anbiedernde Art Patiences, als er den Freund einlädt. Auch die bourgeois-konservativen Allüren Patiences sind nicht zufällig oder posiert. Er liebt evident, aber unglücklich die anständige Bürgerlichkeit, zu der er gehören möchte, die ihm aber unerreichbar ist. Noch ein kleiner Zug: Patience ist verheiratet, gut verheiratet, er hat *quatre enfants, des mioches étonnants.* Sie und die Mutter soll der Freund sehen. Alles beste Bürgerlichkeit, denn Patience hat vergessen und will vergessen, daß seine Frau mit ihrer Schwester früher die Stützen seines Betriebes waren. —

Schwächen des Stils wie fast bei jeder Novelle: Trivialität wie *comme la vie est courte, comme tout passe, comme tout change.* M. hat eben keinerlei Furcht vor der Platitüde. Schlimmer ist vielleicht die Breitheit der Schilderung des Schreckens vor einem Abend in der Provinzstadt, wo ein Satzungeheuer von 144 Wörtern vorkommt, wo M. bei der Schilderung Plastik markiert, aber geschwätzig und unpräzis ist. Die angestrebte Fiktion des gesprochenen Wortes geht dabei verloren, da kein Erzähler einen Satz von 144 Wörtern zu Ende führen könnte. — Aber in dieser Novelle finden sich nur wenig Spuren der Manieriertheiten des Stils, die ja vereinzelt durchaus mit in Kauf zu nehmen sind und nur durch Massenverbrauch und ewige Wiederholung so verheerend wirken. L'ami Patience ist eine der glänzendsten Novellen Maupassants, in ihr zeigt er sich als der ganz große Erzähler. Sie ist geistreich, hinreißend, lustig, frech und *épatant le bourgeois,* geradeso wie Maupassant selbst in seiner besten Zeit war. —

Ein besonderes Interesse haben bei den Kritikern immer M.s Wahngeschichten gefunden, weil man ihretwegen einen Kausalnexus zwischen Krankheit und Werk konstruieren wollte. Zarifopol hat (l. c. S. 497 ff.) überzeugend nachgewiesen, daß die Sache nicht so einfach liegt. Sehen wir uns die fünf wichtigsten Geschichten dieser Gruppe an; ich ordne sie chronologisch.

Zuerst Sur l'eau (Maison Tellier), 1881 erschienen: Ein alter Ruderer erzählt, wie er eines Abends heimfahren will; er wirft den Anker aus, um sich seine Pfeife in Ruhe anzustecken; dann

will er den Anker einziehen, es geht nicht. Die ganze Nacht muß er auf dem Fluß bleiben, bis am Morgen Fischer ihm helfen: Der Leichnam einer alten Frau, mit einem schweren Stein beschwert, hatte den Anker festgehalten. — Gut und anschaulich erzählt, besonders die Stimmung und die Gestalten der Nacht und dann des hereinbrechenden Morgens auf dem Fluß. Gemäß der Art der Erzählung viele Gefühlswiedergaben, aber nicht überwuchernd, sondern in gebührendem Maße; besonders hübsch der Kampf zwischen *mon moi brave* und *mon moi poltron.* Stilistisch guter früher Maupassant.

Dann 'Lui?' (Sœurs Rondoli) 1884, schon 1883 im 'Gil Blas' gedruckt. Einer erzählt einem Freunde, daß er heiratet. Warum? Ohne Liebe, ohne Illusion, bloß um nicht allein zu sein. Er fühlt nachts etwas Fremdes, jemand Fremden in seinem Zimmer. Mehrmals hat er ihn gesehen, im Lehnstuhl sitzend, schlafend. Darum kann er nicht mehr nachts allein sein, er muß jemanden bei sich haben, den er wecken kann, mit dem er sprechen und damit die entsetzliche, quälende Einsamkeit der Nacht brechen kann.

In dieser Novelle überwuchern die Ausbrüche des Gefühls durchaus, aber nicht unabsichtlich. Nicht umsonst stellt der Erzähler die Frage, ob er verrückt ist. Die Darstellung dieses überreizten Nervenzustandes bedurfte dieses Mittels. In dieser Novelle finden wir auch das meisterhaft geprägte Wort: *J'ai peur de la peur.* Natürlich die bekannten Eigenheiten des Stils: *Une tiédeur* ..., *une de ces tiédeurs* ..., *une tiédeur* ...

Quel soulagement! Quelle joie! Quelle délivrance! J'avais peur de le revoir, lui. Non pas peur de lui, non pas peur de sa présence, à laquelle je ne croyais point, mais j'avais peur d'un trouble nouveau de mes yeux, peur de l'hallucination, peur de l'épouvante qui me saisirait.

Diese Wiederholung von *peur* ist hier keine Nachlässigkeit des Stils oder besser keine billige Stilwirkung, wie sie M. oft verwandt hat. Hier gibt das ewige Wiederklingen von *peur* die ganze unheimliche, zerrissene Nachtstimmung des Erzählers, dieser ewige Refrain *peur* zeigt uns seine offene Wunde, sein seelisches Trauma. —

La Nuit (Claire de lune), 1884. Mit dem Untertitel: Cauchemar. Keine Novelle, sondern die Schilderung eines Angstzustandes. Einer wandert nachts durch Paris. Alles ist heiter und schön; plötzlich verändert sich alles; alles ist still und einsam, wie tot. Ein dichter Nebel fällt; er ruft, niemand hört ihn, er läutet an den Häusern, immer wieder, niemand hört ihn. Er hört die Seine nicht mehr rauschen, er steigt die Treppe hinunter, nur um sie zu hören. Wer weiß, ob er jemals wieder heraufsteigen wird!

Die Angststimmung ist fabelhaft herausgeholt, das allmähliche Crescendo des Unheimlichen. Das Ticken der Uhr ist ihm ein

Trost, wie von etwas Lebendigem. Als er später die Uhr wieder herausholt, ist sie stehengeblieben, auch stumm, auch tot. —

Da diese Geschichte nur Gefühle, Stimmungen gibt, zeigt sie natürlich auch — und in reichem Maße — die anfechtbaren Eigenarten der *facilité* Maupassants. Dreiklang:

instinctif, profond, invincible.
les maisons, les êtres, les monuments.
très beau, très doux, très chaud.
on riait, on passait, on buvait.
pareils à des lunes éclatantes et pâles, à des œufs de lune tombés du ciel, à des perles monstrueuses, vivantes ...

Die *scie* der Wiederholungen zwecks Hervorhebung, die zur Trivialität führen, zugleich darunter Beispiele für das 'beliebige' Adjektiv.

l'air ..., un air ... de gaz, de vilain gaz sale ...
l'avenue, ... l'avenue ... et les astres ..., les astres ..., les astres ...
des nuages, de gros nuages ...
la nuit, ma nuit bien-aimée ...
les carottes s'éclairaient en rouge, les navets s'éclairaient en blanc, les choux s'éclairaient en vert; ... ces voitures rouges, d'un rouge de feu, blanches d'un blanc d'argent, vertes d'un vert d'émerande.
par la nuit, par cette nuit impénétrable.

Eine Stelle, wo die Manier Absicht ist und die Wirkung erreicht, die die *écriture artiste* der Goncourts — die er in der Einleitung zu Pierre et Jean bekämpft hat — erzielen wollte. Am Schluß der Geschichte: *elle coulait ... elle coulait ... froide ... froide ... froide ... presque gelée ... presque tarie ... presque morte ... et que j'allais mourir là ... moi aussi, de faim — de fatigue — et de froid.* —

Le Horla (Le Horla) 1887. In Tagebuchform, 8. Mai bis zum 10. September. Das Auf- und Ab eines unheimlichen Krankheitsbildes, kurze Besserungen, darauf folgend starke Verschlimmerung. Fieber, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit. Seine Wasserflasche, die er nicht angerührt hat, ist am Morgen leer. Auch Milch, die er zum Zweck einer Kontrolle hinstellt, ist getrunken worden. Er reist nach Paris, um dem Unerklärlichen zu entgehen, und erlebt einen — übrigens typischen — Fall von Hypnose, der ihn erschüttert. Auch die Bedienten merken Erstaunliches im Hause. Sein Wille ist gebrochen, jemand leitet ihn, will für ihn. — Ein Buch, das aufgeschlagen auf dem Tisch liegt, blättert von selbst um. Er liest in einer wissenschaftlichen Zeitschrift von einer *épidémie de folie*, die in der Provinz San Paolo ausgebrochen ist. Nun ist alles klar, sein Feind kommt von dem brasilianischen Dreimaster, den er am 8. Mai sah und so hübsch fand, daher stammt er, ... *le ... Horla!* Er will den Horla töten, er schleicht sich aus dem Zimmer, worin

der Feind ist, und legt Feuer an, das Haus brennt, er muß mitverbrennen. Aber wenn er nicht tot ist?

il va donc falloir que je me tue moi! ...

Ein langer, ausführlicher Krankheitsbericht oder besser ein Krankheitstagebuch, das die Fortschritte der Geisteskrankheit zeigen will: Es gibt zu dieser Geschichte eine Vorstudie ('Gil Blas' 1886), viel kürzer, als medizinisch interessanter Fall mit absichtlicher Objektivität erzählt.[1] In der Buchform ist dann erst Maupassant so ausführlich und weitschweifig geworden. Künstlerisch gewonnen hat die Geschichte nicht; stilistisch ist sie schwach, denn zur Charakterisierung des Zunehmens der Krankheit dienen diese Stilunarten nicht.

Tout ce qui ..., tout ce que ..., tout ce que ..., tout ce que ..., tout ce que ...

Un frisson ..., non pas un frisson ..., mais un ... frisson.

les inventions les plus médiocres, les plus stupides, les plus inacceptables ...

intelligents, lucides ..., clairvoyants

avec clarté, avec souplesse, avec profondeur.

si je n'étais conscient, si je ne connaissais parfaitement mon état, si je ne le sondais en l'analysant ...

Le soleil couvrait de clarté la rivière, faisait la terre délicieuse, emplissait mon regard d'amour pour la vie ...

quelle souffrance! quelle torture! quelle horreur!

humble, soumis, lâche, poursuivis, possédés, gouvernés (dies sogar in einem angeblichen Zitat aus der Revue du Monde Scientifique!)

si joli, si blanc, si gai.

le connaître, le toucher, le voir.

en proie aux maladies, aux déformations, aux putréfactions ...

Comme tout est pauvre, mesquin, misérable! avarement donné, sèchement inventé, lourdement fait.

une joie, une joie folle ...

noir, muet, immobile.

qu'il s'agitait autour de moi, qu'il avait peur à son tour, qu'il m'ordonnait de lui ouvrir.

longue, molle, caressante.

et un frisson, un frisson de peur aussi!

mais un cri, un cri horrible, suraigu, déchirant, un cri ...

ce corps transparent, ce corps inconnaissable, ce corps d'Esprit.

à son jour, à son heure, à sa minute ...

Wir finden also in dieser Geschichte den ganzen Blütenkranz der Stilunerfreulichkeiten Maupassants, vom Dreiklang, vom beliebigen

[1] Dazu wieder ein Vorläufer: Lettre d'un fou, Gil Blas 1885, cp. Mahn, l. c. S. 550.

Wort, von der ewigen Wiederholung bis zu den bösen Trivialitäten seiner *prolixité*. —

Als letzte Wahngeschichte: Qui sait? (Inutile Beauté), 1890. Wieder erzählt einer sein Erlebnis: Er kommt eines Nachts spät an sein Haus, er hört einen vagen Lärm darin. Er öffnet die Tür, da — Lärm auf der Treppe: alle seine Möbel laufen heraus, vorneweg sein großer Lehnstuhl, dann die Möbel des Salons, der Flügel, alles. Er stürzt sich auf seinen Schreibtisch und will ihn halten. er wird zu Boden geworfen, alle Möbel laufen über ihn weg. Er flieht in die Stadt, in ein Hotel; am Morgen kommt sein Diener und erzählt, in der Nacht sei die ganze Einrichtung gestohlen worden. Er begibt sich auf Reisen; auf der Rückfahrt kommt er nach Rouen, er sieht sich Antiquitätenläden an. Da — sieht er einen seiner schönen alten Schränke, dann alle seine Sachen, seine ganze Einrichtung. Um den unheimlichen Antiquitätenhändler sicher zu machen, kauft er drei — seiner — Stühle. Er geht zur Polizei, der Mann soll verhaftet werden, er ist verschwunden, mit ihm das ganze Mobiliar des Erzählers. Zwei Wochen später erhält er einen Brief von seinem Gärtner, daß die ganze Einrichtung auf einmal wieder in seiner Villa ist. Er fürchtet sich vor dem Antiquar, er geht zu einem Nervenarzt, dem er alles erzählt. Dieser behält ihn in seiner Anstalt. Aber wenn der Antiquar verrückt würde und auch hierher käme!

Les prisons elles-mêmes ne sont pas sûres ...

Offenbar ist dies die Schilderung eines — übrigens ziemlich albernen — Falles von Geisteskrankheit. Künstlerisch nicht gut, typischer später Maupassant. Lange Betrachtungen, darunter die für Maupassant sehr charakteristische über die zwei Rassen der Menschen: die, die andere brauchen, und die, die Einsamkeit brauchen. *Les uns sont doués pour vivre en dehors, les autres pour vivre en dedans.* Maupassant gehörte übrigens zu beiden Rassen, mehr noch zu der ersten. Nur in seinen Schwermuts- und Krankheitsanfällen, besonders also in der späten Zeit, meinte er zu der zweiten zu gehören. — Auch stilistisch typisch später Maupassant, also Häufung der charakteristischen Eigenarten seines Stils.

ils me lassent, me fatiguent, m'énervent.

que les autres distraient, occupent, reposent, et que la solitude harasse, épuise, anéantit, ...

le croissant ..., le triste croissant ... Le croissant ... est clair, gai, frotté d'argent, ... rougeâtre, morne, inquiétant; c'est le vrai croissant ...

d'un homme, d'un maraudeur, d'un voleur ...

que j'entends passer des trains, que j'entends sonner des cloches, que j'entends marcher une foule.

plus distincts, plus précis, plus reconnaissables.

secoué, déplacé, traîné ...
si subit, si terrible, si assourdissant
des pas, des pas légers ...
très gros, gros comme un phénomène, un hideux phénomène usf. Gut ist, wie das Titelwort *Qui sait?* sich wie ein Kehrreim durch das Ganze zieht und quälerisch immer wieder erklingt.

Auch diese Geschichte ist kein guter Maupassant. —

Ich habe diese fünf Wahngeschichten absichtlich chronologisch geordnet, damit man sieht, daß Zarifopol (l. c. S. 497) vollständig recht hat; ein Anschwellen stilistischen und stofflichen 'Niederschlages' der Geisteskrankheit parallel dem Zunehmen der Krankheit ist nicht festzustellen. Überhaupt ist der Kausalnexus zwischen Krankheit und Werk sehr schwer zu beweisen. Mahn (l. c. S. 265 ff.) lehnt ihn ganz ab, Zarifopol (l. c. S. 498) findet ihn, wohl mit Recht, in der Steigerung, in der Hypertrophie der Sentimentalität und, wie ich hinzufügen will, der Geschwätzigkeit. Künstlerisch sind drei Novellen schlecht, Sur l'eau gut und eine, La Nuit, ausgezeichnet. Gerade für diese Novelle denkt Zarifopol (l. c. S. 498 Anmerkung) an pathologischen Ursprung. Anderseits ist es kein Zufall, daß Maupassant ein solches Interesse für Geisteskrankheitsstoffe hatte. Die meisten der Krankheitserscheinungen kannte er aus eigener Erfahrung: Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Halluzinationen, Depressionen, hypomanische Zustände, Spielen (und auch mehr) mit dem Selbstmord. Alles Folgen seiner luetischen Infektion aus den frühen siebziger Jahren. Wie ein Alp, wie ein Gespenst lastete diese Todesangst vor dem Kommenden auf seiner Seele, seltener bewußt, aber immer im Unterbewußten; verstärkt durch das traurige Beispiel seines Bruders Hervé, bis dann endlich doch der Zusammenbruch kam. Aber solange es ging, kämpfte er dagegen an und suchte seine eigene Krankheit künstlerisch zu objektivieren. Sein Suchen nach Stofflichem schreckte nicht vor dem letzten zurück, sein Leiden wurde ihm Stoff zu Novellen. —

Ich habe absichtlich die Novellen Maupassants in die Mitte meiner Betrachtung gerückt. Die Novellen bilden den Kernpunkt des künstlerischen Problems Maupassants. Die Romane treten dahinter an Bedeutung durchaus zurück, ebenso das, was ich das Nebenwerk nenne, Verse, Theater und Reisebücher. Künstlerisch bieten die Romane keine Möglichkeiten, die nicht auch in den langen, in Romantechnik gearbeiteten Novellen schon vorliegen. Yvette und Mont-Oriol, L'inutile Beauté und Notre Cœur stehen für die Erkenntnis des Künstlerischen bei Maupassant vollkommen auf der gleichen Stufe; nur daß die Romane noch viel länger sind. Neue künstlerische Möglichkeiten bieten sie nicht. Aber auch das alte künstlerische Niveau der Novellen erreichen sie nicht, wenn wir von Une Vie (s. o. Kapitel Flaubert) und vielleicht vom 'Bel-

Ami' absehen. Die späteren Romane nähern sich stark der Unterhaltungslektüre, sie entsprechen dem Typus des 'mondain' Maupassant, bei dem ja auch in den Novellen sich unsere Bedenken gegen den Künstler Maupassant häuften; dazu kommt der Einfluß von Octave Feuillet, auf den ich in meiner Besprechung von Staubers Arbeit über Maupassant Archiv 147, 109 hingewiesen habe. Will man Maupassants künstlerischer Eigenart gerecht werden, will man das herausarbeiten, was bei ihm etwa an Zeitlosem, in der Entwicklung der Kunst Neuem und Eigenem zu finden ist, muß man zu den Novellen greifen. Dabei muß man sich immer gegenwärtig halten, daß der große Kranz der Novellen wohl eine stoffliche Einheit bildet, aber in der formalen Behandlung, in der künstlerischen Verwertung des Stofflichen durchaus und glücklicherweise etwas durchaus Uneinheitliches, in den verschiedensten Tonarten Erklingendes ist. Der Begriff Novelle ist etwas durchaus Komplexes; die verschiedensten Möglichkeiten des künstlerischen Verwertens und Gestaltens boten sich Maupassant dar. Es zeigt sich, daß Maupassant viele Tonarten auf seinem 'Instrument d'art' hatte. Die breite, romanhafte Novelle, die kurze, pointierte Farce, die ihren Ursprung aus dem erzählten Witz nicht verleugnet, das scharf gesehene Stimmungsbild, ohne Pointe, nur bildhaft, die einfach hingestellte nackte Tatsache, die psychologisch ausgebaute Tatsache und vieles andere. Ein Abwiegen mit Werturteilen eines Genre (an Genrebilder denkt man immer bei Maupassant) gegen ein anderes möchte ich vermeiden, obwohl man gesehen haben wird, wo ich die reinsten künstlerischen Wirkungen finde. Er gibt Besseres und Schlechteres, er gibt viel, wobei die Leichtigkeit, womit er gibt, eine zweischneidige Gabe, doch auch als Plus seiner primär und primitiv künstlerischen Veranlagung gewertet werden muß. Am wesentlichsten erscheint die intuitive Fülle der formalen Möglichkeiten bei freiem Spiel der künstlerischen Kräfte.

So bleibt immer, wenn ich das spitze Wort der Goncourts umformen darf, der große Erzähler.

Jena. Heinrich Gelzer.

Beiträge zur Wirtschafts- und Handelssprachgeschichte zur Zeit der Merowinger.

I. Wirtschaftliches.

A. Dopsch nimmt in den *Wirtschaftl. und sozialen Grundlagen der Europ. Kulturentwicklung* 1918, I, S. 241[1] an, die Franken hätten aus militärischen Gründen die römische Verwaltungsorganisation übernommen; sie hätten weiterhin (II, S. 199) die kirchliche Verwaltung unberührt gelassen. Schon Morf hatte in den *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften*, Berlin 1911, in seinem Aufsatz '*Zur sprachl. Gliederung Frankreichs*' auf Grund der mundartlichen Entwicklung geschlossen, daß sich römische Verwaltung und kirchliche Einteilung ungefähr deckten, und daß, während der Merowingerzeit, die Bistumsgrenzen auch Verkehrsgrenzen gewesen sein müssen, soweit natürlich das angrenzende Gebiet nicht wirtschaftlich von dem Bistum abhängig war. Aber ohne die Annahme sehr tiefgehender Verkehrshemmungen ist die Spaltung des einheitlichen gallischen Vulgärlateins in drei große Dialektgruppen unerklärbar. Diese sind: 1. Provenzalisch = untere Rhône, Garonne und Zentralmassiv, soweit hier die wirtschaftliche Abhängigkeit von beiden Tälern reicht; gotische Besetzung. 2. Frankoprovenzalisch = Bistümer Lyon und Vienne samt dem wirtschaftlich schon bei Caesar, Bell. Gall. III zu Anfang abhängigen Alpengebiet; burgundische Besetzung. 3. Französisch = Seine und Loire; fränkische Besetzung.

Hierzu vergleiche man auch mein *Altfranzösisches Elementarbuch* (1923) S. 27 ff. Mit dem dritten, dem französischen Gebiet wollen wir uns hier beschäftigen und auf meist der Sprachwissenschaft zugehörigem Gebiet eine Nachlese zu Dopschs erwähntem Werke halten.

Die *paludicolae Sicambri* (Sidonius IV, 1) können nicht die Kulturhöhe besessen haben, die Agathias (Dopsch I, S. 251) ihnen beimißt: Die Goten waren altchristianisiert und saßen von alters geographisch Ostrom und Italien nahe; die Burgunden saßen am Oberrhein in altrömischer Kolonie; die Franken aber waren nur Nachbarn jungkolonialen und selber noch nicht innerlich durchaus zivilisierten Gebietes.[2] Das Bild, das Gregor von ihnen entwirft, ist denn auch nicht eigentlich das einer leicht zivilisierbaren oder gar bereits zivilisierten Nation.

[1] Seit ich dies schrieb, erschien das Buch in 2. Auflage; da ich den Aufsatz Ende Juli 1925 zur Korrektur erhalte, bin ich nicht in der Lage, die neue Auflage zur Kontrolle zu beschaffen.

[2] Zum Argument vgl. Caes., *Bell. Gall.* IV, 3 paulo humaniores, quod Rhenum attingunt.

Um so stärker aber war der Einfluß der Kirche auf diese primitiven Menschen: Sie bleibt der 'ruhende Pol', das Rückgrat des Staates (Dopsch II, 248 ff.), zumal der römische Bischof dem germanischen Grafen geistig überlegen war und das Charisma vor ihm voraus hatte (Dopsch II, 347 ff.), ziemlich bald also das anfänglich verlorene Übergewicht wiedergewann.

Die Bischöfe sitzen in den *civitates*: Das Konzil von Orléans (511) vereinigt diejenigen von Bordeaux, Bourges, Tournai, Rouen, Troyes, Paris, Sens, Soissons, Amiens. Im Jahre 538 finden sich noch diejenigen von Bayeux, Grenoble, Auxerre, Evreux hinzu; 549 erscheinen die geistlichen Fürsten von Trier, Besançon, Maastrecht, Toul, Meaux usw. Alle diese *civitates* sind auch 'Städte' in unserem Sinn und von den südlicheren nur durch geringere Intensität römischer Kultur und höhere germanische Besiedelung verschieden: Paris hat einen breiten Platz vor der Kirche, auf dem Kaufleute Spezereien und Juwelen verkaufen (Gregor, *Hist. Franc.* VI, S. 273), Kaufmannshäuser und Speicher (VIII, 33 *prumptuariium*, synonym hiermit braucht Gregor auch *adpotheca* VII, 37). — Melun ist *castrum* (VI, 31). — Die Mauern von Reims (VI, 31), Orléans (II, 7) werden erwähnt. — Troyes, Rouen, Metz werden bereits *urbes* genannt, letztere ist ein Stapelplatz und besitzt eine Brücke (Gregor, *Martinsleben* IV, 29). — Von Meaux heißt es *ingressusque urbem*. Weitere Nachweise s. Dopsch I, 147; II, 362.

Scharf wird in den Konzilien unterschieden zwischen den *civitates* 'Bischofsresidenzen', *parochiis* 'Gemeinden', *villis*, die nur eine Kapelle, ein *oratorium*, besitzen. In diesen darf wegen mangelnder Aufsicht keine Reliquie aufgestellt werden: Concilia I, S. 25, 1 *Sanctorum reliquiae in oratoriis villarebus non ponantur;* kein vagierender oder in einer *villa* residierender Kleriker darf an hohen Festtagen in ihnen Messe lesen, und die *Villani* vom Kirchgang abhalten: Arvenense a. 535, S. 69: *presbyter ... qui neque in civitate neque in parochiis canonecus esse dinuscitur, sed in villolis habitans ... festivitatis praecipuas ... nulla tenus alibi nisi cum episcopo suo in civitate teneat.*

Die Bestimmung ist von den Bischöfen von Langres, Reims, Trier, Châlons-sur-Marne, Maastrecht, Metz, Verdun unterschrieben, deren Bedürfnissen sie also entsprach. Autonomiebestrebungen solcher *oraturii* werden später bekämpft: Chalon a. 639, S. 211, 6.

Den Villen wird übrigens ermöglicht, ein 'geistiges Zentrum' (vgl. Stalzer, alphabet. Teil 467 *Diocesim* : *gubernatione[m]*) zu gründen: Orléans a. 541, S. 94, 95 *Si quis in agro suo aut habit aut postolat habere diocessim, primum et terras ei deputet sufficienter et clericos.* Wichtig ist, daß zwischen *vicus* und *villa*

noch unterschieden wird: Tours a. 567, S. 127, 21 *archepresbiter seu in vico manserit, seu ad villam suam ambulaverit.*

In diesem Milieu gelang der Kirche die Zusammenschweißung der Romanen und Franken zu einer Nation durch folgende Mittel: Als schwarzes Prinzip, als Negativ, dienten vorübergehend Ketzer, Heiden, vor allem aber Juden. Es ist der eigentliche Beginn des Antisemitismus, als ein Hilfsmittel zur eigenen Bindung, als Abgrenzung gegen die christliche Gemeinschaft von Romanen und Franken, wie er heute als Negativ bei der Rassenbindung mißbraucht wird. — Der positive Teil der Politik war vor allem eine straffe Disziplin innerhalb der Kirche: Konzil von Orléans I, S. 6, 13, a. 511 *Omnis baselicae ... ut in eius episcopi, in cuius territurio sitae sunt, potestate consistant.* Genaue Bestimmungen werden über die Sonntagsheiligung getroffen (Mâcon a. 585, S. 165). Zu den Hauptfesttagen müssen alle *Villani* in die Pfarrkirche, zu der sie gehören, falls sie nicht durch Erkrankung entschuldigt sind: a. 511, S. 8, 5 *Ut nulli civium pascae, natalis Domini vel quinquaginsimae sollemnitatem in villa leceat celebrare, nisi quem infirmitas probabitur tenuisse.* Die Beteiligung an der Bischofswahl schlingt ein weiteres Band um Episkopat und Bewohner.

Die Bistümer unter sich verständigen sich auf diesen Konzilien, die natürlich schon vor der Merowingerzeit bestanden und damals alljährlich statthaben sollten: vgl. den Brief des Papstes Hilarius, ca. 462, A. Thiel, *Epist. Rom. Pontif.* I, S. 141, 151. Unter den Merowingern werden die Konzilien reduziert: sie sollen alle zwei Jahre stattfinden, falls es die Zeiten erlauben, übrigens eins der wenigen, direkten Zeugnisse der Verkehrsstockungen der Zeit: Orléans a. 538, S. 73 *Quod si intra biennium divinitus temporum tranquillitate(m) concessa ... synodus indicta non fuerit, metropolitanus ... anno integro missas facire non praesumat.* Die sehr ungleichmäßige Beschickung der Konzilien bildet ein Zeugnis für die Berechtigung des Vorbehalts.

Innerhalb der kirchlich-chronologischen und geographischen Einteilung bewegt sich nun die alltägliche Wirtschaft, die wir aus bisher nur philologisch durchforschten Quellen, den Reichenauer Glossen (Foerster und Koschwitz, Altfranzös. Übungsbuch) unter Zuhilfenahme der Chroniken und der Zeumerschen *Formeln* studieren wollen.[1]

[1] Hetzer hat sie in seiner Ausgabe in den *Abh. der Wiener Ak. d. Wiss.* (Phil.-Hist. Kl.) Bd. 152 dem 9. Jh. zugeschrieben; daß diese Datierung nicht stimmen kann, wird sich unten zeigen. Ein sehr charakteristisches Zeichen für ihr Alter ist 284 *Usuris*: *lucris* ('Zins': 'Gewinn'), eine Glosse, die sichtlich dem karolingischen Zinsverbot vorausgeht. Erfahrene Paläographen wie W. Foerster und Koschwitz setzten denn auch die Hs. ins 8. Jh. Wir folgen der Ausgabe dieser beiden in ihrem *Altfranz. Übungsbuch.* Zu ver-

Die Reichenauer Glossen aus einer Hs. des 8. Jh.s dürften dem Geiste nach dem 7. angehören; sie entstammen dem NO. des eigentlichen *Francia*, das 936 so genannt wird: Die Glossen 288, 1150 *wapces* als Erklärung für *vespa* 'Wespe' stimmen zu neuwallonischem *weps*; 997 *manaces* statt *minacias* stimmt zu dem *manatce* der Eulalia (9. Jh. Valenciennes) und dem *manace* der Münchener Brut (Wallonie). — Im Gegensatz zu diesen Glossen gehören Formeln und Chroniken südlicheren Bezirken zu.

Eine Synopsis dieser Quellen zeigt nun vorab, daß auch die Wirtschaft unter der Obrigkeit der Kirche steht. In Paris befinden sich die offiziellen Hohlmaße in einer Kirche und haben die Gestalt sehr altertümlicher Bischofsmützen: E. Boileau, *Livre des Mestiers* ed. Bonnardot u. Lespinasse S. 16 Anm. 2. In Pippins Kapitular (a. 744, S. 30, 1) sorgt der Bischof für Marktpreise (*forum*, afrz. *fuer*) und Maße: *unusquisque episcopus ... per omnes civitatis legitimus forus et mensuras faciat secundum habundantia temporis*. Wir dürfen annehmen, daß diese Organisation dem 6. Jh. entstammt.

Die kirchliche Einteilung ist nicht nur für geistliche, sondern auch für weltlich-ökonomische Dinge, wie Verträge, maßgebend. So heißt es in den Formeln stereotyp: *viniola residit in terraturium sancti illius* 'der Weinberg gehört zum Gebiet des hl. N.', *commaneo villa illa sancti illius* 'ich wohne Villa Y., zum hl. Z. gehörig.'

Wichtig ist nun die weitere Beobachtung, daß diese Villen sich geistliche Zentren schaffen, zu *Diözesen* werden können, wodurch die Nachfrage nach Geistlichen wächst (Konzil von Arles a 524, S. 36, 23) und sich der Begriff von *Villa* bereits jetzt verschiebt. In den Formeln ist *villa* noch ein 'Privatgut', das im ganzen verkauft werden kann, vgl. z. B. die Marculfformel, Zeumer S. 86. Anders in den Glossen:

32 Oppidis : castellis vel civitatibus
535 Vicis : villis . minores civitatibus.

Es wird also nicht mehr zwischen *vicis* und *villis* wie oben S. 66 unterschieden, und diese Entwicklung beweist meiner Ansicht nach, daß die *villae* sich vielfach zu 'Dörfern' durch Schenkung, Parzellierung und Lehen entwickelt haben; denn die Dörfer (*vicus*) hätten sich kaum durch Annahme des geringeren Titels (*villa*) herabgesetzt. Nun aber sind *vicus* und *villa* begriffsgleich geworden, und *vicus* ist daher aus der gesprochenen Sprache verschwunden. Danach wäre Dopsch I, S. 245 zu revidieren; der Titel des be-

weisen ist außerdem auf meinen *Kommentar zu den handelssprachlich bedeutsamen Reichenauer Glossen im Afrz. Übungsbuch* in Zeitschr. f. rom. Phil. 43, 709, und meine *Elemente der Handelssprachkunde*, die im *Spiegel van Handel en Wandel* (Jahrg. I, 1924; Jahrg. II, 1925) erscheinen.

kannten Kapitulars *de villis* ist als karolingischer Latinismus anzusehen und deshalb der vulgäre Zusatz *vel de curtis*.

Dopsch hat II, 344 darauf hingewiesen, daß in den südlicheren Provinzen die römischen Verwaltungskörper, Senat, Kurie, Forum noch weiter bestehen, aber inhaltlose Formen geworden seien.[1] Diese Benennungen aber haben alle einen sehr eigentümlichen gemeinsamen Zug, von der *curia puplica* der Andecavenses, ihrem 'Grundbuch', dem *cotex puplicus* bis zu den 'Archiven' *arcipibus publicis* (Zeumer S. 98) der Marculfformeln (vgl. Stalzer, *Alphabet. Glossar*, *Archivis* : *liber secretus*). Ja, es sieht so aus, als ob die Kirche im ganzen Lande eine gleichmäßige, den Ausdruck 'königlich' meidende Terminologie eingeführt hätte:

Reich. Gl. 363 Via regia : via publica
223 E(r)rarium : thesaurum puplicum.

Die Bemerkung in den *Digesten* L, 16, 15 *Bona civitatis abusive publica dicta sunt* (Ulpian) und das *aerarium publicum* des Sidonius (V, 16) zeigen, daß hier römische und altchristliche Tradition vorlag.

Eine ununterbrochene römische Tradition zeigt sich bei den Gewerben (Dopsch II, S. 424), in Spuren auch in der Terminologie derselben. So ist der *joindre*, der 'älteste Geselle', junior 'Jünger' bereits römisch. — Vor allem aber zeigt die Terminologie des Handels engste Verbindung mit dem Rom der Völkerwanderungszeit, auf dem Gebiete der Buchführung sogar mit dem alten Rom. Die Buchführung, nach Ausgaben und Einnahmen geteilt, erhält sich vermutlich auch in geistlichen Kreisen: Nach den Konzilien S. 21, 3 sind die Verwalter geistlicher Kassen buchungspflichtig. Wir kommen unten hierauf zurück.

Die Kaufleute, die nun wohl allgemein den Titel des 'Angestellten' der Völkerwanderung angenommen haben und sich *mercennarii* (mhd. *merzeler*), respektive **mertsarii* (frz. *mercier*) nennen, wohnen in Paris an einem der Tore,[2] bieten an dem Kirchplatz ihre Waren feil. Das Abkommen des alten *taberna* 'Basar' und das Aufkommen des germanischen stal, altfrz. *estal*, nfrz. *étau* 'Auslage' zeigt vor allem die Ausübung germanischer Herrschaftsrechte auf die öffentlichen Märkte; Rechte, die aber zu einem großen Teil später an die Kirche abgetreten oder, wie in Paris, mit ihr geteilt wurden.

Auf dem Lande wird hausiert, die Flüsse werden befahren: Im *Martinsleben* Gregors (IV, 29) hausiert ein Kaufmann aus Poitiers und kommt nach Tours und bis Metz. Dort trifft er

[1] 'Die alte [römische] Selbstverwaltung des Volkes schwindet, eine neue herrschaftlich aristokratische Richtung kommt auf.' — Auch noch die Reich. Gl. interpretieren *magistratus* mit *genus curia[e]* (Stalzer 2234).

[2] Dopsch. Sicher ist der Schluß nicht, denn *Hist. Franc.* VI, S. 273 scheinen die *domus negutiantum* 'Buden' zu sein und stehen auf dem Kirchplatz.

einen Salzhändler, der zu Schiff bis Trier gelangt. Von den Lebensmittel- und Weinspekulationen (Hist. Franc. VII, 45 usw.) ist schon öfters die Rede gewesen.

Unter den Kaufleuten sind auch zahlreiche Juden. Die einzige Stelle, die auf ihre Beteiligung am Kleinhandel hinweist, ist das Verbot von Mâcon a. 583, S. 156, das ihnen verbietet, in Nonnenklöstern in irgendwelchen Geschäften *(pro quorumcumque negutiorum occationes)* irgendeine Angelegenheit heimlich zu besprechen. Da die übernächste Bestimmung geistlichen Personen das Anlegen weltlicher Kleidung verbietet, so liegt die Annahme nahe, Juden hätten sich als *merciers* an dem Vertrieb des *feminilia merces* (Ovid), der *scruta* (Sidonius) beteiligt.

Nach Fredegar IV, 48 führen Geschäfte den Franken Samo bis zu den Slawen. Von einem Privileg einer der Nationen auf den Kaufmannsstand ist also keine Rede.

In unruhigen Zeiten waren Kaufleute die einzigen, die regelmäßig reisten: Sidonius korrespondiert um 470 mit seinem Amtsbruder in Marseille durch den *mercennarius* Amantius, obgleich dieser mehrere Gaunerstreiche auf dem Kerbholz hatte. Papst Pelagius schickt 557 einen Brief an den Bischof von Arles durch einen *Petrus negotiator;* der *cursus publicus* ('Post') existierte also nicht mehr.

Wir dürfen daraus schließen, daß die Zeiten für große national oder gar international beschickte Märkte, wie ein solcher im 5. Jh. in Arles den 'Zusammenfluß aller Waren von Afrika, Gallien, Spanien' organisieren sollte, Ende des 5. und im 6. Jh. ungünstig waren (*Mon. Germ. Epist.* III, S. 14).

Im 7. Jh. aber dürfte diese Krise, für Südfrankreich wenigstens, überwunden sein: Um 650 wird den Einwohnern von Cahors das Beziehen der Messe in Rodez (*ad istas ferias in Rutenico)* wegen Ausbruch der Pest in Marseille verboten (*Mon. Germ. Epist.* III, S. 214).

Wie aber lagen die Dinge in Nordfrankreich? Die *Reichenauer Glossen* lassen auch auf diese Frage einiges Licht fallen. Die alten Bezeichnungen *forum, nundinae* werden nicht mehr verstanden. Jenes hat die Bedeutung 'Marktabgabe', 'Marktpreis' erhalten, vermutlich auf dem gleichen Wege wie englisch *cheap* 'Kauf' über *good cheap* zu *cheap* 'billig' wurde; *nundinae* ist mit der Sache in Vergessenheit geraten:

Reich. Gl. 910	Forum : mercatum, conventum
1007	Nondine : mercati vel conventiones
559	In conciliis : in conventibus.
Stalzer 1903	In theloneum ('Zoll') : in foro (zu Marcus II, 14 *sedentem ad teloneum*).

Zur Interpretation der nicht mehr verständlichen *forum, nundinae* genügt *mercatus* nicht: es muß noch durch *conventum* resp.

conventio verdeutlicht werden. Dieses *conventio* ist aber zugleich ein *concilium*. Wir haben es also hier kaum mit einem regelrechten Markt zu tun, wie er noch im 6. Jh. in Paris und in Städten sicherlich auch weiterhin ständig zu treffen war, sondern die Gaugenossen des flachen Landes scheinen zu bestimmten Zeiten sich zu Geschäften und Beratungen an einem bestimmten Punkte getroffen zu haben. Über diesen Zeitpunkt unterrichtet folgende Glosse:

977 Kalende : conventiones

Die Zusammenkünfte fanden also am Ersten des Monats statt, und damit zeigen diese Glossen nicht regionale Absonderlichkeit, sondern merowingischen Usus. Und zwar stimmt der Brauch überein mit demjenigen der Marculfformeln (7. Jh.), die wegen Straßenraubs zu den *kalendas proximas* einladen (Zeumer S. 60, Nr. 29) und die Rückzahlung von Anleihen zu dem gleichen Termin versprechen (S. 92, 25). Der Zeit nach also dürfte es sich bei den *conventiones* der Reich. Gl. um das 7. Jh. handeln, und zwar vermutlich vor der Entwicklung der großen Märkte, wie desjenigen von St. Denis, der die Terminologie nicht unberührt gelassen haben dürfte. Zu dieser Terminologie nun:

Die Glossen verraten uns auch, wie man diejenigen nannte, die diese *conventiones* bezogen. Nicht mehr *mercator* natürlich; denn dies Wort hatte schon das *forum* der Kaiserzeit durch das gehobene *negotiator* ersetzt. Die Tätigkeit derer, die diese *conventiones* beziehen, ist *comparare* 'anschaffen'. Die Westgotengesetze brauchen als erster Gesetzestext[1] dies Wort im Sinne von 'kaufen'; der 'Käufer' aber ist ihnen noch *emtor*. 'Käufer' war dem Volke damals noch kein geläufiger Begriff! Nun aber hat sich das geändert; die ländlichen *conventiones* haben eine eigene Terminologie entwickelt:

605 Em[it]e : comite, comparate
663 Mercator : comparator

Bedeutsame, einen tiefen Einblick in die Wirtschaftsverhältnisse des Nordens gewährende Glossen: Das unverständliche *emite* der Bibel wird durch *comite* 'kommt zusammen' verdeutlicht, das also die Grundbedingung von allem *comparare* ist. Die Leute müssen zusammenkommen; alle kaufen, alle verkaufen oder tauschen. Keiner ist Käufer, keiner Verkäufer, alle sind sie *comparatores*, versorgen sich und andere. Also genau so, wie noch mhd. der 'Kaufmann' kauft oder verkauft. Ursprünglich war dies etymologisch genau der *Kauffarter*, niederl. *koopvaerder* 'Kaufmann' *'mercator ambulans'*, engl. *chafferer*, deutsch *Kauffahrer*, heute nur noch vom Schiff gebräuchlich, das *t* in *Kauffartei 'marchandise'* erhalten. In Frank-

[1] Um 400 ist *comparare* 'kaufen' zuerst belegt: *Archiv f. lat. Lexikographie* 11, 275.

reich ist die ganze Sippe von comparare *comparer*, vermutlich wegen Homonymie, mit anderen Worten, im Mittelalter verschwunden und hat *acheter* Platz gemacht. Während der ländliche *comparator* vielleicht schon während der nun beginnenden Großmarktperiode dem städtischen *mercatante *marchëant*, d. i. den 'Marktbeziehenden', 'Fieranten', das Feld räumt.

Damit kommen wir nun zur Gründung des *Lendit* (indictum), der ersten großen nordfranzösischen Jahresmesse. Die Stiftungsurkunde vom Jahre 629 steht im wohlbegründeten Verdacht, zu einem Rechtsstreit des Jahres 729 gefälscht worden zu sein. Sie gibt aber die Tradition so wieder, wie sie sich spätestens um die Wende des 7. ins 8. Jh. entwickelt hatte.

Danach wird zu Ehren des hl. Dionys an seinem Patronatstage ein Markt errichtet, *ad missa ipsa que evenit septimo idus octobris semel in anno*. Zu dieser 'Jahresmesse' werden alle heimischen und überseeischen Kaufleute eingeladen, ihnen auf drei Jahre Abgabefreiheit versprochen, den Kaufleuten aus Wic, Rouen und anderen Städten, die Wein, Honig und Farbstoffe (*garántia*, nfrz. *garance*) bringen, werden die künftigen Abgaben genannt. Der Markt soll vier Wochen dauern, damit die Kaufleute aus Italien, Spanien, der Provence und anderen Ländern auch hinkommen können.

So kommen also nun zu den Märkten der Städte, den ländlichen *Ccnventiones* der Kalenden, die *feriae* oder *missae* hinzu, vermutlich alle im kleinen wie im großen von der Kirche organisiert, mindestens patronisiert. Ihre Arbeit hat in zweijahrhundertjährigem Wirken wiederum zur Weltwirtschaft (im damaligen Sinne) geführt; und wiederum sind es die *Marculfformeln* (Zeumer S. 107), die ein Gegenstück zu obigem Privileg, in dem als *Inmunitas* und *Indultum* ('Freibrief', 'Dult') bezeichneten Schreiben bewahren: Ein Bischof (*urbis antestita*) erhält Abgabenfreiheit, um *Luminaria*, also die 'Brennstoffe für kirchliche Zwecke'[1] in Marseille und den übrigen Häfen einzukaufen. Er braucht hierbei in Marseille, Arles, Avignon, Lyon, Chalon usw. keinen Zoll zu zahlen. Hiernach sind also Rhône- uud Saônetal, und nach dem Privileg von St. Denis auch das Seinetal, um 750 etwa gewohnte Zollstraßen.

Die Kirche hatte in ihrer Reorganisation ein ungeheures Werk vollbracht. Sicherlich gegen gewaltige Widerstände: Gregor VI, 31, S. 271, bewahrt uns den Ruf, mit dem die Soldateska den mißliebigen Bischof verjagt: *Tollantur a faciae regis, qui regnum eius*

---

[1] Es sind dies wohlriechende Öle. Sie spielen in den Formeln eine große Rolle. Der Bischof hat Import und Vertrieb unter sich: Kapitular Karls d. Gr. 769, S. 45, 33: *in coena domini semper novum chrisma ab episcopo suo quaerat, et de vetere nullus baptizare praesumat, sed ardere in luminaribus ecclesiae vetus non tardet.*

venundant. Gegen urwüchsige, bäuerliche Moral, wie sie selbst in der lapidaren, überaphoristischen Kürze der Glossen vortritt:

Reich. Gl. 33 Expeditos : reparatos, utiles vel juvenes
109 Adultis : nutritis. vel ad perfectionem etatis perductis
1083 Senex : piger

Es ist der Geist der Feldarbeit, der ungeduldig reife Arme erwartet und ungern alte Leute füttert.

Über das Familienleben der Zeit fehlen natürlich direkte Zeugnisse. Aber es ist anzunehmen, daß sich große Sippenverbände mit einem Anhang von Leibeigenen (Colonen) bildeten. Die *Binnenmoral* (Max Weber) der *geste,* die man nicht entehren darf *(Roland)*, erhält sich in der Aristokratie. Das einleuchtendste Zeugnis für die Bedeutsamkeit der damaligen Sippe, liefert die Sprachgeschichte:

Das lat. Feminin der *a*-Deklination dekliniert in Gallien nicht mehr, nur die Feminina der dritten lat. Deklination haben, wie das Maskulinum, einen Deklinationsrest, nach welchem ein Subjektskasus — der zugleich Vokativ ist — und ein Objektskasus unterschieden wird.

Analogisch aber bildeten die Sprechenden von allen geläufigen weiblichen *Verwandtschaftsnamen* und *Eigennamen* einen Objektskasus, also z. B. zu *ante* (lat. amita 'Tante') den Objektskasus *antain,* zu *Eva* den Objektskasus *Evain* usw.; so daß ersichtlich scheint, daß auf den menschenreichen Höfen der spätrömischen *Possessores* und der merowingischen Sippen diese Kasusunterscheidungen zur Organisation gemeinschaftlichen Lebens und Arbeitens notwendig waren, und zwar vermutlich bevor *villa* 'Hof' durch Erbteilung (Parzellierung) zu *villa* 'Dorf' geworden war.

Folgende Tafel zeigt die Deklination der Verwandtschaftsnamen und zugleich die Verzweigung der Sippe: kursiv Gedrucktes sind *Neubildungen* der Zeit:

	Subj. — Obj.	Subj. — Obj.
'Großvater — Großmutter'	taie — *taion*	taie — *taiien*
'Vater — Mutter'	pedre	medre
'Bruder — Schwester'	fredre	suer — serour
'Onkel — Tante'	oncles — oncle	ante — *antain*
'Neffe — Nichte'	nies — nevou	niece — *necien*

Die Gegenprobe für die Bedeutsamkeit dieses Sippenverbandes, der Onkel, Tanten, Neffen, Nichten mit einschloß, ist, daß von *fille* 'Tochter' kein **fillain* gebildet wurde. Die Töchter nannte man also bei Eigennamen, die alle flektieren: *Marie — Mariien, Berte — Bertain* usw.; die ins Kloster Tretenden wurden *none — nonain* gerufen; auch der Schimpfname *pute* 'Hure' war geläufig, wie der Objektskasus *putain* zeigt. Mit Evidenz ergibt sich aus

der Tabelle, daß zwischen **peder* (pater) und *pedre* (patrem) usw. noch unterschieden wurde. —

Dagegen waren *fille* 'Tochter', *nuere* 'Schwiegertochter' (nurus), *suevre* 'Schwiegermutter' ungeläufig, denn sie bildeten keine analogischen Objektskasus; sie wurden also umschrieben oder durch Eigennamen ersetzt.

Aus der Sippe heraus versteht sich die Erhaltung dieser Zweikasusflexion im Dienste: *sire—seignour, cuens—conte, emperedre—empereour, huem—home, compain—compagnon.* Es handelt sich dabei um notwendige Kasusunterscheidung des Männerdienstes, denn die entsprechenden Feminina flektieren nicht. Ebenso ist es in Justiz (*ancestre—ancessour, lere—laron,* die auch der Sippe angehören können) und der Kirche (*âbes—abét, prestre—provoire*).

Viele Ortsnamen aus der Zeit, in welcher die *villa* noch 'Sippenhof' war, erhalten Erinnerungen an diese analogische feminine Flexion und die analogische Erscheinung beim Maskulin, die zu *Charle* den Objektskasus *Charlon* bildet: *Audaincourt, Attainville, Ermenonville, Goussainville, Hérimoncourt, Hermonville* usw., in den *Formulae Imperiales* (Zeumer Nr. 34, S. 312, Anno 800 bis 850) *Dotane-curte.*

Es ist wohl möglich, daß die germanische Sippenwirtschaft einen integrierenden Anteil an diesem merkwürdigen Altertum gehabt hat, das uns gleichsam in das Großfamilienleben der Höfe hineinblicken läßt. Ebenso möglich ist es, daß die Erbteilung und die Parzellierung der 'Höfe' zu 'Dörfern', der Zerstückelung der 'Sippenwirtschaft' zum 'Kleinfamilienbetrieb' kirchlichem Einfluß zuzuschreiben ist.

II. Geldwirtschaftliches.

Wie jede Wirtschaft, bedurfte auch diese des Kredits. Man liest, das sei das eigentliche Geschäft der Juden gewesen; Dopsch meint, die Kirche war die eigentliche Geldgeberin und daher ihr ökonomischer Aufschwung;[1] ich meine, als sich die Franken beutebeladen und lebensdurstig in Nordgallien festsetzten, haben sich alle Stände beeilt, die Beute (altfrz. *porchas*) flüssig zu machen:[2] Hist. Franc. VII, 23 (6. Jh.) sind zwei Juden und zwei Christen Geldgeber, Graf und Vizegraf Entleiher. Die Leute der Schuldner schlagen die Gläubiger tot.

Allerdings ist III, 24, 25 auch einmal ein Merowinger Geldgeber, allein die Entwicklung der Terminologie zeigt uns, daß dies eine Ausnahme gewesen sein dürfte: 'Borgen' und 'leihen' bleiben näm-

[1] Wirtsch. u. soz. Grundlagen der europ. Kulturentw. II, 224.

[2] Man vergleiche hierzu, was Caesar, *Bell. Gall.* IV, von den Sueben sagt: *Mercatoribus est aditus magis eo, ut quae bello ceperint, quibus vendant, habeant.*

lich romanisch — 'Pfand' und 'Bürge' aber werden fränkisch, das also, worum gefeilscht werden wußte. Das erkläre ich mir so: Die übrige, abstrakte Terminologie wurde im Verkehr mit Franken nicht gebraucht, es war also selbstverständlich, wer entlieh, und nur Leistung und Gegenleistung blieben auszugleichen.

Das Leihgeschäft unter Romanen.

Die Termini *credere* und *debere* bleiben unverrückbar: Wie Cicero *alicui credere pecuniam* sagt, so fragt noch der Advokat Pathelin in dem weltberühmten Juristenschwank des 15. Jh.s 280 *'les voulez vous croire?'* 'Wollt Ihr sie mir pumpen?' — Von *credere* und *debere* aus wird die Terminologie aufgebaut: *créancier* 'Gläubiger', altfrz. *detteur*, nfrz. *débiteur* 'Schuldner' und 'Gläubiger', *dette* 'geschuldeter Betrag', den man als *dettes actives* und *passives* bis heute relativiert.

Auch 'borgen' und 'leihen' bleiben romanisch, natürlich so, daß die feineren Unterschiede, wie zwischen *commodare* 'zinslos verleihen' und *mutuare* 'ohne Zins verleihen', sich verwischen, wozu unten S. 76 die Stelle aus dem *Breviar*. Jedes 'Verleihen' ist nun *praestare* 'helfen' — jedes 'Entleihen' *impromutuare* > merowingisch *impruntare* mit unerklärtem langem *u*. Diese Vereinfachung der Terminologie verdeutlichen uns trefflich die Reichenauer Glossen:[1]

Reich. Gl.	256	Commodaret : prestaret	neufrz. *prêt, prêter, prêteur*
	283	Mutuam : prestitam	
	375	Fenerabis : prestabis	
	529	Mutuari : prestari	
	675	Mutuum dare id est prestare	
	802	Fenerator : mutuatur, prestator	
	455	Mutuo acceperam : inpruntatum habebem	*emprunter*
	758	Mutuare : impruntare	

Schriftliche Schuldbekenntnisse *(Cautiones)* sind uns in den Formeln mehrere erhalten. Ein Studium von *Marculf* 26 (Zeumer S. 92, 7. Jh.) soll ihre Art zeigen:

Constat me a vobis accepisse ... solidos tantos, pro quos solidos spondio me, quamdiu ipsus post me retenuero, annis singulis per singulos solidos singulos treantis vestris partibus esse redditurum.[2] Et se hoc facere contempsero aut exinde neglegens apparuero, ad duplum ipso

Es steht fest, daß ich von Euch empfing: Soundso viel Solidi; für welchen Betrag ich gelobe, solange ich ihn behalte (*retinere* wie Marculf 38) pro Jahr und Solidus einen Triens Euch zu vergüten.[2] Und wenn ich dies zu tun verweigere, oder in der Folge säumig sein sollte, gelobe ich Euch mit dop-

---

[1] Die Bedeutung von *commodare* 'gratis verleihen' ist noch bekannt: Hetzer S. 30, Nr. 1006 *commodavit : prestitit, donavit.*

[2] *esse redditurum* = *rendre* im Sinne von 'rentieren', 'Zins zahlen'.

locario[1] vobis reddere spondeo. Et quomodo de mea proprietate ipsos solidos vestros reddere potuero, hanc cautionem[3] a vos recipiam.

peltem Zins[1] zu rentieren. Und sobald[2] ich von meinem Besitze Euer Kapital zurückgeben kann, erhalte ich diesen Schuldschein von Euch zurück.

Das Aufhebenswerteste an dieser Cautio scheint mir nun der Zinsfuß: Ein Triens pro Solidus, 33 1/3 %, war nämlich der übliche Zinsfuß *(fructus)* bei Entleihen von Feldfrüchten, respektive Saatgut. So heißt es im *Breviarium Alaricianum* (ed. Conrat S. 245) *Quicunque fruges humidas ... vel quodcumque annonae genus alteri commodaverit* (vgl. oben S. 75) *non plus ab eo propter usuram quam tertiam partem accipiat.* Bei Geld dagegen war der Zinsfuß nur 12 1/2 %: *legitima centesima ... hoc est tres siliquas in anno per solidum.* Die Siliqua aber war 1/24 Solidus.

Ich glaube, daß uns diese Beobachtungen die ausschließliche Prägung von Trienten als einziger Goldmünze während der Merowingerzeit erklären: Die Finanzierung der Aussaat (und Ernte) war das wichtigste und typischste Leihgeschäft größeren Stils auf dem Lande. Und so erklärt sich vielleicht auch das lange *u* von *impruntare* (statt *improntare,* wie es im Italienischen heißt) durch eine scherzhafte Anlehnung an *prūnus.*[4]

Auch sonst ist der Zinsfuß bemerkenswert: Wir erfahren aus Kohler u. Ungenad, *Hammurabi* III, S. 238, daß die Ägypter ursprünglich keinen Zins kannten, dann aber 30 % bei Geld, 33 1/3 % bei Getreide erlaubten; mit Ausbreitung der Geldwirtschaft wird dieses billiger — Saatfrucht bleibt konstant: Die Babylonier nehmen 20 % bei Geld, 33 1/3 % bei Getreide. Alarich bringt eine Weiterentwicklung nach derselben Richtung. Das Ganze zeigt, wie alt die Mittelmeerwirtschaft ist und wie eng und bedeutsam sie war.

(Schluß folgt.)

München. Leo Jordan.

[1] *locarium* = *loyer* 'Zins', 'Pachtzins', 'Miete'. Der Ausdruck deutet auf Vorherrschen der Terminologie des Miet- und Pachtgeschäfts. Zum Doppelten Zins vgl Conrat *Breviarium Alaricianum* S. 22 *Debitor, qui ... debiti summam implere neglexerit, duplam centesimam* (sc. *usuram,* oder *duplum fructum*) *debiti ipsius usque in diem redditionis se noverit redditurum.* Man sieht, wie weit die Geltung des Gotengesetzes ging.

[2] *quomodo* bezeichnet seit dem 4. Jh. die Gleichzeitigkeit, vgl. mein Altfrz. Elementarbuch S. 292 f.

[3] Auch die *Cautio* war dem *Reichenauer Glossator* bekannt: Stalzer 1370 *Cyrografum* : *cautio* zu Tobias I, 17 : *sub chirographo dedit illi ... pondus argenti.*

[4] Vgl. *Zeitschr. f. rom. Phil.* 44, 332.

Kleinere Mitteilungen.

Zu den Tiernamen vom Typus *mariposa* 'Schmetterling'.

W. Oehl in seiner sonst dankenswerten, H. Schuchardt gewidmeten Abhandlung 'Elementare Wortschöpfung' (Bibl. dell' Arch. romanicum, Serie II, vol. III, S. 112) will die bei Diez und Körting erwähnte und auch von Meyer-Lübke im REW Nr. 6308 gutgeheißene Ableitung von span. *mariposa* 'Schmetterling' aus einem Kinderreim 'Maria posa' als 'entzückende Gelehrten-Volksetymologie' spöttisch abtun, worin er unrecht hat, wie in folgendem dargetan werden soll.

Aus zahlreichen Analogien in verschiedenen Sprachen läßt sich unschwer der Nachweis führen, daß tatsächlich viele Tiernamen auf Kinderreime zurückgehen, wie überhaupt der Kindermund bei der Schöpfung gewisser Tiernamen (Vögel, Lurche, Insekten) keine unwesentliche Rolle spielt. Die Annahme, daß *mariposa* [1] aus *maniposa* entstanden sei, ändert an der Sache nichts, denn auch dieses müßte auf einen Kinderreim zurückgeführt werden ('Setz' dich auf die Hand!'). R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen II, S. 197 ff. führt nicht weniger als 54 an den Schmetterling gerichtete Kinderverse an, deren erste Zeile durchweg mit '*sett di*' endet, z. B.

> *Smetterling, sett di,*
> *Een uhr* (Ohr) *blött* (blutet) *di.*

Oder:

> *Bodderlicker* (Butterlecker), *sett di,*
> *näs un muul blött di.*

Vgl. hiermit den bei Garbini, Antroponimie nel campo della Zoologia popolare, S. 73 aus dem Veronesischen angeführten Kinderreim:

> *Poéja, Sparpajóla* (Schmetterling)
> *'én dó, 'én dó vissina*
> *spónssa quà* [2] *ssu sto figar*
> *e lassete ciapar.*

Besonders wertvoll sind für unsere Feststellung solche Formeln, in denen die Tiere mit einem Taufnamen angesprochen werden, der dem Imperativ bald vor-, bald nachsteht. So heißt das Marienkäferchen in Verona außer *Maria, Ave-Maria, Santa-Maria* auch *Maria-sgola (= svola),* was nach Garbini, op. cit. S. 72 auf folgenden Kinderreim zurückgeht:

> *Maria, Maria*
> *sgola via*
> *che i to putini cria!*
> (= denn deine Kleinen schreien).

Genau so heißt das Marienkäferchen in Zentralfrankreich *marivole,* in Berry *manivole,* was dem Verhältnis von *mariposa* zu *maniposa* entspricht. Analog findet sich im Neuprovenzalischen (Rolland, Faune pop. III, S. 349) für das Marienkäferchen *Margarideto, volo.* Ferner seien aus Südfrankreich für den Schmetterling noch angeführt mit nachgestelltem Taufnamen *bolo — Guiraout,* [3]

---

[1] *Mariposa* als *Maria* (Taufname) + *Posa* (Schreibname) aufgefaßt, ist eine sekundäre Deutung. (Vgl. L. Spitzer, Bibl. dell' Arch. rom., Serie II, vol. II, S. 89.) *Diabliposa* ist eine scherzhafte Analogiebildung (Teufel als Gegensatz zu Maria-Madonna; vgl. L. Spitzer a. a. O. S. 151).

[2] = *riposa qua.*

[3] *Bolo, bolo — Guiraout,*
que déma fara caout (Rolland, op. cit. III, S. 352).

bolo—*Paoulo* (Rolland, op. cit. III, S. 350). Als deutsches Beispiel sei aus dem Schwäbischen angeführt für den Springkäfer *Hanseli, gump uf* (spring auf. Wossidlo, op. cit. II, S. 422). Derselbe Käfer heißt in der Gegend von Rostock *meister Ebeling, hupp* (a. a. O.), woraus ersichtlich, daß in diesen kindlichen Apostrophen auch Schreibnamen an die Stelle von Taufnamen treten können. — Die beliebteste Bezeichnung für die Heuschrecke ist in verschiedenen ital. Dialekten *saltamartin* = *salta Martin* (vgl. Garbini, op. cit. S. 79 f.), dem ein deutsch-dialekt. *spring-hansel* (Wossidlo, op. cit. II, S. 423) entspricht. An Stelle des nomen proprium tritt als Vokativ auch ein Appellativum: *vole-bébé, vore-bébé, vou-bébé* 'Schmetterling' (Loire, Rolland, op. cit. III, S. 314), *salto-bouk* (Lozère) *saouto-bou* (lang., auv., limous., Rolland, op. cit. XIII, S. 104) 'Heuschrecke'. Ohne vokativische Beifügung: *vole-midi* (Reims), *dors-midi* 'Marienkäferchen' (Picardie, Rolland op. cit. III, S. 350); *sonne-midi* (M.-L.) 'eine Heuschreckenart' (Rolland, op. cit. XIII, S. 110). — In Legnago (Garbini, op. cit. S. 26) heißt das Marienkäferchen *segna-strade* nach dem Kinderreim:

Viola, viola
'nsegneme la strada de 'nar (andar) a scola,

übrigens ein interessantes Beispiel für Synonymenbildung (*viola* selbst ist ein Name für das Insekt). — Auch die Namen des Hirschkäfers im Veronesischen, wie *pesa-capei, pesa-fero, pesa-barete, porta-capei, porta-sassi*[1] gehen auf Kinderreime zurück, die von einem Spiel begleitet sind, dessen Beschreibung Garbini, op. cit. S. 50 f. gibt.

Porta — bareta
tienla ben streta
movi i to corni
e dime i pesorni.[2]

Auch die Libelle verdankt in Aquileja ihren Namen *tissi, tissi* (*tessere* = weben) einem Kinderreim (Garbini 54):

E tissi — tissi
Maria — colomba,
assa la cianca,
sona la tromba!

Die angeführten paar Beispiele, aus einer großen Menge herausgegriffen, dürften genügen, um die Möglichkeit von kindersprachlichen Bildungen wie *mariposa (maniposa)* unzweifelhaft darzutun.

Klagenfurt. R. Riegler.

Sexuelle Tiermetaphern.

In einem 'Vocablos y cosas de Sanabria' betitelten Aufsatz sucht Fritz Krüger (Rev. de filol. esp. X. [1923], S. 165) unter anderem das südleonesische *sápa* 'kugelförmiger in einer Holzschwelle eingelassener Stein, in dem sich das Mühlrad dreht' zu deuten.[3] Mit dem Hinweis auf andere, gerade in jenen Gegenden häufig auftretende Fälle von Animalisierungen von Gegenständen

[1] Von hier aus ist nur ein Schritt zur Verpersönlichung lebloser Gegenstände — Wörter vom Typus *porte-monnaie* sind allen romanischen Sprachen geläufig.

[2] Dem Reim zuliebe für pesi.

[3] Wörtlich lautet Krügers Definition 'piedra ... encajada entre la punta inferior del rodezno y la traviesa ... que tiene la forma de una bola achatada y sobre la cual gira el rodezno'.

glaubt Krüger in dieser Benennung eine weibliche Nebenform (*sápa*) zu dem sonst auf der Pyrenäenhalbinsel ganz geläufigen *sapo* 'Kröte' zu sehen. Seine Vermutung stützt er selbst mit der Anführung der in portugiesischen Mundarten für denselben Begriff auftauchenden Bezeichnungen (gal.) *ran*, (trasmont.) *rã*, (Minho) *rão*, (Baião) *rela*, die in evidenter Weise Reflexe von *ranu*, *rana*, *ranella* 'Frosch' darstellen.

Was die Feststellung der etymologischen Zusammenhänge betrifft, so wird man Krüger wohl nur recht geben können. Wenn nun aber Krüger den metaphorischen Gebrauch der Froschbezeichnungen für den hier in Frage kommenden technischen Gegenstand zu erklären sucht mit Berufung auf die besondere Form und die Tatsache, daß der Stein wie etwa der Frosch im Schlamm sich dauernd [eingelassen, wie er in dem Balken ist] in ruhiger Lage unter Wasser befindet,[1] so vermag ich ihm hier nicht mehr zu folgen. Was zunächst den auf äußerer Ähnlichkeit beruhenden Vergleichspunkt betrifft, so kann doch dieser schon aus dem Grunde nicht ausschlaggebend gewesen sein, als der Stein, in dem sich das Mühlrad dreht, ja in seinen äußeren Umrissen gar nicht hervortritt, sondern, wie Krüger selbst hervorhebt, fest in dem Holzbalken eingelassen ('encajada') ist. Und selbst wenn der zweite Punkt der Krügerschen Argumentierung ('Ruhelage unter Wasser') irgendeinen Einfluß auf den Vergleich ausgeübt hätte, müßte man sich dann nicht fragen, warum stets nur dieser eine Teil der Wassermühle, wo diese so viele andere Teile hat, die sich in ähnlicher Ruhelage unter Wasser befinden, in metaphorische Beziehung zum 'Frosch' gesetzt worden ist?

Bevor ich selbst einer Vermutung über den Ursprung der Metapher Ausdruck verleihe, wäre es von Wichtigkeit, einmal festzustellen, innerhalb welcher Bedeutungssphären Froschnamen auf romanischem Gebiet in metaphorischer Verwendung überhaupt in Erscheinung treten. Es soll daher das in Frage kommende Material, soweit es mir im Augenblick zur Hand ist, hier zunächst einmal zusammengestellt werden.

Nordfrankreich:

grenouille (terme d'imprimerie) 'partie creuse placée sur la platine d'une presse recevant le pivot de la vis' (Littré), *crapaud* (terme d'artillerie) 'affût de mortier plat et sans roue' (Littré), *crapaudine* 'fer creux dans lequel pénètre le gond d'une porte', 'bois qui reçoit le pivot d'un arbre vertical' (Littré).

Südfrankreich:

grapaud, *crapaud* 'morceau de fer qui sert de gâche à une serrure' (Mistral II. 85), *crapaudino* 'fer creux qui reçoit un pivot' (Mistral II. 86), *granouio*, *granoulho* 'boîte qui reçoit le pivot d'un arbre debout', 'fer qui porte le pivot d'une meule de moulin' (Mistral I. 85).

Unteritalien:[2]

Altneapol. *ranula de ferrum*, ohne Bedeutung, in den 'Regesta Neapolitana', a. 1119 (Monum. ad Neapol. ducatus hist. pertin., ed. Capasso, II. 1, S. 621), nordkampanisch (Ausonia) *ránola* 'Holzmutter, in der sich die Schraube der Ölpresse windet', (Ausonia) *ránola*, (Letino) *granula*, (Gallo)

[1] 'La forma particular y el estar siempre hundida en agua en posición tranquila y encajada en la madera (como la rana en el fango) habrán causado la comparación de la piedra con el sapo y la rana'.

[2] Belege, die ohne Quelle angegeben sind, entstammen persönlichen Sammlungen an Ort und Stelle.

ránnəl[a] **'kleines, um einen in** der Mitte eingeschlagenen Nagel **drehbares, rechteckiges Holzklötzchen, das** als Riegel an Türen und Fenstern **dient' ('nottolino'), kalabresisch** (Oriolo) *ránuwa* 'pezzo di acciaio incavato in cui **gira il perno dell'asse del** molino idraulico', (Savutotal) *ránula* 'eisernes **Lager, in dem sich die senkrechte** Achse der Olivenmühle dreht', (Malito) *ránula* **'pezzo di acciaio** scavato e ficcato nell'asse del molino e in cui **gira il perno della mola', (ib.)** *rúospo* (ital. *rospo* 'Kröte') 'perno di acciaio **che gira nella 'ránula', sizil.** *ránnula* 'quell' arnese che serve a tenere a **segno le ruote dei carri, onde non** escan dal propio sito' (Biundi).

Diese Zusammenstellung lehrt uns verschiedenes. Einmal zeigt sie uns, **daß das Auftreten von Froschnamen** zur Bezeichnung des 'Zapfenlagers des **Mühlrades'**[1] **keineswegs auf** iberoromanische Gebiete **beschränkt, sondern überhaupt interromanisch ist,** was die Vermutung zuläßt, daß die Metapher **sich nicht einzelsprachlich entwickelt** hat, sondern auf vulgärlateinische An**sätze zurückgeht. Dann aber ergibt** sich, daß die hier in Frage kommenden **Ausdrücke durchaus nicht auf** die Mühlenterminologie beschränkt sind, sondern **zur Bezeichnung einer ganzen Reihe** von technischen Gegenständen herhalten. **So erscheinen, wenn wir das** Material nach den Bedeutungen systematisch **zusammenstellen, folgende** Bedeutungen:

1. **'Eisernes Lager, in dem** sich der Türzapfen dreht' [*crapaudine*].
2. **'Eiserne Schließklappe am Schloß'** [prov. *grapaud*].
3. **'Eisernes Lager, in dem** sich ein Zapfen oder eine Angel bewegt' [prov. *crapaudino, granouio;* franz. *crapaudine*].
4. **'Mutter, in der sich eine** Schraube windet' [kamp. *ránola;* franz. *grenouille*].
5. **'Lager in der Radnabe' [siz.** *ránnula*].
6. **'Holzriegel, der um einen in der** Mitte eingeschlagenen **Stift drehbar ist' [kamp.** *ránnəl*[a]].
7. **'Steinernes oder eisernes** Lager, in dem sich der Zapfen des **Mühlrades dreht' [westspan.** *sápa,* **port.** *rã, rela;* prov. *granouio;* **kalabr.** *ránula*].

Nun aber erkennt man einwandfrei, daß die hier auftretenden **Froschnamen stets zur Bezeichnung des** *Hohlraumes* (*Zapfenlager, Angellager, Schraubenmutter, Schließkappe, Riegelmutter* usw.) dienen, der zur Aufnahme **eines sich in ihm drehbaren oder bewegbaren** Gegenstandes (**Zapfen, Angel, Schraubenstock, Schloßriegel, Riegelstift** usw.) bestimmt ist. **Es bedürfte nun auch nicht mehr eines so charakteristischen** Sachpaares, wie es uns in **kalabr.** (Malito) *ránula* **'Zapfenlager'** [= 'weiblicher Frosch'] und *rúospu* **'Zapfenstift' [= 'männlicher Frosch']** entgegentritt, um zu erkennen, **daß es sich bei der Verwendung dieser** Froschmetaphern um ausgesprochen sexuell **eingestellte Vorstellungsbilder** handelt.[2] Es sind daher auch diese Fälle **in die Liste jener Ausdrücke** einzureihen, die ich in dieser Zeitschrift bereits

---

[1] **'Lager, in dem sich der Zapfen** des Mühlrades dreht': das ist wohl auch **die Bedeutung der spanischen Ausdrücke,** was für einen Kenner von Mühlen**bauten zwar ersichtlich, aus der** umständlichen von Krüger gegebenen De**finition aber nicht ohne weiteres** zu entnehmen ist.

[2] **So versteht man auch,** warum in der Provinz Messina (Mandanice) das **'Holzlager, in dem sich die Achse des** Mühlschaufelrades dreht' *figghióla* (= *'figliuola'*) **genannt wird. Und gewiß** in denselben Vorstellungskreis ge**hört es, wenn man in Nordostkalabrien** (Oriolo) die 'hölzerne Mutter, in der **sich die Schraube der Ölpresse dreht',** mit einem weiblichen Vornamen (*a katerína*) **bezeichnet.**

in meinem Artikel 'Phallische Vergleiche bei technischen Ausdrücken' besprochen habe.[1]

Ist somit die sexuelle Sphäre ziemlich einwandfrei als Entstehungsherd nachgewiesen, so bliebe noch zu erklären, warum die einzelnen Bilder sich gerade auf den Froschnamen aufbauen. Ausschlaggebend dürfte wohl hier in erster Linie die außerordentliche Popularität dieses Tieres gewesen sein, wobei jedoch zu bedenken ist, daß schon in alter Zeit auch griech. *βάτραχος* nicht nur Frosch, sondern auch 'hohler Teil am Pferdehuf' bedeutet. Andererseits tritt für die hier in Frage kommenden Ausdrücke keineswegs exklusiv der Name von Fröschen auf. Andere Tiernamen erscheinen für die gleichen Begriffe zwar nicht ganz so häufig, aber auch durchaus nicht vereinzelt. Man vergleiche nur span. *gorrón* 'Zapfen an der Türangel', 'Zapfen des Mühlrades' (vgl. span. *gorrín* 'Ferkel'), neuprov. *loubeto* ('Wölfin'), 'Lager der Türangel' (Mistral II. 227), neuprov. *margoui* ('Taucher') 'Zapfen', *margouiero* 'Zapfenlager' (ib. II. 278), zentralfranz. *anille* [< anaticula 'kleine Ente'] 'pièce en fer ou en fonte soutenant la meule tournante dans un moulin', 'cavité où l'anille est engagée'[2], wallon. *antèie*, Vinzelles *nadyilya* 'pièce de bois mobile autour d'un clou, pour fermer les portes d'étable'[3], siz., kalabr. *natícchia* 'kleiner rechteckiger, um einen in der Mitte eingeschlagenen Stift drehbarer Holzpflock, der als Riegel dient'[3], ital. *nottola*, *nottolino* (eigentlich 'Fledermaus') id., altgriech. *χελώνη*, *χελώνιον*, neugriech. (im Pontus) *χελώνη* (eigentlich 'Schildkröte') id.[4] Zwar hatte Schuchardt (Zeitschr. f. rom. Phil. 26. 404) mit dem Hinweis darauf, daß bei gewissen Gerätschaften schon in der Bronzezeit unter den Vogelfiguren die entenförmigen wohl am häufigsten seien, die vom Namen der Ente abgeleiteten Riegelnamen aus der besonderen entenförmigen Form des Riegels erklären wollen, einer Meinung, der sich auch v. Wartburg in seinem Franz. etym. Wörterbuch (s. v. *anaticula*) anschließt, aber wie will man es dann rechtfertigen, daß bei dieser um einen Stift drehbaren Riegelart stets Namen von weiblichen Tieren (*ranula*, *anaticula*, *nottola*, *χελώνη*) auftreten, während bei dem sogenannten Steckriegel, der in den Riegelkasten greift, Namen von männlichen Tieren (franz. *verrou* < *verruculus*, sizil. *súcchiaru* als Ableitung von *suculus*) erscheinen?[5] Gewiß mag, nachdem einmal die aus der sexuellen Sphäre her-

---

[1] Vgl. Archiv 146, S. 126 ff. Zu den dort aufgeführten, auf Namen von Schweinen beruhenden Metaphern sei noch nachgetragen: kalabr. (Malito) *pórca* 'Schraubenmutter' und kalabr. *fresínga*, das nicht nur 'junge Sau', sondern auch 'Scharte', 'Kerbe' bedeutet und ein prächtiges Pendant zu franz. *coche* 'Sau' und *coche* 'Kerbe' liefert, ferner ngr. *σκρόφα* 'Sau' und 'Radnabe'. Für das Altgriechische vergleiche man noch *μήτρα θύρας* 'Riegelkapsel' [*μήτρα* sonst = vulva] Corp. gloss. lat. II. 173. 45. Man könnte sich fragen, ob nicht auch altgr. *βάλανος* 'Pflock, mit dem der vorgeschobene Riegel befestigt wird' (= *βάλανος* 'Eichel' und 'pars pudenda') hier anzureihen ist. Das umgekehrte Bild findet sich in altfranz. *vit* 'Penis', das natürlich nicht an *vectis* 'Hebebaum' bzw. 'Stange', sondern an *vectis* in der schon lateinischen Bedeutung von 'Riegel' anzuknüpfen ist.

[2] Vgl. v. Wartburg, 'Franz. etymol. Wörterbuch', s. v. *anaticula*.

[3] Das gleiche Wort bedeutet in Cellara (Cosenza) 'vulva'.

[4] Vgl. die Glossen *χελώνη* clostrum und pessulum *χελώνιον*, Corp. gloss. lat. III. 190. 57 und II. 150. 6.

[5] Vgl. Archiv 146. 128; auch altgriech. *κόραξ* ('Rabe'), das in Glossen mit 'repagulum', 'anaticula' wiedergegeben wird, dürfte daher wohl einen 'Steckriegel' bezeichnet haben.

geholte Metapher sich eingebürgert hatte, die Volksphantasie insofern eingegriffen haben, als sie die betreffenden Geräte nun auch in der äußeren Form den Tieren anzupassen suchte, nach denen sie aus anderen Gründen benannt worden waren. Wenn sich daher wirklich auch nachweisen lassen sollte, daß hölzernen Drehriegeln zu irgendeiner Zeit einmal die Form von Enten usw. gegeben wurde, so will das m. E. so wenig besagen, als wenn der Steckriegel (franz. *verrou*) oder der Bohrer (ital. *verrina, verricchio, succhio*) irgendwo einmal mit Eberköpfen geschmückt auftreten sollten.

Berlin-Lichterfelde. Gerhard Rohlfs.

Serpe-Dieu.

Littré und das Dict. Gén. verzeichnen diese Beteuerungsformel nicht, nur Sachs-Villatte macht sie als veraltet namhaft. R. Zöckler sagt in seiner leider eines Index ermangelnden Dissertation 'Die Beteuerungsformeln im Französischen', Gießen 1905, S. 38, daß ihm unser Ausdruck zuerst in der burlesken Literatur des 16. Jahrhunderts begegne, und führt Belege aus Rabelais und du Fail an (*Serpe Dieu*); er läßt weiter Beispiele aus schriftfranzösischen Komödien des 18. Jahrhunderts folgen (*par la sarpedié, serpedié, sarpedié*) und fügt hinzu: 'Heute ist *sarpédié* in der Mundart von Rouchi gebräuchlich; *sarpeguié* und *sarpejeu*[1] begegnen in Pariser Vulgärtexten des 18. Jahrhunderts.'[2] Auch hierfür folgen Belege.

Welches mag die Herkunft der fraglichen Beteuerung sein? Ich bemerke von vornherein, daß die Form mit *a* in der ersten Silbe sekundär sein wird, da die ältesten Belege ein *e* aufweisen.[3] Zöckler denkt an vl. *serpem* 'Schlange', wenigstens erhellt das aus seinem Hinweis auf Meyer-Lübke, Gr. II, § 17. Auch Sainéan, La langue de Rabelais II, 344, der Zöckler nicht kennt, erklärt ohne Zögern das *serpe* in *Serpe Dieu* (l. III ch. XVII) als 'Schlange' und verweist auf folgende Stellen bei Rabelais: *Vous vous dammez comme une sarpe* (l. II ch. XVII), *Damné comme une serpe* (l. III ch. XXII), *Damné comme une male sarpe* (l. V ch. XLVII), welche Wendungen die 'pendants' zu *Tu te damnes comme un viel diable* (l. IV ch. VIII) seien. Indessen ist man demgegenüber doch berechtigt zu fragen, was denn mit 'Schlange Gottes' gemeint sein sollte. Man kann sich wohl vorstellen, daß die Schlange im Paradiese 'die Schlange des Teufels' genannt würde, wie es denn tatsächlich im Roman des Sept Sages 1235 'Serpent Sathanas' heißt, aber 'Schlange Gottes' ist an sich unwahrscheinlich und auch m. W. nirgends belegt. Dazu wäre bei dieser Auffassung die Form *serpe* nicht so einfach zu deuten. Sainéan bemerkt a. a. O.: 'Dans ces formules (sc. den oben angeführten Stellen aus Rabelais) *serpe* en plutôt *serp* serait le cas sujet de *serpent* ... alors que cette forme abrégée, inconnue à l'ancienne langue, est usuelle dans le Midi'. Gegen eine Entlehnung des dem Norden unbekannten Wortes aus dem Süden ist ja an sich nichts einzuwenden, und wenn auch aprov. *serp* nicht den Nominativ zu einem Akk. *serpent* darstellt, so ist doch

[1] Sachs verzeichnet in der Festschrift für A. Tobler *sarpéjeu* schon aus Molière. Plattner, Ausf. Gramm. I, § 218, Nr. 16 nennt ein *saperjeu*, aber dies geht schwerlich auf *sarpejeu* zurück, sondern ist wohl wie *saperbleu sarprebleu*, das Zöckler S. 14 anführt, aus *sacredieu* erwachsen.

[2] Die vollständige im Jahre 1906 erschienene Schrift ist mir nicht zur Hand.

[3] Wahrscheinlich ist bei *sarpe* das folgende *r* im Spiele gewesen, vgl. *jarnidieu* < *ie renie Dieu*.

die Form *serp* daselbst durchaus gesichert; sie steht als Obl. zum Nom. *serps*, wie daneben *serpent* zum Nom. *serpentz*; indessen hätte Sainéan uns sagen sollen, wie er sich denkt, daß es zur Verwendung eins Femininums in *damné comme une serpe* und daher auch nach S. in *Serpe-Dieu* gekommen sei, da doch weder im Alt- noch im Neuprovenzalischen eine Femininform bezeugt ist.

Also wird man sich nach einer anderen Erklärung umzusehen haben, und ich meine, daß dem *Serpe-Dieu* das altfranz. *cervelle* oder *cervel de Dieu* zugrunde liegt. Schwüre bei Körperteilen Gottes sind bekanntlich in der alten Sprachperiode ungemein häufig. Nun verzeichnet zwar Tolle, 'Das Beteuern und Beschwören in der altromanischen Poesie', Diss. Erlangen 1883, und auch Zöckler gerade unseren Ausdruck nicht, aber Grosjean, Notes sur quelques jurons français in der 'Revue de l'Université de Bruxelles', 1905, S. 404 ist es nicht entgangen, daß in dem Fablel von den 'Trois Avugles de Compiengne' V. 158 (M.-R. I, 75) Hs. B *par la cervelle Dé*, C *par le cervelle Dieu*, T *par le cervele Dieu* schreiben, s. M.-R. II, 283; auch verweist er ebenda auf den doppelten Fluch *par la cervele bouele* (M.-R. VI, 3; ein weiterer Verweis auf VI, 295 stimmt nicht), und ich füge dem noch Eustache le Moine V. 203 *por les boiaus, pour le cerviel*, sowie V. 563 *por le cerviel* hinzu. In den letzten Beispielen ist *Dieu* oder *de Dieu* unterdrückt, was ja auch sonst oft begegnet, s. Zs. f. frz. Spr. XXV, 129, Tolle S. 11, Zöckler S. 45 ff. und Eustache le Moine 1128, 1412—3, 1482, 1630—2. Daß später die Präposition und der Artikel fortbleiben konnten, hat natürlich nichts Auffälliges, vgl. *corbleu, morbleu, mordieu, tudieu* und Grosjean S. 405. — Wie steht es nun aber mit der starken Veränderung im ersten Teil? Sie dürfte auf absichtlicher Verschleierung beruhen, wie ja solche bei manchen anderen Beteuerungen und Flüchen vorliegt, die ich hier nicht aufzuzählen brauche; jene Verschleierung konnte in unserem Falle um so eher Platz greifen, als man später an Schwüren bei Körperteilen Gottes offensichtlich Anstoß nahm und sie mit Ausnahme von *Boieldieu*, wo wegen des Eigennamens die Sache nicht gefühlt wurde, vermied.[1] Aus letzterem Umstande läßt sich wohl erklären, daß sie besonders kräftig ausfiel, und daß nun gerade *serpe* daraus gemacht wurde, scheint mir auf einer Anlehnung an *serpe*, dem bekannten Instrument der Winzer, zu beruhen; dieses paßte freilich gar nicht zu Gott, war aber eben wegen der Sinnlosigkeit um so besser zur Verhüllung geeignet. Wird doch in du Fails 'Eutrapel' und in de Vervilles 'Moyen de parvenir' mit *par la serpe de bois* und *par la double triple manche de serpe* geschworen (s. Sainéan a. a. O. Anm. 1), was gewiß scherzhaft ist, aber doch zeigt, daß die Erinnerung an das Appellativ rege war.

Ist meine oben vorgetragene Auffassung richtig, so würde daraus folgen, daß das *serpe* in Serpe Dieu bei Rabelais von dem *serpe* in dem ebenda vorkommenden *damné comme une serpe* zu trennen sei.

Jena. O. Schultz-Gora.

[1] Wenn Grosjean S. 468 für *tudieu* ein *(par le) cul Dieu* ins Auge faßt, so scheint mir das doch zweifelhaft. *Tudieu* erscheint allerdings schon im Jahre 1611 bei Cotgrave, während *vertubieu*, das Littré unter *vertubleu* dem 16. Jh. zuweist, erst in d'Aubignés 'Aventures du baron de Fœneste', die 1617—1630 gedruckt wurden, auftaucht, aber das kann ein Zufall sein, und man wird bis auf weiteres wohl bei der Herleitung des Dict. Gén. von *(par la) vertu Dieu* zu bleiben haben.

Ein Passionsspiel in Sevilla.

Im 5. Band (Stuttgart 1888) der in ihrer ursprünglichen Form längst eingegangenen *Zeitschrift für Geschichte und Politik, herausgegeben von H. von Zwiedineck-Südenhorst*, finde ich (pag. 239) unter dem obigen Titel die folgende, von Archivrat Th. Distel, Dresden, veröffentlichte Notiz, die mir wert erscheint, der Vergessenheit entrissen zu werden:

Im königlich Sächsischen Hauptstaatsarchiv (III, 51a, fol. 12b, Nr. 8, Bl. 84) befindet sich ein für den Kurfürsten August zu Sachsen angefertigter Extrakt aus einer spanischen Zeitung vom 31. Dezember 1579 an den König von Dänemark über ein Passionsspiel zu Sevilla, welcher in mehr als einer Beziehung Interesse bietet. Ich teile denselben daher hier wörtlich mit. Er lautet also:

'Und dieweill ich nhun E. majestät ernstliche Zeittungen geschrieben, so muss ich auch derselben nerrische schreiben, die sich in Civilia in Spannien zugetragen. Dergestalt man hat die passion wircklich spielen wollen, nu haben sie so keine person darzu kriegen konnen, die Christus sein sollte, alss einen beschuldigten Kaufmann, der die Freiheit hette in der Kirchenn. Nun haben sie ihm glauben zugesagt, sie wolten ihn holen mit der Karre, so dorffte ihn Keimandts (= niemand*) angreiffenn. Diess werden ihm, die schuldt bei ihm haben, gewahr, berathschlagen sich mit dem richter, wie sie doch thun solten, damit sie den valschen Christum mochten in die hafte kriegen. Der reth ihnen, sie sollen dem Judas etzliche ducaten schencken, die soll ihm hinfürn nach dem Ölnberg, küssen, das ehr von der karren veldt, alssden will ihn der richter antasten. Diess geschicht, der Judas stost ihn mit einem Kusse von der karren, der richter greift ihn ahn, da ist Petrus ein trewer diener, hewet dem richter den halben Kopff entzwei. Da wirt ein alerm. Christus, die apostell, Judas und Herodes werden alle gefangen, nachmalss dergestalt verordelt: Judas wird zum vorreder erkant und zur stadt aussgestrichenn, Pilatus oder der richter muste seinen schaden habenn alss wenn es ihm ein hundt hette gebissen. Petrus wordt um seiner redtlichen that belonet. Die Christus und apostell worden loss gegebenn und der Christus dorfte hernamals Keimandt von seinen schuldigere bezalen. Die schuldigers mosten auch pitten zum gelde, dass er es ihnen vergeben wolte, also hat der teuffel sein affenspill.'*

Die Wendung *einen beschuldigten Kaufmann, der die Freiheit hette in der Kirchenn,* ist natürlich so zu verstehen, daß sich der betreffende Schuldenmacher vor dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit und vor seinen Gläubigern in den Schutz eines der zahlreichen Klöster geflüchtet hatte, die damals in Spanien noch das nach mittelalterlichem Brauche unverletzliche Asylrecht besaßen. Dieses erstreckte sich nicht nur auf den gesamten klösterlichen Grund und Boden, sondern auch außerhalb desselben auf die dem Kloster gehörigen Transportmittel, wie Pferde, Maultiere, Wagen u. dgl. So erklärt sich, daß Judas den Christus vom Karren herunterstoßen muß, damit der Alguazil das Recht hat, ihn festzunehmen. Die ganze Angelegenheit bezieht sich wahrscheinlich auf die Passionsfeier einer bestimmten Bruderschaft *(cofradía)*, die zu dem betreffenden Kloster gehörte. Der Bericht scheint im übrigen durch das Bestreben des Schreibers, seinem königlichen Herrn eine *nerrische Zeittung* zu übermitteln, nicht unbeeinflußt geblieben zu sein und ist deshalb, wenn auch nicht in den Grundzügen, so doch in verschiedenen Einzelheiten mit Vorsicht aufzunehmen.

München. Ludwig Pfandl.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Die Edda, mit historisch-kritischem Kommentar hg. von R. C. Boer. Haarlem, Tjeenk Willink & Zoon, 1922. I.: Einleitung und Text. II.: Kommentar. XCI, 318 und VIII, 397 S. Gr.-8°.

R. C. Boer in Amsterdam blickt zurück auf eine äußerst fruchtbare Tätigkeit als Text- und Sagenkritiker. Verdiente Anerkennung haben seine Sagaausgaben gefunden. Seine sagengeschichtlichen Bücher jedoch und seine an Eddaliedern geübte höhere Kritik verdanken zwar dem Scharfblick ihres Urhebers eine kleine Anzahl brauchbarer Beobachtungen im einzelnen, können sonst aber auf keinen anderen Ruhm Anspruch erheben als auf den, eine auch sonst vorkommende verkehrte Betrachtungsweise mit einer unentwegten, erschöpfenden Folgerichtigkeit durchzuführen, die einzig dasteht. Boer ist nämlich philologischer Rationalist reinsten Geblütes. Das meiste und wichtigste, was von jeher uns Philologen beschäftigt hat und was uns wichtig dünkte, ist für ihn nicht vorhanden — so wie der Farbenblinde die Farben ignoriert. Daher zieht er fortwährend Schlüsse, deren Unverbindlichkeit in krassem Mißverhältnis zu ihrer kategorischen Form steht, und gelangt zu Konstruktionen, denen jede Glaubhaftigkeit abgeht und die oft wie ein Hohn auf die Tatsachen wirken. In Deutschland ist namentlich Boers Sagengeschichte so gut wie allgemein abgelehnt worden. Wenn er jetzt, nach langer Pause, wiederum ein Werk in hochdeutscher Sprache ausgehen läßt — nicht ohne ein entschuldigendes Vorwort an den niederländischen Benutzer —, so ist dies wohl nicht zufällig eine Textausgabe mit sehr konservativ behandeltem Text.

In der sogenannten niederen Kritik der Eddalieder haben sich die Anschauungen gründlich gewandelt. Bekanntlich ist Sievers selbst von der metrischen Normalisierung, die mehrere Herausgeber nach seinem Vorgang durchgeführt hatten, ganz zurückgekommen, und auch die sprachliche Normalisierung, deren Vater L. Wimmer war, erfreut sich keines rechten Vertrauens mehr. B. hat diese Reaktion mitgemacht, und Sprache und Vers erscheinen daher bei ihm in einer Gestalt, gegen die Wesentliches nicht einzuwenden ist; auch sagt die Einleitung namentlich zur Metrik einiges Beherzigenswerte. Jedoch wird der Herausgeber hierin noch keine Rechtfertigung seines Unternehmens sehen. Was sein Text veranschaulichen soll, ist offenbar eigentlich die Boersche höhere Kritik, mit der sich der Kommentar — wie schon sein Beiwort 'historisch-kritisch' verkündet — hauptsächlich beschäftigt. Es verdient Anerkennung, daß die vermeinten Ergebnisse dieser Kritik, die 'Geschichte der Überlieferung', sich im Texte selbst nur schüchtern geltend machen. Die Klammern sind wenig aufdringlich, so daß man sie leicht übersehen kann, und die 'älteste Fassung' der Vǫluspá sowie die Prosaparaphrasen der Boerschen Sigurdlieder nehmen verhältnismäßig wenig Raum in Anspruch, der Nachtrag zur Vǫluspá kann sich überdies auf Bugges Beispiel berufen. Wären des Herausgebers Anschauungen annehmbar, so könnte man sein Verfahren billigen. Aber sie sind es durchaus nicht, und B. wußte, daß er mit ihnen so gut wie allein steht. Wenn er trotzdem diese seine genugsam bekannten Meinungen zum Hauptgegenstand einer großen, anspruchsvollen Veröffentlichung macht, so kann das wohl nur so gedeutet werden, daß er ihnen auf diese Weise Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen hofft. Die Aussichten dafür dürften nichts weniger als günstig sein.

Es wird aber natürlich jeder, den die eddischen Fragen beschäftigen, jeder, der Eddalieder erklären oder verwerten will, diese Ausgabe, besonders ihren Kommentar, ebenso zu Rate ziehen wie die älteren Editionen seit Bugge, und das wird sich bisweilen lohnen. Der Herausgeber, der zwar keineswegs von den Gesichtspunkten seiner Fachgenossen unbeeinflußt geblieben ist, aber dies niemals offen zur Schau trägt, vielmehr immer den schlechtweg überlegenen, widerspruchsfrohen Kritiker spielt, hat gewiß kein Anrecht auf blinde Gefolgschaft, und es könnte nur schaden, wenn er sie in irgendeinem Punkte fände. Denn er ist nichts weniger als eine Autorität. Aber er hat Anspruch auf unvoreingenommene Prüfung. Und es läßt sich wohl nicht leugnen, daß seine eigenwillige Selbständigkeit ihn zuweilen die Dinge in einem neuen Lichte zeigen läßt, das zu einer richtigeren Einsicht verhelfen kann. Häufiger freilich ist es nicht etwas Neues, sondern nur etwas noch nicht allgemein Anerkanntes, wofür Boer eintritt. So bricht er in der Einleitung, S. XXXI ff., eine Lanze für den relativen Vorrang der gemeinen Rezension der Snorra-Edda und bringt schätzbare Beobachtungen vor. Seine hiermit zusammenhängende These, daß die Snorra-Edda die Eddalieder in Einzelaufzeichnungen voraussetze, kann wenigstens so viel zeigen, daß der Zusammenhang zwischen den beiden Denkmälern keineswegs eindeutig ist, denn es dürfte unmöglich sein, sie zu widerlegen, wenn auch ihre Begründung viel zu wünschen läßt. Bedenklich ist die Folgerung auf eddische Handschriften im 12. Jahrhundert. Die Beurteilung des Verhältnisses von R und A hat ebenfalls einen gewissen Anregungswert. Was zu der schwierigen Strophe 57 der Hávamál gegen Müllenhoffs Emendation bemerkt wird, scheint mir das Richtige zu treffen, obgleich sich bereits Hjelmqvist, Archiv 22, 375 f., viel durchschlagender im gleichen Sinne geäußert hat, leider, wie es scheint, ohne Eindruck zu machen, da Boer sich ebenso unbeeinflußt davon zeigt wie Gering und Finnur Jónsson in seiner neuen, durch ruhige Beleuchtung aller Schwierigkeiten verdienstvollen Erklärung der Hávamál (Hávamál tolket af F. J., København 1924, S. 65 f.) die früher von ihm übernommene Müllenhoffsche Lesung und Erklärung trotz ihrer Künstlichkeit ausdrücklich aufrechterhält. B. bewährt hier immerhin den richtigen Blick (vgl. auch S. 290 über kunnr). Im Kommentar zu Vafþrúdnismál macht er auf gewisse wirklich vorhandene Unstimmigkeiten bei den Strophen 34, 35 aufmerksam; allerdings kann seine Besserungsmethode nicht überzeugen, der auf solche Weise erzielte Gewinn ist allzu relativ.

Mag man noch so geduldig nach Brauchbarem spähen, das Falsche und Willkürliche überwiegt bei weitem und läßt die kurze Freude immer bald zunichte werden. Zu warnen ist insonderheit vor den dogmatischen Erklärungen über das Alter und die Voraussetzungen, Absichten und Mißverständnisse der Dichter. Es dürfte keinen zweiten Germanisten, alt oder neu, geben, in dessen Werken unleugbare Stoffkenntnis und unleugbarer Unsinn in beiderseits so beträchtlichen Mengen gemischt wären wie bei R. C. Boer.

Berlin-Charlottenburg. Gustav Neckel.

The Heliand manuscript Cotton Caligula A. VII in the British Museum; a study by R. Priebsch, Professor of German ... in the University of London. Oxford, Clarendon Press 1925. 50 S.

Der Verfasser, der *Die deutschen Hss. in England* der Wissenschaft beschrieben hat, war befugt, die Herkunft des C-Kodex des Heliand zu unter-

suchen. Die Aufgabe muß mit der Paläographie beginnen und ist hierin nur in London lösbar, wo allein eine Fülle verwandter Hss. und neuester Tafelwerke die Vergleichung erlaubt. Dank echt wissenschaftlicher Andacht zum Kleinsten gelangt P. zu der m. E. sicheren Feststellung, daß C als Schreiber ein Schüler der Angelsachsen war und den altsächs. Text um 975 kopierte. Die Minuskel, die derselbe anwendet, hängt zwar von der karolingischen ab, unterscheidet sich aber von der festländischen deutlich durch insulare winzige Abweichungen, wie sie aus Canterbury und Winchester bekannt sind. Fünf schöne Faksimiles von C, Junius II (den Gollancz in Faksimile jetzt ganz reproduzieren wird) und aus Salisbury erlauben die Nachprüfung der Ergebnisse über jeden einzelnen Buchstaben, Ligaturen, Randnoten, Korrekturen, Interpunktion und Initialenschmuck, der auch die Kunstgeschichte angeht und von P. dem Schreiber selbst beigelegt wird. Diese mühsame Arbeit, fast die Hälfte der Abhandlung, zeitigt dauernde Frucht für die Kenntnis von den Schreibschulen des 10.—11. Jahrhunderts. Insulare Merkmale auch der Phonologie in C bucht P. ebenso gewissenhaft wie die Meinungen früherer Forscher von 1830—1923. — Sehr vorsichtig trägt er seine eigenen geistvollen Vermutungen selbst nur als Hypothese vor. Wer wie ich leider nicht Germanist ist, darf nur methodisch gegen die Annahme, C sei in England geschrieben, die Frage einwenden: für wen? Besteht eine Analogie, daß Südenglands Mönche des 10. Jahrhunderts, wie sie der Benediktiner-Reform des Festlandes samt der literarischen Bewegung folgten, auch Dichtungen dortiger Vulgarsprache für ihre Bibliothek erwarben oder kopieren ließen? Solche Analogie folgt m. E. nicht aus der Tatsache, daß Ags. Genesis II (Engelfall und Vertreibung aus dem Paradies) aus Altsächsischem übertragen ist; denn vielleicht las dieser Übersetzer sein Original auf dem Festland, ohne es je zu kopieren. Derselbe zeige eine Sprache vielleicht nicht älter als c. 990; Hs. Junius, um 1010, ist nicht autograph.

P. nimmt nun an, C's Vorlage enthielt wie die Vatikan-Hs. sowohl altsächs. Genesis wie Heliand und landete in Südengland 850—975. Als mögliche Überbringer oder geistige Vermittler führt er an Alcuins Schüler, Johann den Altsachsen, Grimbald, König Æthelstan, die Bischöfe Æthelwold, Oswald u. Dunstan. Dieser, so gipfelt des Verfassers kühner Bau, habe C's Vorlage aus den Niederlanden empfangen. Des letzteren Biograph, von dessen Namen nur die Initiale B bekannt ist, war wahrscheinlich in Altsachsen geboren und in Lüttich gebildet; als Geistlicher lebte er in der Augustinus-Abtei zu Canterbury, stand Dunstans Kreise nahe und ward von dessen Nachfolger, dem einstigen Abte von Newminster zu Winchester, beauftragt, hier Aldhelms *De virginitate* zu 'perkurrieren'. Diesen B nun nimmt Priebsch als Schreiber von C an; Lüttichs Niederfränkisch stehe dem Altsächsischen ja nahe. [Daß ein Lateiner nordgallischer Schule ein deutsches Gedicht kopierte, dafür fehlt Analogie; und zumeist war damals ein Autor nicht auch Kopist.] Mit Recht will Verfasser jedoch B nicht etwa als Hinüberbringer der altsächs. Genesis aus Lüttich gelten lassen oder gar als deren Übersetzer; letzterem habe B nur Anregung und Hilfe gewährt, da er den ästhetisch höheren Wert des altsächs. Originals begriff. Die Niederlande fühlten sich stolz, der Insel ein biblisches Gedicht ihres Landes übersenden zu können. [Diese zweite Hälfte der Arbeit halte ich für unbewiesen, und für wahrscheinlicher, daß C auf dem Festlande von einem Angelsachsen für deutsche Leser seiner neuen Heimat, denen seine wenigen Insularismen kaum auffallen konnten, geschrieben sei; Miniaturen aus Deutschland gehen in C dem Heliand vorauf.] Die gelehrte und fleißige Arbeit besitzt Wert auch für Englands literarische Beziehungen zum Festlande allgemein.

Berlin. F. Liebermann.

Pauli, Johannes, Schimpf und Ernst, herausgegeben von Johannes Bolte. **II. Teil: Paulis** Fortsetzer und Übersetzer; Erläuterungen. **Berlin, Herb. Stubenrauch,** 1924. *45, 512 S. Kl.-4°. (= Alte **Erzähler, neu herausgegeben** unter Leitung von J. Bolte, Bd. II.) **Geb. M.** 25.

Dem Archiv 148, 103 f. besprochenen ersten Bande von 'Schimpf und Ernst' ist nun auch der zweite gefolgt, und zwar auffallend rasch — bereits Ende Sommer 1924. Die von mir oben geäußerte Befürchtung hat sich bewahrheitet: Prof. G. Polívka hat sich nicht an dem Werke beteiligt, und deshalb ist die slawische Literatur zu den einzelnen Schwänken nur sehr lückenhaft verzeichnet. An sonstigen Mängeln des II. Bandes nenne ich noch die leider nicht seltenen Zifferndruckfehler und die gar zu wortkarge Art, wenig bekannte (und im Literaturregister fehlende) Büchertitel zu zitieren: es gibt darunter Zitate, mit denen selbst der größte Spezialist kaum etwas anzufangen weiß. Über manchen dunklen Punkt wird hoffentlich das Literaturregister des künftig erscheinenden IV. Bandes der 'Märchenanmerkungen' Aufklärung bringen.

Damit ist aber auch so ziemlich alles gesagt, was ich an dem vorliegenden Bande auszusetzen habe: als Ganzes hält er in weitgehendstem Maße das, was der erste Band versprochen hat, und bietet eine unschätzbare Grundlage für die Arbeit eines jeden künftigen Schwankforschers.

Die Einleitung (S. *7—*45) behandelt 'die späteren Bearbeitungen von Schimpf und Ernst' (sowohl die deutschen als die fremdsprachlichen) und schafft auf diesem ebenso interessanten wie schwierigen Gebiet endlich Klarheit. Ich möchte hier nur zu einem Punkt einen ergänzenden Zusatz machen.

Von Johannes Hulsbuschs lateinischem Schwankbuch 'Sylva sermonum iucundissimorum' (1568), das u. a. 66 aus 'Schimpf und Ernst' entlehnte Nummern enthält, sagt Bolte auf S. *26 folgendes: 'Die Sammlung ist für die Geschichte von Schwankstoffen wichtig, da Mikolaj Rej mehreres daraus ins Polnische übersetzte.' Letzteres ist durchaus richtig, aber die gereimten Facetien Rejs (nur zwei Auflagen: 1562 und — mit Zusätzen — 1574) sind in Polen niemals besonders populär gewesen. Viel bedeutsamer ist der Umstand, daß Hulsbuschs Büchlein die zweitwichtigste Quelle der beliebtesten polnischen Schwanksammlung des 17. Jh.s geworden ist: Facecye polskie (verlorene editio princeps um 1620, mehrere Neuauflagen bis 1717, wissenschaftlicher Neudruck der Ausgabe von 1624 von A. Brückner in der Biblioteka pisarzów polskich Nr. 47, Krakau 1903). Von den 183 Schwänken des polnischen Buches stammen nach Brückner (S. 10) gegen 80 aus dem ersten Bande von Johannes Gasts Convivales sermones (1542), gegen 40 aus Hulsbusch, die übrigen aus anderen Quellen. Von den 66 Schwänken, die Hulsbusch aus 'Schimpf und Ernst' entlehnt hat (aufgezählt bei Bolte II 193—195), hat der anonyme polnische Autor vierzehn in sein Buch aufgenommen.

Von den polnischen 'Facecye' (die übrigens nach Brückner auch dem polnischen Dichter Wacław Potocki als Quelle gedient haben) wurde im Jahre 1679 eine ebenso anonyme russische Bearbeitung abgefaßt unter dem Titel: 'Facecy ili żarty polskii' = 'Polnische Facetien oder Schwänke', die sich handschriftlich in verschiedenen Redaktionen verbreitete, aber erst 1878/79 von F. I. Bulgakov gedruckt wurde (in den Pamjatniki drevnej pisjmennosti, Doklad Komiteta 16. 12. 1878, S. 94—152). Von den darin enthaltenen 70 Nummern stammen 60 aus dem polnischen Buch (dessen 57 Nummern sie entsprechen), nur 10 sind anderen Quellen entlehnt. Von den 14 Erzählungen des deutschen Schwankbuchs, die der Pole aus Hulsbusch hatte, sind nur fünf bis zum Russen hindurchgesickert. Es entspricht:

Schimpf u. Ernst (Nr.)	Hulsbusch (S.)	Fac. polskie (Nr.)	Fac. (russ., S.)
49	238	177	—
55	253	48	—
58	255	83	108 f.
74	252	23	—
77	252	118	—
125	258	78	98 f.
192,2	287	3	—
298	250	121	—
462	244	146	133
694 [1]	235	168	—
695 [1]	235	176	—
706 [1]	261	120	—
710 [1]	266	14	118/20
795 [2]	282	141	132 f.

Es ist hierbei jedoch zu beachten, daß das polnische und das russische Schwankbuch noch viele andere Erzählungsstoffe mit 'Schimpf und Ernst' gemein haben, die sie aber **nicht** (über Hulsbusch) aus diesem Buch, sondern aus anderen Quellen entlehnt haben. Es sind dies:

Sch. u. E. (Nr.)	Fac. p. (Nr.)	Fac. (russ., S.)	Sch. u. E. (Nr.)	Fac. p. (Nr.)	Fac. (russ., S.)
40	131	—	705	154	—
57	135	—	733,1	64	—
82	8	120/2	738	109	97
127	81	—	771	125	—
138	133	130	775	87	—
142	139	130	776	116	—
235	86	—	791	159	—
382	62, 1	101	793	155	—
395	153	—	796	172	—
406	119	—	802, 8. 10. 11	62, 4. 2. 5	102 [3]
408	—	149/52	802, 12	97	—
412	95	103	802, 15	98	—
471	57	128	812	6	122
502	99	105	824	20	—
503	67	101	836	70	95 f.
504	58	—	844	166	—
591	62, 7	—	846	4	117 f.
653	17	—	852	71	—
678	159	139/42			

Soviel über die Einleitung. Der Hauptteil des II. Bandes enthält folgende Abschnitte:

S. 3—116: Zusätze der späteren Ausgaben (bis 1583, 185 Nrn. — jedem Folkloristen hochwillkommen!).

S. 117—130: Neun Predigtmärlein Johannes Paulis aus seinen in der Niederschrift einer Nonne erhaltenen Predigten. (Bisher unveröffentlicht.)

S. 133—138: Von dem Hg. im Text gebesserte Versehen seiner Druckvorlagen.

S. 141—154: Bibliographie der deutschen und fremdsprachlichen Drucke von 'Schimpf und Ernst'.

[1] Zuerst in der Ausg. Straßb. 1533.
[2] Zuerst in der Ausg. s. l. [Frankf.] 1545.
[3] Sch. u. E. 802, 8 fehlt hier.

S. 155—221: Genaue Inhaltsverzeichnisse von elf späteren Ausgaben und Übersetzungen.

S. 222—239: Vergleichendes Register der Ausgaben B. Grüningers, Egenolffs und Gülfferichs.

S. 243—446: Vergleichende Anmerkungen zu den einzelnen Geschichten — das Kernstück des ganzen Buches, das seinen Hauptwert ausmacht (auf S. 243—256 alphabetisches Verzeichnis der häufiger angeführten Werke).

S. 449—478: Wörterverzeichnis (Stellenangaben und Erklärungen).

S. 479—501: Sachregister (etwas, was man bei Österley schmerzlich vermißt hatte!).

S. 502—504: Nachträge.

Daß die Literaturangaben zu den einzelnen Geschichten nicht absolut vollständig sind, versteht sich von selbst: sie bieten aber dem Forscher so vieles und so wichtiges, daß hinfort niemand über eine in 'Schimpf und Ernst' vorkommende Geschichte auch die kürzeste Untersuchung schreiben darf, ohne zuvor in dem vorliegenden Buch nachgeschlagen zu haben. Ich selbst habe übrigens zu diesen Anmerkungen eine Reihe Notizen beigesteuert und wäre heute in der Lage, sie noch merklich zu vermehren, wenn der Raummangel mich nicht zwänge, meine Besprechung zu schließen. Ich begnüge mich hier daher mit wenigen Einzelbemerkungen.

37 (Einer verbrant das Hauß der Fliegen halb). 'Wenn das nicht gut für die Wanzchens ist, dann weiß ich auch nicht, was besser ist' (Lieblingsausspruch meines Großvaters, eines aus Nordlivland gebürtigen Arztes, wenn er ein stark wirkendes Mittel verschrieb).

39 (Frid vor dem Schaden). Vgl. Rabelais, Gargantua, chap. 33.

73 (Einer bůch ein Pfennig in die Hosty). Eine von mir als angebliche Tatsache gehörte livländische Anekdote (etwa aus der ersten Hälfte des 19. Jh.s) erzählt von einem habgierigen Pastor, der einer armen Frau statt der Hostie die von ihr eingezahlte halbe Kopeke in den Mund steckt; die Frau wird ohnmächtig.

84 (Der Tüfel widerriet einer Junckfrawen, nit uff die Burg oder Schloß ze gon). Polnisches Gedicht von I. Hołowiński, Legendy, Wilno 1843, S. 14—20.

192, 2 [Von welchen Leuten gibt es zu wenig?]. Vgl. auch Nr. 389, Schluß.

220 (In einem Baum lag einer, da kam der Engel und der Tüfel). A. v. Löwis of Menar, Finn. u. estn. Volksm., Jena 1922, S. 197—199 Nr. 62.

221 (Ein alter Bůler het noch als vil). Ein ähnliches Motiv bei F. Gerstäcker, Die Regulatoren in Arkansas, Kap. 7 (die Prahlereien des alten Bahrens).

332 (Der bettet: Miserere tui, Deus). Vgl. N. P. Andrejevs russischen Aufsatz (bespr. in Zs. d. Vereins f. Volksk. 30/2, 1920/2, 171).

334 (Von eim Wolf, eim Fuchs und eim Geitigen). Vgl. Herondas, Mimiamb. 3 (*Διδάσκαλος*) v. 24—26 Nairn.

434 (Der Hund verriet ein Mörder). Dasselbe Motiv u. a. bei Jules Verne, Un capitaine de quinze ans.

595 (Lüßkneller nant eine iren Man). Die verwandte Geschichte von der geschorenen Wiese auch in den russischen ,Facecy' S. 129 f. (aus unbekannter Quelle).

695 (Von einem Narren, der sein Roß lieߠzů Fůß gen usw.). Die auf S. 407 nach meiner Erzählung wiedergegebene russische Anekdote stammt aus St. Petersburg (vor 1913).

710 (Von einem, dem ein Ků gestolen ward). Hulsb. S. 266 = Fac. polskie Nr. 14 = russ. S. 118—120. Diese (nach Bolte aus einem verlorenen älteren Gedicht stammende) Geschichte gelangte aus dem handschriftlichen

russischen Schwankbuch in gereimter Überarbeitung in das ebenfalls russische Anekdotenbüchlein 'Staričok-veseljčak' ('Der lustige alte Mann'), St. Petersburg 1790, S. 18; diese Überarbeitung wurde dann zu Anfang des 19. Jh.s mit Illustrationen als Bilderbogen gedruckt, in welcher Gestalt sie mehrere Auflagen erlebte: 'Skazka o vorě i o buroj korově' ('Märchen von dem Diebe und der dunkelbraunen Kuh', D. Rovinskij, Russkija narodnyja kartinki, St. Pet. 1881, I 226—229). Hier läßt sich also der Weg, den unsere Geschichte aus dem Straßburger Schwankbuch bis an die Wände der russischen Bauernhütten zurückgelegt hat, Schritt für Schritt dokumentarisch verfolgen: deutsch 1533 > lateinisch 1568 > polnisch ca. 1620 > russische Prosa 1679 > russische Reime 1790 > russischer Bilderbogen Anf. d. 19. Jh.s. — Der Text des Bilderbogens ist übrigens auch von dem russischen Schriftsteller V. Dalj in gereimter Prosa nacherzählt worden (1836).

Alles in allem: ein Buch, das ins Kabinett eines jeden Märchen-, Legenden- und Schwankforschers gehört — genau so wie der 'Bolte-Polívka' oder wie Reinhold Köhlers Kleinere Schriften.

Dorpat. Walter Anderson.

Köster, Albert, Die deutsche Literatur der Aufklärungsarbeit. Fünf Kapitel aus der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts mit einem Anhang: Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung. Heidelberg, Winter, 1925. XI, 298 S. 10 M., geb. 12 M.

Der Untertitel sagt, daß Kösters Nachlaß ein Torso geblieben ist: es war dem Verfasser nicht vergönnt, die Arbeit, zu der er befähigt und vorbereitet war wie kaum ein anderer, zu Ende zu führen; selbst von diesen fünf Kapiteln können nur die drei ersten, die in einer durchkorrigierten Maschinenschrift vorlagen, als im wesentlichen endgültige Fassung angesehen werden, die letzten zwei waren größtenteils nur in Bleistiftniederschrift vorhanden. Das Bruchstück eines Vorworts (S. IV f.) läßt ahnen, mit welcher Gewissenhaftigkeit, welchen inneren Zweifeln Köster um die endgültige Form des Buches rang, das sein Lebenswerk krönen sollte — es ist ein tragisches Geschick, daß nun, was als Ganzes gedacht war, nur als Bruchstück wirken kann, dem die letzte Formung durch den Meister fehlt. Was von dem Buche gesagt wird, kann nur unter dem Vorbehalt ausgesprochen werden, der sich aus der Lage der Sache von selbst ergibt: wir wissen nicht, welche Ausgestaltung Köster noch für gut befunden hätte, wenn er dazu gekommen wäre, das Ganze nochmals zu überblicken. Es ist selbstverständlich, daß der Herausgeber, Julius Petersen, sich darauf beschränken mußte, 'die hinterlassenen Kapitel nicht ohne Nachprüfung, aber ohne Änderung und Zusatz herauszugeben'; nicht nur die zahllosen persönlichen Schüler und Verehrer Kösters werden ihm für seine treue Mühe dankbar sein, auch unter denen, die dem lebendigen Wort eines unserer wirksamsten Hochschullehrer nie gelauscht haben, wird seine Darstellung der Literatur einer Zeit, der er mit Vorliebe zugetan war, eifrige Leser finden.

Von Gottsched und seinen Bestrebungen ausgehend, führt die Darstellung über Klopstock und Lessing bis zu den Vertretern der Trivialaufklärung; der Anhang, der Abdruck des Leipziger Universitätsprogramms von 1912, schließt sich inhaltlich an und zieht die Grundlinien für die Schilderung des Sturmes und Dranges — überall handelt es sich nicht um biographische oder literarische Einzelabhandlung, sondern um den Fluß geschichtlichen Werdens, dessen Ausdruck die dichterische Persönlichkeit ist. Die unbedingte Beherrschung des Stoffes ermöglicht eine klare Gliede-

rung; nirgends verliert sich Köster in Einzelheiten und weiß doch die Zeit und ihren Geschmack, Dichter und Denker in ihrem Wollen und Vollbringen anschaulich zu charakterisieren. Er schreibt nicht für Obersekundaner, sondern für reife Menschen; er setzt nicht Fachkenntnisse voraus, wohl aber die Fähigkeit, größere Zusammenhänge zu überschauen. Wer das gelernt hat, wird mit reichem Genuß und nie ermüdender Anteilnahme dem kundigen Führer folgen und nur immer wieder bedauern, daß er auf der Mitte des Weges sich von ihm verlassen sehen muß.

Kösters Standpunkt deutet er selbst an, wenn er sich darauf beruft, daß er alle Vorarbeiten der Kulturgeschichte, der Geistesgeschichte, der Ästhetik und ihrer Geschichte, der Stilgeschichte, der Soziologie usw. getreulich verwertet habe, aber hinzufügt, daß alles das, jedes an sich von hohem Werte, keine Literaturgeschichte sei. So habe er sich seinen Weg selbst suchen müssen, um das 'bunte Kräftespiel' darstellen zu können, um jeden der Träger des großen Dramas 'seine sonderliche Rolle verkörpern und doch keinen zu selbständig aus der Gruppe der Artverwandtheit und dem gemeinsamen Volksschicksal der Erschaffung einer Nationalliteratur heraustreten zu lassen'. Es folgen noch ein paar Sätze voll inneren Zweifels am letzten Gelingen — sie mahnen uns daran, daß wir auch in den ersten Kapiteln vielleicht nicht die Form haben, die Köster schließlich hätte gelten lassen.

So mag auffallen, daß das Buch, wie wir es haben, zu ausschließlich die Literatur der Aufklärungszeit vom Standpunkte dessen beurteilt, was ein späteres Geschlecht als lebenskräftig und zukunftsvoll erkannt hat. Wir haben es mit einer Zeit zu tun, in der es ein Verdienst war, daß einzelne helle Köpfe des Gelehrten- und Bürgerstandes überhaupt den Gedanken an eine deutsche 'schöne Literatur' zu fassen wagten — daß sie tastend erst den rechten Weg suchen mußten, war nicht ihre Schuld, und auch Irrwege konnten für die Zeit ihr Verdienst haben. Ein solcher war die Übertragung französischer Kunstauffassung und französischer Dichtungsformen (die übrigens der Verf. ganz ausgezeichnet charakterisiert) auf Deutschland; aber deshalb erregt dennoch der Satz (S. 85): 'Mit dem Ehrgeiz, sich den Titel eines Klein-Paris zu erwerben, dient keine Stadt der deutschen Kunst' in seiner Anwendung auf Alt-Leipzig einiges Bedenken. Es hilft doch nichts: weltmännisch war damals die französische Bildung; jeder deutsche 'Gelehrte', der über die Wände seiner Studierstube hinausschaute, mußte empfinden, wie rückständig das, was als deutsche Literatur galt, gegenüber dem Schrifttum der westlichen Nachbarn war, und Urteile wie das berüchtigte des Jesuiten B o u h o u r s oder dasjenige S w i f t s erhielten gerade darum ihren Stachel, weil man sie durch Leistungen der Gegenwart nicht widerlegen konnte. Darum blieb zunächst nichts übrig, als in die Schule der Fremden zu gehen: für Gottsched war ein Drama, das die französischen Regeln erfüllte, der Beweis, daß die Deutschen sich auf die Kunst der Schaubühne ebensogut verstanden wie die Nachbarn, und wenn seine Zeit ihm zustimmte, so mochte sie an sich unrecht haben, ein Schritt aufwärts war es dennoch.

So erklärt sich der große Erfolg von Gottscheds 'Cato', den er übrigens nie für eine Originalarbeit ausgegeben hat (S. 14) — die Vorrede setzt im Gegenteil mit aller Offenheit den Sachverhalt auseinander. Weil weltmännischer Ton das Ziel der maßgebenden Schichten war, weil man sich nicht getroffen fühlen w o l l t e, lehnte in Niederdeutschland die Kritik B o r k e n s t e i n s *Bookesbeutel* ab, bei dem es sich übrigens nur mittelbar um den Gegensatz von hamburgischen und französischen Sitten (S. 89) handelt: tatsächlich steht dem einheimischen Grobianstum die feine obersächsische Lebensart gegenüber. Oder Ramler (S. 17): die Charakteristik ist meisterlich; aber wenn er als einziger Poet deutscher Zunge Gottscheds

Ideal einer 'akademisch feierlichen Staatspoesie' erfüllte, so war er eben kein 'lebender Anachronismus', sondern tat in seinen besten Tagen seiner Zeit genug — wie hätte ihn sonst ein Lessing bis in seine letzten Jahre hochschätzen können, wenn er nicht eine Sendung erfüllt hätte, die wir anzuerkennen haben, da uns dieser erste und freieste Kritiker der Deutschen voraufging.

Sicher liegt hier ein sehr anziehendes Problem vor: die Deutschen, die diese ihrem Wesen fremden Formen übernahmen, blieben Söhne ihres Volkes; sie waren Väter des Geschlechts, das den Traum einer deutschen Nationalliteratur erfüllen sollte — würde es sich nicht verlohnen, ihre Werke daraufhin anzusehen, ob in ihnen nicht hier und dort leise Töne angeschlagen werden, die später voll erklingen sollten? Vielleicht hat der Ausländer aus der örtlichen und zeitlichen Ferne dafür einen schärferen Blick; es ist wohl kein Zufall, daß das Buch eines Franzosen (G. Belouin, *De Gottsched à Lessing*, Paris 1909) diesen Gesichtspunkt, wie mir scheint, mit Glück hervorhebt.

Aber Köster war anscheinend nicht geneigt, solchen Regungen deutscher Art unter fremder Hülle nachzugehen. S. 38 nennt er französische Beeinflussung, die übrigens stets nur in Zeitaltern deutscher Willensschwäche habe Platz greifen können, zwar verführerisch, aber stets verderblich — Lessing war für seine Person mit Bezug auf Diderot (vgl. das Vorwort zur zweiten Ausgabe seiner Übersetzung) anderer Meinung. Doch Köster geht noch weiter: er leugnet, daß entscheidende Anregungen für unsere Literatur überhaupt von außen kommen konnten, die habe das deutsche Volk aus der Tiefe des eigenen Wesens schöpfen müssen. Mir will scheinen, als müßte es heißen, daß fremde Anregungen nur dann 'entscheidend' wirken können, wenn sie mit Anlagen, Wünschen und Bedürfnissen, die vielleicht unerkannt in der Seele eines Volkes schlummern, zusammentreffen — ohne diese Einschränkung dürfte aber jener Satz den tatsächlichen Verhältnissen widersprechen, oder ist *Lenore* ohne das Vorbild englischer Balladen denkbar? Hat die Bekanntschaft mit Shakespeare nicht entscheidend gewirkt? Aber man wird nicht nur, was uns heute nicht mehr zusagt, auf den Einfluß des Auslandes zurückführen dürfen, wie es S. 142 mit den häßlichen Äußerungen der Gefühlsweichheit geschieht. Wie es mit romanischer Tränenseligkeit steht, mag auf sich beruhen, obwohl mir scheint, daß ein französischer Romanheld viel leichter und häufiger seine Zähren rinnen läßt (sogar ein Dumasscher d'Artagnan, ein Maupassantscher Bel Ami) als ein deutscher oder gar englischer; hier steht es aber doch so, daß der den Deutschen, wie Köster selbst sagt, von Natur aus anhaftende Hang, sich rühren zu lassen, gar zu gern sich auf Young und Gray, Richardson und Sterne berief, ohne daran zu denken, daß das englische *sentiment* auf leidenschaftlicher Spannung der Seelenkräfte, auf *passion*, aber nicht auf ihrer Lockerung und Erschöpfung beruhte — die 'rechte englische Krankheit des 18. Jahrhunderts' wird man also diese Wehleidigkeit kaum nennen können.

Doch das sind einzelne Bedenken, die vielleicht nur geltend gemacht werden können, weil der Verfasser seine Darstellung nicht zu Ende führen und nochmals im ganzen überprüfen durfte. Dem Herausgeber schulden wir Dank, daß er diese Kapitel einer groß angelegten Literaturgeschichte der Öffentlichkeit übergab, wie sie standen — auch in dieser Form werden sie ein Denkmal für den großen Gelehrten, den glänzenden Darsteller, den sein Volk mit vollem Herzen liebenden Mann sein. Im folgenden sei auf einige noch nicht berührte Einzelheiten verwiesen, die bei einer folgenden Auflage, soweit es sich um augenscheinliche Irrtümer handelt, wohl verbessert werden könnten.

S. 17, Z. 15 f.: lagen die Formen, unter denen 'später' in Wien deutsche

Dichtung Gunst erlangte, wirklich 'weitab von Gottschedischen Bahnen'? Josef II. war Verehrer der Alexandrinertragödie! — S. 26, Z. 5 v. u. lies Weiße, S. 64, Z. 3 umgekehrt Weise. — S. 33 hätte bei der Würdigung von Weißes Singspielen wohl auch der Zusammenhang mit Gays *Beggars' Opera* erwähnt werden können; sein erstes Singspiel war die Bearbeitung des Coffeyschen *Devil to pay.* — S. 37, Z. 1 zu den Nachfolgern von Gleims burlesker Romanzendichtung gehört neben Hölty und Bürger auch Schiller (*Wunderseltsame Historie* usw.). — S. 57, Z. 1 v. u. im Vergleich zu Meiers Bezeichnung des Kunstwerks als eines Ganzen kann nicht wohl Shaftesbury es 'später' *a whole* genannt haben. — S. 69, Z. 13 die *weiterherzigere* Umgebung ist ein lapsus calami. — S. 91, Z. 16 v. u. und S. 93, Z. 13 v. u. lies Fénelon. — S. 99 Krügers *Geistliche auf dem Lande* können kaum als Beispiel für das S. 98 unten Gesagte gelten — eine Aufführung einer so derben Satire gerade auf diesen Stand konnte Krüger selbst nicht wohl für möglich halten. — S. 122 oben: wie verhält sich Milton zur behaupteten Unfähigkeit des Protestantismus, aus sich heraus zu gestalten? — S. 149, Z. 2 v. u. es lag wohl nicht daran, daß die deutsche Sprache der dreißiger und vierziger Jahre noch nicht durchgebildet genug war, wenn König Friedrich sich für seine Briefe, Abhandlungen und Dichtungen des Französischen bediente. — S. 156: daß Philotas durch freie Selbstaufopferung die Seinen rettet, ist zuviel gesagt. — S. 162: den jungen Nicolai Lessing um 1756 durchaus ebenbürtig zu nennen, erscheint mir zu wohlwollend geurteilt. Auch von einer 'damals noch unbefangenen Würdigung' Shakespeares durch Nicolai würde ich nicht reden — er hat später selbst gesagt, daß er ihn damals noch sehr wenig gekannt habe.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Kindermann, Heinz, J. M. R. Lenz und die deutsche Romantik. Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte romantischen Wesens und Schaffens. Wien, Braumüller, 1925. XVIII, 367 S.

Das Buch durchleuchtet den wesentlichen Teil von Lenzens Schaffen von den ersten jugendlichen Anfängen bis zu der Zeit, da die Schatten der Krankheit sich auf ihn senkten; Ziel ist dabei, den Dichter aus der unbedingten Gefolgschaft Goethes zu lösen, in die ihn die Überlieferung der Literaturgeschichte allzu gern stellt. Gewiß gingen die Wege der beiden eine Zeitlang nebeneinander, und zwar so, daß der größere von ihnen die Richtung angab, aber Lenz war von eigenen Voraussetzungen her auf seine Bahn gekommen und verfolgte sie auch neben dem bewunderten Freunde selbständig. Als die Trennung eintrat, hatte er darum seine Möglichkeiten immer noch vor sich: während Goethe schon in den Tagen des Sturmes und Dranges die Richtung auf Harmonie, auf feste Kunstform ahnen läßt, öffnet Lenz den Ausblick auf die Ziele der Romantik.

Ohne Zweifel hat der Verfasser das maßgebende Buch über Lenz geschaffen. Er gibt keine Biographie, die Ereignisse des Lebensganges werden als bekannt vorausgesetzt und nur, soweit es der Zusammenhang erfordert, angedeutet. Ähnliches gilt auch, wennschon in geringerem Maße, von den Werken dichterischer und theoretischer Art; so sorgfältig die Zergliederung ist, sie setzt die Anschauung voraus: wir haben ein Buch der Wissenschaft, das auf die Gestalt eines Stürmers und Drängers die Methode der geisteswissenschaftlich gerichteten Literaturgeschichte anwendet. Des jungen Lenz Umwelt und Erziehung waren pietistisch; der Pietismus führte zur Selbstbeobachtung und Selbstprüfung: dieses Jünglings Schicksal war, daß der so erwachsende Subjektivismus in ihm dichterischen Ausdruck suchte und fand.

Mit sicherem Gefühl und feinem Urteil versteht Kindermann, die einzelnen Stufen der Entwicklung aufzuweisen; er verfährt so, daß er in dem, was uns von Lenzens Jugenderzeugnissen erhalten geblieben ist, den zunächst natürlich weit überwiegenden Anteil des Überlieferten feststellt, die Einwirkung der Dichtung der Zeit (Klopstock, Anakreontik), der neuen Gedankenreihen (Kant, Rousseau, Hamann, Herder) hervortreten läßt, zugleich aber zeigt, wie von vornherein der Kern einer originellen Persönlichkeit vorhanden ist, allmählich wächst und schließlich herrschend wird. Die besondere Art dieser Persönlichkeit, ihre Stellung in der Geschichte des deutschen Geistes gilt es zu erfassen; die Stufen ihrer Entwicklung mögen die Überschriften der sechs Teile andeuten, in die sich der Stoff gliedert: Pietistisches Welt- und Ich-Erleben, Befreiung des Lebens und der Kunst, Willkür der Weltbildgestaltung, Kampf als Schaffenswille, Enthusiasmus der Imagination, Ekstase.

Aus dem Gange der Untersuchung ergibt sich zunächst eine gerechtere Würdigung der Werke Lenzens: natürlich nicht etwa zu dem Zwecke, ihn als das wahre Genie gegenüber glücklicheren Mitbewerbern um den Kranz hinzustellen. Kindermann ist nicht blind gegen die Schwächen seines Helden, es kommt ihm darauf an, zu erkennen, was der Dichter mit seinen häufig so bizarren Schöpfungen beabsichtigte: der *Neue Menoza* wird darum um kein Haar genießbarer, aber er erscheint doch nicht mehr als Laune, sondern als ein Versuch, die eigene Komödientheorie nicht nur auf Darstellung eines einzelnen Vorfalls, sondern des gesamten europäischen Lebenszustandes anzuwenden. Freilich folgerichtig war Lenz nicht in der Art, wie er seine Dramen zum Ausdruck seiner ethischen Forderungen machte: der *Hofmeister* mag darauf angelegt sein, Wahrhaftigkeit 'nicht nur des öffentlichen, sondern auch des intimen, auch des erotischen Lebens' zu verlangen, eine Unwahrheit mag die Grundlage des Verhältnisses von Läuffer zu Gustchen sein, aber von 'Gesundung' (S. 138) zu sprechen, hält doch schwer, wenn Läuffer nach seiner sattsam bekannten Sühne der Mann des 'naiven' Bauernmädchens wird — ist das keine Unwahrheit? Im übrigen wäre für die Behandlung der Dramen vielleicht von Nutzen gewesen, wenn der Verfasser bei der Besprechung der Abhandlung *Über Goethes Götz* auch auf Lenzens Vorschlag einer Aufführung im Zimmer unter Freunden eingegangen wäre; mir will scheinen, daß dadurch erst die Voraussetzung gegeben wird, um den Begriff Zuschauer auf den *Hofmeister* oder *Die Soldaten* anzuwenden — auf der Bühne des 18. Jh.s, die ja der Illusionsbühne noch nicht ferner Vergangenheit entspricht, hätten diese Dramen einer derart einschneidenden Bearbeitung bedurft, daß man das Kunststück eigentlich für unmöglich halten müßte, wenn nicht Schröder es für den *Hofmeister* fertig bekommen hätte; jedenfalls hätte es bei einer Aufführung der *Soldaten* nichts genutzt, daß der Dramatiker 'die eigentliche Dynamik der Dichtung' in den Zuschauer verlegt hat — so zutreffend das theoretisch sein mag, praktisch wäre die dramatische Wirkung einfach verpufft.

Bei allem Reichtum neuer Gesichtspunkte für die Würdigung von Lenzens Werken handelt es sich dem Verfasser doch in erster Linie um die Erkenntnis der geistesgeschichtlichen Stellung des Dichters: seine schriftstellerische Persönlichkeit ist nach ihrem Wollen und Vollbringen geeignet, auf die Bestrebungen der Romantik Licht zu werfen. Nicht in dem Sinne, als ob die Romantiker von Lenz gelernt hätten, sondern so, daß Lenz einer der Ihren war, freilich zu früh geboren, um zur Entwicklung zu kommen oder in seiner letzten Eigenheit von den Zeitgenossen verstanden werden zu können. Die Ergebnisse, zu denen Kindermann in dieser Beziehung gelangt, erscheinen durchaus überzeugend: die Haltung des Dichters gegenüber seinen Stoffen und Problemen, seine Auffassung von Kunst und Leben, sein Streben ins Unendliche und Überreale, dies und noch manches andere scheidet

ihn von Goethe oder anderen Stürmern und Drängern, läßt ihn bis in Einzelheiten als einen Geistesverwandten der Friedrich Schlegel, Novalis, Schleiermacher erscheinen. Dabei ist die Darstellungsweise stets fesselnd, freilich regt sich auch der Wunsch, daß manches einfacher, unter Vermeidung gewisser, heute ja moderner Kunstausdrücke gesagt werden möchte, von denen ich nicht finden kann, daß sie die Sache klarer machen, während sie allerdings den Stil mit Fremdwörtern mehr als nötig belasten.

Zu den heute gern verwandten Hilfsmitteln der Forschung gehört auch die wechselseitige Erhellung der Künste — ich glaube, man kann damit zu weit gehen. Wenn etwa der Aufbau von *Tankreds Schreiben an Reinald* (S. 44) sich der Anordnungskunst katholischer Heiligenbilder nähern soll, welche 'die Mittelpunktsgestalt erhöht, in überirdische Sphären hineinragend' dargestellt haben, wenn in den *Landplagen* der künstlerische Abschluß der Komposition durch den von der Malerei genommenen Begriff der 'Öffnung in die Ferne' (S. 23, 32) veranschaulicht wird, wenn dieser Begriff auch die Bezeichnung für die Anlage des *Hofmeisters* hergibt und dem 'Bewegungseindruck' verglichen wird, den 'alle die Einzelkräfte des gotischen Bauwerks bewirken', so ist das sicherlich sehr gut gesagt, will mir aber doch mehr geistreich scheinen als für die literargeschichtliche Erkenntnis fördernd. Für sie würde man manchmal an Zusammenhänge denken, die Kindermann unerwähnt läßt: das schon erwähnte Schreiben Tankreds soll die Briefform dem Beispiel der *Nouvelle Héloïse* verdanken, aber liegt nicht die Erinnerung an rhetorische Übungen, die sich in den Schulen recht lebendig erhalten hatten, mindestens ebenso nahe? Vorbild dafür waren Ovids *Heroides*, und Liebespaare mußten es ja nicht immer sein. Oder die Plautusbearbeitungen: gewiß sind sie aus der neuen Haltung des Übersetzers geboren (S. 68 f.), aber Eindeutschung hätte schon Gottsched für die Komödie verlangt. Das war bei ihm rationalistisch begründet, und die französische Jansenistensatire, welche die Gottschedin (noch vor ihrer Heirat) als *Pietisterey im Fischbeinrocke* übertrug, war ein corpus vile, aber die Mittel, deren Lenz sich bediente, waren hier schon, einschließlich der Verlegung der Handlung nach Königsberg, mit allem Erfolg angewandt. Ähnliches wäre auch für die Namenwahl dieser Plautusstücke wie noch des *Hofmeisters* (S. 149) zu sagen.

Charakteristisch für Lenzens heimliches Romantikertum ist nicht zuletzt das Verhältnis zu Shakespeare. Der Übersetzung Wielands steht seine Übertragung von *Love's labours lost* gegenüber wie einem in erster Linie geschäftlichen Unternehmen, einem 'literarischen Abenteuer', eine aus innerem Zwang hervorgegangene Schöpfung. Warum Lenz gerade dies Drama wählte, erklärt Kindermann (S. 54) wohl richtig; nur hätte er auch hervorheben dürfen, daß der Übersetzer in das Lustspiel einen Charakter hineinsah, den es höchstens haben möchte: auf dies Anfängerwerk des großen Dramatikers passen die Begriffe der 'Erfahrungsironie', der 'ironischen Selbstkritik' so wenig wie auf seinen Verfasser die Bezeichnung eines 'weltreifen Mannes' (S. 60). Lenzens eigenes Vorwort (S. 57) gilt für Shakespeares Kunst im allgemeinen, auch wohl für die Komödien der Reifezeit im besonderen, aber wahrhaftig nicht für dies Spiel, das 'Volksstück' doch nur einer nennen konnte, dem alles, was von dem Briten kam, Erzeugnis des großen Volks- und Naturdichters war. In dieser Einstellung dürfte auch die Erklärung für die (S. 58) hervorgehobenen Schwächen der Übersetzung liegen, Schwächen, die ihrer Bedeutsamkeit als Vorklang romantischer Dolmetschkunst keinen Abtrag tun.

Der tiefe Eindruck Shakespeares auf Lenz war nicht mit der Übersetzung abgetan. Kindermann zeigt, wie auch in die Plautusübertraguug shakespearische Züge Eingang fanden: in der *Buhlschwester* ist Adam eine Rüpelgestalt, der Junker von Bauchendorf ein Vetter Bleichenwangs aus *Was ihr wollt*, der Prolog zur *Aussteuer* ist im Elfenstil des *Sommernachtstraums*

gehalten, im *Väterchen* nimmt die Technik des szenischen Baus Züge des britischen Dramas an und verkündet damit die Art der späteren eigenen Dramen zum voraus. Theoretisch sind die *Anmerkungen übers Theater* das Zeugnis für den Genieglauben der Stürmer und Dränger, und Shakespeare ist seine Verkörperung: er ist der gottbegnadete Genius, der Schöpfer, den keine Regeln binden können; auch hier gelingt es dem Verfasser, zu zeigen (S. 112 ff.), wie Lenz seine Auffassung nicht von einem Vorgänger übernimmt, sondern Fähigkeit zum Enthusiasmus und die darauf beruhende Schöpfungskraft mit einer Anlage des dichterischen Geistes verbindet, welche die romantische Forderung des 'denkenden Dichters' ahnen läßt. Gerade seine Vorstellung von Shakespeares Kunst formulierte er später in einer Weise, die überraschend seiner Zeit voraufeilte. Für die Art, wie man unter dem Einflusse des Sturmes und Dranges urteilte, ist eine Stelle aus Schubarts *Kurzgefaßtem Lehrbuch der schönen Wissenschaften* (2. Aufl. 1781) charakteristisch, die als Gegenbild vielleicht willkommen ist. Da heißt es (§ 102) über Shakespeare: 'Dieser außerordentliche Mann wandelt auf der Bahn des ungefesselten Genies und kriecht nicht auf dem Wege der Regeln fort. Wilde Regellosigkeit, Schwünge gen Himmel und schreckliche Fälle charakterisieren ihn'; Lenz aber wendete sich nicht nur in einem Aufsatz *Von Shakespeares Hamlet* dagegen, daß man den wohlüberlegten, raschen Szenenwechsel ohne innere Begründung übernehme, die *Verteidigung des Herrn W. gegen die Wolken* stellte 1776 ausdrücklich fest: 'Shakespeares Manier ist nicht ungebunden ... sie ist gebundener als die neuere für einen, der seine Phantasie nicht will gaukeln lassen, sondern fassen, darstellen, lebendig machen, wie er tat.' Das ist die Entdeckung des Künstlers Shakespeare.

Ich habe mich bemüht, den reichen Inhalt des Buches anzudeuten; durch gute Inhaltsverzeichnisse wird die Benutzung erleichtert. Einige Druckfehler in Eigennamen seien noch notiert: S. 15, Z. 7 l. *Sichem;* S. 53, Z. 13 v. u. der Titel von Shakespeares Stück heißt *Love's labours* (od. *labour's*) *lost;* S. 153, Z. 6 (und sonst) l. *Héloïse;* S. 240, Z. 1 l. *Matthisson* und *Werneuchen;* S. 243, Z. 4 l. (*Goué* statt Gour); S. 262, Z. 18 v. u. der Gießener Professor schrieb sich *Schmid;* S. 272 entsprechen die Hinweisungsziffern nicht den Anmerkungen auf S. 355 (für Nr. 21 u. 22). Daß der Übersetzer Joh. Friedr. Schiller nicht der Dichter ist, hätte gesagt werden sollen; S. 335, Anm. 9 l. *Euphues*, Anm. 10 *Kreyssig;* S. 347, Anm. 94 *Tiefurt*.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Die Räuber. Ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Edited by L. A. Willoughby. Humphrey Milford, Oxford University Press, 1922. X, 245 S.

Das ist also ein Neudruck der Bühnenbearbeitung, die 1782 bei Schwan in Mannheim erschien; zugrunde liegt Goedekes Text, jedoch sind die Besserungen, die Jonas im Euphorion Bd. XX vorschlug, berücksichtigt und die Ausgabe nach dem Exemplar des Britischen Museums noch einmal verglichen worden; die Anmerkungen teilen die wichtigsten Varianten der Mannheimer Bühnenhandschrift mit. Die Gründe, aus denen der Herausgeber statt des ursprünglichen Schauspiels gerade das Trauerspiel wählte, sind äußerlicher Art — wir können indessen mit seinem Entschluß nur zufrieden sein, weil jenes in aller Händen ist, dies sich aber nur in den großen kritischen Ausgaben und allerdings auch in Reclams Universalbibliothek findet, hier aber in moderner Rechtschreibung und ohne Kommentar geboten wird. Eine Verwendung von Willoughbys Ausgabe für seminaristische Übungen wäre an deutschen Universitäten, wenn wirtschaftliche Bedenken nicht entgegenstehen, also sehr wohl denkbar.

Der Herausgeber hat eine umfangreiche Einleitung (S. 1—100) voraufgeschickt und reichliche Anmerkungen (S. 201—45) folgen lassen; sie weisen vor allem die Anklänge an die Bibel, Shakespeare, Klopstock u. a. nach, gehen auf die süddeutschen Eigenheiten der Sprache Schillers ein, bringen auch sachliche Erläuterungen, haben also auch dem Deutschen genug zu sagen. Seiner Aufgabe ist er jedenfalls durchaus gewachsen, nur selten ergeben sich Ausstellungen: so sollte es S. 205 (zu 108, 30) nicht heißen, daß seit Lavaters Fragmenten 'phrenology' was all the fashion — darunter versteht man doch erst Galls bedeutend spätere Lehre. Oder S. 207 (zu 112, 26) irrt sich der Engländer, wenn er als heutzutage zulässig nur *um ... willen* anerkennt — mindestens in dem zweiten Schillerschen Beispiel würde auch jetzt noch *um* allein stehen.

Vor allem ist aber die Einleitung für uns verdienstvoll. Der biographische Teil bietet allerdings einige Anstöße. Von einer Militärakademie *at Ludwigsburg* (S. 3) kann nicht wohl die Rede sein, Schröder hat nicht *for the best tragedy during the year* einen Preis verheißen (S. 4 und noch einmal S. 27), sondern für brauchbare Stücke ein Honorarangebot gemacht. Um so besser ist der Verfasser da zu Hause, wo es sich um die literargeschichtlichen Zusammenhänge, um die Bühnengeschichte und die Nachwirkung des Dramas in Deutschland wie in der Fremde handelt: hier hat er aus ausgebreiteter Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur geschöpft und kann aus Eigenem Ergänzungen beibringen — übersehen hat er E. T. A. Hoffmanns Erzählung *Die Räuber*, die man (S. 8) vermißt; verfehlt erscheint es (S. 34, Anm. 3), Weißes *Richard III.* als *adaptation* des Shakespearischen Dramas heranzuziehen, um die Einwirkung des von Wieland nicht übersetzten Stückes oder vielmehr seines Hauptcharakters auf Franz Moor zu erklären. Weiße selbst hat behauptet, daß ihm erst nach Vollendung seines Werkes bekannt geworden sei, daß es ein Drama gleichen Stoffes von Shakespeare gebe; auf jeden Fall ist sein Richard nichts als ein Theatertyrann und hätte Schiller von der Gestalt Shakespeares keinen Begriff geben können.

Grundsätzlich wäre einiges zum Quellenkapitel zu sagen. Man muß doch wohl unterscheiden zwischen solchen Quellen, welche die Anregung gaben, und solchen, die diese Anregung nur bestätigten und verstärkten. Der Gedanke, Karl Moor zum edlen Räuber zu machen, mag durch Cervantes oder Diderot oder beide Form angenommen haben; alle andern Räuber bei Josephus, Grimmelshausen und wo sonst, die Gestalten Robin Hoods, Cartouches, Howards (über den wir S. 22 und 204 einiges Bedeutsame erfahren), sind dann aber für den Dichter kaum etwas anderes als Belege dafür gewesen, daß sein Held unter besonderen Umständen in der Wirklichkeit denkbar sein konnte — man sollte sie aber nicht mit jenen in einem Atemzuge aufzählen. Eine ähnliche Unterscheidung wäre auch für die Nachwirkung der 'Räuber' zu machen: Willoughby sollte nicht Werke, die ohne Schillers Erstling nicht vorhanden wären, ohne weiteres mit andern zusammen nennen, die ihm diesen oder jenen Zug verdanken. Wenn es S. 61 heißt *the influence of Die Räuber is apparent in the European drama ... of the whole of the nineteenth century*, so hätte das wohl eine weitere Ausführung verdient, jedenfalls kann man nicht gut ohne Erklärung Grillparzers *Ahnfrau*, Hebbels *Mirandolina* und Kleists *Penthesilea* nebeneinander nennen: es ist doch augenscheinlich, daß das Gesagte von der letzten in ganz anderem Sinne gelten muß als von den ersten beiden. Nicht erörtert wird die Frage, wie die Räuber auf die gleichzeitige deutsche dramatische Literatur wirkten: an Ifflands *Verbrecher aus Ehrsucht*, seinen *Mündeln* läßt sich beobachten, wie das Familienstück Motive der Räuber für seine Zwecke verwandte.

Doch all das sind Einzelheiten, der Gediegenheit der Gesamtleistung tun sie keinen Abbruch.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Heines Werke, hg. von Ernst Elster. Zweite krit. durchges. u. erläut. Ausg. Band 1—4. Leipzig, Bibliographisches Institut, o. J.

Es ist sehr zu bedauern, daß wir in Deutschland trotz allen literarischen und buchhändlerischen Unternehmungsgeistes noch keine Sammlung wie die *Grands Écrivains de la France* besitzen, die unsere führenden Autoren in einer gleichmäßigen und nach gleichen Grundsätzen bearbeiteten Ausgabe enthält. Einzelne deutsche Dichter liegen zweifellos in Ausgaben vor, die nach Technik und Fülle den Vergleich mit der französischen Standard-Ausgabe mehr als aufnehmen können; von anderen dagegen, selbst von dem populären Schiller, fehlt noch heute eine solche, die als Grundlage wissenschaftlicher Arbeit dienen kann. Als ich vor etwa vierzig Jahren Heine zuerst in die Hand nahm, las ich ihn in einem amerikanischen Nachdruck von 1856—57. Er besaß keine Vorzüge, außer daß er ein paar damals in Deutschland unterdrückte Gedichte enthielt, von denen das eine 'In Berlin im alten Schlosse' noch bis zum Jahre 1914, wenigstens für die populären Ausgaben, verboten blieb. Sonst war dieses amerikanische Erzeugnis ein wirres Durcheinander unter Weglassung von vielem, was schon damals erreichbar war.

Der Campesche Verlag erfüllte seine Verpflichtungen gegen seinen größten Autor nach dessen Tod so dürftig wie zu seinen Lebzeiten und vergaß es, solange die dreißigjährige Sperrfrist reichte und eine Konkurrenz nicht zu fürchten war, eine kritische Gesamtausgabe zu veranstalten. Der Dichter hatte mit dieser Aufgabe seinen Freund Christiani letztwillig betraut, doch dieser kam nicht dazu und hätte auch zu einem solchen Werk noch geringere Fähigkeiten besessen als Adolph Strodtmann, der nach seinem Tode in die Lücke sprang. An Verehrung und Liebe zu Heine tat es ihm keiner gleich. Mit Umsicht und unermüdlichem Eifer sammelte er alles, was er von und über den Dichter zusammenbringen konnte, aber der Aufgabe eines Herausgebers war er nicht gewachsen. Er wollte Heine so schön als möglich erscheinen lassen, und so entschied er sich bei verschiedenen Lesarten jeweils für die, die ihm persönlich am meisten zusagte, retuschierte wohl gar hier und dort ein bißchen oder ergänzte und verbesserte den deutschen Text durch Anleihen aus dem französischen.

Als Heine 1886 'frei' wurde, erschienen zwei Ausgaben, von denen die eine (Lachmann bei Reclam) zwar einige Ergänzungen brachte, aber im ganzen keinen Fortschritt bedeutete, die andere von Karpeles dagegen noch mehr zur Vergrößerung der Verwirrung und der Textkorruption beitrug. Es war das Verdienst Ernst Elsters, daß er endlich Ordnung in diese *rudis indigestaque moles* brachte, einen philologisch gereinigten Text herstellte und eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaute Ausgabe herausbrachte. Elsters Verdienste um Heine, die durch eine Reihe erklärender Schriften ergänzt werden, bedürfen heute keiner Anerkennung mehr. Die Gediegenheit seiner Ausgabe wird am besten durch die Tatsache bewiesen, daß sie beinahe zwanzig Jahre ohne Konkurrenz blieb und daß selbst die seitdem erschienenen Ausgaben beinahe völlig auf seinem Text beruhen.

Ein Herausgeber hat zwei Wege. Er kann sich entweder an die editio princeps halten und alle späteren Verbesserungen und Änderungen als Varianten betrachten, oder er kann sich an die letzte Fassung halten und die früheren als Vorstufen in die Anmerkungen verweisen. Das erstere Verfahren war bei Heine ausgeschlossen, es hätte zur Auflösung der drei großen Sammlungen (*Buch der Lieder, Neue Gedichte, Romanzero*) geführt und in keiner Weise den Absichten des Dichters entsprochen. Er war im besonderen Maße stolz auf seinen 'ordnenden Geist', er wollte, daß seine Gedichte nicht vereinzelt, sondern durch den wohl abgetönten Zusammenhang wirken sollten. Wurde aber dieser Zusammenhang gewahrt, so blieb eine stattliche Nachlese', und diese angemessen unterzubringen, ist die erheblichste Schwierig-

keit einer Heine-Ausgabe. Ein großer Fortschritt der neuen Auflage besteht darin, daß diese Nachlese nicht mehr, nach Materien gesondert, selbständig behandelt, sondern als Anhang den einzelnen Gedichtsammlungen angereiht wird. Dadurch erhält der Leser einen wesentlich klareren Einblick in das Schaffen des Dichters.

Aber mit dieser Umgruppierung sind die Verdienste der neuen Auflage noch nicht abgetan, Elster hat sich der mühseligen Aufgabe der Herausgabe ganz von neuem unterzogen, sowohl den Text völlig revidiert wie die biographische Einführung und die Einleitung zu den einzelnen Werken neu geschrieben. Daß er dabei, wie er selber in der Vorrede angibt, in der Lage war, bedeutsames unveröffentlichtes Material zu benutzen, verleiht diesen Ausführungen einen besonderen Wert. Selbst wo man ihnen nicht beistimmen kann, berührt ihre ruhige Sachlichkeit angenehm im Vergleich mit der politischen Leidenschaftlichkeit, durch die noch heute — und leider wohl auch noch auf lange Zeit — der größte Teil der Heine-Literatur getrübt ist. Man kann über den Dichter auch sachlich schreiben, wenn man eben nur wissenschaftliche und ästhetische Zwecke verfolgt wie Elster. Auch das ist eines seiner Verdienste, daß er so ziemlich als erster über den Dichter ohne blinden Haß, aber auch ohne ebenso blinde Begeisterung geschrieben hat.

Leider liegen bisher nur die ersten vier Bände der neuen Ausgabe vor, sie enthalten die poetischen Werke und die *Reisebilder*; es ist zu hoffen, daß die anderen Prosaschriften bald folgen. Selbst der gewöhnliche Leser wird den *Rabbi*, *Schnablewopski*, *Geständnisse* und die *Romantische Schule* ungern entbehren, der wissenschaftliche Arbeiter aber braucht selbstverständlich die unverkürzten Gesamtwerke.

Berlin. Max J. Wolff.

Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois (Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter), hg. von J. Goebel. Jahrgang 1922/23 (vol. XXII—XXIII). Chicago, The University of Chicago Press, Ill., USA, 1924. 308 S.

Unsere Literarhistoriker sind es noch nicht gewöhnt, die deutsch-amerikanische Lyrik mit zu berücksichtigen; auf die Dauer wird diese Lücke nicht bleiben können, so viel Edelgut ist auf diesem Gebiete gewachsen, und mit so viel Herzweh, Manneskraft und Weitblick ist es erfüllt. Durch 250 Jahre hat deutsche Verskunst drüben geblüht, und sind auch die Originalausgaben bei uns selten, so gibt es doch eine Reihe Blütenlesen: Marxhausen, Deutsch-amerikanischer Dichterwald, Detroit 1856; Melchers, Musenklänge aus dem Süden, Charleston S. C. 1858; Steiger, Dornrosen, Erstlingsblüten deutscher Lyrik in Amerika, 3. Aufl., Neuyork 1872; Warns, Blüten und Perlen, Milwaukee 1886; Zimmermann, Deutsch in Amerika, 2. Aufl., Chikago 1894; Neeff, Vom Lande des Sternenbanners, Heidelberg 1905; Rattermann, Deutsch-amerikanisches Biographikon und Dichteralbum, Cincinnati 1911; Sanders, Aus ruhmreicher Zeit, deutsch-amerikanische Dichtungen aus dem ersten Jahre des Weltkrieges, Neuyork 1915. Mögen unsere Bibliothekare schleunigst zugreifen, bevor diese Sammlungen vergriffen sind. Die Deutsch-Amerikanische Hist. Ges. hat bereits im 14. Bande ihres Jahrbuches eine Reihe Proben aus dem 17. und 18. Jahrhundert geboten und verwendete jetzt den größten Teil ihres neuen Bandes zur Wiedergabe von 'German-American poetry, a contribution to colonial literature by Uhlendorf', wobei die meisten Proben aus dem 19. Jahrhundert geschöpft sind.

Was diesen Rhythmen aus der Ferne besonderen Reiz verleiht, das ist das Erleben unserer Auswanderer, die sich durch solche Verse Luft und

Stärke schafften. Es ist nicht Buchdichtung, die dabei entstand; gepreßtes Empfinden und heißes Wollen drängt zum Ausdruck, rührend sind die Töne der Heimatsehnsucht, eine ganz andere Landschaft als bei unseren Dichtern wird hervorgezaubert, der Konflikt zwischen geliebter Mutterkultur und geschätztem, fest ergriffenem Weststaat spielt in allen Tonarten, und immer von neuem finden wir die Überzeugung: Deutsche Gemütsschätze sind auch im Gold- und Freiheitslande unersetzlich. Empörung spricht aus den Versen der vertriebenen Republikaner, die an die Machthaber in ihren meist süddeutschen Geburtsländern mit geballter Faust sich erinnern; aber mit ebenso viel Empörung schildern sie den Verkauf und die Peitschung von Sklaven in den Südstaaten vor dem Bürgerkrieg. Für die Sache, oder richtiger: für das Heer der Nordstaaten haben sich damals viele der Unseren begeistert, am meisten wohl Märklin, dessen 'Deutscher Kavallerist' folgende Strophen enthält:

Wie ist mir wohl im Sattel und im Bug!
Denn sonst im ganzen Lande
Erblick' ich nichts als Lug und Trug,
Als Zagen und Schimpf und Schande.
Drum, wer noch ein Kerl, ein tüchtiger ist,
Der wird, wie ich, ein Kavallerist,
Macht Bahn mit gewaltigen Streichen
Für sich und Seinesgleichen.

Drum, wer kein Lump, kein altes Weib
Will heißen, zersprenge die Ketten!
Und wer noch Ehre hat im Leib,
Der helfe das Land erretten!
Ihr Teutschen, die man so lange geneckt,
Jetzt schafft euch mit euren Fäusten Respekt!
Allum im Busch, wie im Schilfe,
Da ruft euch ein Landsmann um Hilfe.

Zum Besten, was über den Konflikt zwischen Deutsch und Amerikanisch von solchen Männern gedichtet wurde, als der Ausbruch des Weltkrieges sie tragisch auf die Probe stellte, gehören die Verse von Doernenburg:

Amerika, du kanntest unsre Treue;
Des deutschen Herzens wunderreiche Schätze,
Zu dir erhoben wir sie stets aufs neue!
Der Feinde Hort! Und diese tolle Hetze?
Weshalb wirfst du nach unsern Brüdern aus
Der Goldgier enggemaschte Fischernetze?

O Deutschland! Ewig jung in alter Pracht!
Wie wir dich lieben, kann dich keiner lieben;
Wir, die, des Schicksals Rätsel, schwere Nacht
Entwurzelt hat, an fremden Strand getrieben.
Amerika, so frei, so groß und licht —
Was du uns seist, die Mutter bist du nicht!
Treue, geschworen dem Westlande, sei gehalten.

Haßlos haben — was wir auch gelitten —
Wir gegen unsrer Väter Reich gestritten;
Doch nun, da siegreich wir den Kampf bestanden,
Nun dürfen wieder menschlich wir empfinden
Und uns zum Werk der Rettung neu verbinden
In Sohnesliebe und in Mannesmut.

Und war der Kampf uns Pflicht, ist's nun das Streben,
Ein sturmgeschlagnes Volk ans Licht zu heben,
Dem man geraubt des Trostes letztes Gut. —

Drum auf die Herzen, Brüder, auf die Hände,
Damit das Werk der Liebe sich vollende.
Laßt endlos Gabe uns an Gabe reihen!
Nur wenn durch Bruderhand geheilt die Wunden,
Wird Deutschlands Herz noch einmal neu gesunden;
Wir aber werden seine Retter sein.

Gegenüber solchem Zwiespalt in politischer Hinsicht loben alle diese Deutsch-Amerikaner rückhaltlos und einheitlich die Führer unserer Poesie, z. B. Castelhun in den Strophen 'An meine Kinder':

Was ein Lessing lehrte,
Was ein Goethe sang,
Ewig wird's behalten
Seinen guten Klang.

Und gedenk' ich Schillers,
Wird das Herz mir warm:
Schiller zu ersetzen
Ist die Welt zu arm.

Schon wegen solcher gewaltigen Geistesausstrahlung von unseren Klassikern über das Weltmeer hin muß und wird der Deutschphilologe künftig die deutschen Poeten am Hudson nicht mehr übersehen. In vieler Hinsicht stehen sie unseren Jungdeutschen am nächsten; Freiligrath hat begreiflicherweise besonders stark auf sie gewirkt; aber auch Eigentöne haben sie entdeckt und im Bewußtsein, nicht bloß Skribenten zu sein, mit berechtigtem Stolz auf manche unserer europäischen Versetändler heruntergeblickt. Aber auch dem englischen Gerede von der geistigen Minderwertigkeit des deutschen Auswanderers ist hiermit die Grundlage entzogen; er zeigt sich vielmehr als besonders bildungstüchtig; brachte er sich politisch nicht recht zur Geltung, wegen seiner politischen Geltungs- und Erziehungslosigkeit im alten Vaterlande, so doch literarisch.

An der Spitze des Bandes steht ein Artikel vom Gießener Historiker H. Haupt über Karl Follen, der zuerst deutschen Universitätsunterricht in den Vereinigten Staaten, und zwar in Harvard, einführte. Eine Denkschrift, in der er gerade vor einem Jahrhundert die Gründung einer deutschen Universität in den Vereinigten Staaten anregte, weil er an Freiheit und Geistesfortschritt unter den reaktionären Regierungen an Elbe, Rhein und Donau verzweifelte, ist vollständig abgedruckt; sie hatte bisher in einem hessischen Geheimarchiv geschlafen. Ein kleinerer Artikel von Wadepuhl handelt über Goethe in Amerika. Der große Frankfurter hatte, wie damals die meisten seiner Landsleute, von amerikanischen Schriftstellern am meisten Franklin gelesen, noch mehr aber die wirtschaftlichen Möglichkeiten der westlichen Republik geschätzt. Ein Anhang berichtet über die Verhältnisse der Deutsch-Amerikanischen Hist. Gesellschaft, die wenigstens mehrere öffentliche Bibliotheken Deutschlands zu ihren Mitgliedern zählt und glücklicherweise einen Präsidenten besitzt, der ihr das Jahrbuchdefizit großmütig schenkte.

A. Brandl.

The year's work in English studies. Ed. for the English Association by Sir Sidney Lee and F. S. Boas. London, Oxford University Press, 1919—22: 140 S., 1920/21: 192 S., 1922: 220 S., 1923: 269 S.

Der Anfangsband sollte die durch den Krieg zerrissenen Fäden des Bibliographie- und Verlegerdienstes wieder aufnehmen. Es war um so notwendiger, als England während des Krieges sein altes, bewährtes Re-

zensionsorgan 'The Athenæum' aufgegeben hatte und bei uns der beste Bücherberichterstatter durch Geld- und Verbindungsschwierigkeiten gehemmt war. Begierig griff man nach dem grauen Papierbande der Oxford University Press und notierte, was nachzulesen und womöglich zu kaufen war.

Dieser räsonierende Jahresbericht ist inzwischen zu einer stehenden Einrichtung geworden, er hat sich eingebürgert. Es war klug von der Verlagsfirma, die damit verbundenen Opfer zu übernehmen, denn nicht bloß ihre eigenen Veröffentlichungen wurden dadurch bekannt, sondern neues Leben zog in das ganze englische Verlagsgeschäft. Auch ist von vornherein zu betonen, daß die eigenen Werke dieser Firma nicht durch überschwengliches Lob und die Veröffentlichungen der Konkurrenten nicht durch verletzenden Tadel ausgezeichnet wurden; die Berichterstattung ist wenigstens auf englischem Gebiete gleichmäßig und in weitgehendem Maße unparteiisch. Die Anlage ist so getroffen, daß auf die Kunstdichtung der Elisabethzeit das Hauptgewicht entfällt; ist doch diese Periode von englischen Forschern und Darstellern mit Vorliebe gepflegt. Die germanischen Urgründe sind nicht vergessen, aber knapp behandelt. Auf Dialekte, Volkskunde und neuenglische Schriftsprache wird gar nicht eingegangen. Englische Leser- und Unterrichtsgepflogenheiten machen sich hierin fühlbar. Aber anderseits ist es zu begrüßen, daß die auflaufende Literatur und die Autoren noch bis zu Ende des 19. Jahrhunderts berücksichtigt sind. Unser Jahresbericht für germanische Philologie reicht nur bis ins 17. Jahrhundert herab. Der anglistische Forschungsbericht von Hoops — allerdings der eingehendste — beschränkt sich auf die englische Sprachkunde. Miß Paues in ihrer 'Bibliography of English language and literature', vol. IV, 1923, umfaßt auch noch das 20. Jahrhundert, befleißigt sich durchaus der größten Vollständigkeit und ist eben deshalb gezwungen, auf beschreibenden Text zu verzichten. Vom Shakespeare-Jahrbuch ist mit Bedauern zu sagen, daß seine wissenschaftlich sehr eingehende Kritik auf dem ganzen Shakespearegebiete nicht mehr recht empfunden wird, seitdem es jedes zweite Jahr überschlägt. 'The year's work' hat also eine wohlbegrenzte Sphäre von Nützlichkeit und wird in dieser auch in Zukunft nicht mehr so leicht zu entbehren sein.

In der Beurteilung ist es von deutscher Rezensierweise prinzipiell nicht wenig verschieden. Vielleicht sind wir zu sehr gewöhnt, nur auf neue Funde, auf strenge Methodik und positivistische Argumente zu achten, die subjektiveren Elemente aber wegzuschneiden — in früheren Jahrzehnten war dies Schneidemesser oft sogar sehr unbarmherzig. Dem Engländer ist bei aller Wissenschaftlichkeit auch ein geistreicher Essay willkommen; er liebt 'suggestive critique'; selbst ein humoristischer Einfall vermag ihn anzuziehen; geschmackvolle Darstellung bekannter Dinge wird oft mehr gepriesen als originelle Betrachtungsweisen, und gegen 'abstruse' Materialanhäufung ist er geradezu eingenommen. Dazu kommt, daß der englische Kritiker selbst lesbar sein will, mit eigener Stilkunst zu schreiben sucht und das Ganze gern durch neue Geisteslichter belebt. Ich will nicht sagen, daß sich 'The year's work' wie ein Roman liest, aber sicherlich ist es nicht ein bloßes Nachschlagebuch, nicht eine trockene Fachscharteke; manche Seite bringt rhetorischen Genuß.

Auf Einzelheiten einzugehen, führt bei solchem Gegenstand leicht ins Kleine und Kleinliche. Wer wird einem Berichterstatter, der über eine vorgeschriebene Reihe von Büchern auf einer vorgeschriebenen Zahl von Seiten zu handeln hat, gern vorwerfen, daß er da und dort einen Titel nicht weiß oder eine Zeitschriftenecke nicht ausgekehrt hat? Indem diese Kritiker sich bemühen, zwischen Autoren und Lesern eine freundliche Vermittlerrolle zu spielen, entwaffnen sie die Kritik über sich selber. Wenn deutsche Arbeiten unter den Tisch gefallen sind, mag sich dies vielfach durch das Ausbleiben von Rezensionsexemplaren erklären. Wenn

französische Arbeiten mit liebenswürdigstem Lobe bedacht und Ausstellungen an ihnen gelegentlich sogar entschuldigt werden, so ist dies einfach eine Fortsetzung der Kriegspropaganda, die wir als lächelnde Zuschauer vermerken. Wenn Sir Sidney Lee mit seiner unermüdlichen Landsmännin Mrs. Stopes nicht ganz ritterlich umgeht und ihr z. B. vorwirft, ihr Buch über Shakespeares Freund, den Grafen Southampton, sei 'little more than a mass of shreds and patches' (S. 73), anstatt die vielen, bisher unbeachteten Einzelkenntnisse dankbar zu verzeichnen, mit denen sie uns auch da bereichert, so ist dies eine Ausnahme in dieser Gesamtberichterstattung, obwohl nicht so sehr eine Ausnahme in Sir Sidneys Artikeln; es ist ein Vorteil für das Ganze, daß der Herr Ritter im neuesten Bande ausgeschifft würde. Daß sich im übrigen die Kritiker einzelner Perioden von Jahr zu Jahr im allgemeinen gehalten haben, erweist sich für sie selber und für die Sache als ein Gewinn; immer tiefer versenken sie sich in den Gegenstand, und immer leichter wird ihnen das Vergleichen der Neuerscheinungen mit der schon vorhandenen Literatur. Daß die Seitenzahl des Bandes von Jahr zu Jahr wächst, ist nicht auf Weitschweifigkeit der Kritiker zurückzuführen, eher auf das Anschwellen der Forschung in der Friedenszeit. Zum Schluß ist es nicht nötig, unsere Bibliothekare und Anglisten erst auf diese bibliographische Serie zu verweisen; eher dürften wir nach einer Verlagsfirma seufzen, die uns mit einem deutschen Anglistenjahrbuch von ähnlicher Systematik und Beschreibungskunst beschenken könnte und möchte.

Berlin. A. Brandl.

Mawer, Allen, The chief elements used in English place-names, being the 2. part of the introduction to the survey of Engl. place-names. (A. u. d. T.: Engl. Place-Name Soc. I 2.) Cambr. Univ. Press 1924. X, 68 S.

Diese alphabetische Liste der etwa 700 altengl. oder altnord. Wörter, die ein Glied in Englands heutigen oder einstigen Ortsnamen bilden — Keltisches, Französisches und Eigennamen werden künftig behandelt —, bedeutet einen wichtigen Fortschritt zum Ziele der Aufzeichnung und Erklärung sämtlicher Ortsnamen Englands. Dem alten Wort (*á*, *ác* bis *wyrt*, *yfre*) folgt Bedeutung und, falls solche lebt, heutige Sprachform. Daneben steht als Beispiel eine Anzahl von Ortsnamen, die dieses Glied enthalten: eine Tatsache, die oft nur Philolog und Antiquar erschließen können; geht doch auf *ác* zurück *Noakes* < *at then okes*, *Knockholt Aughton*, *Aggborough*, *Harrock Oxted*, *Hodsock.*, Und *Thurleigh* entstand aus *at there lye*. Belege werden hier nicht zitiert; aber die Grafschaft ist angegeben, und die für diese leitende Literatur vorn genannt. Der Lexikograph gewinnt eine Reihe von Wörtern, die für England nur aus diesen Namen erhellen (*anger*) oder für Bekanntes schärfere Sinnesgrenze: vor *ærn* setzt sich das im Haus Enthaltene oder Hergestellte. Die Dialektgrenzen festzulegen hilft die geographische Verteilung der mit *calc, cald, calf, ceaster* usw. zusammengesetzten Namen: sie erhalten im Süden den Laut *ch*, während der Nordmann *karl* zu *ceorl*, *kelda* zu *celde*, *kirkja* zu *cirice* neu einführt, aber auch *ciese* zu *kes-* skandinavisiert. Das nordische Material scheint überaus reich; ich entnehme auch hieraus ein Argument dafür, daß die Kolonisten aus Dänemark und Norwegen auf Unbebautem Wohnplätze schufen. Wohl kann Vf. auf gute Vorarbeiten für einige Gegenden verweisen, wie die von ihm selbst, Ekwall, Lindqvist, Mutschmann; oft muß er seine Ableitung erst rechtfertigen und bekennt freimütig Zweifel, z. B. ob *earn* 'Adler' oder einen Mann namens *Earn* bedeute. So füllt je ein Artikel selten nur ein bis zwei Zeilen, bisweilen eine Seite; eine alte Streitfrage erörtert *wic*. — Die Bemerkungen des Vf.s gehen oft auch den Kulturhistoriker an, z. B. daß *þing* (Gerichtsversammlung) sich nur mit

einem 'Hügel' bedeutenden Worte verbindet; daß *bondi* hier noch 'vollfrei' bedeutet; daß *ceorl* mit *-tun*, nicht aber *-ham*, *-burh* sich verbindet; daß *burh* als Gutsmittelpunkt erst nach 1066 erscheint; daß von *hid* ('Hufe') sich das Fünf-, Zehn- und Dreißigfache als Arealname findet. — Vgl. ferner: *Thingwall*, *Skyrack* (< *shireoak*) Galgen, *dole* Gemeinland-Anteil, *plegstow* Dorfspielplatz, *hearg* Tempelhain, *dreng*, *cniht*. Der Engländer wählt zur Ortsstellen-Bezeichnung dieselben Begriffe wie andere Völker: Geländeform, -farbe, -höhenlage, -bodenart, -feuchtigkeit, -benutzungsart, -befestigung, -grenze; Wasser, Wehr, Graben, Brücke, Furt, Weg, Bezirkteil; Häuserklassen; Kirche, Kreuz; Stand des Besitzers oder Bewohners, Tier und Pflanze. Butter- oder Käseland heißt eine Fettwiese.

Berlin. F. Liebermann.

Cook, Albert Stanihurst, The Old English *Andreas* and bishop Acca of Hexham [A. u. d. T.: Transact. Connecticut Acad. 26 p. 245—332]. New Haven, Yale Univ. Press 1924. 88 S.

Nur in den zwei Menschenaltern, die vor, und den zwei, die nach 720 fallen, entwickeln die Angelsachsen erstens eine lateinische Literatur und zweitens eine römisch-katholische Mission, die Europa, weithin örtlich und zeitlich, beeinflussen, und drittens eine nationale Dichtung. Entsprießen jene beiden Kulturblüten dem einen Stamme des lateinisch gebildeten Klerus, so verdankt doch ihm allein auch die letztere die Niederschrift samt Aufbewahrung, vielfach den Stoff, öfter die Behandlungskunst samt Weltanschauung, neben unzähligen einzelnen Anlehen bei Bibel, Kirchenbüchern und antiken Klassikern. Den anonymen angelsächsischen Epiker mit einem führenden Geistlichen, dessen Lebensdaten feststehen, zu identifizieren, bildet also einen lockenden Versuch, der, wenn, wie hier, auf breitester Grundlage von einem weitbelesenen und literargeschichtlich wie sprachlich altbewährten Forscher unternommen, jedenfalls durch Vergleich oder Verbindung der wenngleich bekannten Einzelheiten, Ertrag oder doch Anregung bringt sowohl für Biographie wie allgemeine Kulturgeschichte. So erörtert Cook u. a. Aldhelms, Wilfrids, Accas Leben, des letzteren Verhältnis zur schönen Kunst und die Ruhmsucht damaliger Schriftsteller, die doch innerlich der kirchlichen Weltabwendung widerstreitet. [Ein Verhältnis freilich der Feder, die das Cherubim-Wunder beschreibt, zur bildenden Kunst möchte ich leugnen: nichts von Linie, Farbe, Hintergrund, Größe, Bewegung, Ausdruck, nur unsinnliche Abstrakta!] Wertvoll bleiben die Parallelen von Andreas-Versen mit Vergil und der Odyssee, aus der sie unmittelbar abzuleiten Vf. selbst ausdrücklich ablehnt, lateinische Vermittlung bevorzugend. Ich möchte aber auch den *Andreas* eine Odyssee zu nennen deshalb beanstanden, weil nicht Wanderfahrt, sondern Bekehrung sein Hauptthema bildet.

Cook beginnt mit dem Andreas-Kult auf dem Festland, besonders in Rom, den Augustins Mission sofort bei den Angelsachsen einführte. Die berühmtesten Andreaskirchen und -reliquien weist Vf. nach und geht näher ein auf Wilfrids Andreas-Kult und Verhältnis zu Aldhelm, der auf Andreas lateinische Verse schrieb. [Die Urkunde Birch n. 50 sollte aber nicht als echt gelten! Unter Andreas-Literatur gehören *Miracula*, die man früher Wilhelm von Malmesbury (ed. Stubbs I, CXX) irrig zuschrieb; sie sind von Gregor von Tours]. Der Legende, wie Angus von Schottland St. Andrews gründete, wodurch Andreas Schotten-Patron wurde, messe ich keinen Glauben bei: sie muß um mehrere Jahrhunderte später entstanden sein und scheint in keiner Hs. vor 1200 vorzukommen (laut Hardy, *Descr. cat. of mss.* I 36 f.; Plummer, *Bede* I cvij); die Reliquienübertragung nach Konstantinopel konnte sie aus Hieronymus oder Bedas Chronik schöpfen. Daß die Schotten vielmehr die Reliquien und den Kult aus Hexham bezogen, mag Skene richtig vermuten.

Die Erklärung aber für die Verbindung der Schotten mit Andreas scheint mir anderswo zu liegen: Iro-Scotische Mönche leiteten in einer ihrer vielen pseudo-etymologischen Abstammungsfabeln die Scoten von Skythen her, spätestens im 8. Jh. (laut Nennius ed. Mommsen 156) und betrachteten als Skythen-Apostel Andreas gemäß der Andreas-Legende. Diese machte Andreas auch zum Patron der Russen, als der späteren Einwohner Skythiens, und war in Northumbrien im 8. Jh. bekannt, da sie dem englischen Epos als Quelle diente. (Lateinische Versionen nennt z. B. Potthast *Bibl. medii aevi* 1163.) Cook setzt nun voraus, dessen Dichter müsse ein besonderer Andreas-Verehrer sein. Würde aber ein solcher nicht eine herzlichere Wärme bei der Erzählung von Andreas' Leiden offenbaren oder innig Fürbitte durch ihn sich erflehen? Er konnte vielmehr recht wohl Andreas zum Gegenstande wählen, allein wegen Buntheit des Stoffes oder — einfach auf Bestellung. Nur also die Anregung zur Dichtung im Andreas-Kult zu finden, mag Cook recht haben. Er datiert nun den Beowulf etwa 705—15, und die Gedichte Cynewulfs, den er mit dem Bischof von Lindisfarne identifiziert, 750—80, den *Andreas* dazwischen, aus bekannten Gründen der Stilgeschichte, und zwar vor 740 [also etwas früher als Max Förster, *Codice Vercell.* 53]. Was dem *Andreas* stofflich allein eignet — Seesturm, Winterfrost, Abschied von den an der Küste Daheimbleibenden, Überfahrtzahlung —, das erlebte, hörte oder las doch wohl jeder feinfühlige und hochgebildete Geistliche Englands im 8. Jh.: eine Spiegelung von Wilfrids und Accas oder Bonifaz' Fahrten braucht es nicht zu bieten. Eine Kenntnis vom Andreas-Gedicht scheint mir Vf. zum Teil (S. 283) deshalb zu weitgehend anzunehmen, weil er bei stofflich ähnlichen Stellen den neben Abhängigkeit oder Zufall möglichen dritten Erklärungsgrund vergißt: Hagiographen der Klosterschule arbeiten, auch unbewußt, nach einer durch biblisch-kirchlichen Erzählungsstoff ihrem Hirn eingepreßten Schablone. — Das Volk, zu dem der Andreas des Gedichts kommt, lebt regelmäßig von Menschenfleisch: verfehlt also scheint mir die Parallele des Vf.s mit dem ausnahmsweisen, obrigkeitlich verpönten, nicht etwa aus Hunger, sondern aus Aberglauben des Pöbels erklärten Genuß vom Fleische verbrannter Hexen durch Festlandsgermanen 8. Jh.s; daß gerade diese Barbarei seiner Stammesvettern (die deshalb so wenig Menschenfresser waren wie etwa spätere Trinker des von Thomas Beckets Blutstropfen geröteten Wassers) einen Angelsachsen zur Mission bei ihnen veranlaßte, finde ich weder berichtet, noch wahrscheinlich.

Lehnt man Cooks schließliche Hypothese — er behauptet nicht sicheres Ergebnis —, Acca sei der Dichter des *Andreas*, ab, so schuldet man ihm kurze Angabe aller Gegengründe. Zu solchen rechne ich nicht den Mangel jeder Verwandtschaft des englischen Epos mit Accas lateinischem Briefe. Auch spricht die Umbildung eines leidenden Heiligen zu einem Kämpfer kriegerischer Tugend ohne Christi Mitgefühl für die betörten Missetäter nicht notwendig gegen bischöfliche Verfasserschaft. Denn nur mit Einwilligung der Hierarchie konnte *Andreas* entstehen, umgearbeitet und erhalten werden: sie mochte Laienadel oder den ihm entsprungenen Klerus anziehen durch rhetorische Angleichung ihres Helden ans gewohnte und besungene Ideal des höheren Gesellschaftslebens.

Ich finde aber im *Andreas* zwei oder mindestens einen Verstoß gegen die Erzählung der Evangelien, den ich Acca, einem gelehrten Theologen, nicht zutraue: Andreas heißt Matthäus' Bruder mehrmals, und zwar in 'Sippe', wo das Original *frater* geistlich meinte. Der Angelsachse scheint mir mindestens einmal das fälschlich als natürlich zu deuten (942. 1016). Ganz eindeutig sagt er ferner, Herodes habe Christum gekreuzigt.

Acca hing eifrig Wilfrid an, dem Vorkämpfer Roms gegen jeden Rest nationalen Schismas auf den Britischen Inseln, war Beda, einem anderen Gegner der Scotenkirche, persönlich und als Anreger zu vielen theologischen

Werken befreundet und trug vielleicht — wie auch Cook annimmt — im Gegensatz zur Columbakirche zur Ausdehnung römisch-angelsächsischen Kults nach Schottland bei. Von diesem Gegensatz würde er in einem Werke über einen Missionar zu sprechen leicht Anlaß gefunden haben, z. B. bei der Kreuzigung Christi durch Betonung des richtigen Osterdatums. Das Andreas-Epos enthält nun nicht die leiseste Andeutung jener Kämpfe. — Accas Andenken lebte in Hexham fort: man verehrte ihn, laut der Schriftdenkmäler des 12. Jh.s, als heilig, zeigte sein Gewand und pries seine Verdienste um seine Andreas-Kathedrale. Man meldet aber nichts von einer Dichtung über Andreas.

Cook datiert Accas Dichtung nach dessen Vertreibung aus Hexham, also 732—40. Aber kein Wort verrät das Leid eines vom Amt verjagten Seelenhirten oder eines dem Grabe nahen Greises, der gewiß den Schutz seines Patrons ängstlich angerufen hätte. Sicher verfiel Cook auf diese Zeitansetzung nur, um der Klippe zu entgehen, an der die Acca-Hypothese scheitert. Beda nämlich, als er 731 die *Historia* beendet, nennt Acca noch als Bischof von Hexham; er preist ihn als Förderer dieser Kirche und des liturgischen Gesanges, aber nicht als Besinger ihres Patrons, als Büchersammler, aber nicht als Schriftsteller, als Herbeischaffer von Heiligenleben, aber nicht als Verfasser eines Andreas-Epos. Hätte Beda, selbst für Hagiographie und angelsächsische Dichtung begeistert, am Freunde die kleineren Schmuckstücke rühmen können, ohne ihrer Krone, der Andreas-Dichtung, zu gedenken? Acca kann nicht ihr Verfasser sein.

Berlin. F. Liebermann.

Wildhagen, Karl, Die treibenden Kräfte im englischen Bildungswesen. (A. u. d. T.: Friedr. Manns Pädagog. Magazin, 947.) Langensalza, Beyer & Sohn, 1923. 46 S.

Dieser wohlgegliederte, leicht verständliche und anregende Vortrag will von Englands Schulwesen und Universität, die er weniger berücksichtigt, nicht sowohl die einzelnen Erscheinungen vorführen, als die leitenden Ideen nachweisen. Doch lehrt er auch, freilich ohne Anspruch auf Vollständigkeit, eine Fülle von Tatsachen, darunter manche wenig bekannte, samt historischer Entwicklung seit 14. Jh. bis zu den Unterrichtsreformen der Gegenwart und neuester Universitätsform mit Zweigen für Technik, Handel und Lehrerbildung. Gesetzgeberisches Verdienst, etwa von Balfour, Haldane, Morant, Fisher, im einzelnen zu würdigen, gebrach wohl der Raum. Der Vergleich mit Deutschland wird meist vermieden, und verständig aus verschiedenem System keine Einzelheit zur Nachahmung empfohlen. Doch würde ich nicht verschweigen, daß und weshalb der englische Abiturient klarer sprechen und schreiben kann als der deutsche, während er diesem nachsteht im abstrakten kritischen Denken und Wissen von neuzeitlicher Literatur und Geschichte. Zutreffend legt W. unter den Wurzeln der Eigentümlichkeit englischer Pädagogik dar den Wirklichkeitssinn samt philosophischem Sensualismus [neben dem aber Utilitarismus mehr Betonung fordert], die Voranstellung des Willens über den Intellekt sowie das Gentleman-Ideal. [Berkeley und Hume aber ordnen sich m. E. dem vulgaren Schema vom Nationalgeiste Englands nicht ein.] Mit jener Bewertung verbinde ich es, daß drüben Lehrer, Gelehrter, Amtsprofessor nicht so hohen Rang wie bei uns gesellschaftlich einnehmen, und daß ein Führer ohne Staatsprüfung, wenn er nur der öffentlichen Meinung als Staatsmann gilt, Minister wird. Manche Eigenheit erklärt sich, glaube ich, einfacher als aus Ideentiefe, durch längere Dauer der Gebundenheit an die Kirche, die Mutter aller Schulen, und durch materielle Ursachen: Eltern von Gymnasiasten und Studenten leben drüben mehr auf dem Lande, fern von Schule und Hoch-

schule, müssen also die Jugend früh in die Fremde geben, mütterlicher Verzärtelung entziehen. Mit Landleben und Vergnügen im Freien hängen denn auch die Späße zusammen, die als handgreiflich und roh W.s Tadel mit Recht erfahren. Nur muß auch hier erinnert werden, daß ähnlich jede Schule, besonders aber jedes Internat von sehr vielen Jungen sündigt: ohne Sport und ohne 'Monitoren' erlebte, in Berlin um 1865, der Jüngere von den Älteren der Klasse gleiche Püffe! Während Vf. den Gemeinsinn des Volks wie des College, das ich in der Fähigkeit, den Charakter (weit mehr als Gymnasium oder Universitätslehre bei uns) zu beeinflussen, mit Kadettenschule und Studentenkorps vergleichen möchte, auf niederen Herdentrieb zurückführt, kann m. E. jener Sinn das höchste Ideal gesellschaftlicher Organisation und des Nationalgefühls vorbereiten. Und doch kümmert sich in England der Staat um Pädagogik, wie Vf., ohne Deutschlands ideelle und materielle Fürsorge für die Bildung auch der minder Begüterten des Mittelstandes besonders zu rühmen, richtig betont, weit weniger als bei uns. Erschien obrigkeitlicher Eingriff dort weniger nötig, weil Nationaleinheit, Staatskirche und Personalidentität von Regierung und gesellschaftlicher Oberschicht früh feststanden? Billigkeit des Schulgelds, durch Beihilfe aus öffentlichen Geldern ermöglicht, erscheint mir weit wirksamer zum Aufstieg der Tüchtigen als Prämie und Stipendium. Die kapitalistische Abneigung gegen Volksbildung, die den Handarbeiter höhere Ansprüche lehre, wird vom Vf. deutlich gerügt. [Bei uns bekennt sie nur ihr Motiv nicht so zynisch.] Vf. bestätigt den Hauptunterschied, daß England mit Ertüchtigung des Körpers und Charakters, unter Beschränkung des Lernstoffs, zum Kampf ums Dasein erziehen will. [Nur hochgemute Selbstzucht, als Ergebnis zu bewundern, ermöglicht wenigen tausend Beamten Hunderte von Millionen des britischen Imperiums zu regieren.] Vf. sieht zwar scharf die Nachteile des rücksichtslosen Wettbewerbs; Bildung allein der seelischen Erhebung wegen, zweifellos ein höheres Ideal, scheint mir aber leider nur für einzelne, nicht beim Unterricht zahlreicher Schüler möglich. Durch treffende Bemerkungen, z. B. über Englands Reformbereitschaft (nicht aus systematischem Durchdenken, sondern infolge brennenden Notstandes und nur im Ausbau des Bestehenden), kann der Vortrag in dortiges Gesellschaftsleben auch allgemein einführen.

Berlin. F. Liebermann.

Wright, Joseph and Elizabeth Mary, An elementary Middle English Grammar. Oxford, University Press, 1923. 214 S.

Auf eine praktische Grammatik des Gotischen und Angelsächsischen läßt jetzt Joseph Wright, in Verbindung mit Elizabeth Mary Wright, eine mittelenglische folgen, die nach demselben Plane, nämlich unter Zugrundelegung der geltenden Handbücher angelegt ist. Die mäßige Berücksichtigung der lebendigen Forschung hatte weniger Nachteile beim Gotischen als beim Angelsächsischen, weil die gotischen Verhältnisse einfacher liegen und früher kodifiziert wurden. Noch verwickeltere Verhältnisse bietet das Me., und ihre Buchung — das darf man wohl, bei aller Hochachtung vor Morsbach und Luick, sagen — ist noch sehr im Flusse. Die vorliegende me. Grammatik gibt daher zu mancherlei Bedenken Anlaß.

Im Vordergrunde steht das Dialekt-Problem. Der Grammatiker und Lexikograph der ne. Mundarten hat, wie nicht anders zu erwarten war, auf diese ein besonderes Gewicht gelegt; ihre Ausbeutung für die Aufklärung der me. Verhältnisse ist aber noch nicht befriedigend. Auch verschmäht es der Verfasser, die Forschungen über die me. Ortsnamen auszubeuten, die doch seit zwei Jahrzehnten im Vordergrunde des wissenschaftlichen Interesses stehen. Nur wer die Ortsnamenkunde übersieht, samt allem, was über die *ā-ō-* und *strat-stret-*Grenze gefunden wurde, kann sich bei der aus Morsbach geschöpften

Angabe beruhigen, das Anglische habe bis zur Themse gereicht; wie diese Angabe auch durch die ags. Diözesangruppierung widerlegt wird, ist in Brandls Geographie der ae. Dialekte gezeigt. Dazu kommt noch, daß W. mit dem überholten Begriff 'Dialekt' arbeitet, an dessen Stelle doch 'Isophonen' getreten sind. Der Vf. ist, wie mit Bedauern festgestellt werden muß, auf dem Standpunkt von etwa 1890 stehengeblieben.

Ein zweites Hauptproblem betrifft die Entstehung der neuen Schriftsprache auf Londoner Gebiet. Wie sehr da bereits im 13. und früh-14. Jahrhundert die lautlichen Formen sich mischten, wäre aus Heusers 'Sprache von Alt-London' leicht zu ersehen gewesen; es ist der wichtigste Schritt, der hier über Morsbach hinaus gemacht wurde. W. hätte sich ein großes Verdienst erworben, wenn er die Forschungen von Morsbach und Heuser weitergeführt hätte.

Auf dem Gebiete der Flexion ist W. bei ten Brinks Chaucer-Grammatik stehengeblieben, die leider von Eckhardt nur neugedruckt, nicht modernisiert worden ist. In bezug auf W.s Bemerkung (§ 393) über Abfall des *n* beim starken Part. Perf. wäre auf Marquards umfassende Dissertation (Berlin 1920) zu verweisen, wonach wir dreierlei Fälle unterscheiden müssen: im ganzen Lande fällt das *n* nach nasal. Stammauslaut, entsprechend dem ne. *begun*, *come*; im N. hält sich das *n*, obwohl hier sonst dieser Konsonant sich am frühesten und vollständigsten verflüchtigte — offenbar liegt absichtliche Differenzierung gegenüber Inf. und Pluralformen vor; im S. fällt *n*, besonders bei den zweistelligen Partizipien, und wird erst zwischen Chaucer und Caxton, unter anglischem Einfluß wiederhergestellt. Wie gern hätte man diese Ausführungen Marquards von W. jetzt nachgeprüft gesehen!

Schließlich ist die Syntax doch so weit ausgebildet und in den Bereich der grammatischen Forschung gezogen worden, daß ein solches Handbuch an ihr nicht wortlos vorübergehen durfte. Schwund und Ersatz vieler Flexionsformen, Verlust des alten suffixalen Geschlechts, Festlegung des Akkusativobjekts nach dem Prädikatsverbum und ähnliche in die Augen springende Kardinalfragen hätte man zu gern bei W. gesucht und mit der Laut- und Flexionslehre in belehrendem Zusammenhang zu finden gehofft.

Im ganzen würden wir ebenso gerne Wrights Neuleistung uns aneignen, wie er die Forschungsergebnisse von Morsbach, ten Brink und Luick zu verwerten gewußt hat; nur hätten wir von einem so hochgeschätzten Forscher gern noch mehr Neues gelernt.

Berlin-Tempelhof. J. M. Toll.

Haferkorn, R., Gotik und Ruine in der englischen Dichtung des 18. Jahrhunderts (Leipziger Beiträge zur engl. Phil., hg. von M. Förster, IV). Leipzig, Tauchnitz, 1924. VIII, 204 S.

Das 18. Jahrhundert ist in der englischen Literatur hauptsächlich die Zeit der Prosa. Seine dichterische Produktion ist bis auf die letzten Jahrzehnte zwar nicht an Umfang, wohl aber an Bedeutung im allgemeinen gering. Bis auf wenige größere Dichter, wie Ol. Goldsmith, Th. Gray, James Thomson, Edward Young, finden sich ihre Dichtungen eingesargt in den großen Sammlungen von Dodsley und Pearch, Nichols, Anderson, Southey und Chalmers. Es sind zu nicht geringem Teil Landgeistliche und stille Gelehrte, die die Träger dieser Übergangsdichtung sind, die heute nicht mehr lebendig ist, aber doch noch einen Wert hat, weil sie die Entwicklung des Geschmacks zeigt vom Klassizismus zur Romantik, die allmähliche Renaissance des Mittelalters, das sog. *Gothic Revival,* und durch dasselbe das Wiedererwachen der Freude an der heimischen Landschaft und Natur. Und man muß es dem Verfasser lassen, daß er, um diese Entwicklung zu zeigen,

sich mit einem hingebenden, echt deutschen Fleiße hindurchgearbeitet hat durch dieses ganze umfangreiche Schrifttum. Daneben hat er, um die Wandlungen des Geschmacks in vollem Umfange darlegen zu können, auch die übrigen Äußerungen des künstlerischen Geistes, die literarische Kritik, die Gartenkunst und Malerei und auch die Altertumsforschung berücksichtigt. Es ist eine überaus gründliche, gediegene Arbeit, die der Verf. geleistet hat. — Im Mittelpunkt seiner Betrachtung steht die Ruine. Der Verfasser beginnt mit der Darlegung der Gründe des ästhetischen Reizes der Ruine. Er schließt sich dabei an die scharfsinnigen und für den Laien oft allzu subtilen Ausführungen Simmels an, den Reiz der Ruine darin findend, daß 'hier Menschenwerk schließlich wie ein Naturprodukt empfunden wird', daß sie 'wieder Natur werdendes Menschenwerk' ist und dadurch zu einem malerischen Bestandteil der heimischen Landschaft wird. Nun erhebt sich aber die Frage, wie es kommt, daß dieser Reiz so ganz besonders im 18. Jahrhundert empfunden wird. Denn für das Altertum bis zur Renaissance einschließlich — ich erinnere z. B. an die Beschreibung einer Ruine in Ben Jonsons *Sad Shepherd* und an eine andere in Marstons *Sophonisba*, wo beide Male die Ruine einer Hexe als Behausung dient — war die Ruine ein Gegenstand des Grauens und Abscheus, im besten Falle ein Symbol der Vergänglichkeit, und im 19. Jahrhundert hat sie jedenfalls gegenüber der Freude an der reinen Natur, namentlich der Bergwelt, an Bedeutung sehr abgenommen, ist zurückgetreten. Diese Begrenzung des Ruinenmotivs innerhalb der Literatur, die bei H. nicht genügend hervortritt, erklärt sich m. E. einerseits daraus, daß die Ruine ihrem vorher definierten Charakter nach gewissermaßen vom Menschenleben, das allein der Gegenstand der klassischen und klassizistischen Kunst war, zur Natur hinüberleitet, und dann aus dem melancholischen Temperament des 18. Jahrhunderts, dessen hauptsächliche dichterische Ausdrucksformen eben die Ruinendichtung und die Kirchhofspoesie sind (vgl. S. 128). Das Vergänglichkeitspathos appellierte besonders stark an den Geist von Menschen, die der Natur immer noch als Fremde gegenüberstanden und deren Naturfreude durch die Reflexion hindurchging, nicht unmittelbar empfunden, sondern sehr bewußt war. — Der Verfasser geht in der Nachforschung über die Ruine und die Gotik in der englischen Dichtung ganz systematisch vor. Er teilt den Stoff so ein, daß auf die allgemeinen ästhetischen Darlegungen und ein Kapitel über den Pseudoklassizismus und die Gotik vier Kapitel folgen, die die vier Perioden des 18. Jahrhunderts von 1700 bis zu seinem Ausgange behandeln, und er zerlegt jedes Kapitel in drei Abschnitte: Allgemeiner Charakter der Zeit, Einzelbetrachtungen und Zusammenfassung. Gründlichkeit und Vollständigkeit werden auf diese Weise erreicht; nichts ist vergessen und nichts übergangen, aber die Kehrseite dieser Vorzüge ist eine ermüdende Breite der Darstellung, Weitschweifigkeit und Wiederholungen. Denn das Charakteristikum dieser Poesie ist, daß das meiste bei derselben Konvention ist und zum Cliché wird. Dämmerung oder Nacht, das bleiche Mondlicht, verfallene Mauern, moosbewachsene Wände, die gespenstisch huschende Fledermaus, der Schrei der Eule — das sind ihre immer wiederkehrende Requisiten. Der konventionelle Charakter dieser Poesie, der sie so scharf scheidet von der eines Burns, Wordsworth, Coleridge, hätte mehr betont werden müssen. Oft vermissen wir auch eine gewisse Kritik diesen Dichtungen gegenüber. So kann man wirklich von Thomas Gray nicht sagen, daß er es verstehe, 'dem Bilde heimischer Landschaften den Duft schlichter Natürlichkeit einzuhauchen' (S. 96). Grays getragenes Pathos und schlichte Natürlichkeit — das ist ein direkter Gegensatz. Neben diesen Übertreibungen eines Beurteilers, der sich in seinen Gegenstand so vertieft, daß er zuweilen die Distanz dazu verliert, stehen feine nachfühlende Betrachtungen, z. B. über die Entstehung der Kunstruine, die sentimentale Mode, die Eigen-

art des Dichters des *Ossian*, die Bedeutung der Ballade für die melancholische Ruinendichtung u. a. Im einzelnen ist der Stil manchmal undeutsch oder hart. Konservativität (S. 16), Dissent (S. 67), Deprekativum (S. 121) sind keine deutschen Wörter; 'gesunden' kann nicht transitiv angewandt werden ('seine Finanzen zu gesunden', S. 20), 'manch eine' der alten Ruinen (S. 21), durch die Himmelswolken 'spießen' (*pierce through*, S. 38), eine Einstellung 'einnehmen' (S. 94), 'die Ehrwürde' als Abstraktum (S. 94) — das sind stilistische Härten; der Gebrauch der Abkürzungen v. a. = vor allem, i. a. = im allgemeinen ist wohl kaum statthaft. Ein Übersetzungsfehler findet sich auf S. 36: *regal* heißt nicht 'regelmäßig', wie der Verf. annimmt, sondern 'königlich'. — Ich möchte nun mit diesen kleinen Ausstellungen meine Besprechung nicht schließen, ohne noch einmal anzuerkennen, daß wir es hier mit einer gediegenen, gründlichen und trotz gewisser Mängel sehr aufschlußreichen und recht wertvollen Arbeit zu tun haben.

Berlin. Phil. Aronstein.

Lydgates 'Fall of princes', ed. H. Bergen (E. E. T. S. CXXI—III). London, Oxford University Press, 1924. LXV, 1044 S.

Kein Werk des fruchtbaren Chaucer-Schülers wurde so viel abgeschrieben, von Dichtern ausgebeutet und von der englischen Leserschaft als ein allgemeines Erbe ins Denken übernommen wie seine Bearbeitung der Prosaschrift von Boccaz, 'De casibus virorum illustrium'. Es ist weit mehr als eine Übersetzung; die französische Zwischenstufe bereits, bearbeitet von dem Cicero-Übertrager Laurence de Premierfait in zwei Fassungen, 1400 und 1405—09, war schließlich zu mehr als dem doppelten Umfang des Originals erwachsen. Der Engländer brachte noch seine persönlichen Empfindungen und Erwägungen hinzu, vertauschte die Prosa mit Stanzen und stellte dem Ganzen eine Widmung an den bekannten Bücherfreund Prinz Humphrey of Gloucester voran. Obwohl Mönch, hat Lydgate dem patriotischen Stolz auf die Kriegstaten seiner Landsleute unter Edward III. gegen Frankreich freien Ausdruck gegönnt und zugleich die Tapferkeit des Gegners nach der damaligen ritterlichen Gepflogenheit geehrt. Er hat natürlich es für seine Pflicht gehalten, möglichst viel über Laster und Tugend zu predigen; aber auch über die literarischen Vorbilder, die er bewunderte, spricht er am Schluß mit bemerkenswerter Offenheit und legt seinem geliebten Meister Chaucer mehrfach Lorbeeren auf das Grab. Manche Geschichten, die wir im 16. Jahrhundert als Theaterstücke wiederfinden, sind hier bereits popularisiert, z. B. die von Appius und Cambyses. Die Gesamtanlage des Werkes war überdies maßgebend für den 'Mirror for magistrates'. Wer endlich den Keimen der Shakespeareschen Vorstellung von der 'outrageous Fortune' nachspüren will, dürfte bei Lydgate am meisten Parallelen mit historischem Stoffe und philosophischer Form entdecken. Bergers Ausgabe ist daher hochwillkommen, und auch der Carnegie-Institution von Washington, die der E. E. T. S. die drei stattlichen Bände gespendet hat, gebührt der Dank der Anglisten in allen Ländern.

Gehen wir auf Einzelheiten ein, so ist vor allem hervorzuheben, daß wir es nicht mit einer kritischen Ausgabe zu tun haben. Der Text beruht auf der Hs. Bodley 263, deren Beschreibung man in dem allgemeinen Katalog der Bodley-Hss. nachlesen mag; die Hss. Brit. Mus. Royal 18. D. IV. und Harley 1245, teilweise auch Royal 18. B. XXXI, Harley 4203 und Rylands-Jersey wurden kollationiert; inwiefern noch andere mitbenutzt wurden, ist aus der kurzen Bemerkung S. XXIII nicht deutlich zu ersehen. Mit einer gewissen Folgerichtigkeit hat der Herausgeber auf ein

Kapitel über die Sprache verzichtet. Eine ausführliche Untersuchung des Metrums, die er uns bietet, führt über die schon bekannte und auch durch Schick bestätigte Kunstschwäche Lydgates nicht hinaus. Man ist daher auch nicht böse, daß Berger eine Einreihung des Werkes, das er wegen einer historischen Anspielung in das Jahr 1431 versetzt, in die literarische Entwicklung Lydgates so ziemlich unterläßt. Stoffreichtum und Morallehre standen für die Engländer des 15. Jahrhunderts im Vordergrunde; linguistische und stilistische Dinge blieben ungemein dem Zufall überantwortet. Getragen von diesen Verhältnissen, ist Berger auch von dem systematischen Aufbau der Einleitung abgewichen, wie er unter Furnivalls Leitung die Bände der E. E. T. S. charakterisierte.

Die Anspielungen auf Chaucer, die hier Lydgate einflocht, sind so bedeutsam, daß sie wenigstens der Rezensent nachprüfen muß. In bezug auf Text ist allerdings durch die Kollationierung der verschiedenen Handschriften nichts Nennenswertes zutage gekommen; namentlich steht 'Trophe' für 'Troilus', V. 284, fest (vgl. Skeat, Ch. II S. LIV). Aber inhaltlich fällt jetzt, im säuberlichen Volldruck, eine Art Widerspruch betreffs Chaucers Lyrik auf; im Prolog widmet nämlich Lydgate eine ganze Stanze seinen 'compleyntis, baladis, roundelis, virelaies', V. 352 ff., die zu hören und zu sehen 'ful delectable' sei, so daß man für diesen besten englischen Dichter billigerweise beten müsse; im Epilog aber sagt er: 'I nevir was aqueynted ... with the sovereyn balladys of Chaucer', V. 3405. Möglicherweise wollte Lydgate nur sagen, daß er kein professioneller Kenner von Chaucers Liebesgedichten war. — Gewicht ist ferner zu legen — gegenüber Skeat I S. LX — auf die Andeutung V. 3860 ff., wonach Dante in Italien, Vergil in Rom, Petrarca in Florenz und 'prudent Chaucer in Brutis Albioun' durch fürstliche Gunst erhalten wurden; das waren 'poor poetis', und nur 'fredam of lordshepe weied in ther ballaunce'; weil sie durch 'wisdam and science' sich auszeichneten, 'support of princis fond hem ther dispence'. Bei Chaucer dachte Lydgate natürlich an die Klage 'to his purse', besonders an die Geleitverse dazu, die an Heinrich IV. als 'conquerour of Brutes Albioun' unmittelbar nach dessen Thronbesteigung 1399 gerichtet und von sofortigem Erfolg begleitet wurden; wenn Lydgate diesen sofortigen und klaren Anschluß Chaucers an das aufsteigende Haus Lancaster als 'prudent' bezeichnet, so ist dies Urteil nicht leicht zu nehmen; gehörte doch auch sein eigener Gönner Gloucester diesem Hause an.

Es ist schade, daß sich Berger in keiner Anmerkung über die anderen englischen Dichter ausspricht, die Lydgate hier erwähnt. Wenn L. von Gower sagt, daß er 'in moral matter ful notable was', V. 3410, so klingt dies wie eine Erklärung zu Chaucers bekannter Widmung des Troylus an den 'moral Gower'. Sein Preis des Stroode in 'his philosophye', V. 4411, ist erläutert durch die Worte 'in parfyt lyvyng', und zugleich sieht Lydgate die höchste Frucht der Philosophie in 'pacience'; da kann man die Theorie, der Verfasser des schönen me. Gedichts 'Pacience' sei ein gelehrter Mann namens Stroode gewesen, wirklich nicht von der Hand weisen. Für das Nachleben des Richard Rolle und seines 'Prick of conscience' ist das Lobeswort Lydgates über ihn — 'contemplatyff of sentence', V. 3413 — ein klares Zeugnis. Wir haben so wenige kritische Äußerungen von me. Dichtern über dichterische Leistungen, daß man die von Lydgate desto sorgsamer nach allen Seiten studieren muß. Er suchte höfische Form mit klerikalem Inhalt zu vereinen, aber hielt sich als Geistlicher offenbar nicht für verpflichtet, Vornehmheit des Stils aufs strengste zu wahren.

Als Anhang erhofft man, wenn nicht Anmerkungen, so doch ein Namenregister. Man findet statt dessen einen Neudruck des 'Daunce of Machabree' von Lydgate, und zwar nach Tottels Ausgabe, kollationiert mit Hs. Harley 116 und teilweise mit Hs. Lansdowne 669. Daß eine Gedanken-

übereinstimmung zwischen diesem Gedicht und den 'Falls of princes' besteht, ist nicht zu leugnen; skeptischer als die Zeit des Chaucer stand die der Rosenkriege dem Feudalwesen gegenüber; auch stuft sich die Ordnung der Stände nach unten hin bis zum 'labourer' immer deutlicher ab. Mit Vergnügen sieht man die schönen Holzschnitte nachgebildet, mit denen der Verleger Tottel, weit über sonstigen englischen Geschmack hinaus, seine Käufer anzog. Aber es wäre doch recht viel noch zur Erklärung des Haupttextes selbst zu geben gewesen. Künftige Forscher dürften die Zurückhaltung Bergers eher schätzen als seine gegenwärtigen Leser.

Berlin. A. Brandl.

Macmath, W., The Gordons of Craichlaw. Ed. by Thomas Fraser. With a biographical sketch by Frank Miller. Memorial volume. Dalbeattie, Fraser, 1924. VIII, 108 S., with two appendices.

Macmath (1844—1922) gehörte zu den eifrigsten Förderern von Childs Balladenausgabe, und es ist verdienstvoll von Frank Miller, dem fleißigen Lokalforscher von Dumfrieshire, daß er sein Andenken durch den vorliegenden Erinnerungsband pflegt und ehrt. Durch Rechtsstudien war Macmath in das schottische Altertum eingeführt worden. Er schaffte sich eine reichliche Hausbibliothek an. Mutter und Schwester von ihm waren sehr bewandert in Volksballaden, und so war es ihm möglich, als Prof. Child seine 'English and Scottish popular ballads' herausgab, ihm vielfach an die Hand zu gehen. Mit Interesse liest man die Aufzeichnungen, die sich darauf beziehen. Noch mehr: er legte eine Liste für die Balladenquellen an, die für Child flossen, vielfach mit persönlichen Einzelheiten, so daß wir über die Vertrauenswürdigkeit dieser Balladenzeugen ein Urteil gewinnen. In den 'Publications of the Edinburgh Bibliographical Society' war seine 'Bibliographie of Scottish popular ballads in ms.' bereits 1891—93 gedruckt worden; aber sicherlich wird sie durch den Abdruck Frank Millers im vorliegenden Bande viel zugänglicher. Wir haben es also hauptsächlich mit einer Ergänzung zu Child zu tun, und schon deshalb sollte Frank Millers Werk, das überall von großer Heimatliebe zeugt, bei uns nicht übersehen werden. — Inzwischen hat Frank Miller, der hauptsächlich durch seine 'Poets of Dumfriesshire' bekannt ist, auch eine 'Bibliographie of the parish of Annan' herausgegeben, 'with biographical memoranda respecting the authors catalogued', Dumfries, in 'Transactions of the Dumfrieshire and Galloway Natural History and Antiquarian Society' 1925, 91 S.; mit großer Umsicht hat er darin wohl 90 Lokalautoren verzeichnet, und schon daß George Neilson, der ausgezeichnete Bruce- und Huchown-Forscher, unter ihnen erscheint, muß uns veranlassen, das äußerlich bescheidene Städtchen Annan zu respektieren. Solch geistige Fruchtbarkeit hing offenbar mit den Schulen zusammen, über die der Ort verfügt, und mit seinen verhältnismäßig zahlreichen Zeitschriften, von denen uns Frank Miller eine Liste beifügt. Wenn Annans geistige Vergangenheit durch Frank Miller so rührig ausgegraben und hochgehalten wird, kann dies nicht ohne die günstigste Wirkung auf die dort heranwachsende Jugend verbleiben.

Berlin. A. Brandl.

Pollard, Alfred W., The foundations of Shakespeare's text. (British Acad. Shak. lecture 1923.) 18 S. [Hier kurzer Auszug:]

Die Kritik der Quartoausgaben der Einzeldramen Shakespeares gewann durch die Zusammenstellung der auf ähnliche Weise behandelten Texte. Für

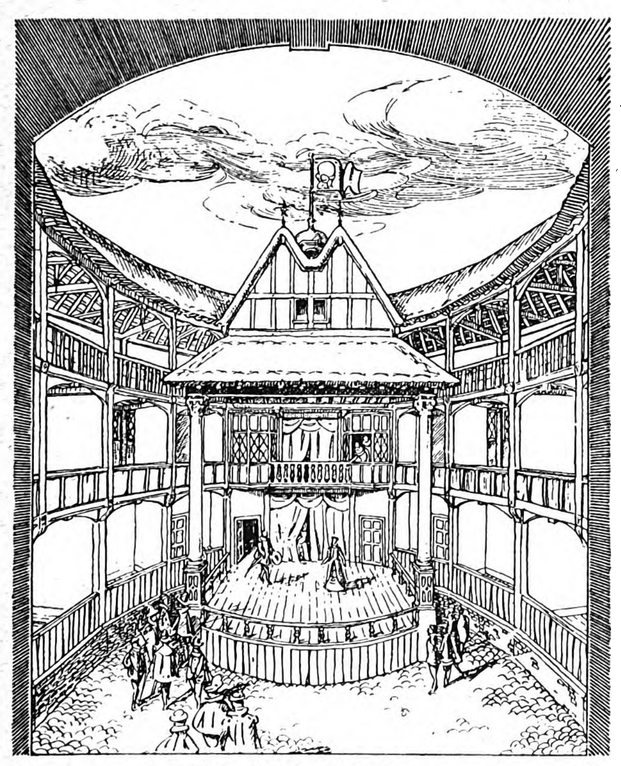
die Foliosammlung von 1623 dagegen vollendete sie wenig Abschließendes. Was waren deren Quellen? Unter den 1594—1622 gedruckten 44 Ausgaben von 16 Einzeldramen Sh.s variieren die Neudrucke stark vom Erstdruck; nirgends erweisen die Varianten sicher des Dichters Feder oder das Wort seiner Darsteller; sie schalten also bei Textherstellung aus. (Nur ausnahmsweise mag eine Zweitausgabe eine Originalkorrektur ersten Bogens wiedergeben, die nachgetragen war, nachdem dieser im uns erhaltenen Exemplar des Erstdrucks abgezogen war.) Solche Neudrucke, auch mit Fehlern, wurden aber benutzt für die Folio. Diese enthielt sich der Benutzung der 'schlechten' und bald ersetzten Erstdrucke von *Romeo*, *Henry V*, *Wives* und *Hamlet*, deren gute Stellen wohl vom Diebstahl eines Schauspielers herrühren. Die übrigen 14 Quartos dürfen als 'gut' und teilweise aus Sh.s Autograph gedruckt gelten. Solches gaben Dramatiker damals erst dem Zensor, dann als Souffleurbuch dem Theater und der Druckerei. Daß dann der Druck als Soufflierbuch diente, ist für *Midsummer* beweisbar. Die Folio benutzt von den guten Quartos nicht immer die erste Ausgabe und für *Richard III* eine überschätzte Handschrift. Trotz des Globe-Brandes 1613, der Theaterbücher vielleicht verzehrte, und trotz der späten Entstehung des Foliodrucks hält Vf. dessen Text getreu (gegen Dr. Johnson) und vollständig. Denn von einem etwa verlorenen Stück Sh.s besteht keine Spur. Aus Rollenbüchern stellte die Folio *Gentlemen*, *Wives*, *Winter* her; diese Vorlagen können nicht autograph gewesen sein und enthielten vielleicht unechte Stegreifeinlagen. Aber für andere in Quarto nicht erschienene Stücke kopierte die Folio je eine Handschrift eines vollständigen Dramas; z. B. *Henry VI* stellt drei Souffleurbücher dar. — Auch gab es Drama-Reinschriften im Privatbesitz und Liebhaber solcher Theaterbibliothek. Solche Herkunft erklärt die reiche Bühnenanweisung im *Tempest*. — Allerdings aber wurden Sh.s Stücke weit kürzer aufgeführt, als er sie geschrieben hatte: der ganze *Hamlet* läßt sich nicht in 'zwei (bis drei) Stunden' geben. Vom *Lear* fehlen etwa 80 Zeilen der Folio und 100 andere der Quarto: vielleicht also nur durch unauthentische Auslassung lauten die Szenen in *Antony* so kurz. Wahrscheinlich benutzte die Folio lieber das Bühnenbuch als des Dichters Autograph. Die Kürze mancher Stücke erlaubt aber andere Erklärung: Bestimmung für die Provinz, Private, den Hof, oder die für Winternachmittag oder Sonntag beschränkte Zeit. Manches ursprünglich längere Stück wie *Tempest* und *Macbeth* scheint gekürzt, vielleicht nicht durch Shakespeare. Und manches Unechte mag eingeschoben sein, so teilweise Hexenverse in *Macbeth*, des Narren Prophezeiung in *Lear*. — Die Hauptschuld an der Unvollkommenheit unseres Textes trägt Shakespeare selbst: er hätte seine Werke zu edieren Macht, Geld und Zeit gehabt. Der Dramatiker pflegte aber seine Schöpfung damals einer Truppe zu verkaufen; als deren Mitglied hatte Sh. einst fremde Dichtung überarbeitet. Im Alter überließ er nun ebenso die eigene Dichtung dem Theater zum beliebigen Gebrauch. Im Gegensatz zu ihm sorgte ein auf seine Originalität Stolzer und doch viel Kleinerer für die Sammlung der eigenen Werke: Ben Jonson. Shakespeare baute wie mancher Baumeister von Englands Größe seinen dramatischen Ruhm fast unbewußt auf.

Berlin. F. Liebermann.

Cowling, G. H., A preface to Shakespeare. London, Methuen, 36 Essex street. 164 S., 8 Illustr. 5 s.

Der Nachfolger Moormans an der Universität Leeds bietet nicht eine systematische Biographie, doch allerlei bemerkenswerte Beobachtungen und Urteile. Gleich im ersten Kapitel bei der Beschreibung von Shakespeares England hebt er hervor, daß die Heckenreihen, die man heute als typisch für englisches Binnenland bezeichnen kann, damals noch fehlten; daß jedes

Dorf in wirtschaftlicher Hinsicht a self-supporting unity war; daß die ernsteren Geistlichen sich bemühten, wenigstens einen Teil der erziehlichen und humanitären Arbeit zu retten, die von der alten Kirche geübt wurde; daß



The Globe Theatre
'A conjectural restoration of the stage by G. Topham Forest
(G. H. Cowling, Preface to Shakespeare p. 18)

die von der Londoner Brücke gestaute Themse wie ein Binnensee — oder eine Lagune — Hunderte von Bootsleuten beschäftigte, um Leute überzusetzen, denen die Straßen zu grob gepflastert und die federlosen Fuhrwerke zu hart waren; daß die Männer in breiten Halskrausen, samtenen Röcken und mit Juwelen geschmückt, oft sogar mit Ohrringen daher stolzierten, während die Frauen sich noch extravaganter kleideten und dergl. Weit entfernt, die Wirklichkeit zu verschönern, ist Cowling vielleicht zu skeptisch, wenn er den Landadel 'ignorant of all the arts save farming, heraldry, and law' nennt, denn beim Durchwandern der Dörfer stößt man noch heute auf viele Kirchen mit hübscher Architektur und sehenswürdigen Grabmälern. — Unter der Überschrift 'The Elizabethan Theaters' spricht er rückhaltlos, wie selten ein anderer Engländer, von der Dreifelderbühne. Die Oberbühne hat er zwar im Texte nur als 'balcony' bezeichnet; in einem beigefügten Phantasiebilde aber enthält sie drei hohe Zimmer. Den Vorhang, 'traverse' genannt, läßt er im Texte vor der Hinterbühne — 'recess or inner

chamber' — hängen; in der Abbildung aber sieht man ihn vor der Hinterbühne und der Oberbühne. Obwohl Cowling bei seiner Gestaltung von Bühne und Vorhang nur von den vorhandenen Bildern der akademischen und privaten Bühnen ausgeht, schreibt er diese Einrichtungen ohne weiteres auch den öffentlichen Theatern zu. Ganz kurz nur handelt er von den privaten Theatern, denen er überdies 'scenery, consisting at least of wings and painted back-cloth', gönnt, S. 22. Eine weitere Bühnenart ist ihm 'the court-stage': er beschreibt sie als 'built up in sections or houses to fit the scenes of the play, with painted scenery and profuse properties'; so wie das Stück sich entwickelte, zogen die Spieler aus einem Haus ins andere, S. 23. Es wäre interessant, zu erfahren, worauf sich diese Annahme bezieht; vermutlich stützt er sich dabei auf die von Feuillerat gedruckten Hofrechnungen, und es fragt sich nur, ob diese Ausdeutung, die man als die synoptische bezeichnen kann, die einzig mögliche ist. Kap. 3: 'The life of S.' handelt unter anderem von seiner Belesenheit; die mehr weit als intensiv genannt wird. Was die Lateiner betrifft, durfte man eher das Umgekehrte behaupten. Geheiratet hat Shakespeare 'in haste and repented at leisure' ohne das Einverständnis seiner Eltern, S. 26. Vielleicht war es sogar 'domestic unhappiness', die ihn nach London trieb. Dem Bericht des Rowe, dem einzigen, den wir über diese Dinge haben, hat also Cowling nicht geglaubt. Die Sonette versetzt er größtenteils zwischen 1597 und 1600 und findet dementsprechend nicht bloß die schwarze Dame, sondern auch den Freund 'unknown to fame'. Viele der Sonette seien wohl überhaupt nur 'literary exercises', S. 39. An eine Periode der Umdüsterung glaubt er nicht; der Dichter wandte sich von der Komödie zur Tragödie einfach, weil er erstere satt hatte, S. 39. — In der Zeitbestimmung der Stücke, Kap. IV, läßt sich Cowling von metrischen Anzeichen gar nicht führen; Buchdruckerdaten sind ihm am wichtigsten. In der Kritik der Dramen wie der Gedichte überläßt er sich seinem Geschmack; die Quellen werden hintereinander aufgezählt. Als ziemlich unecht gelten ihm aus ästhetischen Gründen 'Titus', die drei Teile von 'Heinrich VI.', die 'Widerspenstige' und 'Heinrich VIII.', vielleicht auch 'Timon'; Einzelheiten mag Shakespeare darin gebessert haben, S. 129. Die Absicht, von der sich Shakespeare als Dichter durchgehends leiten ließ, war nicht didaktisch, wie bei Spenser oder Milton, auch nicht bloß wirtschaftlich; Ruhm und Ehre schwebten ihm vor, aber das Urteil der gebildeten Zuschauer war der Leitstern, S. 127 f. Dürftig ist die Bibliographie am Schluß; sie beschränkt sich auf 24 Bücher, darunter ein einziges von einem Nichtengländer: Brandes.

Berlin. A. Brandl.

Wentscher, E., Englische Philosophie. Ihr Wesen und ihre Entwicklung. Leipzig, Teubner, 1924. 140 S.

Zu den bisher erschienenen Teilen des von W. Dibelius geplanten Handbuches der englisch-amerikanischen Kultur (bisher erschienen: O. Baumgarten, Religiöses und kirchliches Leben in England; H. Levy, Die engl. Wirtschaft; C. Brinkmann, Gesch. der Vereinigten Staaten von Amerika) gesellt sich jetzt Wentschers Abhandlung über Wesen und Entwicklung der englischen Philosophie. Dieser Beitrag ist ebenso wertvoll wie willkommen, da ohne eine über rein enzyklopädisches Wissen sich erhebende Kenntnis der englischen Philosophie uns Kontinentalen die Denkart des Inselvolkes rätselhaft bleibt.

E. Wentscher hat durch ihre früher erschienenen Forschungsarbeiten (u. a. Der Wille, Versuch einer psychologischen Analyse; Grundzüge der Ethik, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Probleme; Geschichte des Kausalproblems) den Beweis erbracht, daß sie für eine so vorwiegend ethisch orientierte Philosophie, wie die englische es seit Bacon ist,

die notwendige Einstellung besitzt. Einleitend wird der empiristische Grundzug der englischen Philosophie schon bei dem Franziskaner Roger Bacon nachgewiesen, bei dem trotz der rein scholastischen Gedankenwelt, die ihn umgibt (c. 1220), im Keim alles vorhanden ist, 'was die spätere Entwicklung der englischen Philosophie zur Darstellung bringt, der Ausgang von der Erfahrung, die Hochschätzung von Mathematik und Naturwissenschaft und der Versuch, mit den Ergebnissen der Forschung dem praktischen Leben zu dienen'. In dem das gesamte Mittelalter erfüllenden Kampf um die Universalien sind es wiederum zwei Engländer, Duns Scotus (c. 1270) und Wilh. v. Occam (c. 1300), die, die Realität jener bekämpfend, an Stelle der logisch-metaphysischen Problemstellung die psychologische setzen und für die Trennung von Glauben und Wissen eintreten. Damit war der englischen Philosophie die Selbständigkeit gewonnen.

Kapitel I geht der Behandlung des psychologischen und erkenntnistheoretischen Problems im 17. und 18. Jahrhundert nach. Im zweiten Kapitel legt W. den Entwicklungsgang der englischen Ethik in derselben Zeit dar. Das bedeutet äußerlich eine Zerreißung der Lehrgebäude der einzelnen Philosophen. Anderseits gewinnt die Analyse an Geschlossenheit der Linienführung.

Voran steht eine Würdigung Francis Bacons, des 'Vaters' der englischen Philosophie. Wentscher sieht mit Recht in ihm weniger den Schöpfer eines geschlossenen Systems als den großen Anreger, den Verteidiger der Induktion, der sich aber klar darüber ist, daß 'der auf einfache Aufzählung von Tatsachen sich stützende Induktionsbeweis nur unsichere und zufällige Resultate zeitigen kann, die jederzeit durch entgegengesetzte Erfahrungen widerlegt werden können'. Wie nun aber? Bacon findet die Lösung nicht. Daß der Grund in seiner schiefen Einstellung zu den Naturwissenschaften, besonders in seiner Ablehnung der Mathematik liegt, hebt W. hervor. So hat Bacon die Füße doch nicht ganz aus dem mittelalterlichen Boden freizumachen vermocht. Doch hat er das Verhältnis zwischen Religion und Wissen ein für allemal scharf bestimmt: mit Bibel und Offenbarung hat sich die Kritik nicht zu befassen.

Die Bacon abgehende naturwissenschaftliche und mathematische Schulung besitzt Hobbes in hohem Maße. Dieser unerbittlich logische Denker löst den Dualismus des Descartes entschlossen in einer Einheit auf und erklärt auch das Seelenleben für mechanisches Geschehen. Seiner materialistischen Weltanschauung entnimmt er die Normen für unser Handeln. Freilich kann diese Weltanschauung nur phänomenalistisch sein, da wir die Dinge nur so aufzufassen vermögen, wie sie uns erscheinen. Hobbes glaubt an einen Gott; aber die Religion ist ihm 'nichts anderes als staatlich organisierter Aberglaube'.

Wie Bacon und Hobbes den Boden für die Aufklärung bereiten, wie nach Natur-Recht und -Religion gesucht wird, wie Toleranz und Humanität zuerst Einfluß auf den englischen Staat gewinnen, zeigen die folgenden Seiten. W. unterläßt auch nicht, die Vertreter der auf Intuition sich stützenden Weltanschauler zu erwähnen: Cherbury und die Schule von Cambridge.

Was noch fehlte, eine Untersuchung der Kräfte und der Tragweite unseres Verstandes, das macht sich John Locke zur Aufgabe. Er erkannte dem menschlichen Geist keine angeborenen Ideen, wohl aber die Fähigkeit zu, Vorstellungen und Erkenntnisse zu erwerben. Aber mit seiner Unterscheidung der 'sensations' und 'reflexions' rückt Locke durchaus von der rein mechanistischen Auffassung des Hobbes ab. Dem Grundproblem freilich, wie weit 'dem in Vorstellungsverbindungen und im Denken geschaffenen Weltbild objektive Geltung' zukomme, hat Locke keine Antwort gefunden. Ebensowenig wird er mit dem Sub-

stanzbegriff fertig. Auf die Inkonsequenzen, in denen Locke steckenbleibt — und die er mit anderen englischen Philosophen teilt, wenn sie auf Erkenntnis, die über die Erfahrung hinausgeht, einfach verzichten und doch etwas über die primären Eigenschaften der Körper sagen wollen —, geht W. nicht ein.

An Shaftesburys, uns Deutschen so unendlich sympathischer, im übrigen aber unenglisch gedachter, Weltanschauung vorübereilend, wendet sich W. dem Philosophen zu, der die Synthese von Lockes Erkenntnistheorie und den Fragen der Metaphysik sucht und findet: Bischof Berkeley. In dem warmen Ton der verhältnismäßig umfangreichen Analyse von Berkeleys Lehre drückt sich wohl das Interesse der Verfasserin für diesen Idealisten unter Englands Philosophen aus.

Steht Berkeley unserem kontinentalen Denken nahe, so steht der Nichts-als-Empirist Hume wieder als der typische englische Philosoph da, der Religion und Metaphysik von sich weist. Sein Versuch, den Kausalbegriff zu erklären, wird von W. gebührend gewürdigt, der Grund, weshalb seine Analyse der Erkenntnisprobleme unfruchtbar bleibt, in der den Engländern eigenen Einseitigkeit der Methode richtig erkannt.

Humes, des 'größten negativen Denkers aller Zeiten' Stärke in der Kritik, im Zweifel an aller Überlieferung hat nichts Erwärmendes für uns. Daß er wie Bacon einer Kritik der Religion ausweicht, erweist nicht gerade Mut. Kein Wunder, wenn die von Schottland ausgehende Lehre vom 'angeborenen common sense', der uns schon das intellektuell Wahre und Falsche erkennen lassen wird, dem englischen Denken die erwünschte Beruhigung brachte. Für die Erkenntnis der Wesenart des englischen Denkens ungleich wichtiger als das Eindringen in die theoretische Philosophie unserer 'Vettern' ist es, den Entwicklungsgang ihrer Ethik zu verfolgen. Hier offenbart sich der wahre Charakter dieses 'Bauernvolkes', dem das Sittlich-Gute gleichbedeutend mit dem Nützlichen ist. Von Bacon, dem 'alles menschliche Wissen dem Nutzen der Menschheit' zu dienen hat, führt der Faden zu Hobbes, dem zweifellos bedeutendsten und mit größter Konsequenz systematisierenden englischen Ethiker. W. erkennt richtig, daß die Erklärung der Hobbesischen Lehre in den traurigen Erfahrungen jener wildbewegten Zeit liegt, einer Zeit, die wir heute besser als zuvor begreifen können. Hobbes' Leviathan sei leitenden und kommenden Staatsmännern immer wieder zum Studium empfohlen. Nur die unumschränkte Staatsmacht vermag den immer wieder hervorbrechenden Trieb des Stärkeren, seinen Willen durchzusetzen, zum Heil des Ganzen zu bändigen. W. arbeitet die völlig utilitaristische Grundlage der Hobbesischen Moral vortrefflich heraus. 'Gut ist alles, was das Leben und den Nutzen fördert, böse und unrecht, was das Leben und den allgemeinen Nutzen bedroht.' 'Alles menschliche Handeln entstammt der Selbstliebe.' 'Die vielen nur auf das eigene Wohl gerichteten Triebe dem Allgemeinwohl nutzbar zu machen', ist Aufgabe des Staates, der sich zu diesem Zweck auch der Staatskirche bedient.

Gegen die fast brutale Konsequenz dieser Ethik mutet die mehr liberalisierende des Locke als schwächlich an. Hatte Hobbes als Träger seiner Staatssouveränität sicherlich Cromwell vorgeschwebt, so setzt Locke, der Rechtfertiger der 'glorreichen Revolution', als Souverän das Volk ein.

Lockes Pädagogik, Rousseaus Berührung mit ihr, die charakteristischen Unterschiede beider in der Zielsetzung werden etwas kurz abgetan, wie überhaupt der bis heute maßgebendste englische Ethiker bei W. dem Enthusiasten Shaftesbury gegenüber etwas kurz wegkommt.

Mandevilles Bienenfabel sollte von allen deutschen Lesebüchern aufgenommen werden. Sie würde dem bei uns Deutschen so schwer ausrottbaren Utopismus wirksam zu Leibe gehen.

Auf den Ethiker Hume, der in dem allgemeinen Wohl den Maßstab für den moralischen Wert einer Handlung sieht, folgt eine kurze Zusammenfassung der Theory of Moral Sentiments von Adam Smith, desjenigen Werkes, in dem die theoretische Ethik der Engländer ihren Kulminationspunkt erreicht. Aber es ist bezeichnend für den nüchternpraktischen Sinn dieses Volkes, daß es Smith nur um seines volkswirtschaftlichen Werkes willen schätzt.

Die immer machtvoller sich durchsetzende Industrialisierung Englands im 18. Jahrhundert findet ihren Reflex in den immer verwickelter werdenden sozialen Problemen der Zeit. Dementsprechend nimmt die praktische Ethik einen immer englischer betonten Charakter an.

Methodologische Gründe lassen W. die Theoretiker des Empirismus voranstellen, obwohl sie auf dem Praktiker Bentham fußen.

J. St. Mill ist der größte englische Philosoph des 19. Jahrhunderts, der Vollender des englischen Empirismus. Aber seine rückhaltlose Ehrlichkeit gegen sich selbst hat ihn vor Doktrinarismus, hat ihn vor der Aufstellung eines Systems bewahrt. Trotzdem war sein Einfluß auf das Denken seiner Zeit ungeheuer und wird es bleiben. Die Seiten, die W. ihm widmet, gehören zu den bestgeschriebenen des Buches. Eingehende Beschäftigung gerade mit dem Problem des Empirismus befähigt sie, das Werk des ebenso umfassenden wie tiefgründigen Philosophen kritisch zu untersuchen, die mannigfachen Widersprüche in seiner Gedankenführung, Widersprüche, die mit Recht auf das Fehlen eines einheitlichen Systems zurückgeführt werden, aufzuzeigen. Und doch wäre es von hohem Wert gewesen, wenn wir von dem hochsinnigen Mann einen praktischen Niederschlag seiner Philosophie in einem Werke erhalten hätten, in dem er selbst den Abschluß aller Philosophie erblickte: einem System der Gesellschaftslehre.

Was der von Mill verehrte J. Bentham auf dem Gebiete der praktischen Ethik geleistet hat, wie dieser selbst so philanthropisch gesinnte Mann seine Ethik auf Selbstsucht aufbaut, wie völlig aber doch seine Lehre Ausdruck der englischen Gesinnung ist, wird von W. erschöpfend dargelegt. Der Irrtum der englischen Ethik liegt in der Gleichsetzung von Sittlichkeit und Zweckmäßigkeit einer Handlung.

Der hohe, vorurteilsfreie, allem Doktrinarismus abholde Sinn Mills offenbart sich in seinem Essay 'On Representative Government', der uns gerade heute sympathisch anmutet. Bei aller Hochschätzung der individuellen Freiheit ('On Liberty') ist Mill nicht blind gegen die von der geistigen Mittelmäßigkeit der Masse her drohenden Gefahren, die besonders in einem allgemeinen, gleichen Wahlrecht liegen. Hier kann nur der gesetzlich legitimierte Einfluß höher gearteter Persönlichkeiten wirksamen Schutz verleihen. Deutet diese Überzeugung Mills darauf hin, daß an der Glückseligkeitstheorie etwas faul und eine Reform geboten sei, so darf in dem immer breiter, immer stärker wogenden Strom der Nützlichkeitsethik dem Kampf Carlyles gegen die Tendenz des Laissez faire, laissez aller noch immer nicht das Symptom einer Unterströmung, sondern nur einer singularen Erscheinung beigemessen werden. Die letzten zehn Jahre haben den Beweis erbracht.

Mit dem Entwicklungsgedanken gewinnt die Philosophie im allgemeinen, die englische im besonderen einen neuen Ausgangspunkt. Wieder steht diese vor der Notwendigkeit, Religion und Wissen miteinander in Einklang zu bringen. Dadurch bekommt sie die metaphysische Note wieder, die seit Bacon nicht mehr geklungen hatte. Spencer sieht hinter der Welt der Erscheinungen das Absolute, das aber lediglich Gegenstand des Glaubens sein darf. W. sieht aber mit Recht Spencers Eigenart nicht in seinen erkenntnistheoretischen Gedanken, sondern in der Anwendung,

die er dem Entwicklungsgedanken auf den Gebieten der Biologie, Soziologie und Psychologie gegeben hat. W. weist darauf hin, daß Spencers Beweisführungen, wenn auch großzügig, doch nicht immer zwingend sind, daß oft die Hypothese im Gewand der Tatsache auftritt, der sachlichen Analyse die Konstruktion zu Hilfe kommt.

Mittels seiner genetischen Methode hoffte Spencer die bis dahin mißlungene Synthese von Egoismus und Altruismus herzustellen. Wie oberflächlich seine Beweisführung ist, wird von W. gebührend bestätigt.

Das Bestreben, 'den Unterschied zwischen Materie und Geist zu verwischen, und anderseits den Entwicklungsgedanken mit den Forderungen des religiösen Gemüts zu versöhnen', führt zu dem wunderlichen Agnostizismus von Tyndall und Huxley.

Hat der englische Empirismus seinen Höhepunkt überstiegen? Hat er sich überlebt? Sucht die englische Philosophie aus innerer Notwendigkeit die Rückkehr zum Idealismus? Tatsache ist, daß Hegels System in England eifrig studiert, Kant übersetzt und kommentiert wird.

In einer Schlußbetrachtung stellt W. die starke Wirkung fest, die der englische Empirismus dauernd auf das Ausland, nicht zum mindesten auf Deutschland ausgeübt hat. Wenn die englischen Denker kein System aufgestellt haben, so hat sie 'die Furcht, um der Konsequenz willen die Tatsachen irgendwie zu biegen, und die Scheu, sich von den gegebenen Tatsachen zu entfernen', davon abgehalten. Der durchaus auf das Praktisch-Nützliche gerichtete Grundzug des englischen Volkscharakters hat ihren Philosophen die Bahn verengt, aber dafür sie auch befähigt, auf schmalem Pfade zu hohen Leistungen aufzusteigen.

Wentschers Darstellung der englischen Philosophie darf als eine gelungene Leistung bezeichnet werden. Sie wird dem Lernenden ein sicherer Wegweiser sein, dem Wissenden manche Anregung bieten. Vielleicht hätte die innige Verknüpfung der englischen Ethik mit dem innerpolitischen und wirtschaftlichen Entwicklungsgang des Volkes, bei dem die innere Abhängigkeit beider voneinander so klar und deutlich wie nirgendwoanders hervortritt, schärfer herausgearbeitet werden können. Denn hier ist die letzte Erklärung für die uns Kontinentale immer wieder in Erstaunen setzende Einheitlichkeit der englischen Weltanschauung zu suchen. Der Evolutionsgedanke hat, so geeignet er anfänglich schien, den Glauben zu erschüttern, dem Engländer eine Steigerung seines Optimismus geschenkt. Ich vermag daher auch nicht zu glauben, daß die neuerliche idealistische Bewegung in der englischen Philosophie über gewisse Kreise hinaus sich Geltung verschaffen wird. Der Engländer ist Empirist, oder — er ist kein Engländer mehr.

Berlin. H. Gade.

Markus, H., Die Entstehung von 'Rule Britanna'. Ein Beitrag zur Psychologie der Engländer. (Auch Anglia, Beibl. XXXVI.) Halle, Niemeyer, 1925. 78 S.

Die Arbeit enthält mehr und weniger, als ihr Titel verspricht. Mehr insoweit, als nicht nur die Entstehungsgeschichte des bekannten Gedichtes von Thomson geboten wird, sondern auch wertvolle Einblicke in des Dichters Werden und Stellung zu den politischen Tagesfragen, ja darüber hinaus eine umfassende Darstellung der politischen Schlagworte von 'englischer Freiheit' und der 'meerbeherrschenden Britannia'; weniger, insoweit als sie eben nur ein 'Beitrag' zur Erklärung einer Seite des englischen Volkscharakters ist, der sicherlich nicht überschätzt werden darf

und vielleicht mehr durch die geschichtliche Entwicklung bedingt ist, als ihm von vornherein eigen.

Die ersten drei Kapitel behandeln die Entstehungsgeschichte des Gedichtes in bezug auf den Dichter: das erste die äußere Entstehungsgechichte, es bildete den Höhepunkt eines am 1. August 1740 in Clievedon bei Windsor vor dem Kronprinzen Ludwig aufgeführten Maskenspieles 'Alfred'; das zweite stellt es in die innere Entwicklung des Dichters, der, zuerst Naturdichter, zum Imperialisten wird, als er Hofmann wird; das dritte endlich erklärt Thomsons Stellung zur Zeitpolitik, in die er durch sein Gedicht in dem Sinne eingreift, als er sich gegen Walpoles Friedenspolitik zugunsten patriotischen Kriegstaumels wendet. Nun wäre es allerdings wichtig gewesen, den Quellen des imperialistischen Gedankens nachzugehen. Er wird getragen von der Opposition gegen das Whig-Ministerium Walpole, die den allmächtigen Minister durch Angriffe auf seine Außenpolitik stürzen wollte, um seine schrankenlose Parteiherrschaft im Inneren durch eine solche ihrer Partei abzulösen. Der Gegensatz zwischen Walpoles Gedankengängen und der Opposition ist eigentlich der alte zwischen den Stapelkaufleuten und den 'merchant adventures': erstere darauf bedacht, ihre Monopolstellung durch Handelsverträge zu bewahren, letztere auf fremde Gebiete vordringend. Auch Walpole gab sich damit zufrieden, Englands Wohlstand in friedlicher Entwicklung auf den gewohnten Bahnen sich vermehren zu sehen, die Gruppe um den Prinzen von Wales, der Thomson nahetrat, will durch Kriegspolitik die dem englischen Handel reservierten Gebiete vergrößert sehen — die damals herrschende merkantilistische Wirtschaftslehre stempelte ja von vornherein in allen Staaten Europas und ihren Kolonien nicht staatlich geschützten Handel zu Schmuggel, und Handelsfreiheit zu verlangen, lag noch nicht im gewöhnlichen Gedankenkreis. Es wäre nun sicher wertvoll, zu erforschen, ob diese neue Welle von Ausbreitungstendenz in England allein entstanden ist, oder ob da auch kontinentales Muster maßgebend war. Letzteres scheint mir wahrscheinlich, die Erklärungen des Verf. S. 26 ff., die sie allein aus der 'verrotteten' Regierung Walpoles und der natürlichen Opposition gegen seine Mißerfolge in äußerer Politik herleiten will, befriedigen nicht ganz. Auch hierbei betont er m. E. die Benutzung und Erregung imperialistischen Patriotismus durch die Opposition, um Walpole zu stürzen, zu wenig. Thomson gab sich zum Werkzeug her, weil er dadurch eine gesicherte Stellung zu erreichen glaubte. Wieweit er mit dem Herzen dabei war, ist nicht ersichtlich.

Kapitel 4 und 5 sind rein historisch. Das erste geht dem auch von Thomson für die Zwecke der Erregung patriotischer Begeisterung verwendeten Schlagwort von der britischen Freiheit nach, hier ist die vage Begriffseinstellung und die Verbindung mit dem seit der Humanistenzeit den Gelehrten und Dichtern vorschwebenden verklärten römisch-republikanischen Freiheitsideal, wie sie es aus Ciceros Schriften oder Tacitus herausgelesen hatten, sehr gut herausgearbeitet. Das letzte Kapitel endlich behandelt die Allegorie 'Britannia', die ja in Thomsons Gedicht als meerbeherrschende Göttin auftritt. M. geht dem Auftauchen dieser Figur in darstellender Kunst und in der Literatur nach, findet sie bereits auf römischen Münzen, die durch Addison wieder bekannt geworden waren, dann aber auch auf englischen seit 1628. In der Literatur kann er die Allegorie seit der Vereinigung der britischen Reiche unter einem Herrscher zuerst in einem Festspiel 'Die Siegesfreuden der wiedervereinten Britannia' von Anthony Munday (1603) nachweisen. Thomson hat also mit seiner Allegorie der meerbeherrschenden Göttin nichts Neues geschaffen, er hat einer geläufigen Vorstellung nur packenden Ausdruck verliehen.

Innsbruck. Karl Brunner.

Dibelius, Wilhelm, England. Leipzig und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1923. XVI, 422; VIII, 276 S.

Dieses hervorragende Werk verdient von jedem, der über der Erde mächtigstes Reich und verbreitetste Kultur sich unterrichten will, sorgfältiges Studium. Band I behandelt nach der Reihe: England und British empire, Volksschichten, Wirtschaft [viel zu kurz], Arbeiter, Volkscharakter, Parteien, Parlament, Verwaltung, Recht und Presse [letzterer Abschnitt ist besonders gelungen; nur die ökonomische Seite wird vernachlässigt]; Bd. II: Kirche und Erziehung, mit einem höchst dankenswerten, sonst nur von einem Theologen und Pädagogen zu erwartenden, für ein allgemeines Kulturbild vielleicht übertriebenen Reichtum an Einzeltatsachen und allgemeinen Ideen [erst vielleicht künftig wird Volksbildung die Nationalkultur stärker beeinflussen]. Die also zum vollständigen Kulturbilde fehlenden Linien aus Geistes- und Naturwissenschaft, Kunst und Dichtung behält der gerade als Literarhistoriker 19. Jh.s bewährte Verfasser vermutlich Sonderdarstellungen vor. — Mit ausgedehnter und tiefer Kenntnis von verschiedenen Lebensgebieten und Menschenschichten, teilweise aus eigener Anschauung, vereint Dibelius die Fähigkeit, kraft geistvollen Vergleichens und hohen ethischen Maßstabes auch das ihm Fremde oder in sich Widersprechende philosophisch zu ergründen, zu systematisieren und unparteilich zu beurteilen; mit historischem Instinkt greift er aus der Fülle der Erscheinungen das Wichtige, oft e i n erhellendes Beispiel heraus: und er kleidet erschöpfende Gelehrsamkeit und abstraktes Durchdenken in gefällige Anmut. [Skeptiker mögen vielleicht bemängeln, daß zu oft Kultur als einheitliches Ideenwesen auftritt, wo es sich bloß um die Summe von Ethik, Religion, Wissenschaft, Kunst, Technik und anderen Erscheinungen des nicht immer nur besonders englischen Geistes handelt.] Selten nur marschieren trockene Paragraphen aus Kollektaneen nach Art des Lehrbuchs auf; häufige Wiederholung erheischte wohl der Wunsch leichter Volkstümlichkeit; der Ausdruck sinkt nie zur Zeitungsphrase, mißglückt gänzlich fast nirgends [der Brite stehe zum Staat wie Dominion zum Empire; die Presse sei unbestechlich] und entgeht der essayistischen Gefahr der Überspitzung zugunsten des Nachdrucks überall. Bloß die Zusammenfassung zu Anfang und Ende manchen Abschnitts verallgemeinert zu stark obenhin; in dessen Mitte stehen Einschränkung und Fragezeichen richtig: So erscheint als das normale Idealziel der alten Universität der Gentleman; dahinter tritt der moderne *research student* aber auch auf. Der Satz, in England wolle jeder herrschen, meint nur die bekannte Wahrheit, daß aktive Staatsteilnahme drüben ein weiterer Kreis als bei uns erstrebt. Dieser Autor darf aber beanspruchen, ganz im Zusammenhange gelesen zu werden. Auch seine Nebenbemerkungen bergen Wichtiges: in England konnte der Beamte, höchste ausgenommen, auch wenn liberal, Konservativen dienen, während er bei uns bis 1918 immer konservativ war. Das an sich nicht leicht Verständliche wie Konfessionsverschiedenheiten, Gerichtsprozeß oder soziale Frage lehrt dieser Philolog so genau wie ein Geistlicher, Jurist oder Volkswirt, nur einfacher und umsichtiger aus größerem Gesichtskreis. Sein eigenstes Fach verführt ihn nur selten zur Anspielung auf ihm, aber wenigen Lesern bekannte Namen wie Shenstone. Bei gesundem Wirklichkeitssinne für die Einzeltatsache zügelt er meist die deutschen Historikern leicht verhängnisvolle Begabung zu kategorischem Abstrahieren oder logischem Begründen des Unerklärbaren oder Zufälligen. Aus einer Reihe glücklicher Aperçus ein Beispiel: die Presse spricht im Indikativ, um ihn als Imperativ wirken zu lassen, und sie fälscht die Kenntnis der öffentlichen Meinung auch durch die beredte Lüge des Schweigens. Temperamentvoll äußert D. seine Mißbilligung deutlich, und mit bitterer Ironie verspottet er das *Cant*, womit England sich für Freiheit und

Gerechtigkeit dann begeistert, wenn es gilt, im Nachbarland eine gefährliche Regierung zu schwächen, oder wenn daheim die Rebellion bereits gesiegt hat. [Letzteres ist die Politik aber auch der katholischen Kirche und — aller Geschichtsdarstellung.] Die Terminologie könnte eindeutiger sein; Verf. meint unter 'Adel' und 'feudal' mehrfach nur Oberschicht und mittelalterlich. — Das Einzelne in dem bunten Reichtum dieser Schatzkammer zu finden, erleichtern Inhaltsverzeichnis, Seitenkopf und Index; Anmerkungen und treffliche Bibliographie regen zum Weiterforschen an; neben neuesten Büchern sind Zeitungen und Zeitschriften in Fülle benutzt. — Das Buch berücksichtigt noch Mitte 1922, behandelt z. B. das Verschwinden der Südiren aus dem Unterhaus und bemerkt, wie seit dem Kriege die Gewerkschaft vor dem Betriebsrat des *Labour* zurücktritt.

Dieser Richter so mannigfacher geistiger Kämpfe ringt sich meist zu Urteilen hoher Unparteilichkeit durch; erstrebt hat er dieses unerreichbare Ideal überall. So heftig er mit Recht Englands frühere Härte gegen Irland tadelt, er begreift die Schwierigkeit der britischen Politik und ehrt die Versöhnung. [Keine Erwähnung findet die deutsche Intrige im Kriege oder die Parteinahme des Klerus fürs Englische gegen Gälisch, während dieser in Belgien für Flämisch eintrat. Den Polen unter Preußen sollte nur unser Feind dem Iren vergleichen: jener sah in Krakau und Warschau den Landsmann und künftigen Staatsgenossen!] — D. begrüßt herzlich jede Hebung des Arbeiterstandes, warnt aber nüchtern, zerstreute Volksbildung ohne planvolle Vorbereitung oder überhaupt bloßen Verstandesunterricht für die Kultur zu überschätzen. — Angewidert von der äußeren Barbarei der Heilsarmee, anerkennt er doch deren Erfolg auf dem schwierigsten Felde sittlicher Hebung. — Bildungsaristokrat, den Beamten und Offizier Altpreußens bewundernd, jeder Gleichmacherei feind, blickt er auf Englands Oberschicht mit freundlichem Verständnis, geißelt aber wiederholt den Kapitalismus in kathedersozialistischem Sinne. Bei der ihm willkommenen Sozialisierung der Betriebe lehrt aber m. E. neueste Erfahrung, daß sie ehrliche, pflichttreue und fähige Leiter voraussetzt. Die anzustrebende Erziehung des Volkes zum Staat, bekennt er, sei von der preußischen Bureaukratie, deren Unfreiheit und Kastengeist er auch zugibt, nicht erreicht — den heutigen deutschen Mangel am politischen Sinne erklärt er für rassenhaft: zu weitgehend, laut Teilnahme unserer größten Geister an Staatsideen —; wohl aber bilde jener Parlamentarismus bes. seit 1832 die Massen zur Staatsteilnahme, obwohl er ihn so wenig liebt, daß er ihm und dem Kapitalismus die Slums zur Last legt, die mir eher von Großstadt-Industrie herzurühren scheinen. Er rühmt das Parlament, daß es das Auftauchen staatsmännischer Führer, auch des jungen Genius ohne Prüfung oder lange Beamtenlaufbahn, erleichtere; könnte nicht aber auch ein Monarch den frühreifen Reformer zum Minister machen, wie Weimar Goethen, und erhebt nicht die Oligarchie des Vatikans den Bauerssohn zum Papste? Die schwerste Probe besteht Unparteilichkeit, wo ein nationaler Gegensatz in Frage kommt. Da scheint mir zunächst ungenügend betont, was Deutschlands Kultur den Briten verdankt. Die Mission der Scoten und Angelsachsen, die aus England durch Frankreich uns vermittelte Urkundentechnik, die scholastische Philosophie werden nicht, Wycliffe nicht als Lehrer Hus', Shakespeare, Milton, die Toleranz, der Deismus, Newton, Hume, die Ballade, Byron nicht als Vorläufer oder Anreger unserer, besser aller europäischen Aufklärung, Klassik, Romantik, des Naturwissens und Kritizismus erwähnt. Auf die außer-englische Dreiheit Renaissance, Reformation und 1789 möcht' ich die epochemachenden Kulturfortschritte der Neuzeit doch nicht ganz beschränken. Sodann erscheinen D. als besonders englisch gewisse Schattenseiten, die dem modernen Europa, namentlich dem demokratisch-parlamentarischen oder kapitalistischen, allgemein eignen. Der Schwache wird, wenn unorganisiert, überall vom öffent-

lichen Leben niedergetreten, wo ihn nicht die Obrigkeit väterlich schützt, der kleine Wucherer gefaßt und das Preiskartell der Reichen bevorrechtet, beim Wahlkampf neben dem sachlichen Programm die Person berücksichtigt; eine regierende Klasse beutete keineswegs bloß in Britannien den Staat aus, legte die Bauern nieder und führte Krieg mit Söldnern. Auch Deutschland kennt ja enge Fortschrittsgegnerschaft der Universität, strengere Verurteilung der Ehebrecherin als des untreuen Ehemanns, Volkstümlichkeit nervenpeitschender Grellheit, naturalistischer Kleinzügigkeit und sentimentalen Kitsches in der Kunst und die Herrschaft nüchterner Nützlichkeit: *Der Deutsche fragt, wenn man ihm eine Blume zeigt, 'kann man Tee davon trinken?'; Goethe, Ausgew. Gespr. n. Biedermann* 11. — Die von reichstem Erfolge im leichtgläubigen Europa gekrönte Lügenhetze Englands gegen Deutschland erfährt von D. die nur verdiente Verdammung. Allein auch unser Volk hielt sich 1914 ff. nicht frei vom kritiklosen Verbreiten bewußter Fälschungen und liest in der Schule Kleists *Hermann*, der Feindeshaß durch Erlogenes zu schüren für patriotisch erlaubt hält. Nicht mit D. Mangel an Tatsachensinn, sondern an Gewissen in der Wahl der Mittel erblicke ich hierin; Auslandspolitik verfährt stets überall skrupellos. Auch die Partei gegen den Landsmann ficht, weniger entschuldbar, mit vergifteten Waffen, nur vorsichtiger, weil sie, anders als der Landesfeind, daheim der Lüge überführt zu werden Gefahr läuft. Hat D. recht, daß Deutsche williger als Engländer ihr Blut dem Vaterland opferten, so gaben doch ihr Gut jene als kapitalistisch Gescholtenen leichter her. Wohl bleibt für Preußens Heer der Ruhm, die auch mir ideal erscheinende, zum Opfer erziehende allgemeine Wehrpflicht; leider aber züchtete es m. E. einen Kadavergehorsam mit Denkverbot und manchem Übelstand der Kaserne. — Unter der Nachwirkung der Unbarmherzigkeit Englands, wie wir Deutschen sie noch heute erleben, unparteiisch zu b'eiben, mag freilich leichter als dem an Treitschke Geschulten mir älteren Ref. fallen, der England seit 1871 bereits kennen und in vieler Beziehung lieben lernte, wie denn ich auch im ganzen die allgemeine Sinnesart drüben weniger denn D. als wesensfremd empfinde. — Vergleiche dulden nur gleiche Entwicklungsstufen: nicht Karl I. mit Friedrich II., nicht puritan. Mittelklasse mit Kathedersozialisten!

Dibelius leistet aber dem Lernbegierigen weit mehr als eine bloße lehrreiche Anordnung des Wichtigsten auf der Höhe heutigen Wissens. Er faßt auch als erster eine Fülle von Einzeltatsachen neuesten Datums in den Rahmen eines Kulturbildes; dies auch nur anzudeuten fehlt hier der Raum. Ferner aber bringt er eine Reihe großer Anschauungen allgemeinster Wichtigkeit, die nur, infolge des Durchdenkens aus vielen Gesichtswinkeln bei teilweise trefflichen Vorarbeitern, durch Neuheit zu überraschen nicht alle beanspruchen; von ihnen hier nur wenige Proben:

Der Engländer ist zunächst Willensmensch, stellt, im Gegensatz zum Deutschen, Handeln über Erkennen. Er heißt bei D. weniger intellektuell, womit aber hauptsächlich nur 'weniger kritisch, abstrakt, unbedingt letzte Wahrheit ergründend' gemeint wird. Er lebt im Kampf um die Ungebundenheit seiner Person durch Staat oder Nebenmenschen, achtet aber den gleichen Anspruch seines Landsmanns. Einen Kampf ficht er im Gerichtsprozeß [ein Rest des Verfahrens nach Germanenrecht]. Er kennt die Grenzen seiner Kraft und sinkt daher nie zum Don Quixote. Mehr als der Festländer, den Lektüre, Musik, Geselligkeit fesseln, vergnügt sich der überhaupt animalischere Engländer körperlich, und zwar nicht wie der Deutsche [der aber im Heer einheitliche Massenleistung lernte] als Einzelturner, sondern im Gemeinschafts- und Wettkampf des Sports. Unbewußt und im Gegensatz zu seiner demokratischen Phrase von gleichem Menschentum [die aber nicht uraltes Erbgut, sondern kirchlich-rationalistischen Ursprungs ist], folgt er aristokratisch-monarchischem Instinkt, durch den, neben dem Anglikanismus, er

sich scheidet vom Geiste Nordamerikas, einem auch in den Kampfesformen nur vergröberten Angelsachsentum. [Dortige Neger- und Alkoholfrage, Neigung zu Frankreichs Kunst und Deutschlands Wissenschaft, Höhe der Technik bleiben unerwähnt.] Dem allmächtigen Einzelführer, nicht einem Kollegium, ordnet der Engländer unter die Leitung in Staat, Bistum, Partei, Gerichtsvorsitz, Schule und, trotz der demokratischen Kulisse der vom Volk erwählten Ehrenbeamten, in der Selbstverwaltung, in der tatsächlich der Townclerk entscheidend arbeitet. [Daß Germanen mehr monarchischen Instinkt als Romanen hegen, bezweifle ich.] England schafft die bevorrechtete Oberschicht nicht ab, die auf Geburt, Wohlhabenheit und Bildung sich stützt, sondern zieht eine immer breitere Masse, unterstützt von deren Snobbismus, mit glänzendem Geschick allmählich hinauf zum Ideal des Gentleman. Verf. stellt dieses liebevoll dar. Er nennt es ritterlich, meint aber damit nichts Mittelalterliches, Blutabgeschlossenes, politisch oder sozial Konservatives oder Waffenstolzes. Unter Kontinuität zum früheren Adel [doch kaum vor Neuzeit nachweisbar] nimmt der Gentlemen-Kreis neben Plutokratie und Patriziern auch den Sohn niederer Eltern dann auf, wenn er höhere Bildung, Sitte, Amtsstellung und gesellschaftliche Macht erwirbt. Der Gentleman schließt mit der christlichen Forderung eines jener abschwächenden Kompromisse, kraft deren Staat und Gesellschaft drüben die Wirklichkeit zu beherrschen verstehen. Das Gewissen (das Ethos) des Individuums ist in England mehr als bei uns an das der Gesellschaft gefesselt. [Für diese Gebundenheit erblicke ich eine der Wurzeln im Fortleben mittelalterlichen Geistes der Kirche (die unter anderem dem Staate das Beispiel gab, niemals das eigene sittliche Irren einzugestehen), eine andere in der nur einer gereiften nationalen Kultureinheit anhaftenden Unterordnung der Bürger unter ein politisch-soziales Gemeinwesen, das, weil der Priester- oder Königsherrschaft entbehrend, sich selbst als heilig, dessen Ordnung als ewig allgemein und dessen Erfolg als gottgewollt gilt: hier wie überall, z. B. in Altrom. Die Identifikation von 'gut' und 'erfolgreich' ist älter als der Kalvinismus, dem sie D. zuschreibt, ja als das Christentum. Englands Nationaldünkel ist seit 12. Jh. nachweisbar. Der Deutsche ordnet Ehre und Sitte nur dem Geburts- und Berufsstand, der Genossenschaft und dem Herrentum unter, folgt aber, was ich D. zugebe, manchmal gegen öffentliche Meinung und Staatsgesetz seinem Edelgewissen, und er allein kennt Faustischen Innenkampf. Die niedere Alltagsmoral scheint mir dagegen drüben weiter und strenger beobachtet.] D. bemerkt auch am englischen Geistesleben der Gegenwart allgemein Mangel an Individualität. Ein solcher trifft doch aber bei Sternen erster Größe wenigstens in Naturforschung und Geschichte nicht zu. Und ich kannte Engländer von Goethescher Freiheit und Weite des Gesichtskreises und eigenstem Urteil; auch möcht' ich den Humor Englands nicht mit D. als Form des Common sense gelten lassen. Abzulehnen scheint mir D.s Zurückführung des Angelsachsenwesens auf Niedersachsens Bauern oder Wikinger Blut: Liebe zum Landleben, Vernachlässigung städtischer Geselligkeit samt künstlerischer Verfeinerung, Konservativismus in Recht, Staat, Gewohnheit, Gottesdienst, eignen auch dem Adel; bäurisch darf in England nur Landarbeiter und Kleingutsbesitzer heißen. Historische Wurzeln lassen sich für jene Züge wohl aufweisen, auch für das *Cant*, das unter Frankonormannen, vielleicht beim Lombarden Lanfrank, zuerst auftaucht. Vielleicht weniger die Rasse, wiederum der Erklärungsgrund des Verfs., als neben mancher historischen Ursache, das Klima, das im Freien mit Genossen zu arbeiten und zu feiern oft verbietet, verschuldet Einsilbigkeit und Ungeselligkeit. — Englands Großtat für die Menschheit bleibt der Staat [samt Imperium, den aber vielleicht Shakespeare überdauert]. Aufs politische Gemeinschaftshandeln als höchstes Ziel richtet sich britisches Leben, im Gegensatz zum deutschen

Ideal des persönlichen Erkennens und Erfühlens. [Erst im 18. Jh. aber, nicht schon im Humanismus, scheint mir deutsches Forschen nach Wahrheit, unbedingt ohne Zweck, verwurzelt.] Und doch, wie D. mit Vorgängern beobachtet, bewahrt Englands Auffassung von Freiheit noch aus dem Mittelalter einen Zug der Feindschaft gegen zentrale Staatsmacht. Man haßte dort den Amtsbureaukraten [den es seit 12. Jh. gab] wie einen Pfründner länger als auf dem Festland; jetzt freilich braucht man ihn in den Kolonien und für den Staatssozialismus daheim. [Der Strafprozeß aber schützt den Verbrecher nicht gegen den verfolgenden Staat, sondern voreiligen Richterspruch.] Die Summe der lebendigen Einzelbürger, nicht wie für den Deutschen das Abstraktum der zum Staat organisierten Nation, gilt als das materiell zu beglückende und sittlich zu erhöhende oberste Subjekt. Wie einst der Baron *libertates*, d. h. Befreiung von Bürgerpflicht, erstrebte, so hält der Liberale heut für ideal, keine Staatsfessel zu fühlen, während deutsche Freiheit positiver auf Entfaltung menschlicher Höchstleistung im Staate abzielt. Unrichtig aber m. E. hält der Deutsche strengen Sittenzwang für einen Widerspruch zur politischen Freiheit oder identifiziert jene Verschiedenheit der beiden Theorien mit dem Gegensatz zwischen Egoismus und Altruismus: ordnet doch auch der Brite seine Unabhängigkeit dem Gemeinwohle nach. Daß derselbe nur dem von ihm für richtig gehaltenen Gesetze gehorche, klingt mir übertrieben: und kein Staat könnte mit Polens Liberum veto bestehen.

Das Parlament stellt D. ausführlich und im einzelnen zutreffend dar; er unterschätzt es als bloßes Kontrollsystem. Daß das Wahlrecht dazu der Arbeiterin und Dienstbotin noch entgeht, scheint mir Rest des Konservativismus, nicht rassenhaft. Das Zwei-Parteien-System, und daneben Iren, obwohl sie nun nicht mehr zu Westminster tagen, und Labour werden gebührend berücksichtigt. Für letztere Parteien scheint mir nicht wie für die ersten zwei zu gelten, daß ihr Programm der Eigentümlichkeit großer Ideen entbehre. D. lobt die englische Fähigkeit, politische Ziele in volkstümliche Programme zu fassen, dem Führer zuchtmäßig zu folgen und sich, um nicht als kleine Gruppe unfruchtbar für die Wirkung zu bleiben, einer jener zwei Parteien anzuschließen, im Gegensatz zu deutschem Eigensinn, der Kompromisse hindert. Die Taktik zwinge zum Scheinkampfe für das eine Ziel, oft um ein anderes durchzusetzen. [Mißtrauen in geistvolles Programm und Vertrauen mehr in den lebendigen verantwortenden Staatsmann stammt wohl, eher als von Unfähigkeit zur Abstraktion, her aus alter Erfahrung, da wir seit 1918 erleben, wie weit oft hohe Reformideen abstehen von praktischer Verwirklichung, ferner aus beispiellosem Erfolge der nicht buchgeschulten Praxis in Politik, Wirtschaft, Seefahrt, Siedlung. — Zu Schattenseiten des Parlamentarismus rechne ich, daß er die trefflichste Innenregierung stürzt bei unverschuldetem außenpolitischem Mißgeschick.] — Die Parteien-Zweiheit stärke das Verantwortungsgefühl, da die Opposition, wenn siegend, regieren muß. Daß sie mehr als Parteien-Vielheit, die im Deutschen Reichstag sachlicher arbeite [?], die Parteisache zuhöchst zu stellen neige, bezweifle ich. Parlamentarismus, sagt D. mit Recht, ist nur möglich, wo nicht nationale oder konfessionelle [auch tiefste wirtschaftliche oder kulturelle!] Gegensätze ein Volk unüberbrückbar zerklüften. — Die Entrechtung des Oberhauses [als tatsächlich gegen den Willen des einen gesetzgebenden Faktors erfolgte Verfassungsänderung, Revolution zu nennen] verringert m. E. auch die Macht des Königs weiter, der aber als Diplomat bei Regenten wichtige Rolle wie Edward VII. zu spielen vermag. Im Kabinett wäre neben dem Premier die Selbständigkeit des Außenministers zu betonen. Die Außenpolitik wittert klug geistige Bewegungen in der Fremde, ohne sie unmittelbar zu schaffen; unter dem Vorwand des Freiheitschutzes stützt sie die Opposition gegen eine Regierung, deren Macht für Britannien Gefahr droht.

— Der Luftkrieg, der wohl die Insel-Sicherheit teilweise entwerte, erhöhe die Offensivkraft der brit. Stützpunkte rund um die Erde; auch winke den Angelsachsen das Ölmonopol. — — Die öffentliche Meinung erkennt D. als höchstes [moralisches] Tribunal des Staats, das der ungerecht bedrückte Arme, dem Gerichtsprozeß zu teuer kommt, durch die Presse anrufen mag. Sie erscheint mir Englands Souverän. Denn sie wählt, welche Partei regieren soll, gebraucht also die Regierung als ihren Arm und muß von der Presse, hinter der nur teilweise die Intelligenz steht, als ihrem Mundstück und Geldempfänger ängstlich berücksichtigt werden, wenn sie ihr auch freilich die Gedanken oder doch den Gefühlsausdruck entleiht. Verf. durchschaut, wie gefährlich die Presse durch ihre Unverantwortlichkeit wirkt. Unter deren Ursachen rechne ich neben der Anonymität die Verborgenheit des Giftpilzes im Blätterwald.

D. spricht von der Religion mit herzlichem Gefühl. Ihr Ideal findet er bei deutscher Geistesaristokratie allein; ich möchte die in biblischem Sinne Einfältigen nicht vergessen. Er will die Kirche in Staat und Gesellschaft sozialistisch wirksam [was aber den Geistlichen leicht in Gegensatz zur Regierung, Partei oder Masse bringt]. Ich erblicke eine Hauptursache für die antirevolutionäre Ruhe des Angelsachsen in dessen Glauben an eine göttliche Weltordnung, die der Obrigkeit samt dem Recht, sowie der Unterscheidung der Menschen, auch der materiellen durch Privateigen, Weihe verleiht. — Den Anglikanismus versteht D. weit sympathischer als der Deutsche meistens, er lobt ihn u. a. auch als feiner gebildet denn das Dissent und als klug, indem er die aus diesem Zurückkehrenden nicht katechisiert. Stärkere Betonung verdiente die Scheidung von Roms Kirche durch Priesterehe. Das Streben nach Kirchenvereinigung hält D. für ehrlich, wenn auch unbewußt durch Kultur-Imperialismus der Angelsachsen etwas [ich glaube: stark] gefärbt. [Der Versuch bot doch vor 1500 weit mehr Aussicht und mißlang. Neu wäre eine Internationale nur wirtschaftlich.] — Von den Universitäten Englands wie Deutschlands gehen neben Geistlichen, Richtern, Anwälten, Beamten, Ärzten, Forschern, Schriftstellern, Lehrern Höchstgebildete in ein erwerbendes oder kein Fach über. Diese nun stellen sich drüben mehr auf praktisches, besonders politisches Wirken ein [zum philosophierenden Staatsmann steht bei uns Leibniz und Humboldt parallel], hier führen sie oft ein beschauliches Dasein, oft sogar ohne Kenntnis gegenwärtigen Lebens. — Als Bildnerin des Gentleman schätzt D. die Hochschule Englands hoch, ihre gelehrte Arbeit aber nicht genügend: Stubbs, Maitland, Vinogradoff, Manchesters historische Schule bleiben unerwähnt. —

Der christliche Sozialismus Englands hängt, mit Ausnahme der Versicherung, weniger als D. angibt von Deutschlands Ideen ab. — Fideikommiß beherrscht den Grundbesitz von Adel und Gentry nicht bloß durch Einzelwillen, sondern rechtlich. — Zur Hochachtung der Frau liefern ihr Erb- und Thronrecht, älter als Rittertum, frühen Beweis und Stütze. — Heutige Strafe für Ehebruch entstammt keineswegs der Urzeit, die sie blutig übte. — Das über Lehnwesen und Billigkeitsjustiz Gesagte trifft ebenfalls nicht zu.

Während der übrige Westen seine Einrichtungen in logischem System einheitlich aufbaute, erwuchsen Englands Kultur und Staat großenteils planlos unbewußt. Historische Wurzeln also strebt D. mit Recht aufzugraben. Leider reichen diese tief ins Mittelalter hinab, dessen Kulturgeschichte er in keinem Handbuche übersichtlich finden konnte. Vieles Einzelne, aber auch mancher allgemeine Satz bedarf da der Berichtigung. — Heutiger Unterschied zwischen Englands Nord und Süd läßt sich nicht begründen mit dem zwischen Angeln oder Nordmann und Sachsen; vielleicht wirkt Landschaft, sicher Nähe der Kronkultur, Hauptstadt, Regierung und festländische Berührung mit. — Den Aberglauben an die Erklärbarkeit heutigen Charakters aus Eigenheiten uralter Ahnen streift Verf. nur bisweilen ab. — Entschei-

dend für die Nationaleinheit erscheint mir, daß die Verschiedenheit von Blut und Dialekt (wie etwa bei Zersplitterung Deutschlands der Gegensatz von Bayern und Sachsen) dem aufständischen Adel seit 1068 nicht mehr zur Zerstörung der Zentralgewalt dient, und daß die der Krone durch die Barone abgerungene Macht nicht einzelnen Landesfürsten, sondern dem nicht auf Geburt allein beruhenden Parlament und Staatsrat zugute kommt. Der Einzelmagnat erstrebt zwar wie auf dem Festland Hausmacht auch hier noch im 15. Jh., und mancher König verläßt, zugunsten auszustattender Kinder, Wilhelms I. Staatskunst, Teilstaaten zu verhüten. Wegen Fortfalls dieser Gefahr sollte der Kampf gegen die Krone im 17. Jh. keineswegs als Fortsetzung des mittelalterlichen gelten. — Im Gegensatz zum Königshofe 11.—14. Jh.s, der Britannien so stark französierte, germanisierte m. E. das Haus Hannover, obwohl Göttingens und Leibniz' Gönner, die englische Kultur nicht, weil es selbst wenig national gesinnt war. — Bewußte Absperrung von Festlandskultur datiert D. viel zu früh. — Die Gewerkschaft der Gegenwart, wenn auch der Genossenschaft des Mittelalters in staatsfremder Selbstsucht gleich, setzt sie keineswegs, wie D. meint, fort; heutiges Streben, den Arbeiter vor Kapitalsdruck und innerlich vor Materialisierung zu schützen, beerbt auch nicht die Armenpflege der Kirche, die ja bloß den Leib vor Verschmachten und die Seele dem Himmel bewahren wollte. — Die Kirchenkämpfe gegen Heinrich I. und II. entbehren nicht, wie D. andeutet, ideellen Hintergrundes; und der Prälat späteren Mittelalters war dem Volke mehr Fürst denn Geistlicher auch in Deutschland. — Als Beispiel angelsächsischen Kulturimperialismus' kann auch C. Rhodes' Oxforder Deutschen-Stipendium gelten. — Der Krieg von 1914, dessen Ausbruch Grey im Juli ehrlich, auch nach D., verhüten wollte, entbrannte nicht, wie er sagt, hauptsächlich an der Orientfrage, sondern wegen deutscher Bedrohung der englischen Alleinherrschaft zur See; und der U-Boot-Krieg war für Wilson zwar nicht die Ursache, aber die Veranlassung des Kampfes.

D. berücksichtigt auch die noch im Gange befindlichen Reformen, wie z. B. den Ersatz des Private bill, das bisher lokale Wünsche der Öffentlichkeit durch schwerfälliges Staatsgesetz verwirklicht, vermöge Selbstverwaltung. Aus der bewundernswerten inneren Umbildung des britischen Gemeinwesens seit einem Jahrhundert läßt sich dessen frische Fähigkeit zur Lösung sogar der sozialen Frage erhoffen kraft starker Staatsaufsicht über die Großindustrie. — Und D. darf, was sich hier verbietet, über die Zukunft politisieren. Die Interessen der Dominien und Nordamerikas zeigt er als von denen Englands stark verschieden: was aber m. E. einen Zerfall nicht notwendig macht. Freilich anglo-amerikanisches Kondominium über den Erdball scheint mir möglich nur als vorübergehendes tatsächliches Verhältnis, nicht als Dauerbund. Englands Außenpolitik wird nach D. künftig rein britisch-national oder imperialistisch bleiben, mit allgemeinen philanthropischen Rücksichten höchstens maskiert. Auch so aber müsse sie auf Erhaltung des Deutschen Staates bestehen [wie jeder Nachbar des herrschgierigen Frankreich]. Die allgemeine Wehrpflicht scheint mir Englands Staatsgedanke potentiell als dauernden Gewinn von 1915 davonzutragen. Mit D. schätze auch ich die englische Kultur, die, wie jede wertvolle muß, ein achtungswertes Ethos einschließt, sehr hoch, sowie als eine politische Macht den [m. E. irrigen] Glauben, daß sie den Erdball ganz erobern werde, wozu sie nicht, etwa als höchste Leistung für die Menschheit, innerlich berechtigt wäre. Aber wer darf den Menschheitswert von Kulturen graduieren? Keineswegs nur zwischen dem Gentleman und dem von Deutschen erst zu schaffenden Idealtyp, wie D. meint, braucht das Zukunftsethos zu wählen: z. B. aus dem Okzident schon möcht' ich auch des Romanen Gegenwartsglück und Formfeinheit nicht etwa missen.

In deutscher Politik wird auf D.s Meinung aufmerksam hören auch wer

mit mir öfters von ihm abweicht. Die Untauglichkeit der deutschen Masse zur Politik, die Rätlichkeit, die Minister aus der Bureaukratie zu nehmen, geb' ich höchstens für die Gegenwart zu. Gerade laut des Musters seines *England* möcht' ich die Heranziehung des Volks zur Staatsteilnahme nicht der Intelligenz allein überlassen (die leicht aus abstrakten Buchideen regiert ohne Rücksicht auf die Tiernatur im Menschen samt gefühlsmäßiger Abhängigkeit von hergebrachter Einrichtung und Anschauung), sondern nur in Verbindung mit der Klasse, die durch Wirtschaftsführung und Befehlen Menschen und Leben samt Selbstbeherrschung kennt. Weniger als D. und ich früher selbst trau' ich heute dem Sozialismus, ja leider sogar dem Staate, meinem einstigen Gott-Ersatze.

Der Auftrag, ein Werk solcher Höhe anzuzeigen, verpflichtete den Ref. zu mehr als Inhaltsangabe, Auszug oder hier unnötigem Lobe. Daß über Deutschlands unbarmherzigen Besieger heute schon ein Deutscher so objektiv — ganz anders als Franzosen um 1874 über uns — geschrieben hat, gereicht der Wissenschaft unseres Vaterlandes zu dauerndem Ruhme.

Berlin. F. Liebermann.

Tauchnitzbände.

Vor einer Anzahl unlängst erschienener Bände der großen und verdienstvollen Sammlung schweift der Blick über die Rücken: die Zahl unter den Verfassernamen sagt bekanntlich, ob wir einen — wenigstens in dieser Auswahl des englischen Schrifttums — neuen Autor vor uns haben oder eine ihrer erfolgbewährten, schon durch zahlreiche Werke eingeführten Stützen. Wer das Verzeichnis mit seinen jetzt von 5000 Nummern nicht mehr allzu weit entfernten Namen und Titeln durchsieht, weiß, daß gewiß diejenigen Männer und Frauen, die in ihm den größten Raum einnehmen, nicht immer dem Werte ihrer Werke nach in der vordersten Reihe der Literatur standen, für den Geschmack des Lesepublikums ihrer Zeit sind sie deshalb nicht weniger bezeichnend, und an ihm darf kaum die Literaturgeschichte, sicher nicht die Kulturgeschichte vorübergehen. Es ist schließlich nicht unwichtig, daß Rider Haggard mit *Wisdom's Daughter* (vol. 4602) den 60. Band erreicht. Begehr nach seiner aus Jagd- und Reiseabenteuern, der Romantik unerforschter Länder und von Sagen umwobener Zeiten schöpfenden Phantastik, die sich so gern noch des Reizes des Mystisch-Übersinnlichen bedient, scheint also immer noch vorhanden zu sein. Neue Töne findet er freilich kaum noch: diesmal gibt er uns die Vorgeschichte seiner *She-Ayesha*, so daß die Trilogie nun fertig ist — freilich wollen die Teile nicht ganz zusammenstimmen —, überdies wird auch noch seine zweite Lieblingsgestalt, der große Jäger Allan Quatermain, in den Kreis dieser Ayesha-Mythologie eingefügt: bei aller Spannung im einzelnen, es handelt sich schließlich doch nur um Wiederholung alter Motive, der Reiz früherer Geschichten wird nicht mehr erreicht.

Von den Schriftstellern, welche der auf Haggard folgenden Generation angehören, hat wohl auch Robert Hichens, einst ein Vertreter des modern exotischen und spiritistischen Romans, die Zeit seiner eigentlichen Erfolge hinter sich. Sein Band *The Last Time* (Vol. 4615) enthält vier Erzählungen, Darstellungen psychologischer Krisen in der Frauenseele, von denen nur die letzte (*The Façade*), die herzbrechende Geschichte von der Enttäuschung eines Ästhetenkreises durch eine 'durchgeistigte' Schauspielerin, über den anständigen Durchschnitt hervorragt. Dagegen steht der mit Hichens fast gleichaltrige Wells augenblicklich auf der Höhe seines Ruhmes — ob freilich auch seiner Schöpferkraft? *Men like Gods* (vol. 4600) kehrt zu dem Gebiet zurück, auf dem einige seiner stärksten Leistungen liegen: es ist ein phantastischer Roman, aber es ist auch zu gleicher Zeit

eine Utopie — die Aufgabe war, das dichterische und das tendenziöse Element zu verschmelzen. Das ist weit besser gelungen als etwa in *A Modern Utopia,* in der der erzählende Bestandteil ganz bedeutungslos war, oder in *In the Days of the Comet,* wo die beiden Hälften förmlich auseinanderklafften: im Zeitalter Einsteins mag man sich mit den auf verschiedenen Ebenen liegenden, gewissermaßen ineinandergeschobenen Welten abfinden, möchte man schon wünschen, daß die verschiedenen Erdbewohner auf etwas anschaulichere Art ins bessere Land der Utopier gelangten. Nachdem sie aber einmal dort sind, entwickelt sich aus dem Widerspruch zwischen den von der Erde mitgebrachten Begriffen und Bestrebungen und der Geisteshaltung eines höheren Geschlechts eine Handlung, die sich als Abenteuerroman gibt und doch im Dienste der Wellsschen Tendenz steht — als besonderer, wenn auch nicht gerade rein künstlerischer Reiz kommt hinzu, daß einige der Personen Abbilder bekannter englischer Staatsmänner sind und ein Franzose die grande nation in der Art vertritt, wie wir sie auch reichlich kennengelernt haben. Was fehlt, ist freilich eine Eigenschaft der besten Wellsschen Romane: der unbedingte Glaube an Menschen und Dinge, den er erreichte, als er weniger überredete, mehr bildete.

Auf der Höhe seiner Erfolge steht auch Arnold Bennett; Joseph Conrad ist im vollen Schaffen abberufen worden. Von jenem liegt als 30. Band (Vol. 4622) *Riceyman Steps* vor, von diesem sein letztes Buch *The Rover* (Vol. 4621). Bennett bewegt sich zwischen den beiden Polen des melodramatischen Sensations- und des realistischen Romans, sein neues Buch ist eine Probe des letzten. Ein ganz kleiner Kreis von Personen, Verzicht auf jede äußere Spannung durch Geschehnisse, dafür genaueste Abspiegelung einer beschränkten Umwelt, langsam fortschreitende Erzählung der kleinen Ereignisse, die doch für das Leben dieser Menschen in ihrer Alltäglichkeit Haupt- und Staatsaktionen sind: als tragisches Idyll mag man die Geschichte der glücklich-unglücklichen Ehe des geizigen Altbuchhändlers und der sparsamen Frau bezeichnen, die sich mitten im ungenützten Reichtum zu Tode hungern. Es ist eine Studie über die Macht einer sinnlos gewordenen Leidenschaft, die alles in ihren Bann zwingt — wahrlich, keine sehr angenehme Lektüre, vielleicht auch mit Einzelheiten zu überhäuft und dabei doch im Wendepunkt nicht ganz zwingend, aber eine starke Leistung, deren Eindruck man nicht leicht vergißt. Das scheint mir für Conrads Buch nicht ganz zu gelten, so sehr es sonst auch die Züge der Werke des die Romantik der See, der weiten Fahrten und fernen Länder mit starkem Erfolge erneuernden Dichters zeigt. Ein alter Seebär, der nach abenteuerreichem und oft genug gesetzlosem Leben in der Nähe von Toulon gestrandet ist, sühnt alle Schuld der Vergangenheit durch den Opfertod für seine Flagge (wir sind im Jahre von Trafalgar) und rettet damit zugleich das Lebensglück eines jungen Paares. Das wird nun in Conrads Art derart erzählt, daß der Leser die Dinge allein vom jeweiligen Standpunkt der Personen ansieht; er weiß nicht mehr, als sie wissen, tappt mit ihnen im Dunkeln und ist dabei in Gefahr, den Faden zu verlieren. Hier scheint es mir, als ob durch diese Technik ein Novellenstoff ungebührlich zerdehnt wird, ohne daß etwas Wesentliches gewonnen würde — ich glaube nicht, daß *The Rover* zu den bleibenden Werken Conrads gehört.

Umgekehrt finden sich unter Galsworthys *Captures* (Vol. 4614) manche Geschichten, aus denen ein anderer wohl einen Roman gesponnen hätte (vor allem *The Man who Kept his Form*), andere sind typische short stories (so *Timber, Salta pro nobis*), wieder andere halten mit raschen Strichen eine Person (*The Broken Boot, Acme*) oder ein kleines, aber für ein Leben eindrucksvolles Ereignis fest (*A Long-ago Affair*); da ist nichts, was nicht die Hand des Meisters zeigte, freilich auch nichts, was an und für sich Anspruch auf überragende Bedeutung hätte, es sind Späne, die vom

Arbeitstisch gefallen sind — Galsworthy braucht wohl den vollen Atem, um seine ganze Kraft zu zeigen. Dabei sind seine Kleinigkeiten immer noch gewichtiger als die schließlich nur ganz annehmbare Unterhaltung bietenden Geschichten, die W. Pett Ridge als *The Lunch Basket* (Vol. 4618) gesammelt hat.

Horace A. Vachell ist der letzte, schon 'eingeführte' Name der Tauchnitz-Edition. *The Yard* (Vol. 4611) ist Unterhaltungsroman, aber als solcher charakteristisch. Er ist auf die Freude auch des Engländers der Mittelklassen am aristokratischen Sport der Fuchsjagd berechnet; folglich wimmelt er von Schilderungen aller möglichen Wechselfälle, die sich an einer Reihe von Jagdtagen ereignen und die durch eine stattliche Reihe von Pferdehändleranekdoten gewürzt werden — der Verfasser muß doch darauf rechnen, daß all diese Dinge, darunter die technischen Einzelheiten, die Künste des vollkommenen Jägers und die Böcke des Anfängers, einem breiten Lesepublikum verständlich sind. Der Deutsche braucht freilich Kommentar und Spezialwörterbuch: für Lexikographen und Erforscher des modernsten Englisch gibt es hier ein ergiebiges Jagdfeld. Recht lose ist mit der Sport- eine reichlich melodramatische Kriminalgeschichte verbunden, die freilich auf äußerst schwachen Füßen ruht: wer soll es glauben, daß ein Pferdehändler sich von seiner durchgebrannten Frau nicht scheiden läßt und sich dadurch ihren Erpressungen zwanzig Jahre lang geduldig aussetzt! Also die Anspruchslosigkeit an das Lesefutter ist die alte, neu ist die Freude am Slang.

Sie zeigt sich auch bei den neuen Autoren, deren Werke aber auch sonst bemerkenswert sind. Einen großen Namen hat schon Sinclair Lewis, der Amerikaner; die Vorbemerkung zu *Our Mr. Wrenn* (Vol. 4617) stellt ausdrücklich fest, daß es sich um ein Erstlingswerk, einen Vorläufer des berühmten *Babbitt,* handle, also nicht um ein neues Buch. Herr Wrenn, der bescheidene Angestellte einer Neuyorker Firma, macht seinem Namen Ehre, aber im stillen Busen birgt er die Sehnsucht nach der weiten Welt, nach wilden Abenteuern und großem Erleben, und die treibt ihn schließlich auch hinaus über den Ozean ins alte Mutterland. Natürlich geht er nicht als alltäglicher Passagier auf die Fahrt, sondern als *cattle feeder,* wozu er so wenig wie möglich paßt; seine Erlebnisse — *romantic adventures of a gentleman* sagt der Untertitel — sind gar nicht aufregend und werden nur für seine stille Seele romantisch, aber zum Manne machen sie ihn doch; er findet sich aus seinen Träumen zu sich selbst zurück und schafft sich ein bescheidenes Glück. Der Reiz des Romans liegt in seinen Schilderungen des kleinen amerikanischen Mittelstandes, in der Person Wrenns, seinen krausen Gedankengängen und seiner sehr echt wirkenden Sprache — auf das, was man früher romanhaft nannte, ist bewußt verzichtet.

Auch die anderen Neulinge wollen nicht durch überraschende Verwicklungen und außergewöhnliche Ereignisse spannen; wo sich derartiges gelegentlich findet (wie bei der Rose Macaulay), fällt es empfindlich aus dem Rahmen heraus. *Jeremy and Hamlet* von Hugh Walpole (Vol. 4616) erzählt recht hübsch, wenn auch ohne besondere Ansprüche, *certain incidents in the lives of a boy* (*Jeremy*), *a dog* (*Hamlet*), *and a country town* (*Polchester,* wohl = *Colchester*); es ist mehr ein Novellenkranz — Ferien- und Schulerlebnisse eines halbwüchsigen Knaben — als ein Roman. Dagegen sind die beiden Frauenromane, *Told by an Idiot* von Rose Macaulay (Vol. 4628) und *The End of the House of Alard* von Sheila Kaye-Smith (Vol. 4629), jedes in seiner Art, bedeutende Werke. Man mag bei beiden an Thomas Manns *Buddenbrooks* oder an Galsworthys *Forsyte Saga* denken: dort werden die Schicksale einer Familie durch drei Generationen (1879—1920) verfolgt, hier handelt es sich um den Verfall einer alten county family in ihrer letzten zahlreichen Generation. Der

Rose Macaulay ist die Aufgabe etwas über den Kopf gewachsen: die Ausführung ist ungleich und bietet besonders in der zweiten Hälfte mehr einen stofflichen Bericht als künstlerische Formung; Sheila Kaye-Smith strebt solcher Formung grundsätzlich nach, gerät dabei aber in die Gefahr, die Dinge nach ihren Wünschen zurechtzubiegen. Sie schildert die Not der großen Landbesitzer, die das Erbe der Väter nicht mehr halten können: der tragische Konflikt im Leben ihrer Söhne und Töchter besteht darin, daß sie zwischen dem Anspruch der Familie und dem persönlichen Wunsch nach Glück zu wählen haben. Leider soll nun gezeigt werden, daß das Opfer der Individualität gegenüber dem Schicksal, das die neue Zeit den Squires notwendig bereitet, umsonst ist — das mag wirtschaftlich stimmen, wird aber dichterisch nicht zwingend anschaulich; der Roman könnte sehr wohl das Gegenteil veranschaulichen, wenn die Verfasserin nur wollte: Peter Alard, der seine Liebe opfert, könnte aus stärkerem Holze, sein Kind ein Sohn sein, und die Dinge lägen im Sonderfall sofort anders. Solche Widersprüche zwischen dem Ziel typischer Bedeutung und dem Mittel individueller Schicksale ließen sich auch bei anderen Mitgliedern der Familie nachweisen — bei vielen guten Eigenschaften fehlt also dem Buche die Eigenschaft, die es beansprucht: das Schicksalhaft-Zwingende. Darauf macht *Told by an Idiot* von vornherein keinen Anspruch, schon weil die Familie des gebildeten Mittelstandes sich den Änderungen der wirtschaftlichen Verhältnisse leichter anpassen kann, nicht in der Weise der Alards durch eine Überlieferung gebunden ist. Darum kommt es auch unter den Erben desselben Blutes trotz aller Verschiedenheit ihrer Charaktere und ihrer Art, auf den Wechsel der Zeiten zu reagieren, nicht zu lebenzerstörenden Konflikten, jeder läßt den anderen in seiner Art fertig werden — schließlich kommt es auch nicht darauf an: trotz allen äußeren Wandels bleiben Menschen und menschliche Wünsche sich gleich, und des Aufhebens lohnt es sich nicht — darum das Shakespeaerezitat als Titel. Was an der Durchführung mangelt, ist schon angedeutet — der Mangel wird für uns fast zum Vorzug, denn das Buch wird durch seine, wenn schon unverarbeitete Stoffülle zu einer Fundgrube für die Kulturgeschichte der Zeit, die es umfaßt. Man könnte es ruhig Seminarübungen zugrunde legen, und ein Kommentator wird später (ja, schon jetzt) seine helle Freude daran erleben. Jedenfalls sind R. Macaulay und Sh. Kaye-Smith wertvolle Erwerbungen für die große Sammlung.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Otto, Ernst, Methodik und Didaktik des neusprachlichen Unterrichts. Versuch einer wissenschaftlichen Unterrichtslehre. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1921. XI, 340 S.

Die älteren methodischen Lehrbücher waren im wesentlichen nichts andres als eklektische Anweisungen, die auf dem Boden der Praxis entstanden waren. Sie erfüllten ihren Zweck, waren aber bei dem Mangel an wissenschaftlicher Fundierung nicht in der Lage in den 'Methodenstreit' wirklich bestimmend einzugreifen. Inzwischen haben die allgemeine Psychologie, die Sprachpsychologie, die Linguistik und ihre Nachbardisziplinen gesicherte Ergebnisse gezeitigt, und nach den Büchern von Eggert, Kappert, Flagstad u. a. mußte von einer neuen Methodik und Didaktik die Berücksichtigung dieser Forschungsergebnisse und die strenge Ableitung der methodischen Lehren aus ihnen verlangt werden. O.s Buch, der erste 'Versuch einer wissenschaftlichen Unterrichtslehre', will diese Aufgabe lösen und stellt somit einen Markstein in der Geschichte des neusprachlichen Unterrichts dar, gesetzt von einem Gelehrten, der in ungewöhnlicher Weise die Beherrschung der sprachpsychologischen und sprachwissenschaftlichen Literatur mit der Erfahrung des Prak-

tikers verbindet. Wer O.s Gesamtleistung in der Wegbereitung eines wissenschaftlich fundierten, zum funktionalen Denken erziehenden Unterrichts würdigen will, wird nicht umhinkönnen seine beiden vorbereitenden Arbeiten, 'Die wissenschaftliche Forschung und die Ausgestaltung des gelehrten Unterrichts' (1918) und 'Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft' (1919, beide bei Velhagen & Klasing), zu studieren, auf die das Hauptwerk häufig Bezug nimmt und die zum vollen Verständnis seiner methodischen Ansichten unentbehrlich sind. Der Konzentrationsgedanke, das Problem einer Allgemeingrammatik wird durch seine strenge Scheidung von Sprechkunde und Sprachkunde, durch seine Einteilung der Syntax nach Beziehungsmitteln — innerhalb deren Wortart, Wortbiegung, Wortstellung und Stimmführung ihre richtige Einordnung erfahren — wesentlich gefördert, und kein Lehrer der eigenen oder einer fremden Sprache wird es unterlassen dürfen, sich mit diesen Darlegungen ernstlich auseinanderzusetzen. Gerade die 'Sprechkunde', die physiologisch-funktionale Seite des Sprachvorganges und der Sprachwissenschaft, bedarf in Wissenschaft und Unterricht noch sehr der Durcharbeitung. Daß O. weiß, wo der Hebel in unserm Sprachunterricht anzusetzen ist, geht daraus hervor, daß der 5. Teil der Methodik, die Behandlung der Beziehungsmittel und Beziehungsbedeutungen, etwa dreimal soviel Raum beansprucht wie jeder der übrigen Teile. Hier wird eingehend über die mechanische und verstandesmäßige Aneignung der Beziehungsbedeutungen, über die Vereinfachung der Spracherlernung durch Beschreibung ('Regel') und Erklärung, über die sprachliche Anknüpfung gehandelt, Ausführungen, die man allen Verteidigern und Verächtern 'psychologisch vertiefter' Schulgrammatiken zur Klärung der Ansichten angelegentlich empfehlen möchte. Mit außerordentlichem Geschick werden Beispiele zur praktischen Anwendung der Theorie eingeflochten: Rektion der Verben und Gerundium, Modalverben und Futurbildung, Stellung der adverbialen Bestimmung im Englischen, Wortstellung, Konjunktiv, Infinitiv, bestimmter Artikel im Französischen. Die wissenschaftliche Erforschung des Wesens der englischen und französischen Sprache steckt noch in den Anfängen, und Vorsicht ist bei jeder 'erklärenden' Behandlung geboten. Mit der hier geübten Klarheit der Abgrenzung beschreibender und erklärender Betrachtungsweise und der Einstellung jeder Einzelbetrachtung auf das Grundproblem ist aber für die wissenschaftliche Behandlung und auch für die erziehlichen Aufgaben des Unterrichts Unumstößliches gewonnen. — Der Gesamtinhalt des Buches kann durch knappe Stichworte nicht annähernd angedeutet werden; die Fülle der sprachwissenschaftlichen und pädagogischen Fragen macht ein eingehendes Studium notwendig, das ernste Arbeit bedeutet, aber hohen Gewinn bringt. O. beginnt mit einer Begründung der Unterrichtslehre als einer Normwissenschaft vom Seinsollenden, die zur Aufstellung eines Unterrichtszieles für das Gesamtfach und für die einzelnen Stufen führt. Daran schließt sich eine Erörterung der Bedingungen für die schulmäßige Spracherlernung mit einer über Wundt hinausgehenden Darlegung der Elemente des sprachlichen Ausdrucks. Aus dem hier aufgestellten Reproduktionsschema werden dann genauer die mechanisch-imitative Spracherlernung und das Aussprechen und Hören behandelt (die vorgeschlagenen Maßnahmen zur Verhütung schädigender Nachwirkungen der Transkription und die vorgeschlagene Umschrift selbst freilich sind im einzelnen anfechtbar). Ein weiterer, oben schon berührter Teil behandelt die Syntax, ein andrer den Wortschatz und die Mittel seiner Aneignung, wobei die theoretische Unterbauung etwas knapp weggekommen ist und durch die entsprechenden Ausführungen in der 'Grundlegung' ergänzt werden muß. Es folgen lehrreiche Bemerkungen über die Ausschaltung der muttersprachlichen und verstandesmäßigen Bewußtseinsinhalte durch mannigfache Übungen, in denen sich der Vf. als besonnenen, die Grenzen des Erreichbaren wohl kennenden Praktiker zeigt. Den Beschluß bildet ein Kapitel über die sprachliche und sachliche Ausdeutung des Schriftwerkes, das die wichtigen

und wegen der Spärlichkeit der Vorarbeiten besonders schwierigen Fragen der Textinterpretation behandelt. Hier bleibt vieles, was man gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt gern ausführlicher gelesen und reichlicher mit Literaturhinweisen ausgestattet gesehen hätte, in Andeutungen stecken. Die klare Abgrenzung der Einzelaufgaben aber macht auch diesen Teil zu einem wertvollen Wegweiser. Das Fehlen eines Registers und die häufige Weglassung der Seitenzahlen bei Verweisungen empfindet man unangenehm.

Berlin-Charlottenburg. W. Hübner.

Hatzfeld, H., Einführung in die Interpretation englischer Texte. München, Hueber, 1922. 120 S.

Universität und Schule haben allen Anlaß, jeden Beitrag zur Methodik der Interpretation neuerer Literaturerzeugnisse sorgsam zu beachten und für den feinsten und schwierigsten Teil ihrer Aufgaben daraus zu lernen. H., ein Schüler Vosslers, will durch das Beispiel lehren, wie er es bereits in dem entsprechenden französischen Teil (angezeigt Archiv Bd. 145, S. 320 f.) getan hat. Shakespeare ist mit zwei Stücken vertreten, Milton mit einem, das 18. Jh. mit kurzen Proben aus Defoe, Pope, Goldsmith, Scott, Wordsworth, das 19. und 20. Jh. durch Byron, Carlyle, Dickens, Tennyson, Browning, Rossetti, Swinburne, Wilde, Kipling, Shaw, Wells, die amerikanische Literatur durch Hawthorne, Emerson, Longfellow, Indien durch Tagore. Alle literarischen Gattungen sind berücksichtigt. H. bringt für seine Aufgabe fraglos ein feines Empfinden für den Stimmungsgehalt und den stilistischen Wert englischer Wörter und Wendungen mit; daß ein Romanist und nicht ein Anglist zu uns spricht, empfindet man in diesem Punkt nur an wenigen Stellen. Die künstlerisch gehandhabte sprachlich-stilistische Betrachtung nimmt einen breiten Raum ein und bemüht sich stets die Brücke zu dem Gesamtcharakter des Dichtwerks und der Persönlichkeit des Dichters zu schlagen. Hierin liegt die Stärke des Vf.s. Anders steht es mit dem Grundsätzlichen seines Verfahrens, das mit seinen sieben Stufen (Abgrenzung, stoffliche Erfassung, formale Würdigung, sprachliche Betrachtung, stilistische Analyse, literarische Einstellung, Kritik) stark schematisch und schablonenhaft wirkt und den Einfluß der französischen Interpretationskunst (H. selbst steht ganz auf den Schultern Roustans) mit ihrer Vorliebe für das Formelhafte verrät. Wozu hilft uns z. B. die in zwei Zeilen gegebene 'Abgrenzung' bei der Probe aus Burns? Ist das Stück aus dem 'Robinson Crusoe' mit seiner Behandlung im Rahmen des vorgeschriebenen Schemas, ohne Herausarbeitung der philosophischen Bedeutung, wirklich richtig ausgewertet? Kommt der 'immerhin große' Wordsworth mit den nicht glücklich ausgewählten Strophen aus dem 'Idiot Boy' wirklich zu seinem Recht? Oder der Weltschmerzdichter und Romantiker Byron bei der Betrachtung, die der Stanze aus 'Childe Harold' zuteil wird? Solche Proben zeigen, daß das große Kunstwerk die Schranken des Schemas sprengt und eine Methode aus seinem eigenen Geist verlangt. Wo Formkunst im Vordergrund steht, wie etwa bei Tennyson, Rossetti, Swinburne, auch bei Kiplings Soldatenliedern, gelingt das hier geübte Verfahren weit besser. Die metrischen Bemerkungen bleiben vielfach gar zu sehr im Äußerlichen stecken und sind auch nicht immer wissenschaftlich einwandfrei, wie z. B. bei Longfellows Hexameter (vgl. A. Heusler über den 'falschen Spondeus'). Im ganzen ein Büchlein, das jeder, der englische Texte zu erklären hat, nicht ohne vielfache Anregung aus der Hand legen wird, wenn er hinreichend Meister seines Stoffes ist, um über die neuen 'Formalstufen' hinaus den Geist des Kunstwerks in sich aufzunehmen und von ihm aus jeweils den Weg zur Erklärung zu finden. Ob indessen das Buch die ihm zuteil gewordene Ehre einer Empfehlung in der

offiziösen Weidmannschen Ausgabe der 'Richtlinien' verdient, darf man bezweifeln. — Sehr störend wirken die Druckfehler, deren Zahl so ungeheuerlich ist, daß sich eine Aufzählung an dieser Stelle verbietet, und die zahllosen Nachlässigkeiten in der Interpunktion. Auch der sprachliche Ausdruck ist wenig gepflegt; abgeschmackte Modewörter wie die häufigen 'fabelhaft, apart, exquisit, restlos, ein überwältigend gesundes Urteil' und Bildungen wie 'die Kleinen Leute-Idyllik' (sic!), 'eine l'art pour l'art-istische Einstellung' (!), 'H. G. (Vf. schreibt überall unrichtig G. H.) Wells' Wortschatz ist ein umfassender und großer' berühren in einer wissenschaftlichen Studie unangenehm.

Berlin-Charlottenburg. W. Hübner.

Krüper, Adolf, Deutschkunde im englischen Unterricht. (Handbuch der Deutschkunde, hg. von W. Schellberg und J. G. Sprengel, Band 4.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1924. VI, 120 S.

Die neue Schule soll nach der Denkschrift des Preußischen Unterrichtsministeriums ihre Hauptaufgabe darin erblicken, die Bildungsbezirke, deren Pflege ihr übertragen ist, 'nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern wegen ihrer Zusammenhänge mit dem deutschen Bildungsleben zu betreiben'. Deutschkunde im weiteren Sinne kann nicht Aufgabe eines einzelnen Unterrichtsfaches sein, vielmehr muß die gesamte Schularbeit auf dieses Ziel eingestellt sein. Vf. sucht die Verwirklichung dieser Aufgabe in seinem Fach aufzuzeigen und beweist Sachkenntnis im Stofflichen und Verständnis für das schulmäßig Wirksame und Erreichbare. Sein Verfahren ist historisch orientiert. Nach einem knappen geschichtlichen Überblick über die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und England werden die englische Schullektüre, Englands Geschichte und politische Entwicklung, die englische Sprache und ihre Grammatik nach den Möglichkeiten für vergleichende Beziehungen auf das Deutsche behandelt; ein Abschnitt über Amerika im Schulunterricht bildet den Abschluß. Vieles Bekannte und in der Schulpraxis längst Geübte mußte der Systematik halber geboten werden, vieles andere gibt wertvolle neue Anregung, so namentlich das am besten gelungene Kapitel über die Aufklärungsliteratur. Die Dichtung des 19. Jahrhunderts kommt reichlich knapp weg; William Morris, das jüngste Drama u. a. vermißt man ungern. Sind Shelley und Keats wirklich Dichter, die der Romantik nur 'in vielem nahestehen'? (S. 55). Daß Carlyles ethischer Idealismus lediglich Import aus Deutschland sei (S. 58), ist eine immer wieder anzutreffende, darum aber nicht weniger richtige Auffassung. An dem Abschnitt über die Sprache wäre mancherlei Kritik im einzelnen zu üben. Die vergleichende Betrachtung der Grammatik bietet viele interessante Einzelheiten, bleibt aber im wesentlichen in Einzelheiten stecken, ohne die großen strukturellen Unterschiede recht herauszuarbeiten. Auch hätte die Bedeutung der Phonetik für die Zwecke der Deutschkunde nicht unerwähnt bleiben dürfen. *His then residence, an almost reconciliation* ist keine 'zur Willkür ausartende Ungebundenheit', in der man 'die dem Engländer eigene Achtung vor der individuellen Freiheit wiederzuerkennen habe' (S. 85), sondern ein Beispiel dafür, daß Wortart und Stellung zwei nebeneinander bestehende Satzbeziehungsmittel sind. Die Etymologie *sterling* < *Easterling*, Osterling (S. 44) ist heute wohl allgemein aufgegeben. — Vf. behandelt seine wichtige Aufgabe nur von der einen Seite her, nämlich unter dem Gesichtspunkt, welche Stoffe zu direkten Beziehungen zwischen dem Englischen und Deutschen Anlaß bieten. Man kann aber auch Deutschkunde treiben unter Betonung des durchaus Gegensätzlichen, Andersartigen, von dem aus keine Beziehungen möglich sind und das gerade dadurch strukturelle Eigenarten erkennen läßt. So bleibt seine Arbeit naturgemäß bei der Größe des Problems, an dem jeder Lehrer für sich arbeiten

muß, nur Stückwerk. Die neuere Fassung des Begriffes Kulturkunde sieht das Problem nicht unwesentlich anders an. Gerade deshalb aber, weil die Dinge im Fluß sind und um Klärung ringen, ist die Lektüre der Schrift jedem Vertreter des Englischen und des Deutschen an unsern Schulen warm zu empfehlen.

Berlin-Charlottenburg. W. Hübner.

La deuxième collection anglo-normande des Miracles de la Sainte Vierge et son original latin. Avec les miracles correspondants des mss. fr. 375 et 818 de la Bibliothèque Nationale par Hilding Kjellman (Arbeten utgifna med Understöd af Vilhelm Ekmans Universitetsfond, Uppsala, Bd. 27). Paris und Upsala 1922, CXXXI, 368 S.[1]

Jahrzehnte nachdem Adgars Marienlegenden in Carl Neuhaus einen Herausgeber gefunden hatten (Altfrz. Bibl. IX, Heilbronn 1886), ist nunmehr erfreulicherweise auch die zweite große anglonormannische Sammlung ediert. Sie befindet sich in der Hs. Old Royal 20 B. XIV des Brit. Museums. Ihr Dichter blieb anonym; er erklärt wiederholt, aus dem Latein zu übersetzen. Diese lateinische Quelle ist bis auf einige Legenden in der Oxf. Hs. Bodl.

[1] Dadurch, daß ich infolge Krankheit leider sehr lange die übernommene Rezension nicht liefern konnte, sind inzwischen mehrere andere Berichterstatter mir zuvorgekommen. Ich kenne folgende Besprechungen von Kjellmans Buch: 1. Wallensköld in den 'Neuphilologischen Mitteilungen', 23. Jahrg. (1922), S. 157 unten bis 161 (eigentlich, außer Titel und allgemeiner Würdigung, nur 159—61); 2. Vising im 'Literaturblatt für germanische und romanische Philologie', 44. Jahrg. (1923), Sp. 103—9 (eigentlich, außer Titel, nur 105 unten bis 109); 3. Långfors in der 'Romania', Bd. 49 (1923), S. 292 bis 300. — Verschiedene der von mir beim Lesen von Kjellmans Buch gemachten Bemerkungen fanden sich dann auch bei meiner Lektüre obiger Rezensionen vor. So z. B.: 1. Sprachl. Einleitung: S. LXXVIII *feu (focus)* usw. (Visg. Sp. 106); S. LXXXI *entirs* (Wa. 160, Vg. 106); S. LXXXIII *agraie* (Wa. 160); S. LXXXV *pité* (Wa. 160); S. XCIII *w* in *lowent* (Vg. 106); CI, CXXI (LXXX) *duce* (Wa. 160, aber anders betr. Etym.); 2. Text: S. 28 (Nr. VIII), V. 53 *ke dist lui fist* (Vg. 107); S. 52 (Nr. XII), 90: *poredure* statt *pore dure* (Lå. 295 unten); S. 311, 66 Punkt statt Fragezeichen (Lå. 299; ib. 106 Ausrufzeichen am Versende (Lå. 299); S. 313, 322 Fragezeichen statt Punkt (Lå. 300); 3. Kommentar: S. 142 (Nr. XXXIII), 14 auch Lå. (S. 296) gegen Kj.s Kritik; S. 156 (Nr. XXXV), 221 *Troissent* von *trover*, nicht für *treissent* von *traire* (Vg. 108); S. 163 (Nr. XXXVI), 125 *aceinter* statt *aceindre* (Lå. 296); 4. Glossar: S. 77 (Nr. XV), 64 *druerie* an dieser Stelle und V. 90 (beide Male etwa = 'Liebesgabe') mit der Übersetzung 'amour, affection' nicht berücksichtigt (Vg. 109). — Im allgemeinen erwähne ich in meiner Besprechung derartiges, d. h. schon von anderen Rezensenten gemachte Aussetzungen, nur, wenn ich etwas hinzuzufügen habe. Aus Långfors' Besprechung aber möchte ich einen Passus in-extenso anführen, weil er zur Beurteilung der ganzen Textedition wohl von Bedeutung sein dürfte. Er schreibt a. a. O. S. 294, letztes Drittel: 'Les doutes que la lecture de cette partie du travail de M. Kj.' (d. h. des Textes des pikardischen Anhangs II) 'm'a inspirés m'ont amené à collationner les textes du ms. 375 sur l'original et j'y ai relevé un nombre considérable de fautes intéressant la transcription, la résolution des abréviations, l'emploi, assez défectueux, des signes diacritiques et l'interprétation. Comme les notes explicatives et le glossaire se rapportent au seul texte du ms. Old Royal, comme d'autre part les deux appendices demanderaient un certain nombre d'explications pour être

Balliol 240 wiederzuerkennen, so daß zwar nicht diese Oxf. Hs., wohl aber eine sehr ähnliche Hs. dem Dichter vorgelegen haben dürfte.

Die anglonormannische Sammlung enthält 58 Mirakel, eingeteilt in drei Bücher. Jedes Buch hat einen kurzen Prolog in Versen; ein Prolog eröffnet und ein Epilog beschließt die ganze Reihe. Auf den Epilog folgen noch zwei Mirakel anderer Herkunft.

In zwei Anhängen fügt Kj. aus den Pariser Hss. B. N. fr. 818 und 375 an altfranzösischen Marienwundern an, was denjenigen der Londoner Hs. entspricht, samt den lateinischen Quellentexten, beides soweit noch nicht bereits veröffentlicht.

So sind im ganzen im vorliegenden stattlichen Bande 97 französische und 33 lateinische (bis anhin nicht herausgegebene) Texte vereinigt: über 8400 anglonormannische (die drei ersten Mirakel der Londoner Hs. hat Kj., weil bereits ediert, weggelassen), etwa 3360 frankoprovenzalische (Hs. 818) und 980 pikardische Verse (Hs. 375).

Für die Dichtung der Londoner Hs. setzt Kj. als Entstehungszeit die Jahre 1230—50 (S. CXXVIII, Z. 3—4), für die Hs. selbst die zwei letzten Jahrzehnte des 13. Jh.s (S. XVII, Z. 2—4) an.

Bedauerlich ist, daß der Herausgeber den Inhalt der zwei Anhänge aus Zeitmangel nicht, wie die Haupths., mit sprachlicher Studie, Kommentar und Glossar versehen hat.

Kj. erklärt ausdrücklich S. V seines Avant-Propos, seine Publikation solle vor allem eine Textedition sein: so enthalte auch sein 'aperçu littéraire' nicht viel wirklich Neues.

In seiner Einleitung (IX—CXXXI) bringt er folgende Kapitel: Les miracles du moyen âge. — Le manuscrit. — Le recueil de miracles contenu dans le ms. Old Royal et ses rapports avec les autres collections anglaises. — Langue et versification. — Date du poème. — L'édition du texte. — Manuscrits. — Auf die Texte folgen Kommentar, Glossar, Verzeichnis der Eigennamen, der summarisch angeführten Werke, Inhaltsverzeichnis. —

Bevor ich die verschiedenen Teile der Arbeit kurz einzeln betrachte, möchte ich zwei Beanstandungen allgemeinen Charakters vorausschicken.

Es war von jeher Sitte bei unseren skandinavischen Fachkollegen, ihre romanistischen Publikationen sehr oft in französischer oder deutscher Sprache zu schreiben. Sie taten es, um ihre wissenschaftliche publizistische Tätigkeit einem größeren Kreise von Fachinteressenten zugänglich zu machen: jeder, der sonst hätte verzichten müssen, war ihnen dafür recht dankbar. Im allgemeinen zeichneten sich die französisch geschriebenen Arbeiten durch eleganten, flüssigen, wohldurchdachten und wohlgegliederten Stil aus, wie ja die skandinavischen Romanisten von jeher, neben mediaevistischer Betätigung, mit Geschick und großer psychologischer und ästhetischer Feinheit den allerneuesten sprachlichen Erscheinungen gern nachgegangen sind.

Von Kjellmans Buch kann man das leider nicht sagen. Vising schreibt a. a. O., Spalte 106, Absatz 2: 'Es ist bisweilen schwer, dem Verfasser zu folgen, da sein Stil nicht immer klar ist. Ich verweise z. B. auf S. XVII gegen Ende, S. XVIII: Cette autre copie usw., wo ich den Text mehrere Male habe lesen müssen, ohne sicher zu sein, daß ich ihn verstanden habe.' Diese Bemängelung muß ich nicht nur unterstützen, sondern ich gehe noch weiter. Nicht nur sind in der Einleitung manche Satzgefüge zu kompliziert, unübersichtlich und schwerfällig, sondern es sind geradezu Sprachfehler

---

pleinement intelligibles, il aurait peut-être été plus utile que M. Kj. réservât pour une autre publication ces deux suites de légendes auxquelles il n'a pu consacrer tous les soins désirables.' — Dieser Befund für die pikardische Hs. B. N. ms. fr. 375 läßt m. E. unwillkürlich auch bei der anglonormannischen Hs., dem Haupttexte, Zweifel an der einen oder andern Lesung aufkommen.

vorhanden. Kj. verwendet den Ausdruck *parait* (S. IX, 1. Z.; XIV, etwa Mitte) in ungewohnter Weise; *écoutant* (S. XXXIX, Z. 11; XLVIII zu Nr. XXV, Z. 9) an Stelle von *entendant;* da wo der französische Sprachgebrauch in der modernen geschriebenen Sprache beim Relativpronomen durchweg *qui* bzw. *que* verwenden würde, stehen Formen von *lequel* usw. (z. B. S. XXIII, Z. 6; XXXI, Z. 1; LI, zu Nr. XXXII, Z. 3), was befremdet. S. XXVII, 1. Z. nach dem Sternchendreieck, schreibt Kj.: 'Je passe maintenant à une revue *des miracles particuliers*' (von mir unterstrichen), wo es richtig hieße: '... à une revue *de chacun des miracles* oder *de chaque miracle*, wobei dann das Folgende zu ändern wäre.

Durch derartiges wird man in der Lektüre gestört, die Aufmerksamkeit muß sich Dingen widmen, die eigentlich keine Hindernisse sein dürften.

Eine Revision des Stiles vor der Drucklegung durch einen der im schwedischen Universitätsbetrieb tätigen französischen Lektoren wäre dem Buche sicherlich förderlich gewesen. —

Das zweite, was ich vor der Einzelkritik erwähnen möchte, gehört in ein ganz anderes Gebiet. Mit Befremden habe ich feststellen müssen, daß Toblers 'Altfranzösisches Wörterbuch' an keiner Stelle (Godefroy ist öfters zitiert) herangezogen worden ist. Weder im Kommentar noch im Glossar findet man einen Hinweis darauf: und doch hätten die wenigen Lieferungen — bis zur Drucklegung 1922 waren deren fünf erschienen — Kj. dabei, wie gewiß auch bei mehr als einer zweifelhaften Textstelle, kostbare Dienste leisten können. Das ist eine Lücke, die in einer Arbeit wie der vorliegenden, und bei einem Autor, der sich durch vorhergehende Publikationen ausgewiesen hat, wie es bei Kj. der Fall ist, nicht vorhanden sein dürfte. —

Ich gehe nunmehr zur Einzelbetrachtung über.

Der sprachlichen Untersuchung (S. LXXVI—CXX) — die, wie gesagt, sich auf die Londoner Hs. beschränkt — mangelt die wünschenswerte Übersichtlichkeit infolge des Umstandes, daß die Darstellung der Sprache des Dichters und derjenigen der Überlieferung nicht getrennt durchgeführt ist, sondern beiderlei andauernd in- und durcheinanderfließt.

Visings Bemerkung, daß Kj. in vielen Fällen einen Schreibfehler als ein phonetisches Phänomen betrachtet (a. a. O., Sp. 106, 3. Abs.) und daß er allzufleißig mit 'graphie inverse' operiert, möchte ich kräftig gutheißen und — zu ersterem besonders — hinzufügen, daß sich dieser Mangel m. E. zum guten Teil aus der nicht getrennten Darstellung von Ur- und Überlieferungsform erklärt. Hier, ebenso wie später bei der Textherstellung, hätte dem Herausgeber zweifellos etwas vorzügliche Dienste geleistet, was er unterlassen zu haben scheint: nämlich bei zweifelhaften Formen und Stellen das Betreffende laut zu lesen. Da bekommt der starre Buchstabe der Überlieferung neues Leben, und mit Hilfe des Ohres kommt man nach meiner Erfahrung des öftern zu ganz anderen und besseren Ergebnissen.

Zur sprachlichen Einleitung bleibt mir, nach Ausscheidung des von andern Rezensenten a. a. O. bereits Gesagten, noch folgendes zu bemerken übrig:

Zu S. LXXXV, Ie, Z. 5: *seint Pere (sanctum Petrum)* : *mere (matrem)* gehört nicht, als angeblich charakteristisch fürs Anglonormannische, hierher; die undiphthongierte Form *Pere* < *Petrum* ist weitverbreitet, so z. B. auch bei Gautier de Coincy. Cf. meine Ausg. seines Christinenlebens (Erlangen 1922), S. LXXXVIII, § 8, 1. Abs. — Zu S. LXXXVI: *Julian, Cassian, crestian* sind für das Anglonormannische ebenfalls nicht charakteristisch, sondern kommen auch anderswo, z. B. im Pikardischen, vor. Es handelt sich dabei um nicht eigentliche phonetische Entwicklung, sondern um mehr oder weniger gelehrte Formen: Eigennamen, der Kirchensprache nahestehende Wörter. Cf. Su., Altfrz. Gr.², § 47b, S. 140 und Mussafia, Z. f. r. Phil. I, S. 404, auf welch letzteren Kj. selber in Anm. 1 zu S. XCIX hinweist. — Zu S. LXXXVIII,

Z. 4 ff.: zu Schreibungen wie *estorie* : *memorie; glorie* : *memorie; glorie* : *victorie* mußte bemerkt werden, daß es sich um eine halbgelehrte, weitverbreitete Erscheinung handelt. — Zu S. XCIX, *Latinismes*, Z. 6—7: *canun, espirit, seintime* sind keine 'purs latinismes'. —

Zum Texte der 'Miracles'. S. 68 (Nr. XIV), V. 51: von einer vom Teufel in ihren Sinnen gequälten, der Jungfrau Maria treu ergebenen Nonne: *(E cele corut de rechef) A la dame contre sun gref; (O lermes et*[1] *grant devociun* ‖ *Si commensa sa oreisun.)*; l. *conter.* — S. 75, Prolog Buch II, V. 11: Punkt statt Komma am Versende. — S. 78 (Nr. XV), 94: der Nachfolger des Bischofs Hildefonsus will aus hoffärtigem Trotz die von der Jungfrau Maria seinem Amtsvorgänger verliehene Alba gegen ausdrückliches Verbot doch anziehen und auf dessen Stuhl sich setzen. Er macht dazu folgende Bemerkung V. 89 bis 94: *Dist ke il ne lerreit mie* ‖ *Ke il ne vestit la druerie,* ‖ *Ke la mere Deu out aporté* ‖ *E a sun ancessur doné.* ‖ *En la chere si serreit,* ‖ *Sa ver nun ke li verreit?* Zu letzterem Vers schreibt Kj. im Kommentar S. 322, *15*, 94: '*Sa ver nun* = "son vrai nom", "son vrai titre", *sc.* le titre d'évêque, est une interprétation forcée qui est en effet peu satisfaisante'; ... Ich lese so: *S'aver[s] nun, ke li verreit?* = 'Außer einem Geizigen (? Neidischen), wer sollte es ihm verbieten?' Ganz befriedigt mich diese Deutung zwar nicht; ich dachte auch an ursprüngliches *aversiers* ('Wer außer dem Teufel ...'), aber eine derartige Bemerkung im Munde eines Bischofs wäre doch wohl gar zu ungehörig, wenn er auch kein Musterbischof war. — S. 88 (Nr. XVIII), 62—4 sind folgendermaßen zu interpunktieren und zu lesen: *Cele resut l'alme seinte* ‖ *A ky il aveit joie meinte* ‖ *Chaunté tant cum il vesqui.* — S. 108 (Nr. XXIV), 67 *Seit Anneis;* l. *Seint Anneis.* Cf. S. 107, 37 *seint Anneis* (heil. Agnes). — S. 132 (Nr. XXXI), 74 *Mes tut ne vaut mie un flur de glent;* im Glossar *glent* mit *gland* (Eichel) gedeutet. Vising hat bereits (a. a. O., Sp. 107 unten bis 108) dieser geheimnisvollen Blüte einer Eichel ihren richtigen botanischen Platz zugewiesen: es wurde daraus die wohlbekannte *flur d'eglent* (= *aiglent,* Hagrose), bei To., Altfrz. Wtb., s. v. *aiglent* M. E. ein anschauliches Beispiel für die von mir weiter oben schon erwähnte große Nützlichkeit, bei Herstellung eines kritischen Textes zweifelhafte Stellen sich selber laut vorzulesen. — S. 133 (Nr. XXXI), 82 Visings Korr. Sp. 108 oben (*muiller* statt sinnlosem *muille*) findet eine, übrigens fast überflüssige, Stütze an V. 110 *Ceste muiller devint garie.* — S. 144 (Nr. XXXIII), 58 (von einem, der am Bein an *arsun* litt) *E cist ne fet el ke ad en peïz (E crut tut jurs de mal en pix, :)*: was soll die zweite Vershälfte bedeuten? Kommentar wie Glossar bleiben stumm. — S. 146 (Nr. XXXIV), 20 Komma nach *mie.* — S. 155 (Nr. XXXV), 189 *par oïr;* l. *paroïr.* — S. 157 (ib.), 257 *Ke* wohl verschrieben wegen folg. *ke*; l. *De* oder *A.* — S. 190 (Nr. XLII), 27—32 sind folgendermaßen zu interpunktieren und somit zu interpretieren: *Un fez avint ke en compaignie* ‖ *S'asit. Cum mult fu conjoïe* ‖ *De ceo ke il esteit la venu,* ‖ 30 *Kar seint hom et prodom fu,* ‖ *Tant se jua a ces amis* ‖ *Ke il esteit mult de vin suspris.* — S. 204 (Nr. XLVII), 119 Punkt streichen, V. 120 Punkt setzen und 122 Komma statt Semikolon. — S. 211 (Nr. XLVIII), 214 das Reimwort *trové* (*trové:*) scheint mir verderbt, wenigstens kann ich keinen befriedigenden Sinn finden. — S. 220 (Nr. LI), 3—4 in diesen einleitenden Versen (voraus gehen: *La seinte mere nus seit aïe,* ‖ *Vers ke tut le munde se plie,* [Punkt ist besser]) muß etwas verderbt sein: *Mult en ad fet vertuz pur gent* ‖ *E pur femmes fet ensement,* denn *gent* und *femmes* sind doch kein Gegensatz. — S. 222 (ib.), 58 die Worte *la bone mere* gehören zwischen Kommata gesetzt. — Ib. (ib.), 88—9 ist zu lesen: *Ele respunt: 'Nun faz par fey,* ‖ *De tun ben fet* (= getanen Guten, To., V.B. I^3, 90) *sui amentu.* — Ib. (ib.), 91—223 (ib.), 94, 1. Hä., lese und interpunktiere ich so:

[1] Ich löse bei Verszitaten das von Kj. stets beibehaltene Zeichen & in *et* auf.

Mes tant serrez vus en peine || *Ke par preeres s'eiez (= s'aiez) tute seine* | *Vostre alme ke as chargé* || *De peché* ... — S. 235 (Nr. LVI), 5 der Text (*Roilas, un duc de la cité*) befriedigt m. E. nicht, denn Roilas ist ein Ungläubiger (V. 6 *Ke cristienté out mult despité,*) und belagert (V. 7—8 *Assege une feiz cele cité* || *Pur cunfundre la cristienté*) eben diese Stadt, von der er nach V. 5 ein *duc* wäre. Kj.s Vermerk in der Varia Lectio: '*Entre* la *et* cité, as *est ajouté au-dessus de la ligne*', dürfte wohl als wahrscheinlich annehmen lassen, daß der Kopist, seines Irrtums mit *cité* (aus V. 7 hierher geraten) bewußt geworden, zu korrigieren angehoben hat. Ich vermute, daß als Reimwort ein geographischer Name stand. — S. 250 (Nr. LVIII), 191—2 ist zu interpunktieren: *Vers li l'estreint par grant amur* || — *Ore poëz oïr fine duzur* — || *Sicum* ... — S. 251 (ib.), 249 l. *suzleve* statt *suz leve*. — S. 255 (Nr. LIX), 7 *perdreit;* l. *per dreit* und Semikolon streichen. — S. 269, 23 und 25[1] je Komma am Versende. — S. 270, 4 hier wie an vielen anderen Stellen dieser Hs. (z. B. 273, 106; ib. [Nr. XVIII], 2; 274, 108; 275, 19; 277, 1; 291, 36; 296, 250; 298, 4; 299, 20 usw.) kommt das Verb *aventer* (= geschehen, eintreffen, widerfahren), von dem To. im Altfrz. Wtb. nur zwei Beispiele bringt, vor. — S. 279, 124 Semikolon streichen. — Ib. 125 Punkt statt Komma setzen. — S. 283, 65 Komma oder Semikolon am Versende. — S. 285, 2 *parroché,* l. *parroche.* — S. 291 (Nr. XLVI), 18 zu *banne* = Fahne siehe unter 'Kleinere Mitteilungen' in Bd. 148 S. 253—54 des 'Archivs'. — Ib. 25 was soll *S'esmarisot molt grant merville* heißen? Offenbar sah Kj. darin das Verb *soi esmarir,* während zu lesen ist: *Ses maris ot* ... ('Ihr Gatte wunderte sich sehr'). — S. 293, 70 Punkt am Versschluß. — S. 295, 199 *Oï,* l. *Oi.* — S. 296, 220 *oï,* l. *oi.* — S. 296, 28 Komma streichen. — S. 302, nicht nur V. 60 muß durch — — abgesondert werden, wie es Kj. tut, sondern 58—60, und 61 fährt dann anakoluthisch fort. — S. 307 (Nr. I der Hs. 375), 54 *enseri,* l. *en seri.* — Ib. 64 Komma am Versende. — Ib., ib. 66 Punkt am Versende. — S. 311, 56—8 interpunktiere ich: *Mais enemis, qui no damage* || *Porquiert adès, et veut estruire* || *Comment puist le nonain destruire.* In dem *et* V. 57 sehe ich expletives *et,* das den Nachsatz einführt. — Ib. 69 Komma am Versende. — Ib. 87 Punkt am Versende. — Ib. 88 Komma am Versende streichen. — Ib. 95—102 diese Verse gehören (wie die vorhergehenden) zu der weitaus größten (478 V.) und bedeutendsten Erzählung ('Chi commence de le soucretaine') dieser Hs.; der Teufel hat die Nonne in ihren Sinnen erregt für einen *fol clerc* (V. 85), der nach ihr begehrt. Dann heißt es V. 95 ff.: *Li clers ne pot en liu venir* | *C'a la nonain puist avenir,* || *Si fait aler une richaut,* || *Car ëust or l'une, si caut* || *Que les autres fuissent brullées,* || 100 *Car par eles sont violées,* || *Et femes et home deçut* || *Et en pecié mortel reçut.* In Ermangelung eines Kommentars und Glossars weiß man nicht, wie Kj. einen Teil dieser Verse (98 und 100) verstanden hat; dies aber dürfte sicher sein, daß etwas bei Kj.s Druckweise nicht stimmt.[2] Ich schreibe so: *Li clers ne pot en liu venir* || *C'a la nonain puist avenir.*[3] || *S'i fait aler une richaut.* || *Car ëust or l'une si caut*[4] ||

---

[1] Die von Kj. ohne Kommentar und Glossar anhangsweise edierten Hss. B. N. ms. fr. 818 und 375 schließe ich in meine Rezension ein. — Hier beginnt das zur ersteren dieser zwei Hss. von mir Vermerkte, wobei ich alles (Text, Kommentar, Glossar) vereinige.

[2] Dies ist auch Långfors' Empfindung, der a. a. O. S. 299 schreibt: 'L'interprétation du vers 98 est certainement fausse, mais je ne suis pas sûr du remède qu'il faudrait proposer (*lune,* que l'éditeur interprète par *l'une,* pourrait aussi bien être *lime,* "tourment", mais ce mot est du féminin).'

[3] Strichpunkt statt Punkt käme auch in Betracht.

[4] V. 90 heißt es: *La none commence a esprendre* und V. 167—8 *Et diables qui en li fu* || *Esprent et alume le fu.*

Que les autres fuissent brullées! || *Car par elés (= eslés) sont violées.* || *Et femes et home deçut* || *Et en pecié mortel reçut.* Zum Sinn brauche ich nur zu 98 ff. etwas zu sagen: ich fasse den ersten, mit *Car* beginnenden, und den folgenden Vers als Wunsch der Kupplerin (der Teufel käme auch in Betracht, liegt aber in der Versfolge etwas ferner) auf: Könnte doch eine (der Nonnen, und zwar die bewußte) so (sinnlich) heiß haben (d. h. durch ihre kupplerischen Worte gemacht werden), || Daß alle anderen (Nonnen) (von dieser Sinnenglut) verbrannt würden! || 100 Denn schnell[1] (d. h. leicht) sind sie geschändet (d. h. die Kupplerin rühmt sich ihrer angeblichen Taten). Frauen und Männer[2] hat sie (die Kupplerin, oder vielleicht der Teufel) betrogen (d. h. verführt) und in Todsünde fallen lassen. — 118 Komma am Versende. — 133 Punkt am Versende. — 139 Komma am Versende. — 150 l. *s'i* statt *si.* — S. 312, 282 Komma am Versende streichen. — S. 313, 315 Anführungszeichen am Versende. — 319 Komma am Versende. — 322 Fragezeichen am Versende. — 333 Punkt statt Komma am Versende.

Zum Kommentar.[3] Zu *4,* 109 (S. 10) *sain* in der Bedeutung von *sain et sauf* ist im Altfrz. nicht so selten. Cf. Foe., Wtb. zu Christian, s. v. *sain.* — *5,* 63 (S. 16) zu *monter un cheval* sei daran erinnert, daß diese Konstruktion noch im heutigen Französisch vorkommt, allerdings mit einer etwas spezialisierten Bedeutung (Dict. Gen., s. v. *monter* 'être monté sur ce cheval, en être le cavalier'). — *16,* 75—6 (S. 81) *Vus i mentez, pute traïne,* || *Fet la duce franche reïne,* || ... Dies sagt die Jungfrau Maria zu den Teufeln. Dazu schreibt Kj. im Kommentar: '*Traine* (sic, doit être ici *train* avec un *-e* parasite. Le sens s'oppose à y voir le mot *traïne* = "trahison", "ruse", employé au vers *32,* 32.' Kj. übersetzt *traïne* für diese Stelle mit *train, compagnie.* Ich sehe darin das postverbale *traïne,* für das ich im Altfrz. die Bedeutung 'Bande' allerdings nicht belegen kann, die aber aus dem Begriff 'Geschlepp' sich leicht entwickeln läßt. — *17,* 12 (S. 84) *Tant atendi a ribauderie.* Kj.s Bemerkung: 'Il y a dans l'ancienne langue une confusion constante entre *atendre* et *entendre* ainsi qu'entre les substantifs correspondants' ist eine zu verallgemeinernde Formulierung aus Foe., Anm. zu Chev. as .II. esp. 2059. Cf. To., Altfrz. Wtb., s. v. *atendre,* Sp. 630, Z. 4—11, und z. B. für das Italienische Petrocchi, Novo Dizion. Univ., s. v. *attendere.* — *19,* 1—17 (S. 88—9): diese philosophischen Betrachtungen über das Los der Armen gewidmeten Verse erledigt Kj. in folgender Weise: 'Comme partout où il s'agit d'un raisonnement, tout le début de ce miracle est peu clair. J'ai compris ainsi l'idée de l'auteur: Dans l'autre vie, ceux qui ont été assez malheureux pour vivre ici-bas en pauvreté, formeront un tribunal qui jugera les riches dont le sort sera misérable après la mort. A l'avis de l'auteur, il n'est pas juste que Dieu aide non seulement ici-bas mais aussi dans l'autre vie; il faut bien, pour que la justice se fasse, que les pauvres, qui ont mené une vie de misère, soient honorés à leur tour après la mort. Au vers 16, *prendre* employé absolument, semble signifier "choisir", cf. Godefroy.' In Wirklichkeit scheint mir nur die eine oder andere Stelle dieser Versreihe, die im übrigen den mittelalterlichen Gemeinplatz von der seligmachenden Armut auf Erden variiert, a priori unklar, und zwar entweder weil verderbt, oder weil für Kj. und mich nicht recht verständlich. Auf alle Fälle scheint

---

[1] *par eslés* = 'schnell' habe ich zwar nicht belegt gefunden, dagegen *a eslés* Bartsch-Wiese, 'Chrestomathie de l'ancien français'; Foerster, Wtb. zu Christian, bei letzterem auch *d'e.* 'im Galopp, mit verhängtem Zügel'; *de grant e.*

[2] Im altfrz. Text asymmetrisch 'Frauen und Mann', wenn nicht ein Überlieferungs- oder Schreibfehler vorliegt.

[3] Da Kj. im Kommentar nicht die Seitenzahl, sondern die Nummer des betr. Mirakels und die Verszahl angibt, halte ich es ebenso, nur daß ich ergänzend auch die Seitenzahl anführe.

mir Kj.s Kommentar ganz unklar, ja sogar er dürfte zum Teil das Gegenteil sagen von dem, was der altfranzösische Dichter und vielleicht auch was Kj., auf schwedisch, meinte. V. 1—8 verlangen meines Erachtens keine Erklärung: dann übersetze ich weiter V. 9—16: 'Darum werden die Armen hochgestellt sein, ‖ Beim Jüngsten Gericht als hohe Richter, ‖ Und sie werden die Mächtigen richten, ‖ Die jetzt (an der Macht) sind. ‖ (Diese) werden dort kleine Leute sein, ‖ Denn doppelte Freude werden sie keineswegs genießen ‖ Jetzt und in jenem andern Leben. ‖ Es ist nicht meinem Urteil entnommen[1] (d. h. es ist nicht bloß meine persönliche Meinung): ‖ Gott wird alle (sc. Armen) retten, ...' Die zweite Hälfte dieses V. 16 (*s'il ben prent*) ist mir unverständlich, und Kj.s Bemerkung hierzu bietet mir keine Hilfe. V. 17 aber (*De Deu seient pores honuré.*) scheint mir im Gegensatz zu allem Vorhergehenden zu stehen und geradezu ungehörig im Munde eines Dieners Gottes.

Diese Stelle ist eine von denen, wo sich mir die Empfindung aufdrängt, daß Kj. diese sehr voluminöse Publikation mit etwelcher Hast zum Abschluß gebracht hat. — *24*, 97 (S. 109) eine Notwendigkeit, auf die trs. Konstruktion von *paistre* noch besonders aufmerksam zu machen (cf. Dict. Gén.), vermag ich nicht zu erkennen. — *25*, 68 (S. 114) *Tant par estes de mal eire;* weder im Kommentar noch im Glossar steht ein Wort über *eire*, wo doch ein Hinweis auf Rohlfs' Arbeit nichts geschadet hätte. — *28*, 3—4 (S. 121) *En un eglise de seint Michel,* ‖ *Ke est un archangle de cel;* letzterer Vers ist ein elender Flickvers, auf den hätte hingewiesen werden sollen, wie auch darauf, daß der Dichter sich ab und zu derartiges leistet. — *30*, 60 (S. 127) ob in der Hs wirklich *de grant eage* steht, was ja gar nicht in den Zusammenhang paßt, da von hohem Alter des Pisaner Mönches nirgends die Rede ist, vielmehr er V. 5 ausdrücklich als *clerk*, neben zahlreichen *chanoines* V. 4, bezeichnet wird, und V. 175 es von ihm heißt: *Sicum il fu jolif vallet*, scheint mir zweifelhaft, wäre jedenfalls nicht ursprünglich. Da es aber vorher hieß, er sei nunmehr stark in seine Braut verliebt (V. 58 *Et de fin queor mult l'enama*) und V. 61 *Pur ren ne se vodreit retrere*, liegt die Vermutung, *eage* stehe statt *rage*, nahe: 'rasend verliebt'. Kj. schreibt im Kommentar: '*de grant eage* = "à l'âge mûr". Ce vers ne répond à rien dans l'original latin et a dû être ajouté pour obtenir une rime à *lignage* du vers précédent.' — *31*, 82 (S. 133) warum die Bemerkung, anläßlich einer Versstelle (cf. hier unter Text): '*Travailer* = "tourmenter", "accabler", est fréquent'? Es ist ja überhaupt die allgemeine Bedeutung, entsprechend der etymologischen Herkunft. — *35*, 39 (S. 152) zur Bedeutung von *baiart* cf. To., Altfrz. Wtb., wonach es nicht 'petit chariot, brouette', sondern 'Bahre zum Tragen von Steinen' bedeutet. Ein Beispiel figürlichen Sinnes hat auch To. nicht. — *35*, 184 (S. 155) ich fasse diesen Vers als noch vom Grafen gesprochen auf: dann paßt er nicht schlecht in den Zusammenhang. — *36*, 125 (S. 163) zu sonst unbelegtem *aceinter* cf. To., Altfrz. Wtb., s. v. *aceindre*. Långf., a. a. O. S. 296 sieht, wie oben bereits gesagt, darin den (im Anglonormannischen) nicht seltenen Konjugationswechsel. Man könnte auch an einen Schreib- oder Lesefehler denken wegen des im gleichen Verse folgenden *acurcer*. — *42*, 48 (S. 191) zu *agravente* ist auf To., Altfrz. Wtb., s. v. *acraventer* zu verweisen. — *42*, 91 (S. 192) angebliches *frenna* (Hs. *freuna*) von einem unbelegten Verb *frener* von *fresne* < *fraxinum*, 'frapper avec un bâton de frêne', dürfte doch wohl recht unwahrscheinlich sein. — *51*, 94, 2. Hä. (S. 223) und 95, hinter dem ein Punkt stehen muß, Anakoluth. — *54*, 16 (S. 230) wenn Kj. wegen *lungaine* = 'latrine' im Kommentar eine Anmerkung machen wollte, was m. E. überflüssig war, so mußte er, als auf

[1] Beiläufig gesagt, ein interessantes Beispiel für altfrz. starkes Part. Perf. von *toldre*.

die neueste diesbezügliche Erwähnung, auf M.-L., R. Et. Wtb. (das m. W. im ganzen Kommentar nur einmal erwähnt wird), Nr. 5115 hinweisen. — *58*, 118 (S. 248) Kj. weist wegen *aube espine* in zwei Worten auf God. Suppl. Auch hier vermisse ich das einzig Richtige: wenn schon eine Anmerkung für nötig gehalten wird, dann Hinweis auf To., Altfrz. Wörterbuch, Sp. 662 s. v. *aubespine*. — Warum die Bemerkung: 'La comparaison entre les *feuilles* du coudrier et la *fleur* de l'aubépine n'est pas très heureuse'? Vorausgesetzt, daß *foille* dem Urtext angehört und nicht wegen *foillée* V. 115 verschrieben ist, sei auf V. 111 hingewiesen (*La foille fu trop lusant et cler*) und daran erinnert, daß in ästhetischen Dingen ein Urteil über andere Zeiten nur mit großer Zurückhaltung zu geben ist. Woher sollen wir bestimmt wissen, wie die Leute damals sahen?

Zum Glossar. Erfahrungsgemäß ist das Glossar einer Edition wie die vorliegende einer der Teile, wo die Auffassung von Autor und Rezensent oft auseinandergehen. Bald ist das Glossar letzterem zu elementar ausführlich, bald zu summarisch. Um nun das subjektive Element möglichst auszuschalten, will ich die von Kj. in einer Fußnote auf der ersten Seite seines Glossars (S. 335) gegebene Erklärung zum Ausgangspunkte nehmen. Da schreibt er: 'Ce glossaire n'a point la prétention d'être complet; tous les mots n'y figurent pas et en général je ne cite qu'un seul vers ou quelques-uns des vers où se trouve le mot en question. J'ai surtout visé à réunir dans le glossaire tous les mots présentant un certain intérêt ainsi que les différentes formes des verbes.' Mit dieser Prinzipienerklärung versehen, begebe ich mich auf die Suche und muß feststellen, daß Kj. m. E. in praxi ganz anders sich verhalten hat. Was berechtigt zur Aufnahme z. B. von *abbeïe*, *abbesse*, *abime*, *acoler*, ... *allumer*, ... *apostle*, *arcedekene*, *arceveske*, *avogler* usw.? Und womit begründet der Verfasser stillschweigendes Übergehen (im Kommentar wie im Glossar) von Ausdrücken wie *terreitere* Nr. XXII, 44, S. 99 (Schimpfwort auf den Teufel), oder *quillet* Nr. XLI, 74, S. 187? Man verliert darob viel Zeit mit — zum Teil fruchtlosem — Nachschlagen in Wörterbüchern.

Zum Schluß noch einige Einzelfälle. Nr. XXXIV, 29 (S. 147) und 83 (S. 148) heißt *covent* an beiden Stellen etwa 'Gesellschaft', ist aber im Glossar (für eine andere Stelle) nur mit 'couvent' gedeutet. — In Nr. XXXV (Des Juifs de Tolouse qui furent punis à la suite d'une insulte au Christ), V. 87 ff. (S. 153) heißt es von dem Faustschlag des Christen gegen den Juden: Le glotun fert si lez la *cane* ‖ E une tele note li organe ‖ Ke les orailles ad estunez, ‖ 90 E cil chet freit mort a ces pez (lat. nur *pugno judeum percussum ante pedes suos anima exuit*). Von Kj. wird *cane* im Glossar mit 'colonne vertébrale' übersetzt. — Ib., V. 281—5 (S. 158) lautet der Text: Cil feri le Gyu lez cele joue ‖ Ke la *canole* le *desloue*, ‖ Les oils ambedeus hors de la teste ‖ Fist voler a cele feste ‖ 285 E le servel par les oreiles (lat. *Qui ... per singulos annos expositum judei capud primo ictu indubitanter excerebraret*). Von Kj. wird im Glossar *canole* mit 'trachée artère' übersetzt, während für *desloër* 'décrocher, luxer' steht. Nun ist es ja allerdings nicht immer leicht, bei solchen Schilderungen sich eine klare Ansicht zu bilden (cf. Friedw., Veng. Rag., Gloss., s. v. *forcele*), aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß an der ersteren Stelle ein Schlag neben die Wirbelsäule wohl nicht die geschilderte Wirkung haben könnte, daß Foe., Wtb. zu Christian, s. v. *chanole*, *chenole* und *canole* die Bedeutung 'Verbindungsstelle des Schlüsselbeins mit dem Sternumknochen, Schlüsselbein' gibt, und daß man die Luftröhre (= *trachée artère*) wohl nie hat ausrenken (*luxer*) können. — Ib., 221 (S. 156) *de rente assise*, cf. To., Altfrz. Wtb., s. v. *asseoir*, Sp. 585, Z. 28—31.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

Curtius, Ernst Robert, Balzac. Bonn, Friedrich Cohen, 1923.

Ein großes neues Buch über Balzac, das aber ganz eigenartig neben der bisherigen Balzacliteratur steht und einen besonderen Platz einnimmt. Es ist das Eindringlichste, was bisher über Balzac geschrieben worden ist, und ist, auf seine Weise, nach unsern Kenntnissen über Balzac abschließend. Curtius gibt das von Balzac, was Ernst Bertram in seinem Nietzsche, Georg Bondi Berlin 1918, die 'Legende' nennt. Bertram sagt l. c. S. 1: 'Wir vergegenwärtigen uns ein vergangenes Leben nicht, wir entgegenwärtigen es, indem wir es historisch betrachten. Wir retten es nicht in unsre Zeit hinüber, wir machen es zeitlos. Indem wir es uns verdeutlichen, deuten wir es schon. Was von ihm bleibt, wie immer wir es zu erhellen, zu durchforschen, nachzuerleben uns mühen, ist nie das Leben; sondern immer seine Legende. Was als Geschichte übrigbleibt von allem Geschehen, ist immer zuletzt — das Wort ganz ohne kirchliche, romantische oder gar romanhafte Obertöne genommen — die Legende'. Und auf S. 2 formuliert Bertram: 'Die Legende, das ist sein in jedem neuen Heute neu wirksames und lebendiges Bild.' Von diesem Standpunkt aus verstehen wir, daß Curtius uns einen besonderen Balzac geben muß, der in vielem von den bisherigen Darstellungen abweicht und in vielem über das Bisherige hinauskommt.

Er sucht Balzac in seiner Einheit und in seiner Ganzheit zu erfassen und will zur Synthese vordringen. So sagt er S. 393: 'Die Vielen sehen in der Kunst nur den Stoff; die Wenigen die Gestaltung; die Wenigsten den Weltsinn.' Und kurz darauf: 'Am seltensten ist wohl das Innerste des Werkes [der Comédie humaine] erfaßt worden; das, wodurch es mit dem Kosmos zusammenhängt.' Diesen Zusammenhang herauszuarbeiten, ist die Hauptaufgabe des Buches. Damit beschäftigen sich die ersten sieben Kapitel des Buches: Geheimnis, Magie, Energie, Leidenschaft, Liebe, Macht, Erkenntnis. Vielen Formeln und Formulierungen im Werke Balzacs, wie *effet, cause, volonté* und *volition, désir* usw., die als willkürlich oder phrasenhaft erschienen, gibt Curtius ihren richtigen metaphysischen Wert. Gerade durch richtiges Verstehen dieser Formeln erfaßt er den Weltsinn Balzacs. Das Kapitel Magie z. B. zeigt, was der Okkultismus für Balzac bedeutet. Nicht Spielerei, wie man angenommen hat, oder etwas Groteskes, sondern ein Element seiner Weltanschauung; die Intuition ist ihm höchste Stufe der Erkenntnis. Im Kapitel Energie zeigt Curtius, wie das energetische System Balzacs die Dominante zur Erfassung des Weltsinns bei ihm bildet. Das Hauptproblem ist die Energieumschaltung. Störungen des Seelenlebens können durch falsche Entladungen oder falsche Stauung der psychischen Energie entstehen. Es gilt deshalb, den Verbrauch der Energie zu regeln; Mäßigung des Lebenstempos wäre Notwendigkeit. Aber Leben und Schaffen bedeutet Verausgabung der Energie. Dieses Dilemma hat Balzac zeit seines Lebens beschäftigt. Die Wichtigkeit der Rolle des Geldes in seinen Werken, die oft mit einem gewissen Staunen von der Kritik hervorgehoben wurde, wird verständlich, weil das Geld ihm als Symbol der Lebensenergie gilt. Auch das burlesk anmutende Problem der Langlebigkeit, das Balzac immer wieder behandelt, hängt aufs engste mit dem Energieproblem zusammen und verliert damit am Komischen. Das Energieproblem ist Inhalt seines Daseins gewesen. 'Sein ganzes Leben ist ein energetischer Prozeß.' Was als Stilisierung, als 'Formelkram' angesehen wurde, wird so eine der wichtigsten Linien zur Deutung Balzacs. Vieles, was ungeordnet und gegensätzlich erschien, wird so in eine höhere Ordnung eingereiht; wobei die höhere Zwiespältigkeit, die des *ἀνὴρ δίψυχος*, des Zweiseelenmannes, die jedem Großen innewohnt, natürlich bleibt, aber in eine höhere, grandiose Sphäre erhoben ist.

Fast wie Monographien wirken die Kapitel: Gesellschaft, Politik, Religion, Romantik. Hier arbeitet Curtius mit philologischer Sorgfalt und großer Beherrschung des Stoffes weit ausholend das Charakteristische heraus, immer die Einheitlichkeit der Weltanschauung Balzacs stark betonend und das schein-

bar Disparate zu vereinfachen suchend, indem er es auf wenige große Linien bringt. Besonders überzeugend gelingt dies beim Kapitel Politik. — Es folgen die Kapitel: Werk und Persönlichkeit, und zum Schluß ein Kapitel: Wirkung, in dem die Aufnahme und Kritik Balzacs bis zur Gegenwart verfolgt wird. Als typisch kann man den Artikel von Ludwig Spach in seinem Werke 'Zur Geschichte der modernen französischen Literatur', Straßburg 1877, S. 253—88: 'Honoré de Balzac; seine Korrespondenz' hinzufügen. Er bringt nichts Neues für die Wirkung Balzacs, paßt durchans zu den andern Belegen, die Curtius bringt, ist aber doch in seiner Art charakteristisch. — So kommt ein einheitliches, in seiner Weise unangreifbares Bild Balzacs zustande, mit großer Liebe und großem Können gearbeitet. Gerade daß Balzac von den verschiedensten Seiten angepackt wird, daß jedes einzelne Kapitel von einem besonderen Blickpunkt aus sieht, dessen Möglichkeit doch wieder aus der Betrachtung Balzacs genommen ist, gibt die Einheitlichkeit und Geradlinigkeit des Balzacbildes von Curtius. Und so möchte ich mit einem Bilde Bertrams l. c. S. 10 schließen: 'So erwandert man das Bild eines geliebten Berges auf manchen Vorhöhen, die von seinem Massiv ausstrahlen, und die Aussichten von jeder einzelnen, die sich zuweilen perspektivisch widersprechen, ergänzen einander doch zu dem Bilde des Berges, das sich nie aus einer vereinzelten Schau ergibt.'

Daß dies Bild, das im besten Sinn des Wortes subjektiv ist und sein muß, nicht von jedem gleich gesehen wird, ist selbstverständlich. Vielleicht sieht nicht jeder so überzeugend überall die geraden Linien; vielleicht betont ein anderer das Zwiespältige noch mehr als Curtius; vielleicht weist ein anderer bei Balzac stärker auf das Manische hin, auf das Auf und Ab der Depressionen und Emotionen; und schließlich findet ein anderer doch viel mehr Groteskes und Kindisches (nicht Kindliches) bei Balzac als Curtius, der doch wohl gelegentlich Balzac überwertet.

Zum Schluß noch etwas: Curtius wirft ein ganz großes Problem auf: 'Ist Fehlerlosigkeit die unerläßliche Vorbedingung künstlerischer Größe?' S. 437. Hier liegt wirklich ein Grundproblem ästhetischer Kritik. Schon vorher, S. 428 f., spricht Curtius über dies Problem. Er zeigt, wie Balzac immer besonders stark die 'Fehler' vorgeworfen werden, und findet den Grund in der zu großen Enge des L'art-pour-l'art-Prinzips, dessen zeitige Berechtigung er anerkennt, aber dessen alleingültige Wahrheit er bestreitet, wie schon gelegentlich in den 'Wegebereitern'. Sie ist blind für den spirituellen Sinn der Kunst, blind für ihre Erkenntnisfunktion, für ihre Mission, das Leben zu deuten. Die Ästhetik des L'art pour l'art kann einem Balzac nicht gerecht werden, ebensowenig wie einem Jean Paul, einem Dickens, einem Thackeray, einem Dostojewsky, einem Whitman. Ihr Horizont ist außerordentlich eng, und am engsten, wenn ihre echten ästhetischen Instinkte in den Händen von Schulmeistern zu anmaßender Pedanterie erstarren' S. 429. — Aber auch wenn pedantische Schulmeister ihre Hände davonlassen, bleibt das große Problem. Es ist so komplex, daß kaum mit ja oder nein darauf geantwortet werden kann. Es spielt das Verhältnis von Mann und Werk, von Inhalt und Form hinein. Eine Untersuchung darüber würde den Rahmen einer Besprechung sprengen. Aber es ist gut, daß das Prinzipielle wieder einmal ausgesprochen wird, und Curtius wäre der Geeignete, dies Problem gründlich aufzurollen.

Jena. Heinrich Gelzer.

Krautwurst, Anna, Die französische Literatur in Deppings Pariser Korrespondenznachrichten des Morgenblattes für gebildete Stände, II (1830—1850). Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, hg. von Behrens, Heft XV. Gießen 1924. 128 S. 4,50 M.

Daß literarische Korrespondenzen für die Erkenntnis und Beurteilung literarischer Strömungen und Ereignisse von hohem Quellenwert sein können,

bedarf keines besonderen Hinweises, wenn man etwa an die Bedeutung von *'Grimms Literarischer Korrespondenz'* für die Geschichte der französischen Literatur im 18. Jh. denkt. Um so verwunderlicher ist es — und das gilt vor allem für die Literaturgeschichtschreibung des 19. Jh.s —, daß dieses Quellenmaterial nicht immer ausgeschöpft, ja oft ganz und gar außer acht gelassen wurde. Das mag wohl damit zusammenhängen, daß die Korrespondenznachrichten, die das künstlerische und wissenschaftliche Leben der Orte, von denen sie kamen, schildern sollten, mit Beginn des 19. Jh.s nicht mehr wie im 18. Jh. in den Händen einzelner weniger Berichterstatter lagen, die im Privatdienst europäischer Fürstenhöfe standen, sondern daß die Redaktionen der großen Tageszeitungen und schöngeistigen Blätter ihre eigenen Korrespondenten hatten; so sind denn die Nachrichten von Pariser Berichterstattern über zeitgenössische französische Literatur in den mannigfachsten Zeitungen und Zeitschriften verstreut, die vor allem in den älteren Jahrgängen für literarische Forderungen schwer zugänglich sind. Da ist es nur zu begrüßen, daß sich Vf. vorliegender Arbeit zum Ziel gesetzt hat, die Pariser Korrespondenznachrichten des *'Morgenblattes für gebildete Stände'*, eines 1807 von Cotta in Stuttgart gegründeten Unterhaltungsblattes, für die Jahrgänge 1830—50 zu sichten und möglichst getreu wiederzugeben.

Freilich halten die Berichte über französische Tagesliteratur, die der in Frankreich naturalisierte Elsässer Georg Bernhard Depping seinen deutschen Lesern regelmäßig im *'Morgenblatt'* vorlegt, einen Vergleich mit den Berichten Melchior Grimms nicht aus, und man kann Depping schwerlich einen *'grand homme de son genre'* nennen. Wenn er auch in seiner ruhigen, abwägenden Art der Beurteilung manches Treffende sagt und vor groben Irrtümern bewahrt bleibt — daß er Balzacs Genie nicht erkannt hat, teilt er mit vielen seiner Zeitgenossen —, so fehlt ihm doch jene Fähigkeit der Zusammenschau, die es dem echten Kritiker ermöglicht, mit Sicherheit den literarischen Tagesmarkt zu sichten und das Wertvolle vom Wertlosen zu scheiden. Wenn man bedenkt, daß Depping seiner deutschen Leserschaft im Laufe von 20 Jahren über 200 Namen französischer Schriftsteller vorführt und ihre Produktionen mehr oder weniger systematisch bespricht, so kann die Vorstellung, die diese Leserschaft von der französischen Literatur erhalten haben muß, keine wesentlich andere als die eines tintenklecksenden Säkulums gewesen sein. Für den Literarhistoriker jedoch, der heute diese Berichte in der systematischen Zusammenstellung liest, die ihnen A. Krautwurst gegeben hat, liegt gerade in dieser Mannigfaltigkeit und dem Reichtum der literarischen Erzeugnisse aus den Jahren 1830—50 ein besonderer Reiz. Der Gegensatz 'klassisch-romantisch', der auch heute noch nicht gelöst ist, steht natürlich im Mittelpunkt des Interesses; und Depping weiß dazu manche treffende Bemerkung zu machen, wenn auch das Tatsachenmaterial, das wir aus seinen Berichten erfahren, im wesentlichen schon aus anderen Quellen bekannt ist. Lamartine gilt ihm als ein sehr gemäßigter Romantiker, so daß ihm auch die Klassiker allenfalls noch zu den Ihrigen zählen könnten, während Victor Hugo unzweifelhaft der kühnste unter den Pariser Romantikern sei. Daß sein Stern nach der Aufführung der *'Burgraves'* so plötzlich erbleichte, führt D. vor allem auf die Wirkung des Ponsardschen Stückes *'Lucrezia'* zurück, das bei der Erstaufführung mit großem Beifall aufgenommen und von den Anhängern des klassischen Theaters den *'monströsen'* Burggrafen gegenübergestellt wurde. Leider erfährt man über Musset, Vigny, George Sand, Balzac so gut wie nichts, während die Dramen der Delavigne, Scribe, Sue, und Alex. Dumas ziemlich ausführlich behandelt werden; man merkt deutlich, daß der Berichterstatter des Morgenblattes für die dramatische Literatur ein besonderes Interesse hat, während ihm Lyrik und Roman kaum liegen.

Ilmenau. Alfred Götze.

Glossaire des patois de la Suisse romande élaboré avec le concours de nombreux auxiliaires et rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet avec la collaboration de E. Muret. Fasc. premier: a—abord. Neuchâtel et Paris, Edit. Victor Attinger, 1924. 64 S.

Das große Werk des Dialektwörterbuches der romanischen Schweiz liegt in seiner ersten Lieferung vor uns. Am 13. September 1924 wurde in demselben Raume, wo vor 25 Jahren die erste Sitzung der philologischen Kommission zur Beratung zusammentrat, das erste Heft des Werkes überreicht. 25 Jahre voll der emsigsten, kraftvoll ausdauernden Arbeit! Was für ein Triumph einer stillen und bescheidenen, dann immer höher wachsenden, für die ganze romanische Wissenschaft hochbedeutsamen gelehrten Leistung! Jedem Schweizer, ja, überhaupt jedem Jünger unserer romanischen Sprachkunde wird das Herz höher schlagen beim Durcheilen dieser von tiefem Eindringen und gründlicher Sachkenntnis kündenden Blätter. Hier haben sich die Vertreter der Wissenschaft zusammengetan mit einer großen Zahl begeisterter Dilettanten und Volksfreunde, deren Enthusiasmus gewiß oft schwer einzuordnen war in die Grenzen ruhiger Sachlichkeit. Von dem äußeren Verlauf, von dem inneren Gehalt aller Beratungen, aller Probleme und Fragen, die zu erörtern waren, geben die 26 Hefte der '*Rapports annuels de la rédaction*' beredte Kunde. Über den Inhalt des Glossaire, über zeitliche und räumliche Ausdehnung des gesammelten Materials, über die Prinzipien der Darstellung orientiert ein trefflicher einleitender Artikel Gauchats; endlich erörtert die sprachliche Wiedergabe der einzelnen Worte bis hinab zu einer genauen phonetischen Transkription, die Verbreitung und Deutung der einzelnen Wörter in beredter, klarer Form der genannte Hauptredaktor. Die numerierten einzelnen Ortschaften, die das Material geliefert haben, sind auf einer größeren Generalkarte eingetragen; die Verteilung der einzelnen charakteristischen Typen sind auf kleineren Karten angegeben, um sprachgeographische Übersichten zu ermöglichen und Arbeiten über die linguistische Schichtung die Wege zu ebnen — beides Aufgaben, die bereits über die einfache Registrierung des Wortmaterials hinausgehen und Studien vorarbeiten, wie sie heute in der Sprachwissenschaft besonders bevorzugt werden. Das Wörterbuch will aber auch ein Schatzbehalter vergangener Anschauungen und Bräuche sein; es will alte Sitte und Tradition wahren, und da, wo sie aus dem Gedächtnis bereits geschwunden ist, will sie kommende Generationen aufklären; und so ist der Charakter des Buches der einer Enzyklopädie geworden. Die Arbeit der Redaktoren greift in die Sachkunde, in die Historie und Kulturgeschichte über; und die Erklärungen und Hinweise werden durch gute und geschickte Illustrationen erläutert. Es ist damit eine Art Volkskunde im Entstehen begriffen, die die Tatsachen des Volksglaubens und der Gebräuche vom einzelnen Wort aus, auch etymologisch seiner Herkunft und Wortbedeutung nach erklärt. So wird z. B. ein Artikel, wie '*abbaye*', über das alte Vereins- und Ständewesen in vorbildlich klarer Weise Auskunft geben. Sozial wichtige Körperschaften, wie die Weinbauergilde, die Handwerksgenossenschaften, die Schützengesellschaften, die Bürgervereine und Jugendgruppen mit ihren aus Aktenmaterial belegten Festen und Belustigungen, so die '*abbaye des gueux ou mal-couverts*' im Jorat, die '*Abbaye des Nobles Enfants*' in Lausanne werden besprochen, Verbände, die teilweise bis ins 13. Jh. zurückreichen; im Zusammenhang damit werden die kirchlichen Feiertage, die Kirchweihfeste, auch wohl alte Frühlingsfeste (wie das Narzissenfest in Montreux) erwähnt. Eine kleine, mehrere Jahrhunderte überspannende Soziologie, durch hübsche Bilder erläutert, wird vor unsern Augen ausgebreitet. Die beiden Ausdrücke für Bienen ('*ā*' und '*abeille*') geben Einblicke in den Volksglauben; reiche Sammlungen umspannt der

Abschnitt '*aberdzi*' u. ä., in denen das Herbergsrecht, aber auch bekannte Bräuche zu ausführlicher Erläuterung kommen. Wie hübsch und deutlich ist die Zeichnung des '*abigau*', dieses sinnreichen Systems von Scheinwerfern zur Beleuchtung der Arbeit der Spitzenklöpplerinnen! Überall schöpfen die Redaktoren aus dem vollen! Es entstehen hinter manchen Wörtern ganze Abhandlungen, die sich zwar streng beschränken, doch aber das Wesentliche an die Hand geben; ich weise z. B. auf Tappolets schönen Artikel über die 'Radnabe' (s. v. *abò*). —

Auch in syntaktischer Hinsicht wird man Freude erleben. Wie musterhaft klar ist der Artikel '*à*' aufgebaut mit seinem bemerkenswert erweiterten Gebrauch (z. B. '*pour se faire aimer aux bêtes*' usw.) und der Einteilung in *Rapport de lieu, de temps, de manière* und *Rapport final* (d. h. mit zielandeutender Beziehung '*je suis à nom Louise*', '*je voulais seulement vous faire à peur*')! Überall leuchtet aus der Anordnung auch die Auffassung der syntaktischen Erscheinung durch; so wenn sich aus dem örtlichen Befinden einer Person das Geständnis der Zugehörigkeit entwickelt (S. 27a unter 4⁰), dazu folgen überall interessante schweizerische urkundliche Belege. Man darf hier wohl auch an solche Fälle erinnern, wo ein Possessivum durch eine Verbindung mit *à* erweitert wird: *nous avions demandé son avis à l'un de nos campagnards* (Cont. vaud. 1897, 20), oder lockere Beziehungen wie: *dai conseillers dè la treimpa âi noutro* (Cont. vaud. 1905, 9.). — Die wichtigen Orts- und Familiennamen endlich hat E. Muret sachkundig behandelt.

Wohin wir blicken: Reichtum der Quellen, Sachkenntnis in der Auswahl, Sauberkeit und Klarheit in der Sprache. Die höchsten Anforderungen, wie man sie an ein Wörterbuch stellen darf, scheinen hier erfüllt. Wir beglückwünschen die Redaktoren aufs herzlichste; sie haben sich selbst, ihrem Fleiß und ihrem Können das schönste Denkmal gesetzt, und der Dank ihres ganzen Volkes wird ihnen über das Grab hinaus folgen. Möchte ihnen Kraft und Ausdauer treu bleiben, um die ganze Ernte sicher einzufahren!

Hamburg. **Hermann Urtel.**

Schultz-Gora, O., Altprovenzalisches Elementarbuch. Vierte vermehrte Auflage. Heidelberg, Carl Winter, 1924. (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, hg. von W. Meyer-Lübke. I. Reihe: Grammatiken. 3. Band.) X, 216 S.

Daß trotz der Nöte der Kriegs- und Nachkriegszeit bereits 9 Jahre nach der (1915 erschienenen) dritten Auflage die vierte nötig geworden ist, ist ein deutliches Zeichen für die Nützlichkeit dieses altprovenzalischen Elementarbuchs. Wenn auch zu tiefer einschneidenden Eingriffen kein Anlaß gegeben war, so hat der Vf. sich doch bemüht, durch zahlreiche Änderungen im kleinen den Wert seines Buches weiter zu erhöhen. So ist ein eingehendes Inhaltsverzeichnis hinzugekommen, die Literaturangaben sind wesentlich erweitert, und in der grammatischen Einleitung hat speziell die Syntax durch zahlreiche kleine Zusätze, die manche interessante Einzelbeobachtung verzeichnen, nicht unerheblich an Umfang gewonnen. Auch bei den Texten ist eine Neuerung zu bemerken, insofern unter Nr. XXI ein Stück aus der *Flamenca* neu aufgenommen ist. Diese Ergänzung des Textmaterials ist besonders im literarhistorischen Interesse zu begrüßen, indem nun tatsächlich alle literarischen Hauptgattungen des Provenzalischen in den 25 Nummern dieser Textreihe vertreten sind. So wird das Buch nicht verfehlen, auch in dieser neuen Gestalt seinen hohen wissenschaftlichen Wert und seine praktische Brauchbarkeit weiter zu bewähren. — Vielleicht zieht der Vf. bei einer

etwa nötig werdenden 5. Auflage auch einmal die Vervollständigung des Glossars in Erwägung.[1]

Göttingen. Walther Suchier.

Bezzola, Reto R. Abbozzo di una storia dei gallicismi italiani nei primi secoli (750—1300). Saggio storico-linguistico. Zürich-Seldwyla 1924.

Der Verfasser, ein Schüler von Gauchat, Jud und Parodi, will uns in diesem Buche eine Skizze der französischen Lehnwörter im Italienischen von 750—1300 geben. Er verzichtet freiwillig auf Vollständigkeit; die neueren Lehnwörter behandelt er nicht, und auch die alten nicht in ganzem Umfange, unterscheidet sich also prinzipiell von Werken wie Tappolet, 'Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz' 1913 ff. Er spricht von Gallizismen, verzichtet also auf eine Trennung von nordfranzösischen und provenzalischen Lehnwörtern, und zwar weil die Trennung nicht durchzuführen wäre. Sicher wäre diese Trennung eine sehr schwierige gewesen, obwohl er de facto sie des öfteren selbst durchführt. Immerhin ist dieser Verzicht bedauerlich. Aber innerhalb der selbstgesteckten Grenzen ist die Arbeit wohlgelungen und bietet viel Gutes. Der Verfasser hat sehr sorgfältig mit guten Kenntnissen gearbeitet und hat unsere Kenntnisse beträchtlich erweitert.

Wie überlegt und scharfsinnig der Verfasser vorgeht, zeigt sich im ersten Kapitel: Premessi linguistici.[2] Er behandelt die Frage: Woran erkennt man ein Lehnwort? Zunächst an der Form; aber diese allein kann nicht immer entscheiden. Er zeigt dies z. B. an dem Problem *c'l* > *l'* und zu *kj*, *macula* > *maglia* und *macchia*. Sind nun die *l'*-Wörter entlehnt oder nicht? Nach sorgfältiger Überlegung kommt er zu keinem sicheren Ergebnis. Also bloß aus der Form wird sich nicht immer eine sichere Entscheidung treffen lassen. Ein weiterer Grund, ein Wort als Lehnwort aufzufassen, ist, nach dem Verfasser, die relativ geringere Lebenskraft des Wortes, seine Unfähigkeit, neue Bedeutungen und Ableitungen zu schaffen und schließlich die geographische Verbreitung eines Wortes. Ein Lehnwort wird in den Dialekten meist eine unbedeutende Rolle spielen. Diesen letzten m. A. neuen Gesichtspunkt verwertet der Verfasser sehr nützlich im Laufe der Arbeit. Ferner kann als Stütze dienen, wenn ein Wort auch als Lehnwort in andere Sprachen, etwa das Spanische, Englische und Deutsche, eingedrungen ist. Deshalb sieht Bezzola sich auch nach den französischen Lehnwörtern in anderen Sprachen sorgfältig um. Einen weiteren Anhalt gewinnt man durch die Bedeutung des Wortes. Das Lehnwort wird eine engere, speziellere Bedeutung haben als das einheimische Wort. Manchmal wird die Bedeutung des italienischen Wortes sich nicht aus der lateinischen Grundbedeutung ergeben, sondern erst durch die Vermittlung des Französischen. Dann ist der Lehnwortcharakter nachgewiesen. Dazu kommen die historischen Gründe des Ursprungs. Ein germanisches Wort, das weder gotisch noch langobardisch belegt ist, sondern nur fränkisch, wird Lehnwort aus dem Französischen sein. Schließlich kommt noch die Dokumentierung des Wortes in Frage. Wenn das Wort im frühen Mittelalter in Italien nicht belegt ist, sondern erst zur Zeit der fränkischen Invasion auftritt, spricht das für Entlehnung. Immerhin ist dies Argument bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung nicht allzu sicher.

---

[1] So könnte etwa in Stück XXI der Anfänger wohl eine Erklärung vermissen bei *atteis* 75, *renda* 89 und 95, *sabor* 96, *proferre* 110.

[2] L. Premesse linguistische.

Der zweite Abschnitt behandelt die Gründe der Übernahme, die Art der Aufnahme und das Schicksal des übernommenen Wortes. Gründe der Übernahme sind Bequemlichkeit und Affektwert des Wortes. Diese beiden Gründe wirken oft gleichzeitig; z. B. *lunch* ist ein Bequemlichkeitswort; man hätte ja auch italienische Ausdrücke für das Wort. Zugleich aber auch Affektwort; *lunch* klingt eleganter und vornehmer als ein entsprechendes italienisches Wort. Bezüglich der Art der Aufnahme ist die vollständige, also die der Form und der Bedeutung, die häufigste. Bezzola zeigt aber, daß auch nur formale und nur Bedeutungsentlehnung vorkommt. Das Schicksal des Wortes: Zwei Möglichkeiten gibt es, phonetische Nachahmung, z. B. *damisella* < *dameisele*, und phonetische Anpassung, z. B. *cavaliere* < *chevalier*.

Ich habe über diesen prinzipiellen Teil der Arbeit so ausführlich referiert, weil er scharf durchdacht ist und manches zur Klärung des Lehnwortproblems bringt.

Das nächste Kapitel behandelt die historischen Voraussetzungen. Die geschichtlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien werden ausführlich behandelt. Französischer Einfluß setzt mit den Karolingern ein. Nach deren Untergang sind es die Häuser von Provence und Burgund, dann die Normannen und die Anjou. Es handelt sich nicht nur um politische, sondern auch um kulturelle Einflüsse, die Kirche mit Pilgerfahrten, Klostergründungen, Kreuzzügen, und damit der Handel. Alle diese Beziehungen mußten einen günstigen Boden für die Entlehnung französischer Wörter schaffen. Es folgt der Hauptteil: Saggio storico-linguistico, die Behandlung der einzelnen Wörter. Zunächst Wörter des Klerus und der Kaufleute. Viel wichtiger ist der Einfluß der französischen Adligen. Bezzola zeigt, auf reiches Material gestützt, sehr hübsch, wie durch Heiraten Familienbeziehungen zwischen französischem und italienischem Adel in reichem Maße entstanden. Damit im Zusammenhang sind zahlreiche Wörter übernommen worden. Bezzola bringt zunächst die Wörter, die die Beziehungen der Feudalherren zum Volke zeigen, also Ausdrücke der Verwaltung, Gesetzgebung, des Eigentums und Feudalrechtes. Sehr interessant ist z. B. die Untersuchung über das Wort *conte*, Graf, S. 80 ff. Meyer-Lübke hält das Wort für einheimisch. Grafen, *comites*, gibt es bei Germanen, aber n i c h t bei den Langobarden. Nach Italien kommt der Begriff und das Wort erst mit den Franken. So ist *conte* offenbar mit Recht als Lehnwort aus dem Französischen anzusehen. Ähnlich steht es ja mit ital. *marchese*, das aus dem Französischen entlehnt ist und seinerseits aus dem Italienischen (nicht Prov., wie Bezzola fragt) viel später wieder als *marquis* ins Französische zurückkehrt. Anderseits ist ital. *bailo, balio* nicht aus dem Französischen entlehnt, da Bezzola *bajulus* als Beamtentitel der Byzantiner nachweist, von denen er zu den Langobarden gekommen ist. So untersucht der Verfasser die einzelnen Wörter sorgfältig und ausführlich. Anläßlich von *schiavino*, Schöffe, S. 93, Abs. 8 spricht er von *schiavina, veste lunga di panno grosso; non ha probabilmente nessun connesso colla nostra voce.* Das ist sogar ausgeschlossen, *schiavina* ist *sclavina* und heißt slawisches Kleid, hat also keinerlei Beziehung zum Schöffen.

Es folgen typische Wörter der Adligen, wie *scudiere, cavaliere* usw., Wörter der Jagd, des Krieges, für Pferde, Waffen, Kleider usw. Hier ist interessant z. B. das Wort *bertesca, beltresca*, hölzerner Verteidigungsturm. Meyer-Lübke erklärt es als Lehnwort aus franz. *bretesche*, das hölzerner Verteidigungsturm, Vorwerk bedeutet. Woher er die Bedeutung 'Fallbrücke' hat, weiß ich nicht. Bezzola führt nun aus, daß das Wort in Frankreich und Italien gleichzeitig auftritt, in beiden Ländern neue Bedeutungen gewinnt und gelegentlich in die Dialekte eingedrungen ist; in den Nachbarländern fehlt das Wort. So scheint ihm die Entlehnung nicht erwiesen; seine Zweifel an der Etymologie *brittisca* erscheinen mir dagegen unbegründet. Als letzte

Gruppe folgen die literarischen Lehnwörter, die mit französischer Literatur zusammen ins Italienische eingedrungen sind. Weitaus am zahlreichsten sind die Wörter der Lyrik, die die italienische Lyrik fast überwucherten. Hier erwähnt Bezzola *amore* als Femininum nicht (ebensowenig auf S. 12), was von Wiese, 'Altitalienisches Elementarbuch', als provenzalischer Einfluß angeführt wird. Es folgen die Wörter der Epik und der didaktischen und religiösen Dichtung, die weniger zahlreich sind. Einige Betrachtungen allgemeiner Art beschließen das Werk. Nicht alle Lehnwörter wollte Bezzola behandeln, sondern bloß eine Auswahl, die sich gruppieren ließ nach dem ambiente particolare, d. h. nach dem Milieu. Ich habe schon am Anfang gesagt, daß man manches gegen das Prinzip Bezzolas einwenden kann. Die Vollständigkeit, die an sich immer erwünscht wäre, soweit sie erreichbar ist, war nicht erstrebt. Aber von seinem Milieustandpunkt aus hat er sehr zahlreiche Worte gruppiert und untersucht, den Grund und Zusammenhang ihrer Übernahme erklärt und damit einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der französischen Lehnwörter im Italienischen und zugleich zur Lehnwortfrage überhaupt gegeben.

Jena. Heinrich Gelzer.

Depta, Max Viktor, Pedro Calderón de la Barca. Leipzig, Quelle & Meier, 1925. IV, 262 S.

Das Buch ist für den Fachmann, aber auch für weitere Kreise bestimmt. Es ist dementsprechend praktisch angelegt, ordnet die Fülle des behandelten Stoffes übersichtlich und gibt in gefälliger schlichter Sprache eine kritische Gesamtdarstellung des Theaters Calderóns vom literarischen Gesichtspunkt aus. Die gegen 100 Inhaltsangaben der besten Stücke werden in der bekannten Weise stofflich eingeteilt, und auch die entremeses sind berücksichtigt, was sonst allgemein nicht geschieht; aber entschieden sind sie für die Gesamtbeurteilung von Wert. In der Einleitung über die 'Entwicklung des spanischen Dramas vor Calderón und zu seiner Zeit' wird Calderóns Stellung in der Literatur allgemein und S. 238—43 'Calderóns Bedeutung' beleuchtet. Die wichtigsten Angaben über die Quellen sind vor jedem Stück und über die Benutzer und Wirkungen der Dramen nach ihnen gemacht. Weitere Hinweise liefert ein Anhang, dem ein Verzeichnis aller, auch der nicht besprochenen, Werke mit den wichtigsten Drucken und einem Literaturverzeichnis folgen. Das Buch ist wohl geeignet, einen Einblick in das reiche Schaffen dieses großen, spanischsten Dramatikers und damit in Leben und Sitten der Gesellschaft seiner Zeit zu geben. Wir brauchen eine solche Gesamtdarstellung, da die bisherigen im Buchhandel längst vergriffen sind. Calderón ist die Verkörperung der spanischen Seele im 17. Jh.; er ist ein adliger Mann, vornehm, nicht sprudelnd, aber gemessen und abgeklärt und fromm, ein Künstler des Gedankens und der Sprache. So tritt er uns in den besten Stücken entgegen; und so betrachtete ihn die Kritik bisher. Aber die jüngste Forschung hat doch auch für ihn Sturm und Drang nachgewiesen. Seine Jugend ist nicht 'in ruhigen Bahnen verlaufen', wie Depta S. 10 noch schreibt. Es ist festgestellt, daß C. so stürmisch wie nur irgendein anderer Jüngling war; nur hat der Dichter der 'Autos sacramentales' später die Dokumente dieser Zeit sorgfältig vernichtet; trotzdem können wir die große Lücke der 7×5 Jahre heute besser als bisher ausfüllen. Das Originalmanuskript des 'Príncipe Constante' enthält Spitzen gegen die schwülstigen heiligen Redner. Zu Anfang des Jahres 1629 verfolgt C., und das führt auch Depta an, den Angreifer seines Bruders mit dem Schwerte, aber er verfolgt ihn, und dies erwähnt D. nicht, mit blankem Degen bis in die Kirche Los Angeles zu Madrid hinein, beschuldigt entgegentretende Mönchinnen der Mithilfe, greift sie an und reißt ihnen mit seinen Genossen die Schleier entzwei. Auch wissen wir,

daß C. früh beide Eltern verloren hat, nicht bloß den Vater; seine Mutter, die übrigens aus flämischem Geschlecht stammt (Hennegau), mit 10, den Vater mit 15 Jahren. Dann ging er nach Salamanca zur Universität, zum Studium, aber auch in das bunte, verführerische Leben und Treiben dieser damals größten spanischen Hochschule. 1626 war C. aus Italien zurück, erst 1629 und nach der ersten Aufführung des 'Príncipe Constante' ging er wieder in das Ausland, nach Italien, Flandern.[1] Seine Jugend war also durchaus nicht ruhig, sondern das genaue Gegenteil. So erklärt sich viel in seinen Stücken, vor allem auch die wunderbare Weisheit in der feinen psychologischen Entwicklung der Liebe in der Brust des halb tierischen Sigismund in 'La vida es sueño' bis zum Menschwerden, d. h. Überwindung durch den reflektierenden Verstand, der den Willen zügelt. C. hat Ähnliches selbst beobachtet oder gar erlebt. Seine beiden Hauptthemata sind, wie Segismundo Moret sagt: *al lado e inmediatamente después de la idea religiosa, el resorte dramático de las obras de Calderón es el amor.* — Ich vermisse Pfandls 'Spanische Kultur und Sitte im 16. und 17. Jahrhundert'; auch einen Hinweis auf H. Sußmanns Auffassung Calderóns als Fatalisten, 'Spanien' III, S. 25 f. Cotarelos Arbeiten im Bol. de la R. Ac. Ep. 1921—23. Vielleicht konnte auch etwas von 'Hänschens Ei' in 'La Dama Duende' gesagt werden, das von allgemeinem Interesse (das Ei des Kolumbus!) ist; vgl. 'Islam' XII, Heft 3, 4, S. 190 f. — Ich hätte vorgezogen, Akzente zu setzen, da man sonst leicht zu einer falschen Aussprachegewöhnung kommt und das Buch doch auch für weitere Kreise berechnet ist.

Breslau. **W. Schulz.**

Wagner, M. L., Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1924. (Teubners Hispanoamerikanische Studienbücherei, hg. von Fr. Krüger.) IV u. 81 S.

Der erste Versuch auf einem in Deutschland noch nicht betretenen Gebiet — schon deshalb muß man ihn willkommen heißen! Der Vf. ist der einzige unter den deutschen Romanisten, der sich gelegentlich schon mit latein-amerikanischer Literatur beschäftigt hat. So war er derjenige, dem die Aufgabe der Abfassung dieser kleinen Schrift als Ergänzung zu Pfandls hübscher span. Literaturgeschichte zufallen mußte. Befriedigend ist die Lösung der Aufgabe, um es offen zu erklären, nicht ausgefallen. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, verkennt dabei keiner weniger als ich. Es bestanden mehrere Wege, ihrer Herr zu werden. In der Vorrede setzt W. die Leitgedanken auseinander, die er bei der Niederschrift gehabt hat. Die Beschränkung auf einige wenige bedeutende Männer des lat.-amerikanischen Schrifttums ist zu billigen; das Streben nach Herausholung der 'Entwicklung des Schrifttums' und der 'Hauptströmungen' gleichfalls. Aber das Ineinanderspiel dieser beiden methodischen Faktoren: Einzelporträt und Einreihung in große Entwicklungen, ist nicht in wünschenswerter Weise gelungen. Selbst eine noch weiter gehende Beschränkung auf einige ganz wenige Dichter hätte ich vorzuziehen gefunden, wobei dann aber jeder einzelne eine wirklich vertiefte Behandlung hätte finden müssen. Aber genug der Ausstände! Wir haben die Freude, alle, die vorläufig Coester wie Menéndez y Pelayos Antología de poetas hisp.-americanos nur selten benutzen können, eine knappe Übersicht über das Wichtigste, was literarisch in Latein-Amerika seit Kolumbus vor sich gegangen ist, zu besitzen, wir haben einen Auszug aus Menéndez y Pelayos und anderer Kritiker Urteilen über die bedeutendsten

[1] Vgl. R. Monner Sans: El amor en 'La vida es sueño', Revista de la Univ. de Buenos Aires, 2ª serie, sección VI, tomo I, pág. 229 y sig.

Persönlichkeiten und Dichtungen, wir haben den schönen Versuch des Vf.s, in deutschen Nachdichtungen uns Stücke latein-amerikanischer Literatur nahezubringen. Der Anhang bildet eine zwar kleine, aber willkommene Anthologie von Versdichtungen 'de Ultramar'.

Es sind einige allgemeine Feststellungen, die man beim Betrachten der südamerikanischen Literatur in ihrer Gesamtheit macht. Die eine ist, was der Vf. selbst betont, daß häufig literarische Strömungen jenseits des großen Wassers spät 'nachklappen', wenn sie in Europa, jedenfalls in Paris, längst vorübergerauscht sind. (Es ist wie mit der Mode, bei der es von den Weltstädten in die Großstädte und weiter in die Kleinstädte und aufs Land ähnlich geht; oder wie mit den Vorstellungen, die sich z. B. moderne Orientalen von Europa machen, indem nach Versicherung von Reisenden in manchem Gehirn dort noch 6 Jahre nach dem Weltkriege Österreichs — 1866 gebrochene! — Vormachtstellung in Deutschland bei der Beurteilung deutscher Angelegenheiten eine Rolle spielt.) Das andere ist die beachtenswerte (mit spanischen Verhältnissen in gewissem Einklang stehende) Tatsache, daß die Träger der Literatur weit mehr als in anderen Ländern (z. B. in Deutschland) mit dem politischen oder diplomatischen Leben Latein-Amerikas verbunden sind. Und das dritte ist die Notwendigkeit, die in Zukunft für Nicht-Amerikaner bestehen wird, gerade bei dieser Literatur mit ihrer ausgebildeten Rhetorik, die etwas derart Luftiges, Schaumiges an sich hat, daß es oft schwer ist, auf kritischem Wege zu einem irgendwie substantiellen Residuum zu gelangen, die Betrachtung auf eine breitere Basis zu stellen: nämlich das Bildungswesen, den allgemeinen wissenschaftlich-kulturellen Stand der einzelnen Völker stärker heranzuziehen, die herrschende Schulphilosophie der einzelnen Landesuniversitäten, Leistungen bedeutender Hochschullehrer usw. einer Mitbetrachtung zu unterziehen. Kurz, mir scheint es, bei der Belanglosigkeit dieser Dichtungen in weltanschaulichem Sinne, hier mehr als irgend anderswo, geboten, ein weiteres Gebiet zu betrachten, bei dem die sog. schöne Literatur nur den ihr zukommenden bescheidenen Platz erhält. Nur so, bei geistesgeschichtlicher Betrachtung, wird man vielleicht den Latein-Amerikanern einigermaßen gerecht, indem — objektiv betrachtet — die Funktion der Dichtung in der Gesamtkultur des Volkes eine andere (bescheidenere) als bei sonstigen Völkern zu sein scheint (schon 1610 sagte jemand [vgl. Wagner S. 5] 'Hay más poetas que estiércol!).

Die vorhandenen wissenschaftlichen Hilfsmittel haben W. sämtlich zu Gebote gestanden, also Menéndez y Pelayos vierbändige Antología und Coesters The literary history of Spanish America. Hätte er sich nicht gescheut, Cejador y Fraucas Historia de la lengua y literatura castellana heranzuziehen, so hätten ihm einige Daten mehr zur Verfügung gestanden, etwa bei J. E. Rodó (dessen einzig greifbare Formel: 'reformarse es vivir' er leider nicht bietet) das Todesjahr (Cejador a. a. O. XI, 94 gibt 1917 an). Übrigens ist auch der (ebda. XI, 101) erwähnte mögliche Zusammenhang von Rodós Lehren mit Bergsonscher Philosophie beachtlich. Geburtsjahr Rufino Blanca Fombonas (Wagner S. 59) ist (gleichfalls nach Cejador) 1874[1]. Für die Jüngeren ist Coester über Daten weniger informiert als Cejador — dabei bin ich mir natürlich der Unzulänglichkeiten und Unsicherheiten bei Cejador voll bewußt.

Halle (Saale). Werner Mulertt.

Procopovici, Alexie, Probleme vechi şi nouă (Iarăşi *mente* şi *minte* — legi fonetice — *e* neaccentuat > *i* — *frasin, buvons, du-*

[1] Einige nicht planmäßig gemachte Notizen, die bei gelegentlicher Einsicht in Cejadors Werk genommen wurden.

micà — *-as, -es* > *i*, evoluții acustice). Extras din Dacoromania II, 174—214 (1922). Cluj (Klausenburg), Editura Institutului 'Ardealul'.

Procopovici vereinigt in diesem Aufsatze verschiedene Beiträge zur rumänischen bzw. romanischen Lautgeschichte; der wichtigste behandelt die Entwicklung des *e* vor Nasalen im Rumänischen, dazwischen kommen einige andere 'alte und neue Probleme' zur Sprache. Die erste hier wieder aufgenommene Frage betrifft das Verhältnis von Wörtern wie *cuvinte, minte* usw. zu den Formen *cuvente, mente* in alten Texten. Zuletzt hat Pușcariu, Dacorom. I, 389—390 das hohe Alter der letzteren Formen bestritten und den Tonvokal *e* hier als dialektische (nördliche) Assimilation an das *e* der folgenden Silbe erklärt, worauf wieder Regression eingetreten sei. Pușcariu hält also die Formen mit *in* für die älteren. Byhan erblickte (Jahrbuch III, 18—19) in dem Nebeneinander nur ein Schwanken der Schreibung für offenes *i*, das dem *e* nahesteht und auch so geschrieben werden konnte. Procopovici (S. 181) glaubt nicht an den Einfluß der Labialis hier oder an eine Assimilationserscheinung, sondern eher an eine Übertragung der Lautgestalt aus der unbetonten Silbe, wo sie starken Schwankungen (*e* und *i*) ausgesetzt ist, die er zu erklären versucht. Wie die Verhältnisse bei so später Überlieferung liegen, ist auch die Entwicklung des unbetonten *e* vor Nasalis recht wenig durchsichtig. Nach Tiktin und Byhan hat besonders Ov. Densusianu (Histoire de la langue roumaine I, 312; II, 65ff.) eine Reihe von Leitsätzen aufgestellt und dabei vor- und nachtonige Stellung geschieden.[1] Die Ergebnisse der Entwicklung sind *i* oder *e* je nach den vorausgehenden oder folgenden Konsonanten, bzw. je nach der 'harten' oder 'weichen' Stellung. Procopovici hält die so aufgestellten Bedingungen dieses Lautwandels für zu verwickelt und sucht nach einer einfacheren Formulierung, ein Unternehmen, das nicht ohne eine gewisse Gewaltanwendung möglich scheint. Er löst die Frage zunächst völlig von der Umgebung bestimmter Konsonanten los und sucht im Zusammenhange mit der sonstigen Sprachentwicklungsrichtung im Rumänischen für diesen Lautwandel eine Erklärung. Wie jedes unbetonte *o* zu *u* und *a* zu i, so sei auch *e* zu *i* geworden,[2] nur hier weniger gleichmäßig und die Enwicklung sei oft durch Ablenkung gestört. Bei der geringeren Bestimmthet des Lautes *i* gegenüber (*i* aus lat. *ī*) sei auch die Schreibung leichter schwankend als bei den übrigen Vokalen. Infolge der großen Zahl der besonderen Fälle werde hier das 'Lautgesetz' eben weniger durchsichtig. Wie die Nasalis auf unbetontes *a* > *ă* (vgl. *mănunchiu, zănatec* S. 183) keinen Einfluß gehabt habe, so habe sie noch wahrscheinlicher auch für unbetontes *e* nicht dieselbe Bedeutung wie in der Tonstellung. Diese allgemeine Betrachtung begleitet Proc. mit einer ausführlichen Kritik der von seinen Vorgängern in ein etwas verwickeltes System gebrachten Einzelfälle. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die Nasalstellung des unbetonten *e* keine andere Entwicklung mit sich bringe als die vor andern Konsonanten (S. 188—198).

Proc. gibt nun seine Ansicht in folgenden Leitsätzen wieder: 1. Unbetontes *e* entwickelt sich zu *i* ohne Rücksicht auf Stellung oder umgebende Laute, nur ist die Entwicklung im Laufe der Zeit nicht überall gleichweit fortgeschritten. 2. Diese Entwicklung des tonlosen *e* > *i* ist allen rumänischen

[1] Dieser Unterschied tritt am deutlichsten im Istrorumänischen zutage.

[2] Proc. vergleicht damit den Übergang von unbetontem *e* und *o* zu *i* bzw. *u* in ostbulgarischen Dialekten, den er auf rumänischen Einfluß zurückführt (S. 207). Wie dieser Einfluß zustande gekommen ist, wird nicht erörtert. Hier liegt jedenfalls eine wichtige sprachliche Beziehung des Rumänischen zu einer Balkansprache vor. Wo (in welcher Gegend?) hat dieser Einfluß auf das Bulgarische stattgefunden?

Mundarten eigen und daher vor der Scheidung der Dialekte eingetreten. Ihr Ursprung ist noch viel älter [als diese] und stellt sich als die Fortsetzung einer schon latein. Neigung dar,[1] in deren Verlauf alle unbetonten Vokale in der vorromanischen Zeit geschlossen gesprochen wurden. Nur die beiden äußersten Vokale *ī* und *ū* sind unverändert geblieben. Insofern auch *o* zu *u* und *a* zu *ă* geworden sind, ist hierin ein und derselbe lautliche Vorgang zu erkennen. Den allgemeinen Charakter dieses Übergangs von *e* zu *i* sucht Proc. durch Hinweis aufs Italienische zu zeigen; doch kommt dort gerade im Südosten, der sonst am ehesten Beziehungen zum Rumänischen aufweist, diese Erscheinung nicht vor, vgl. Meyer-Lübke, Z. f. rom. Phil. XLIII, 229. Auch auf Frankreich bezieht sich Proc., wo *buvons, fumier, jumeau, chalumeau* mit ihrem *ü* ein labialisiertes *i* darstellen sollen (vgl. rum. *fumeie* aus *fimeie*), wie *devoir, besoigne* mit ihrem *ö* (eigentlich *ə* d. i. *e féminin*) ein labialisiertes *e* (vgl. rum. *fomeie* aus *femeie* 'Frau'). Er nimmt an, daß dieser Übergang sich schon in der ältesten Zeit der französischen Sprache vollzogen habe (S. 192). In Wirklichkeit liegen die Dinge hier anders; nur die Wirkung der Labialis oder der labialen Einrahmung auf den Vokal ist im Rumänischen die gleiche. Die Formen *fumier, buvons* usw. sind sämtlich nicht sehr alt; nach dem 12. Jh. bestehen die ältern mit *e*, vgl. *femier* in den Quatre livres des Rois ed. Curtius S. 6, *gemeles* bei Marie de France neben *fumier, jumel* und anderen in Christian-Hss. usw., vgl. dazu besonders Nyrop, Grammaire hist. I³, § 233. Die Beschränkung auf labiale Umgebung im Französischen erklärt Proc. durch Regression des *i* zu *e* in sehr früher Zeit (S. 195), so daß außer in den erwähnten und ähnlichen Wörtern keine Spur mehr davon geblieben sei. Wie wir eben gesehen haben, fallen die Stützen für seine Theorie außerhalb des Rumänischen weg. — 3. Die Neigung, unbetontes *e* als *i* zu sprechen, ist in der nachtonigen Stellung stärker gewesen und früher durchgedrungen. Zur Zeit der Abwanderung der Istrorumänen habe in vortoniger Silbe die Aussprache zwischen *e* und *i* geschwankt, in vortoniger sei *e*, in nachtoniger *i* gebräuchlicher gewesen. Daraus habe sich im Istrorumänischen schließlich der Gebrauch so festgesetzt, daß protonisch *e* und posttonisch *i* die fast ausnahmslose Regel wurde. Das heutige Dacorumänische hat in vortoniger Stellung *e* (oft *ă*), wenn kein Nasal folgt, nachtonig bei nasaler Stellung aber Schwanken, außer nach *č, ǧ* oder Nasal, wo *i* bevorzugt oder die Regel geworden ist (S. 200). Hier lägen aber phonetische Gründe (Palatalis oder andere Ursachen) vor, und die postton. Stellung habe darauf keinen Einfluß gehabt. Das in alten Texten so häufige Schwanken ist gelegentlich auch heute noch im Schriftrumänischen zu finden. Als Schlußfolgerung sagt die 4. These: Die Entwicklung des unbetonten *e* zu *i* ist im Istrorumänischen unterbrochen worden, hat sich im Dacorumänischen weiter fortgesetzt, zeigt aber heute wie früher allerlei Schwankungen, ist im Aromunischen mit Ausnahme des auslautenden *e* stärker durchgedrungen und hat im meglenitischen Dialekt sich überall durchgesetzt (wie in manchen Teilen der Moldau und der Bukowina). Das Schwanken in Schreibung und Aussprache wird etwas gezwungen, aber sehr scharfsinnig durch verschiedene Schattierungen (Nuancen) des *i* zu erklären versucht (S. 206). Wie *â* ein geschlossenerer Vokal ist als *ă*, so müsse ursprünglich ungefähr derselbe Abstand zwischen *i* aus unbetontem und *i* aus betontem *e* in nasaler Stellung geherrscht haben; aber auch dieses tonlose *i* werde nicht immer dieselbe Klangfarbe (*nuanță*) gehabt haben: in nachtoniger Stellung, wo die Entwicklung weiter fortgeschritten war, werde es geschlossener als in vortoniger gewesen sein. Proc. gibt zu erwägen, ob nicht etwa auch *i* aus lat. *ī* von *i* aus *e* + *Nasalis* in Tonstellung verschieden war, so daß wir es mit vier verschieden klingenden *i* zu tun hätten. Das proton. *i* hätte sich so leichter

[1] S. 200 spricht Proc. von 18 Jahrhunderten Zeit zur Entwicklung.

wieder dem *e* nähern und durch immer offenere Aussprache ihm schließlich gleich werden können. Mit ähnlicher, fast mikroskopisch zu nennender Unterscheidung wird die Labialis in *mir (miro,* kl. *mīror*) von der in *minte (mentem)* gesondert (S. 212), dessen *m* eher dem deutschen Pron. *mir* gleiche: es fehle ihm die Neigung zur Palatalisierung, die dem *m* im ersten Worte eigen gewesen sei, und zwar hier infolge der Verschiedenheit (größeren Geschlossenheit) des folgenden *i*, und die aromunisch zu *n'ir*, meglenitisch zu *mniir* geführt habe. So könne die besondere Wirkung (ähnlich der von *č* und *ğ*) der Labialis auf *e*, das mit *i* kämpfte und wechselte (*minte* neben *mente*) verständlich werden. Auf weitere Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen; diese phonetische Begründung der Lautübergänge zeigt schon genügend, wie Proc. in die Natur der Sprachentwicklung einzudringen versucht hat, aber auch gleichzeitig, wie leicht Scharfsinn zur Spitzfindigkeit führen kann. Daß *m* in *mare* und in *mir* ein anderes ist, wird ja niemand bezweifeln.

Zur Entwicklung von unbetontem *e* zu *i* ist besonders die Pluralendung *-ure* > *-uri* aus lat. *-ora* ein wichtiges Beispiel. Im Voronetzer Kodex ist die Endung *-uri* noch unbekannt und wird erst im Laufe des 16. Jh.s häufiger, wobei die Analogie der übrigen Plurale auf *-i* mitgewirkt hat, und wohl auch *r-* (*seri, țări* usw.). Wichtig wird so der Zusammenhang des Lautwandels von unbetontem *e* zu *i* mit der Entwicklung gewisser Endungen des Subst. und Verbs, obgleich hier allerlei Rücksichten, besonders der Deutlichkeit, störend und ablenkend gewirkt haben. Lat. *montem* und *montes* ergaben *munte* (nicht *munti*) und *munți*, und *-i* wird nur als Pluralendung siegen. So hat auch die Sg.-Endung *-ă* im Plur. widerstehen und *-e* behalten können, wo nicht andere Wörter sie mitrissen, wie etwa *mensura* > *măsură* den Plural *măsuri* ergab nach *ghindă* (**glandam* neben *glandem* > *ghinde*), Plur. *ghinzi* (aus *glandes* oder auch **glandae*). Nach *č* und *ğ* (z. B. in den Ausgängen *-că* und *-gă*) wird also der Plur. auf *-i* das gewöhnliche sein (S. 202), während sonst die erste Deklination der weibl. Subst. *-e* zeigt: *biserici, rugi*, aber *case*.

So kommt Proc. zur wichtigen und viel umstrittenen Frage der Endung der zweiten Sing. Praes. Ind. bzw. Konj auf *-i*, wo nur die *i*-Verba diese (erwartete) Endung *-i* zu rechtfertigen scheinen: *audis* > *auzi*. Da *ad foras* zu *afară* wurde, muß *cantas* bzw. *credas* mit seinem *-i* in *cânți, crezi* überraschen. Die zweite und dritte Sg. Pr. Ind. der Verba auf *-are* und des Konjunktivs der Verba auf *-ēre* und *-ĕre* müßten ebenso identisch werden wie der Konj. der ersten und der Indik. der beiden andern Klassen, nämlich im ersten Fall *-ă*, im andern *-e*, das infolge der unbetonten Stellung zu *-i* sich entwickelt. Die Notwendigkeit der Scheidung der zweiten von der dritten Person hinderte dies, und die dritte Sg. blieb bei *-e* (bzw. *-ă* in der ersten Konj.), weil die zweite Sg. ein *-i* hat. Auch in der vierten Konj. unterblieb hier das zu erwartende Schwanken zwischen *-i* und *-e*; man sagt *aude (audit)*, aber *auzi (audīs)*. Wie dann die Verhältnisse der vierten auf die zweite und dritte Konj. übertragen wurden, so ergriff die Endung *-i* in der zweiten Sg. auch jene Formen, wo das Lat. *-as* hatte, nach Proc. also durch Analogiewirkung auch die erste. Er weist dabei auf das Italienische hin, wo gleichfalls lat. *-es, -as* als *-i* erscheinen. Vgl. dagegen Meyer-Lübke, Grammatica storico-comparata della lingua italiana ed. G. Braun e M. G. Bartoli, §§ 57, 203 (*amas, *ames* > *ami* wie *parēs* > *pari, florēs* > *fiori*, während *scrivi* analogisch gebildet scheint). Dante gebraucht für lat. *-as* auch *-e*: Inf. I, 94 *tu gride*, II, 49 *acciocchè tu ti solve*, Par. XXVII, 121 *affonde*, alle im Reim. Die Verhältnisse sind hier demnach weniger einfach, als Proc. sie darstellt. Der Gedanke an einfache Formeln, wie er sie liebt, ist ja bestechend, aber je tiefer man in das sprachliche Leben einzudringen beginnt, desto mehr schwindet die Möglichkeit von Konstruktionen: es löst sich, sehr oft wenigstens, auch das einfach und geradlinig Scheinende in eine Vielheit von Ursachen und in verschlungene Linien auf. So wird auch in den hier behandelten

Fragen die Lösung nicht so sein, daß sie in kurze Sätze gefaßt werden könnte. Die Wortgeschichte wird sich sehr oft dagegen stemmen. Proc. verschließt sich dieser Einsicht nicht (S. 178ff.), trägt ihr aber vielleicht nicht genug Rechnung.

So ergeben sich aus dem Aufsatze, den wir hier zergliedert haben, vielleicht keine endgültigen Lösungen, sicherlich aber mancherlei Anregung und Förderung. Es ist zu wünschen, daß Proc. auch auf die Klarheit der Darstellung und die Durchsichtigkeit in der Anordnung seines reichen Materials wieder etwas mehr Gewicht lege.[1] Seine erste, musterhafte Arbeit über den Rhotacismus kann eine solche Regression nicht schwierig erscheinen lassen.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilh. Streitberg. Heidelberg (Carl Winters Universitätsbuchhandlung) 1924. XIX, 670 S. 24 Mark.

Die 20 Aufsätze dieser Festschrift bestehen aus zwei Gruppen: die eine umfaßt Gesamtdarstellungen der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Einzelsprachen, die andere enthält Abhandlungen über einzelne wichtige Fragen der Sprachwissenschaft.

Unter den Verfassern von Aufsätzen der ersten Gruppe scheint mir Wilhelm Horn (Die englische Sprachwissenschaft. S. 512—584) seiner Aufgabe am besten gerecht geworden zu sein. Er gibt nicht nur in gut gewählter Anordnung einen klaren Überblick über das auf den Einzelgebieten Geleistete, sondern zeigt auch in den einzelnen Abschnitten die Lücken auf, welche die Forschung bisher noch nicht ausgefüllt hat und welche auszufüllen die Aufgabe der Zukunft sein muß. Dabei erhält man gleichzeitig eine reiche Bibliographie vorgeführt, die bei dieser Art der Darstellung niemals ermüdend wirkt. Im Vergleich zu Horn sind in der Abhandlung Viktor Michels' (Deutsch. S. 463—511) die Probleme und die Versuche ihrer Lösung weniger scharf herausgestellt, und der Charakter einer allerdings sehr reichhaltigen (bisweilen freilich auch zu weit zurückgreifenden) und gut geordneten Bibliographie tritt mehr hervor. Anregend wirkt die Arbeit Jorgu Jordans (Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft. S. 585—621); freilich gibt sie nicht, wie die Aufschrift verspricht, eine Gesamtübersicht über die Romanistik, sondern stellt sich mehr als eine Werbeschrift für die 'idealistische' Sprachwissenschaft dar, die im wesentlichen in Karl Vossler und seiner Schule verkörpert ist.

Die Erforschung älterer Sprachzustände ist ebenfalls in einer Anzahl tüchtiger Arbeiten behandelt. In dieser Reihe scheint mir Joh. Bapt. Hofmann (Altitalische Dialekte. S. 361—391) seine Aufgabe am glücklichsten gelöst zu haben; er bringt nicht nur eine kritische Würdigung der Leistungen während der letzten Jahre, sondern zeigt — ähnlich wie Horn — auch die wichtigsten Probleme auf, mit deren Lösung sich die nächste Zukunft zu beschäftigen haben wird. Z. T. steuert er selbst manches dazu bei oder regt an, auf gewissen Wegen diese Lösung zu versuchen. Befriedigend ist auch der erste (allgemeine) Teil des Aufsatzes von Carl Karstien (Altgermanische Dialekte. S. 392—418). Am eingehendsten beschäftigt er sich mit Wilhelm Horns Funktionstheorie, wie dieser sie in seiner Schrift 'Sprachkörper und Sprachfunktion' gegeben hat. Ganz richtig hat Karstien gesehen, daß Horn mit dem Begriff 'Funktion' mancherlei umfaßt, was ihm nicht zukommt (vgl. dazu O. Funke, Zum Problem 'Sprachkörper und Sprachfunktion' in der Festschrift für K. Luick. Wien 1925); aber auch Karstiens semasialogische Ausdeutungen des Begriffes (Funktion = Bedeutungserfülltheit) sind ebenso

[1] Siehe auch Z. f. rom. Phil. XLIII, 240.

wie sein Schema sehr anfechtbar. Bedeutung und Funktion sind m. E. zwei verschiedene Begriffe. So bezeichnet z. B. in dem Ausspruche 'das Haus des Vaters' der Genetiv den Besitzer; die Vorstellung des Besitzers will sowohl der Redende durch diese Sprachform kundtun, auch soll sie in dem Hörenden wiedererweckt werden. In diesem Falle 'fungiert' der Genetiv als Attribut; aber in dem Xenophonteischen Ausspruche ἔπιπτον ἑκατέρων (Hell. IV, 2, 20) hat er die 'Funktion' des Subjekts: dagegen ist seine 'Bedeutung' in beiden Fällen die des 'Bereiches'. Wertvoll sind seine Ausführungen über die psychologische Arbeitsmethode; dagegen ist der zweite (systematische) Teil viel zu skizzenhaft gehalten, als daß er auch nur annähernd befriedigen könnte.

Die übrigen Arbeiten dieser Gruppe werden den Lesern dieser Zeitschrift nicht in gleichem Maße naheliegen; ich begnüge mich daher, sie aufzuzählen: das Indische behandelt Hans Reichelt (S. 238—252), ebenso das Iranische (S. 273—289); das Armenische Heinrich L. Zeller (S. 290—303), das Griechische Adolf Walter (S. 319—360), die baltischen Sprachen Franz Specht (S. 622—648), das Slavische Karl H. Meyer (S. 649—670). Der Aufsatz von Johannes Friedrich (Die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung. S. 304—318) bietet trotz seines knappen Umfanges eine gute Darstellung, die alles Wesentliche in geschickter Form aufzeigt.

Von den Aufsätzen der zweiten Gruppe zeichnen sich diejenigen von Ferdinand Sommer (Zum vedischen Sandhi. S. 253—272) und von dem zu früh verstorbenen Alois Walde (O-farbige Reduktionsvokale im Indogermanischen. S. 152—199) durch große Fachgelehrsamkeit und Scharfsinn aus.

Eine starke Begabung für die Synthese verrät Gunther Ipsen in seinen Ausführungen über den 'alten Orient und die Indogermanen' (S. 200—237). Aufbauend auf den Naturgrundlagen sieht er Hochkulturen in den großen, zusammenhängenden 'Wieseninseln' des altweltlichen Trockengürtels entstehen: Peru, Mexiko, China, Indien, Mesopotamien, Arabien (Islam), Ägypten, Ägäis, Antike, Abendland, Atlantis (im Sinne von Frobenius), Alarodien (oft 'Kleinasien' oder 'Armenien' genannt). Alle diese Kulturen liegen, mit Ausnahme von Peru, auf der nördlichen Erdhälfte, alle im Innern oder am Rande des Trockengürtels, keine im tropischen Urwald oder in den gemäßigten Wäldern. In Vorderasien und in seinen Randgebieten drängt sich die Heimat der Hälfte aller Kulturen zusammen. In merkwürdigem Gegensatz dazu reichen die Indogermanen bis an die arktische Zone heran, besiedeln West-, Mittel- und einen großen Teil Osteuropas und die Hälfte des mittelländischen Gebietes, wohnen zerstreut in den pontisch-innerasiatischen und den vorderasiatischen Steppen und dringen schließlich in Indien ein. Die *Satəm*-Völker der Balto-Slaven und Albanesen schließen sich unmittelbar an die westliche Gruppe der Indogermanen an, die *Centum*-Völker der Hethiter sitzen bei Boghazköi, der Tocharer um Kutscha in Chinesisch-Turkestan. An diesen Tatsachen müssen seiner Ansicht nach alle Versuche einsetzen, die Früh- und Vorgeschichte der Indogermanen aufzuhellen. Hierbei müsse die Einheit des 'europäischen Randes' den Eckpfeiler bilden. Diese sieht er im Totenkult (Hockergräber), Mutterrecht und Männerbund, sprachlich in der Neigung, bei der Aussprache des stimmlosen Labials den Verschluß zu lockern, wie sie sich im Armenischen (*p > *f > h), Lydischen (kein p), Etruskischen (Fercle : Hercle), Lateinischen (dialektisch), Iberischen, Spanischen, Gascognischen und Keltischen bemerkbar mache. [Bei dem Lateinischen wäre auf Jos. Schrijnen, Italische Dialektgeographie. Neophilologus 7, 223—239 zu verweisen gewesen.] Dieses Randeuropa stellt die älteste europäische Gesittung dar: sie ist nichtindogermanisch. Ihm steht gegenüber der Raum zwischen dem 'eurasischen Gleise', d. h. jener Kette von Faltengebirgen, die mit den Alpen beginnend und in den Ostalpen sich spaltend Europa und Asien durchziehen. Innerhalb dieses Gleises ziehen sich die Indogermanen in schmalen Streifen von Mitteleuropa nach Ostiran und durchqueren den altweltlichen Trockengürtel

und den alten Orient mit seinen frühen Kulturen. An beiden Enden aber laden sie fächerförmig breit aus: Italiker, Kelten, Germanen und Balto-Slaven in Europa: Skythen, Sarmaten, Saken, Tocharer und Inder im Osten; in der Mitte (in Kleinasien und Armenien) ist ihre schwächste Stelle. Nach Meinung des Verfassers ist diese Lage bei Beginn der Geschichte unursprünglich: sie läßt keine Bodenständigkeit zu, sondern zeigt die Indogermanen als 'Bewegte', d. h. auf Wanderungen. Die Frage aber, wo die Urheimat zu suchen sei, läßt er offen. Ihr Durchzugsland ist der armenische Sattel: von Kleinasien und Armenien aus sind alle alten 'Wanderwörter' aus den ägäischen, alarodischen und mesopotamischen Sprachen zu ihnen gekommen. Als solche sucht der Verfasser nachzuweisen: 1. idg. **ai̯os* 'Erz', (aus Kypern, d. h. *Alašja, Ajašja*); 2. idg. **orūd-*, **rou̯dho-* 'Kupfer' (vor der Mitte des 3. vorchristlichen Jahrtausends aus sumer. *urud* entlehnt); 3. idg. **gu̯ōu̯-* 'Rind' (nach 3000 v. Chr. aus sumer. *gu* 'Stier, Rind' entlehnt); 4. idg. **peleku-* 'Beil', das aber nur Griechen und Inder kennen (aus akkad. *pilakku* 'Beil'); 5. idg. **əstēr* 'Stern' (aus akkad. *istar* 'Venus' nicht vor 2000 v. Chr. entlehnt); 6. idg. **u̯oi̯no-* 'Wein', das nur ital., alb., griech., arm. ist und aus dem Lat. ins Kelt. und Germ. gedrungen ist (entlehnt aus alarod. *wi* = ὑιός, ὑιή 'wilde Rebe' [Hesych] wie Ϝάκινθος : ὑάκινθος); 7. idg. **steuro-*, **tauro-* 'Stier' (entstammt wie westsemit. **þauru-* etwa einer Urform **þäuro-* aus derselben Gegend); 8. lat. *argentum*, im Kelt., Ital., Griech., Arm. und Indo-Iran. erhalten, entstammt ebenfalls einer Sprache Kleinasiens; 9. germ. **silubra-*, **selubra-*, slav. **s(ĭ)rebro*, lit. *sidābras*, lett. *sidrabs*, *sudrabs*, apreuß. *siraplis* 'Silber' erweisen sich als Wanderwörter, weil es unmöglich ist, eine gemeinsame Grundform aufzustellen; ihr Ausgangspunkt liegt in einer dem Lydischen nahe verwandten Sprache Kleinasiens; 10. lat. *fīcus*, att.-ion. σῦκον, boiot. τῦκον, arm. *thuz* 'Feige' weisen auf spirantischen Anlaut; 11. lat. *rosa*, gr. Ϝρόδον, pers. *gul* zeigen wechselnden Stammvokal und weisen auf spirantischen Inlaut; 12. lat. *ervum*, gr. ὄροβος, ἐρέβινθος und die ganze Sippe von Namen für Erbse und Schote, germ. **arawaita-*, **arawita-* (ahd. *araweiz*, anord. *ertr*), ai. *aravinda* 'Lotos', mir. *orbaind* (< urkelt. **org^{u}ind-*) weisen mittels des Formans *-nt*, das allen Formen mit Ausnahme der lateinischen zugrunde zu liegen scheint, auf das Ägäische als Ausgangspunkt der Entlehnung und lassen eine Urform *$^{e}r^{o}v\tilde{\imath}nt$ ansetzen, die auch in das Ägyptische wanderte.

Gegen einige dieser Ansätze, von denen Nr. 2—5 bereits in einem Aufsatz des Verfassers in JF 41, 174—183 'Sumerisch-akkadische Lehnwörter im Indogermanischen' mit ausführlicherer Begründung gegeben sind, wird man Bedenken erheben müssen, so z. B. gegen idg. **əstēr* = akkad. *istar* 'Venus'; denn idg. **əstēr* fügt sich dem quantitativen Ablaut, der wohl der idg. Frühzeit angehört, während die Entlehnung nach Ipsen erst kurz vor der Völkertrennung (nicht vor 2000 v. Chr.) erfolgt sein kann. Zudem entbehrt es nicht der Ableitungen (mit *io-*, *no-*, *lo-*Formantien: z. B. lat. *stēlla* < *stēr-la, got. *stairnō*), und doch soll gerade die 'Unfruchtbarkeit' ein besonderes Merkmal der Wanderwörter sein. Gegen idg. **pelekus* = akkad. *pilakku* 'Beil' spricht doch wohl die Tatsache, daß es nur Inder und Griechen kennen; auch wenn man — wie Vf. es in diesem Falle wünscht — indogermanisch nur im Sinne von Vorgriechisch-Vorarisch versteht, erweckt die Annahme einer solchen Spracheinheit zu so später Zeit (die Entlehnung soll um 2000 v. Chr. erfolgt sein) um so mehr Anstoß, als die Iranier das Wort nicht besitzen. Warum soll die Entlehnung von Griechen und Indern nicht getrennt erfolgt sein? Bei dem griechischen πέλεκυς gegenüber dem altindischen *paraśúḥ* spricht die Anfangsbetonung gerade gemäß dem Standpunkt des Verfassers für eine Vermittlung einer ägäischen Sprache, während das Altindische unvermittelt die akkadische Endbetonung übernahm.

Zur Frage nach der Urheimat der Indogermanen, deren Beantwortung der

Vf. zukünftiger Forschung überläßt, möchte ich bemerken, daß die Schradersche Hypothese, die bekanntlich Südrußland dafür ansetzt, in gewissem Sinne durch neuere Arbeiten eine Stütze erhält. So scheint die Schule prähistorischer Forschung, welche die Ornamentik als Methode benützt, geneigt zu sein, als Träger der Bandkeramik, deren Zentrum Südwestrußland (im alten Sinne) ist, die Indogermanen zu betrachten; und Fr. Paudler, der durch seine Cro-Magnon-Studien (Anthropos XII—XIII [1917—1918], S. 641—694) bekannt geworden ist, nimmt in seinem freilich oft recht kühnen Buche 'Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten' (Heidelberg, Carl Winter, 1924) in einer Synthese anthropologischer, prähistorischer und linguistischer Hypothesen und Tatsachen das gleiche Gebiet als Urheimat der Indogermanen an und macht sie zu Trägern der Tripolje-Kultur.

Eine Fülle von Anregungen bietet jedem Sprachforscher Heinrich F. J. Junker mit seiner Arbeit 'Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft' (S. 1—64). Er behandelt, freilich mitunter zu knapp, grundlegende Fragen wie das Wesen der sprachlichen Gestalt, Wesen der Sprache, die Arten der Sprache; ferner die Systematik der Sprachforschung; die Ganzheiten in der Sprache, die Rede als Ganzes, die Teile und das Ganze; den Satz als Ganzes, das Satzschema, den Satzbau, die Typik des Satzbaues; das Verhältnis von Satz und Wort, Wort und Laut. Daß er die neue Literatur zu allen diesen Problemen gut kennt und auswertet, macht seinen Aufsatz besonders wertvoll.

Erwünscht wird es vielen sein, daß Eduard Sievers mit dem Abdruck zweier Hamburger Vorträge Gelegenheit genommen hat, den neuen Stand seiner vielumstrittenen schallanalytischen Methode klarzulegen (S. 65—111); aber gerade die nachfolgenden Ausführungen seines überzeugten Anhängers Fritz Karg (Sprachwissenschaft und Schallanalyse. S. 112—128) beweisen, daß diese Methode noch nicht den Grad von Vollkommenheit erreicht hat, daß sichere Ergebnisse bei ihrer Anwendung auf fremde Sprachen der Gegenwart oder gar auf Werke älterer Sprachperioden schon jetzt zu erwarten wären (S. 117). Wie immer die Entwicklung gehen mag, es wird das bleibende Verdienst des Altmeisters der deutschen Lautphysiologie sein, von der bloßen 'Augen'philologie zur 'Ohren'philologie abgerufen zu haben.

Josef Weisweiler betont in seiner Abhandlung 'Bedeutungsgeschichte, Linguistik und Philologie' (S. 419—462) die Vernachlässigung zweier wichtiger Gebiete der idg. Sprachwissenschaft, der Syntax und der Bedeutungsentwicklung. Mit Recht erklärt er, zu seinem Gegenstand überleitend, gegenüber H. Güntert, Kalypso S. VII, daß eine 'historische Bedeutungslehre der idg. Sprachen' wenig angebracht sei zu einer Zeit, wo zu einer historischen Bedeutungslehre des Griechischen, Lateinischen, Germanischen usw. noch kaum Ansätze vorhanden seien. Ohne sich in allgemeine Erörterungen über die Methodik der Semantik oder in eine Kritik der neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete einzulassen, zeigt er die von ihm geforderte Methodik an einem Beispiel und verfolgt die Bedeutungsentwicklung des ahd. Wortes *euua* von seinem ersten Auftreten im germanischen Schrifttum bis in das 13. Jahrhundert. Eine Wiedergabe seiner Disposition mag ein Bild seiner Auffassung geben: 1. Die Variationen für *eo* im Heliand; 2. 'Sitte'; 3. 'Gesetz, Recht'; 4. 'Zeremonie, Religion'; 5. Die christlich-kirchlichen Bedeutungen 'Gottes Gesetz', 'altes und neues Testament', 'heilige Schrift'; 6. 'Ehe' im Angelsächsischen; 7. 'Ehe' im Altdeutschen; 8. *euuart* und *eosago*; 9. Verbreitung und Aussterben der Bedeutungen und des Wortes *euua* selbst; 10. got. *witoþ* und ahd. *uuizzod* neben *euua*; 11. Etymologie der Wörter *euua* und *uuizzod*; 12. Germanische und indogermanische Rechtssprache; 13. Glaube, Recht und Sitte.

Gleichfalls grundsätzliche Fragen berührt Walter Porzig (Aufgaben der indogermanischen Syntax. S. 126—151). Er steht im Banne der Phänome-

nologie Husserls, dem es — nach des Vf.s Meinung — in seinen 'Logischen Untersuchungen' gelang, 'die Unabhängigkeit des gesamten Bedeutungsgebietes von allem Psychischen' nachzuweisen. Ich habe den Eindruck, daß Porzig hier Husserl mißverstanden hat; aber folgen wir seinem Versuche, 'die Eigengesetzlichkeit der syntaktischen Erscheinungen, unabhängig von den (natürlich stets begleitenden) psychischen Vorgängen in den Sprechenden' herauszustellen.

Hier klafft der erste Widerspruch: einmal ist das gesamte Bedeutungsgebiet von allem Psychischen zu trennen, dann aber gibt er zu, daß psychische Vorgänge die syntaktischen Erscheinungen stets begleiten. Der Forscher wird also, wenn er einer syntaktischen Erscheinung voll gerecht werden will, doch diese 'sie stets begleitenden' psychischen Vorgänge in den Kreis seiner Betrachtungen einbeziehen müssen. Eine zweite Unklarheit findet sich gleich im Anschluß daran: 'Bedeutung eines Ausspruches ist seine Fähigkeit, ein Stück Wirklichkeit zu meinen' (S. 131) (Husserl spricht von 'Gegenständlichem'!), und 'die Bedeutungslehre hat alle diejenigen Seiten des Ausspruches zu erforschen, vermittels derer er sich auf ein Stück Wirklichkeit bezieht' (S. 132). Im nächsten Satze aber erfährt man, 'daß es ihr nicht etwa zukommt, die Sachverhalte (so!) selbst festzustellen oder etwa das Verhältnis sprachlicher Bedeutungen zu diesen Sachverhalten zu prüfen. Das erste ist vielmehr Aufgabe der Metaphysik, das zweite die der Logik'. Setzt man statt der unrichtig herangezogenen 'Logik' den Begriff 'Erkenntnistheorie', so sind die Aufgaben richtig gekennzeichnet. Damit ist aber auch der ganze Unterbau der neuen syntaktischen Methode, die Porzig bringen will, von ihm selbst vernichtet. Verfehlt ist weiter das Beispiel, an dem er das Wesen der Bedeutung eines Ausspruches klarstellen will. Er schreibt S. 130 unten: 'Wenn ich mit jemandem am Tisch bei der Lampe sitze und bemerke, daß er durch eine unvorsichtige Bewegung die Lampe umzuwerfen droht, und ich rufe ihm zu: 'Die Lampe fällt!'..., so ist es weder dem Sprechenden noch dem Hörenden wichtig, daß das optische Bild einer fallenden Lampe in dem einen vorhanden ist und in dem andern hervorgerufen werden soll..., sondern es kommt beiden ganz allein darauf an, daß die Lampe wirklich fällt und daß der andere sie wirklich festhalten soll.' In Wahrheit handelt es sich hier um einen zweckhaften Ausspruch (gegenüber dem zweckfreien Sprechen, wie es z.B. bei der gewöhnlichen Unterhaltung vorliegt). Bedeutung und Zweck eines Ausspruches sind aber zwei verschiedene Begriffe.

So muß ich zwar die Grundlage des Ganzen ablehnen, will aber gern vermerken, daß sich in dem Aufsatz auch klare und kluge Gedanken finden. Verdienstvoll ist es vor allem, daß der Vf. Verbindung mit der Philosophie gesucht hat; von dieser Seite wird der syntaktischen Forschung stets Anregung erwachsen, nur muß man sich dabei bewußt sein, daß die Aufgaben beider ganz verschiedener Art sind.

Zusammenfassend wäre zu sagen, daß in dieser Festschrift, von wenigen Fällen abgesehen, nur Jugend zu Wort gekommen ist; das hat seine gute, aber auch seine gefährliche Seite. Zu grundlegenden und grundsätzlichen Fragen wird man im allgemeinen lieber das erfahrenere Alter Stellung nehmen sehen, bei dem man abgeklärtere Gedanken zu erwarten hat. Gleichwohl bietet die Festschrift im ganzen genommen viel Anregung, so daß ihr weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Aber man beschränke in Zukunft den Kreis der Gabenspender für eine Festschrift nicht willkürlich, sondern gebe einem weiteren Kreise Gelegenheit, einem Jubilar seine Verbundenheit zu zeigen, zumal wenn es sich, wie im vorliegenden Fall, um einen so anerkannten Meister seines Faches handelt.

Prag. Friedrich Slotty.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Jahrbuch der Philosophischen Fakultät der deutschen Universität in Prag. Jahrgang 1923/24. Erscheint mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur. Prag, Calve, 19 5. 43 S. [Bisher waren an der Deutschen Universität Prag, wie in allen Universitäten des alten Österreich, die Doktorarbeiten ungedruckt geblieben, was mit schwerem Nachteil verbunden war; denn weder legten die Prüflinge die letzte Feile an ihre Dissertationen, noch konnte man die leitende Hand der Prüfer beurteilen, noch kamen die Forschungen selbst der Wissenschaft zugute. Aus eigener Kraft ist jetzt das deutsche Prag an die Beseitigung dieses Übelstandes geschritten und gibt wenigstens Auszüge aus den eingelieferten Arbeiten. Die Titel, die in die neuere Philologie einschlagen, lauten: Färber, Laubes persönliche literarische und dramatische Beziehungen zu Grillparzer; Festa, Die deutschen Mundarten Nordostböhmens; Grünes, Advent und Weihnachtsspiele im Erzgebirge; Hille, Die nordböhmische Volksdichterin Hentschel; Schimeczek, Stephanis dramatische Dichtungen; Klein, Bourget und das Christentum; Treixler, Der Priester bei den Meistern des franz. Realismus; Anger, Aktionsarten des Verbums in Ælfrics Homilien; Busch, Die Ausblicke in den historischen Tragödien Shakespeares.]

The yearbook of the universities of the Empire. 1925, ed. by W. H. Dawson and published for the Universities Bureau of the British Empire. London, Bell, 1925. VIII, 808 S. 7 s. 6 d. [Im Aufbau ist das Jahrbuch unverändert geblieben, was den Vorteil hat, daß man den Stand jeder Rubrik für 1924 mit dem für 1925 bequem vergleichen kann. Der Umfang aber ist um 52 Seiten gestiegen, die sich auf das ganze Werk ziemlich gleichmäßig verteilen. Die britische Organisation der Hochschulen erweist sich hierbei als beharrlich in Zusammenspiel und Fortschritt, ohne daß irgendwo ein revolutionärer Fortschritt zu beobachten ist. Der Universitätsprofessor dient als fester Reifen im Gefüge des konstitutionell so losen Meeresreiches. Die deutschen Hochschulen, die 1924 im allgemeinen sehr dürftig, im einzelnen nur betreffs Bonn, Gießen, Heidelberg und Würzburg vertreten waren, haben jetzt doppelt so viel Raum und eine egal durchgehende Beschreibung erhalten, was dem akademischen Auskunftsamt an der Universität Berlin zu danken ist. Immerhin haben sich die österreichischen Universitäten ausführlicher dargestellt, und gegenüber der Ausgabe von 1924 ist jetzt auch ein Paragraph über Innsbruck hinzugetreten. Es wäre wohl zu wünschen, daß das Berliner Auskunftsamt sich in Zukunft auch etwas freier und lesbarer ausspräche; im vorliegenden Bande redet es noch ungemein lakonisch. Ein Bericht über die Universitäten Japans ist ganz neu hinzugetreten. Bemerkt sei noch, daß den 'University extension lectures' in England und Wales wie voriges Jahr wieder eine lange Aufzählung gewidmet ist, angeordnet nach den Namen der Lehrkräfte und nur mit eingeklammertem Hinweis auf die mitverantwortlichen Hochschulen; Schottland und alle auswärtigen Reichsteile hielten sich von dieser Berichterstattung fern.]

Annual conference of the universities of Great Britain and Ireland 1925. Report of proceedings. London, Universities Bureau of the British Empire, W. C. I, 50 Russell Square. 60 S. 1 s. [Die Vertreter der 22 englischen Universitäten mit dem 'President of the Board of Education', sowie zahlreiche Ehrengäste trafen sich am 9. Mai in King's College, London, und berieten hauptsächlich über drei Fragen. 1. Die Einbeziehung der Landwirtschaft in das Universitätsstudium war nicht abzulehnen, weil Oxford hierin voran-

gegangen war und die wissenschaftliche Bedeutung der organischen Chemie von vornherein feststand. 2. Körperübung und medizinische Überwachung der Universitätsstudierenden wurden mit weitgehender Strenge eingeführt. Haben doch manche enggebaute Städte bereits flache Schuldächer für Turnübungen hergerichtet. Zu wenig noch sei die Renaissance der griechischen Ideale in den heutigen Universitäten durchgeführt, da letztere noch immer mehr auf 'learning' als auf 'education in the full sense' bedacht seien. Als die mindeste Vorkehrung wurde die Ernennung eines 'Medical Director' bezeichnet, der zwangsweise alle Studenten und Studentinnen bei der Inskription einer 'physical examination' unterziehen soll. Stets ist knapp an der Universität ein Übungsplatz vorzusehen, und jeder Student in den ersten zwei Semestern muß zwei Stunden die Woche dort üben. Ein Schwimmbad gehört dazu. Dr. Gayley, vormals Dekan der Universität von Kalifornien, begrüßt diese Forderungen und findet in Kanada die Unterrichtsbehörden dazu schon völlig bereit; er spricht im Namen der America University Union und wünscht ganz offen Zusammenarbeit mit den 'Departments of Physical Education and Military Science and Training' S. 35; was Amerika — natürlich mit pazifistischer Zielangabe — wünscht, wird wohl auch in Deutschland erlaubt sein. 3. Die Beziehungen der britischen Universitäten zu ausländischen Nationalinstituten in Großbritannien und zu ähnlichen britischen Instituten im Auslande wurden in dem Sinne erörtert, daß mit den Vereinigten Staaten und mit Frankreich ein möglichst reicher Austausch von Professoren, Studenten und Unterrichtsstunden gepflegt werden soll. Es gibt zurzeit ungefähr 90 Stipendien für britische Studierende, die nach Amerika gehen, und 96 Rhodes-Stipendien zu je £ 350 im Jahr für Amerikaner, die auf englischen Hochschulen studieren. Während des Krieges 'under the influence of the propaganda-spirit' hatte England nicht weniger als 12 Institute auch sonst im Auslande errichtet; diese sind jetzt mit Ausnahme des 'British Institute in Florence' alle aufgelassen, aus Sparsamkeit und wohl auch nach dem Grundsatz 'England does not advertise'. Das Interesse und das große Gelehrtentum, das sich in Frankreich der englischen Literatur zuwendet, sei 'a remarkable thing'. — Von deutscher Anglistik ist nirgends die Rede. Dagegen hofft der Amerikaner Gayley, daß Zweige der 'Amerian Academy at Rome' auch auf Berlin und Genf verpflanzt werden, S. 50. In der Tschecho-Slowakei und in Jugoslawien hat Sir Hervey Hadow aus Sheffield viel Nachfrage nach englischem Unterricht gefunden; 'in those countries in which German used to be the second language, French has succeeded it'. Aber England habe 'no conception of spreading our culture abroad'. Das Heft ist sehr lesenswert.

Vom Geiste neuer Literaturforschung. Festschrift für Oskar Walzel. Hg. von J. Wahle und V. Klemperer. Wildpark-Potsdam, Athenaion, 1924. 232 S. 4°. [Vorwort. I: M. Joachimi-Dege, Vom Charakter des Germanen. — R. Meißner, Dein Clage ist one Reimen — aus dem 'Ackermann von Böhmen'. — S. Singer, Stil und Weltanschauung der altgerm. Poesie. — J. H. Scholte, Quirinus Kuhlmann als Dichter des Hochbarock. — M. H. Jellinek, Bemerkungen über Klopstocks Dichtersprache. — R. Petsch, Fausts Gang zu den Müttern. — R. Unger, Viktor Hehn als Literarhistoriker. — E. Aulhorn, Zur Gestaltung seelischer Vorgänge in neuerer Erzählung. — J. Körne, Erlebnis, Motiv, Stoff. — F. Trojan, Wege zu einer vergleichenden Wissenschaft von der dichterischen Komposition. — II: E. Lerch, Zu den Anfängen der franz. Literatur. — H. Hatzfeld, Boccacciostil im 'Don Quijote'. — V. Klemperer, Zur franz. Klassik. — H. Heiß, Die Pantouns Malais, Bemerkungen zu Leconte de Lisle's Technik und Verskunst. — L. Spitzer, Zu Ch Pégnys Stil. — A. Farinelli, Dal carteggio di Marcelino Menéndez y Pelayo. — III: Ch. Bühler, Der Erlebnisbegriff in der modernen Kunstwissenschaft. — E. Schmitz, Musikhistorisches zu Hoffmanns 'Kater Murr'. — W. Worringer, Zur Frage

der gotischen Monumentalität. — J. Wahle, Brief. — E. Aulhorn, Verzeichnis der Schriften O. Walzels. — Es ist charakteristisch für die Arbeit Walzels, daß zu seiner Ehrung sich Germanisten und Romanisten mit Kunsthistorikern zusammentaten; seine Forschungsweise hat eben diese Gebiete miteinander verknüpft. Hervorragende Persönlichkeiten und sehr gute Aufsätze sind vertreten; unmöglich, auf alle einzugehen. Das Ringen nach tieferem Kunstverständnis in der schönen Literatur überwiegt; bald wollen diese Sucher den Erlebnisbegriff Diltheys näher bestimmen, bald erhoffen sie poetische Aufhellung aus den bildenden Künsten. Eine Neigung zur Theorie läßt sich dabei nicht verkennen. Gleich im ersten Aufsatz z. B. wird die Nationalart der Germanen davon hergeleitet, daß sie das Seevolk des Nordens waren. 'Das bedeutet: Frische, Gesundheit, Abhärtung. Wir können noch heute die belebende Wirkung, die Seebäder, während weniger Wochen genommen, auf unser Befinden an den Küsten für Monate ausüben, merken und daran ermessen, wie ein Volk, das jahraus, jahrein von Geschlecht zu Geschlecht dort saß, seine Körperfrische und Leistungsfähigkeit entwickelte.' Waren andere Naturvölker nicht auch frisch? Weiter wird vom Germanen geschlossen: 'Er ist mutig, kühn, wagt um jede Kleinigkeit, oft um des bloßen Sportes willen, sein Leben'; also müssen Kühnheit und Besonnenheit bei ihm erwachsen sein. Ferner: 'Die Bootsgenossen bleiben den Sommer über beisammen im Boot.' Also muß die Genossenschaft sich beim Germanen stark entwickelt haben, und weil in dieser jeder einzelne stets für die Gesamtheit einstehen muß, so erstarkt individuelle Tüchtigkeit, Wertung und Psychologie; der Germane wird also zur selbstbewußten Herrennatur. Das Leben auf dem Meere heischt ferner umsichtige Führer; also entstand Heldenverehrung. Während aber der Mann sich draußen herumschlug, wurde die Mitarbeit der Frau im Hause geschätzt: so entstand der germanische Frauenkult. Abermals ist zu fragen, ob dies für die alten Germanen mehr galt als z. B. für die alten Griechen oder Kelten? Ist in den alten Denkmälern eine Spur davon zu erweisen, daß sich Genossenschaft, Einzelgefühl und Heldensang gerade auf dem Meerboot entfalteten? Erscheint die Germanin in unseren Ursagen etwa vorwiegend oder auch nur merklich als Verrichterin häuslicher Arbeit? Scharfsinniges Ausdenken von Begriffen soll nicht herabgewürdigt werden; aber die Sammlung, Sichtung und Ausbeutung historischer Zeugnisse führt doch vielleicht zu festeren Ergebnissen. Viel Psychologie und Poetik läßt sich mit historischer Methode verbinden, und darauf kräftig hingewiesen zu haben, ist sicher als Walzels Verdienst zu buchen.]

Simon, Ed., Malberg und Schneck, Philologen-Jahrbuch (Kunzes Kalender) für das höhere Schulwesen Preußens und einiger anderer deutscher Staaten, 31. Jahrgang, Schuljahr 1924. Im Auftrage des Preußischen Philologenverbandes mit Benutzung amtlichen Materials herausgegeben. II. Teil. Breslau, Trewendt, 1924. CLXXIV, 489, 166 S. [Listen der sämtlichen Lehrkräfte an den höheren Schulen Preußens und der anderen deutschen Staaten nördlich vom Main sind der Hauptteil dieses großangelegten Nachschlagewerkes für die amtlichen und privaten Organisationen unserer Philologen. Gewissenhaft laden die Herausgeber zur Bekanntgebung etwaiger Lücken ein; aber mannigfaches Nachschlagen beweist, daß solche Lücken schwer zu finden sind. Auch die Schulen sind zu tabellarischen Übersichten vereinigt und schließlich alle Personennamen in einem Register verzeichnet. In einer Einleitung erfahren wir, wie die Dienstalterslisten eingerichtet sind, welche Bestimmungen von den Behörden 1924 erlassen wurden, wie es mit Gehalt, Pension und Witwengeld aussieht, welche Philologen im letzten Jahre gestorben oder sonst ausgeschieden sind, endlich, wer im Ministerium und Provinzialschulkollegium sitzt. Traurig stimmt der Kirchhof der abgebauten Anstalten, S. XL; dagegen erfreut das Verzeichnis der höheren deutschen Auslandsschulen in fast allen Weltteilen. Die Lehrer an den höheren Schulen

in Danzig und Memelland sind in normaler Weise mitverzeichnet. Mächtig ist die Reihe der Abgebauten, S. 222—230; dagegen füllen die Überzähligen aus den abgetrennten, ehemals preußischen Gebietsteilen kaum zwei Seiten. Unter besonders schwierigen Verhältnissen ist also dies bewährte Handbuch, der alte 'Kunze', neu belebt und wieder auf die Höhe gebracht, wozu sowohl den tüchtigen Bearbeitern wie dem Verleger herzlich Glück zu wünschen ist.]

Cosack, A. und E. Walter, Praktische Einführung in das Russische. Zweite verbess. Aufl. Leipzig, Holtze 1924. 222 S. Nebst einem russ. Übersetzungsbuch (Schlüssel), 48 S. — E. Walter, Russian made easy, including alphabet and sound-table. A preparatory course to any Russian Grammar. English adaptation by E. Mende. Ebd. 1923, 33 S. [In den von E. Walter herrührenden in Laut und Schrift einführenden Teilen I und II des Lehrbuches, die auch in englischer Sprache bearbeitet sind, werden die Ergebnisse der experimentellen Phonetik mit Sachkunde verwertet. Beigefügt sind da russische Stücke in Schreibschrift und in neuer Orthographie. Weiterhin folgt das von A. Cosack verfaßte Übungsbuch (Teil III) und ein grammatischer Anhang nebst Wortbildungslehre (Teil IV). Der Teil III enthält leichtere Lesestücke aus der neueren russischen Literatur, kleinere Gedichte von Puschkin und Lermontoff, Sprichwörter, Redensarten und Zeitungsanzeigen, sowie russische Briefe, die im Beiheft auch in Originalschrift erscheinen. Außerdem befinden sich darin 40 zum Übersetzen ins Russische bestimmte Übungsstücke, die indes ihren Platz mit den beim Unterricht vornehmlich zugrunde zu legenden entsprechenden russischen Stücken im Schlüssel (Teil V) vertauschen sollten. Die gutgewählten Sätze sind zumeist der Umgangssprache entnommen. Den nach diesem Buche russisch Lernenden, zumal den philologisch geschulten, wird es dadurch in verhältnismäßig kurzer Zeit ermöglicht, einen russischen Schriftsteller mit Verständnis zu lesen und sich im Verkehr, wo es not tut, korrekt russisch auszudrücken. So ist denn das Unterrichtswerk von Cosack und Walter, von dem übrigens jetzt auch eine Ausgabe mit der immer mehr in Aufnahme kommenden neuen russischen Rechtschreibung vorbereitet wird, allen Interessenten durchaus zu empfehlen. Adolf Kolsen.]

Neuere Sprachen.

Publ. of the Mod. Lang. Ass. of America. XL, 1, März 1925 [A. C. Baugh u. a., American bibliography for 1924. — H. Traver, The four daughters of God. — J. R. Reinhard, Bread offered to the Child-Christ. — G. Frank, English mss. in the Vatican Library. — H. M. Jones, Albrecht von Haller and English philosophy. — A. S. Walker, Peterloo, Shelley and reform. — W. E. Peck, Shelley, Mary Shelley and 'Rinaldo Rinaldini'. — N. J. White, Shelley's 'Prometheus unbound'. — W. Graham, Shelley's debt to Leigh Hunt. — R. D. Cornelius, Two early reviews of Keats's first volume. — L. A. Shears, Thackeray's 'Pendennis' as a source of Fontane's 'Frau Jenny Treibel'. — Proceedings of the 41st meeting of the Mod. Lang. Ass.]. — 2, Juni [C. H. Livingstone, The fabliau 'Des deux Anglois et de l'anel'. — H. F. Rubel, Chabham's *Penitential* and its influence in the thirteenth century. — H. W. Robbins, An English version of St. Edmunds *Speculum*, ascribed to Richard Rolle. — B. P. Kurz, The relation of Occleve's *Lerne to dye* to its source. — J. L. Hotson, Bear gardens and bear — baiting during the commonwealth. — R. P. Bowen, Balzac's interior descriptions as an element in characterization. — M. J. Herzberg, William Wordsworth and German literature. — J. W. Beach, Expostulation and reply. — J. R. Moore, Wordsworth's unacknowledged debt to Macpherson's *Ossian*. — G. R. Potter, Coleridge and the idea of evolution. — A. B. Hopkins, Jane Austen the critic. — W. C. de Vane, fr., The landscape of Browning's *Childe Roland*.

— R. D. Havens, The revision of *Roderick Hudson*. — W. L. Schwartz, Japan in French poetry. — S. G. Morley, Modern uses of *Ser* and *Estar*. — S. C. Chew, A not on Peterlov].

The modern language review, ed. J. G. Robertson. XX, 2, April 1925 [M. Ashdown, E. Elstob the learned Saxonist. — E. E. Stoll, The old drama and the new. — E. Brugger, 'Huon de Bordeaux' and 'Fergus'. — E. Partridge, F. Cooper's influence on the French romantics. — A. F. Bell, Cetina's Madrigal. — Notes, reviews, minor notices].

Leuvensche bijdragen. XVII, 1 [H. Logeman, Some verbs of motion. — Th. de Ronde, De romans van Hall Caine. — H. Kesters, Keltische oorsprong van Rosmeer en Jeuk. — L. Grootaers, De namen van de roode aalbes in Zuid-Nederland]. — 2, Bijblad [L. Grootaers, In memoriam Rousselot; Zuidnederlandsch dialectonderzoek. — Boekbeoordelingen].

Germanisch-romanische Monatsschrift. XIII, 3—4, März—April 1925 [M. T. Selesković, Natur- und Literaturwissenschaft. — R. Hittmair, Die Arbeit bei Langland, Locke, Carlyle. — H. Brinkmann, Die Dichterpersönlichkeit des Archipoeta. — H. Schneider, Das Epos von Walther und Hildegunde. — E. Tappolet, Neuere Aufgaben der Weltforschung. — E. Stauber, Die Essais de psychologie contemporaine von Bourget und Spenglers Untergang des Abendlandes].

The modern language journal, ed. National Federation of Modern Language Teachers. IX, 2, Nov. 1924 [F. C. Tarr, The noun clause in modern Spanish. — S. Hubman, Waste in modern language teaching. — F. J. Kueny, 'Qu'est-ce qui'. — L. Blayney, German literature and liberalized scolarship]. — 4, Jan. 1925 [R. H. Fife, Recent progress in mod. for. lang. study. — R. S. Rose, The patriotism of Quevedo]. — 5, Febr. [A. de Salvio, Warning. — J. A. Hess, Two problems in French syntax. — Teaching etc.].

Gießener Beiträge, hg. Horn, II, 2. Gießen, Verlag des Englischen Seminars, 1925. 296 S. [G. Himmler, William Collins' Gedichte. — E. Gutermuth, Das Kind im englischen Roman von Richardson bis Dickens. — B. Scheld, Die Personencharakterisierung bei Thackeray. — Ph. Buttler, Die Ausländer in den Romanen Thackereys. — G. Ploch, Über den Dialog in den Dramen Shakespeares und seiner Vorläufer. — W. Mertz, Die Shakespeare-Ausgabe von Theobald (1733). — L. Block, Dante Gabriel Rossetti, der Malerdichter].

Sparnaay, H., Verschmelzung legendarischer und weltlicher Motive in der Poesie des Mittelalters. Groningen, Nordhoff, 1922. XVI, 155 S. [Behandelt werden die Gregorsage, wobei die stofflichen Elemente und die Nachwirkungen der Ödipussage im Vordergrunde stehen; die Gralsage — besonders im Hinblick auf die Däumlinggeschichten und auf deren Umdichtung ins Ritterliche; dann in kürzerer Weise 'der arme Heinrich', Wilhelm von Wenden und der Schwanritter, worauf ein Kapitel 'zur Entstehungsgeschichte der höfischen Romane' das lesenswerte Buch beschließt.]

Germanisch.

Journal of English and German philology, ed. Göbel. XXIV, 1, Jan. 1925 [K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. — R. F. Jones, Eclogue types in English poetry of the 18th century. — G. R. Stewart, The iambic-trochaic theory in relation to musical notation of verse. — Oral Sumner Coad, The Gothic element in American literature before 1835. — F. Behrend, The excommunicated jackdaw. — G. McGill Vogt, Gleanings for the history of a sentiment: Generositas virtus non sanguis. — R. M. Garrett, The lay of Sir Gawayne and the Green Knight. — Reviews].

Winell, A. F., Pelagia. Eine Legende in mittelniederländischer Sprache. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar. Halle, Max Niemeyer 1922. [Dem in der zweiten Hälfte des 5. Jh.s in Antiochien lebenden Diakon Jakobus

verdanken wir die Lebensbeschreibung einer der großen Büßerinnen des Orients, Pelagia, die auch unter dem lat. Namen Marina bekannt ist. In Antiochien nannte man die als Schauspielerin und Tänzerin in üblem Rufe stehende Pelagia, wegen ihrer kostbaren Schmucksachen, Margarita. Durch eine Predigt des Bischofs Nonnus im Jahre 453 bekehrt, legte sie Mönchstracht an und lebte bis zu ihrem vier Jahre später erfolgten Tode als Einsiedler in der Nähe von Jerusalem. Die große Verehrung, die Pelagia im Morgenlande genoß, wurde durch Kreuzfahrer, die ihre Reliquien nach Frankreich brachten, nach dem Abendlande verpflanzt. Ihre Legende wurde in der Folge, zumal wegen der Verwechslung mit zwei Märtyrinnen gleichen Namens, mit mancherlei wunderbaren Zügen ausgestattet; aber die sorgfältige Untersuchung der Bollandisten (AA. SS. Oct. IV. 248 sqq.) hat die Zuverlässigkeit der Vita des Diakonus Jakobus als einer zeitgenössischen Quelle erwiesen (vgl. dagegen Usener, Legenden der hl. Pelagia. Bonn, 1879). — Eine lat. Übersetzung der in griechischer Sprache verfaßten Vita (vgl. AA. SS. Oct. IV. p. 251) scheint einer mnl. Fassung zugrunde gelegt worden zu sein, die nach einer auf der Kgl. Bibliothek in Stockholm befindlichen Hs. von A. F. Winell herausgegeben worden ist. Der Text der Hs. wird von Winell mit Recht als 'ein niederdeutsch gefärbtes Mittelniederländisch' bezeichnet. Aber nicht alle von W. angeführten Formen, die den mnl. Charakter der Hs. beweisen sollen, sind stichhaltig. So ist z. B gerade im 15. Jh., in das die Entstehungszeit der Hs. verlegt wird, die Endung -en, welche W. (p. X.) als mnl. bezeichnet, nach anfänglichem Wechsel der Endungen die schriftsprachliche mnd. Form im Plural des Präs. Ind. (Lasch, Mnd. Gr. § 419). Was aber m. E. vor allem für den mnl. Charakter der Legendenfassung spricht, hat W. völlig übersehen. Die große Verehrung, die St. Pelagia in Frankreich (eigene Kirche in Paris!) genoß, hatte auf das benachbarte Flandern (und Brabant) übergegriffen und zur Übertragung eines Teils ihrer Reliquien in die Erlöserkirche in Antwerpen geführt; diese Verehrung blieb aber auf die Niederlande beschränkt. — Für eine Neuauflage der dankenswerten Arbeit möchte ich doch eine neue und sorgfältigere Lesung der Hs. empfehlen. Denn *lenē* (so 2 × p. VII: Hyr gaet macharius lenē wt ... Hyr gaet pelagien lenē wt) dürfte doch als *leue[n]* zu lesen sein. Auch ergibt der beigefügte Faksimile-Abdruck von Blatt 202 r, daß die Lesung *'mer* he begheert meer' (p. 4, Z. 3) durch *'aver* he begheert meer' zu ersetzen ist. Die Konj. *aver* wäre den mnd. Sprachformen zuzuzählen. Das Gemisch von mnl. und mnd. Sprachformen erklärt W. aus der Entstehung der Hs. in einem der Fraterhäuser der im nl. Grenzgebiet wie auch in Westfalen stark verbreiteten Brüder des gemeinsamen Lebens (vgl Jostes, Veghe p. LII.). Eine starke gegenseitige Beeinflussung des Mnl. und Mnd. wurde auch durch den hansischen Verkehr bedingt. J. M. Toll.]

Deutsch.

Geflügelte Worte: Der Zitatenschatz des deutschen Volkes, gesammelt und erläutert von Georg Buchmann, fortgesetzt von Walter Robert-Tornow, Konrad Weidling und Eduard Ippel. 27. Aufl., neubearbeitet von Bogdan Krieger. Berlin, Haude & Spener, 1925. XXIV, 745 S. [Daß ein nicht bloß nützliches sondern auch sorgsames, wohlgeordnetes, fast möchte man sagen lesbar geschriebenes Nachschlagebuch wie das von Buchmann eine so hohe Auflage erreicht, verdient in der Öffentlichkeit hervorgehoben zu werden. Seit 61 Jahren ist es jetzt auf dem Markte, wurde immer wieder durchgesehen und verbessert, wird sich also voraussichtlich auf die Dauer halten. In der vorliegenden Ausgabe sind die Weltkriegszitate aus ihrer Sonderstellung herausgenommen und unter die geschichtlichen Abschnitte verteilt worden; nicht alle von ihnen haben ihre Zugkraft behalten, das Zitatenlexikon stellt auch Empfindungsgeschichte dar. Gekürzt wurde nicht, trotz der erhöhten Druckerkosten, ein gutes Beispiel! Die wachsende Spezialisierung der Wissenschaft

hat eine besondere Schwierigkeit geschaffen; mit Recht glaubt der Neubearbeiter, daß sich trotzdem die erprobten klassischen Flugwörter erhalten und daher Beachtung verdienen. Wir dürfen den Kreis der allgemeinen Bildung nicht kleinmütig einschränken. Die 21. Auflage von 1903 umfaßte 823 Seiten, allerdings in kleinerem Format, das Buch ist also eher gedrängt als unförmlich geworden.]

Publications of the English Goethe Society, new series, vol. I. Papers read before the Society 1923—24; ed. by J. G. Robertson, London, published for the Society by A. Moring 1924, 106 S. [Die Englische Goethe-Gesellschaft, die während des Krieges ihre Sitzungen eingestellt hatte, hat sie seit 1923 wieder aufgenommen; unter den alten Mitgliedern hatte der Tod reiche Ernte gehalten — fünfzig erwiesen sich als treu, zwanzig verzichteten auf weitere Mitgliedschaft, hundert neue sind im Laufe des Jahres gewonnen worden. Wir werden mit Lord Haldane, dem neuerwählten Präsidenten, dessen schon in deutscher Übersetzung (Winter, Heidelberg 1924) vorliegenden Vortrag *Goethe as Thinker* den Band eröffnet, sagen: *It was time for such a reassembly* und uns freuen, daß hervorragende Kenner unserer Literatur in England wieder über ihre Studien öffentlich berichten können. Gern hätten wir von H. G. Atkins noch Genaueres über die *Frida Mond Collection at King's College* gehört, statt uns auf den bald erscheinenden, beschreibenden Katalog dieser allem Anschein nach hervorragenden Goethesammlung verweisen zu lassen; mit aller Achtung lesen wir J. G. Robertsons Aufsatz, der zu *Goethe's Iphigenie auf Tauris* 'some new points of view' bringt — freilich müßte er wahrscheinlich machen, daß der Dichter Guimond de la Touches *Iphigénie en Tauride* (1757) auch kannte, wenn wir mehr darin sehen sollen als ein Zeugnis für das Streben des 18. Jh.s nach Humanisierung der Sage, und auch seine Ausführungen über die von dem optimistischen Dichter angeblich umgangene Tragik seines Werkes sind nicht überzeugend. L. A. Willoughby berichtet uns vollständig und lehrreich über *Schiller's Kabale und Liebe in English Translations*; auf umstrittenes Gebiet führt uns Marschall Montgomery, wenn er in *Hölderlin's Ideals as reflected in Hyperion and Empedocles* Freudsche Begriffe anwendet, um die Hauptwerte des Dichters als Offenbarungen seiner Seele erfassen und zugleich sein menschliches Schicksal verstehen zu lehren: um zu überzeugen, müßte die Untersuchung aber umfassender sein. Der letzte Aufsatz von William Rose *Novalis and Sophie* muß wohl in der ausführlichen Form gewürdigt werden, in der er als *The Romantic Symbol: Novalis and the Blue Flower* in *Psyche* (Juli 1924) erschienen ist. — Mögen die Arbeiten der *Goethe Society* guten Fortgang nehmen nach diesem vielversprechenden Wiederbeginn. Albert Ludwig.]

Faust. Goethes Menschheitsdichtung in ihrem Zusammenklange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaus dargelegt von P. Expeditus Schmidt. (Sammlung Kösel, Bd. 100.) Kempten, Kösel, 1925. [Die Einleitung zeigt gut den Gegensatz des Fauststoffes zu älteren Teufelsbundsagen und hebt hervor, wie Goethe unter dem Einfluß seiner Auffassung des Faust als eines Menschheitssymbols zu dem ursprünglichen Grundgedanken der älteren, vorreformatorischen Überlieferung zurückkehrt. Dann wird die Dichtung Szene für Szene besprochen, wobei das Bestreben ist, den Zusammenhang des Ganzen, wie er sich für Goethe schließlich darstellte, hervortreten zu lassen. Es geschieht knapp und klug — für Einzelheiten denkt sich Schmidt in der Hand seiner Leser noch einen Kommentar. Das Buch wird sich nützlich erweisen, und niemand wird seinem Verfasser das Recht bestreiten, den *Faust* mit dem Auge des Gläubigen zu sehen, für seine Kirche braucht er deshalb Goethe noch lange nicht in Anspruch zu nehmen. Auf S. 6 unten lies statt Boie Gotter, auf S. 21 sollte der Lessing des 17. Literaturbriefs nicht der 'Bibliothekar von Wolfenbüttel' genannt werden. Albert Ludwig.]

v. Schiller, F., The Maid of Orléans, a romantic tragedy adapted from the German by George Sylvester Viereck (Big blue book Nr. B 2 ed. Haldeman-Julius). Girard, Kansas, Haldeman-Julius Comp. 1925. 56 S. [Als 'rubbish' hat Shaw das Trauerspiel Schillers über die Jungfrau von Orleans in der Vorrede zu seiner eigenen Dramatisierung beiseitegeschoben. Als ausgezeichnetes Stück nach dem Urteile Goethes bringt es Viereck amerikanischen Lesern nahe, und zwar in der Fassung, in der Miss Maud Adams es 1909 zugunsten des Germanic Museum von Harvard aufführte. 'No gesture denotes more eloquently the international character of art than the apotheosis of a French heroine by a German poet, interpreted by an American actress.' Als Textgrundlage wählte Viereck die Bühnenfassung des Deutschen Theaters in Berlin und Burgtheaters in Wien. Er gibt zu: 'Schiller is a moralist'; aber er betont, daß Schiller den edlen Charakter der Heldin, die mit 19 Jahren verbrannt wurde, hochhielt im Gegensatz zu Voltaire, der 'lampooned La Pucelle in a travesty'. Nicht ganz klar ist das Sätzchen: 'A diabolistic interpretation of the Maid still remains to be written'; vgl. Shakespeare's 'Heinrich VI. A'. Bei der Unwissenheit der Durchschnittsamerikaner über deutsche Literatur erhalten viele von ihnen gewiß erst durch diese Übersetzung Kunde von Schillers Hochherzigkeit gegenüber dem eroberungssüchtigen Nachbarn im Westen. Die Übersetzung liest sich schwunghaft und musikalisch.]

Montgomery, M. Friedrich Hölderlin and the German Neo-Hellenic movement. Part I From the Renaissance to the Thalia-Fragment of Hölderlin's Hyperion (1794). London, Oxford University Press 1923. VIII, 232 s. 10/6, geb. 12/6. [Ein Buch voll hingebenden Fleißes, das ausgebreitetes, schwer überschaubares Material gründlich verarbeitet. Dieser erste Teil ist freilich nur als der Sockel anzusehen, auf dem sich das eigentliche Denkmal erheben soll — er will begreifen lassen, wie aus deutschen Schulen ein Hölderlin hervorgehen konnte, er will zeigen, welche Strömungen des geistigen Lebens ihn trugen. Dabei kommt freilich heraus, daß in diesem Bande von Hölderlin eigentlich noch nicht viel die Rede ist: das erste Kapitel behandelt *the swirel of Greek studies in the schools and literature of Germany* mit besonderem Hinweis auf Lessing und Gesner, das zweite gilt des Dichters *contemporary critics*, besonders Goethe, Schiller und A. W. Schlegel, das vierte gibt eine Geschichte Homers in Deutschland von Barth bis Hölderlin; nur im dritten Kapitel *Hölderlin's schools and juvenitia* (to 1788) sowie im fünften *Literary and philosophical studies* (1788—94) steht der Dichter unmittelbar im Vordergrund, und auch hier fehlt es nicht an Exkursen. Dadurch wird das Buch nicht gerade leicht lesbar, sein Wert aber wahrlich nicht vermindert: eine Fülle von Stoff für die Geschichte des Neuhumanismus ist aufgehäuft und liegt nun, besonders auch durch des Verfassers sorgfältige Quellennachweise, bereit. Hoffentlich wird er für die Geschichte des deutschen Geisteslebens im weitesten Sinne ausgenutzt werden — dem Verfasser möge es beschieden sein, das Werk zu vollenden, das in seinem zweiten Teil noch mehr als im ersten ein sehr wesentlicher Beitrag zum Verständnis einer der größten Gestalten der deutschen Dichtung sein wird. Albert Ludwig]

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1922, hg. von G. Minde-Pouet und J. Petersen. Berlin. Weidmann, 1923. VIII, 174 S. [Das Kleistjahrbuch (es ist der zweite Band) ist noch in der beneidenswerten Lage, aus dem vollen schöpfen zu können. Eugen Kühnemanns Vortrag *Kleist und Kant* stellt in vollendeter Form das Problem dar, das den Wendepunkt im geistigen Leben des Dichters bedeutet, und lehrt uns verstehen, warum Kant (den Kleist vorher kannte) gerade in einem bestimmten Augenblick zum Unheil und Heil seines Schicksals wurde. H. Rogge erschließt aus Hitzigs Nachlaß neue Quellen zu *Heinrich von Kleists letzten Leiden:* es handelt sich um Entstehung, Erfolg und Ende der *Abendblätter*, um den Eindruck der Todes-

nachricht auf den engeren Freundeskreis, um die Schicksale der Handschrift des *Prinzen von Homburg*, bei welcher Gelegenheit wohl das letzte Wort über die angebliche Unterstützung des Dichters durch Königin Luise gesagt wird — in Wirklichkeit schonte ja durch die fromme Täuschung die hochsinnige Maria von Kleist die reizbare Empfindlichkeit des Freundes. Friedrich Michael macht die Einwirkung einer Episode aus *Wilhelm Meister* auf Richter Adam und seinen Schreiber wenigstens sehr wahrscheinlich; Ed. Berend berichtet über *Kleist im Urteil Jean Pauls und Charlottens von Kalb*, W. Waetzoldt über die von ihm aufgefundene angebliche Kleist-Maske, bei der freilich (wie bei der Shakespeare-Maske) man sich vorläufig mit dem Spruche: 'so könnte Kleist ausgesehen haben', zufriedengeben muß. Selbstanzeigen und eine ausgezeichnete, referierende Bibliographie (von Minde-Pouet) vervollständigen den Band, auf den die Kleist-Gesellschaft stolz sein kann. Albert Ludwig.]

Viëtor, Karl, Die Lyrik Hölderlins. Eine analytische Untersuchung (Deutsche Forschungen, hg. von Fr. Panzer und Jul. Petersen, Heft 3). Frankfurt a. M., Mor. Diesterweg, 1921. XVI, 240 S. 4 M. [Fünf Perioden werden in der Lyrik des gesunden Hölderlin unterschieden (1784—89, 1789—95, 1796—98, 1799—1801, 1801—04); die Analyse erstreckt sich überall auf Tendenzen, Bau, Diktion und Metrik, hinzu treten in der zweiten bis vierten Periode Abschnitte über die Stellung innerhalb der zeitgenössischen Lyrik; die Entwicklung innerhalb der betr. Periode und über deren Eigenwert, dieser letzte Abschnitt (IV) fehlt bei der ersten und fünften Periode. Man sieht, ein wohlüberlegt vorgehender Forscher hat sich die Kategorien geschaffen, unter denen er Hölderlins Entwicklung studieren und beleuchten will; das wohlabgewogene Gleichmaß der Teile, der sichere und zielbewußte Gang der Untersuchung berechtigen ihn, im Vorwort von der Eurhythmie seines Buches zu sprechen. Das Werkzeug des Gelehrten handhabt zugleich einer, der ein feines Verständnis für die künstlerischen Mittel eines großen Lyrikers hat; gewiß muß die Analyse die Einzelheiten herausstellen, aber es geschieht wie um ihrer selbst willen, und niemals begnügt sich die Betrachtung mit ihnen — sie dienen dazu, das Reifen der dichterischen Kraft und Kunst anschaulich zu machen, und immer wieder wendet sich der Verfasser vom Einzelnen zum Ganzen des Werkes, zu seiner Bedeutung für Hölderlin selbst, zu seinem Verhältnis zur Lyrik der Zeit. Viëtor gibt keine Biographie und auch nicht das, was man Kommentar nennt, aber etwas, was jene beiden eigentlich erst wertvoll macht: die innere Geschichte des Künstlers, wie sie sein Werk offenbart. Darum gehört das Buch zum Wesentlichen der Literatur über Hölderlin. Albert Ludwig.]

Englisch.

English studies, ed. Kruisinga and Zandvoort, Amsterdam, Sweets. VII, 1, April 1925 [O. Doughty, The poet of the 'familiar style'. — Kovistra, Saint Joan. — Reviews]. — 2 [Kruisinga, The study of present English; Indirect object and dativus commodi. — Reviews, bibliography].

Wildhagen, K., Der englische Volkscharakter, seine natürlichen und historischen Grundlagen. Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft, 1925. 224 S. [Viel Wissen von den mannigfachsten englischen Kulturdingen in alter und neuer Zeit ist hier mit einem regen politischen Interesse vereinigt, um die Haupteigenschaften des heutigen englischen Volkes — besonders im Vergleich mit denen unseres Volkes — festzustellen und historisch zu erklären. Die ursprünglichen Rassenverhältnisse Europas sind nach den Forschungen von Ripley zugrunde gelegt. Es bleibe dahingestellt, ob dessen nordische Menschen wirklich so deutlich zu erkennen und so hoch zu bewerten sind, wie es der für wesentlich nordisch sich haltende Ripley tat. Die Einwanderung aus Niederdeutschland im 4.—6. Jh. wird kräftig betont; die zurück-

gebliebenen Angeln und Sachsen sind ebenso unpolitisch und sentimental wie andere deutsche Stämme; die Auswanderer haben in Britannien viele Nöte durchgemacht und dadurch viel staatliches Geschick gewonnen. Wenn dann Vf. auf die Einflüsse des Meeres zu sprechen kommt, wird er fast poetisch und jedenfalls sehr nachdrücklich. Dem Inselcharakter ist große Bedeutung eingeräumt, den Kulturerlebnissen und den Wirkungen großer Männer in den letzten Jahrhunderten eine viel geringere. Gefestigt habe sich das englische Wesen hauptsächlich im 14. Jh.; seitdem habe es sich mit auffallend konservativer Zähigkeit gehalten. All das ist mit einer Gelehrsamkeit vorgetragen, die auch vor den Lateinbüchern der späten Scholastiker nicht versagt, und so lebhaft gestaltet, daß man einige Schwächen der Beweisführung gern übersieht. Daß es schwer ist, die Haupteigenschaften eines Volkes mit wissenschaftlicher Exaktheit hervorzuheben, hat sich der Vf. selber nicht verhehlt. Vielleicht überlegt er auch nochmals, ob die Nützlichkeit, der Kaufmannsgeist und die Puritanerhaltung, die alle so wesentlich zum heutigen Engländer gehören, nicht doch erst in der Cromwellzeit ihm anflogen. Jedenfalls war der Engländer des 14. Jh.s ebenso ritterlich nach außen und eroberungsgierig nach innen wie andere festländische Zeitgenossen, auch ebenso gläubig und ungeschäftlich; die literarischen Ideale waren damals auf beiden Seiten des Kanals dieselben; britische Eigenart macht sich gegenüber der französischen, die durch Jahrhunderte mehr als die deutsche zum Vergleich einladet, erst nach der Reformation stärker geltend. Aber nicht auf solche Einzelthesen kommt es an, sondern auf die Fragestellung des Buches, die keinen Zweifel daran läßt, daß Vf. die heutigen Kulturaufgaben des Anglisten erfaßt und kräftig gefördert hat.]

Stadlmann, A., Die Sprache der me. Predigtsammlung in der Handschrift Lambeth 487. (Wiener Beiträge, Hg. Luick, 50.) Wien, Braumüller, 1921. XVI, 147 S. [Es handelt sich um die 'Homilies', ed Morris, E. E. T. S., series I, S. 1—59; Hs.: Ungefähr 1180. Die ags. Vorlage ist für Hom. IX, X und einen Teil von XI vorhanden. Eine Paternoster-Paraphrase ist in Reimen abgefaßt, in denen bereits *ā* : *o* gefunden ist und angl. Sprachcharakter deutlich durchschimmert. Aufgabe: den Sprachgebrauch der erhaltenen Kopie zu sondern von dem des Originals. Dies wird durch die Kategorien der Laut- und Flexionslehre mit all der Sorgsamkeit durchgeführt, die von einem Schüler Luicks zu erwarten ist. Sehr dankbar ist man für die Übersichtstafel am Schluß. Ein Vergleich mit dem Sprachgebrauch der Katherinengruppe, die mit Jordan ins westliche Mittelland versetzt wird, zeigt, daß auch für den Schreiber der vorliegenden Homiliengruppe das westliche Mittelland als dialektische Heimatsgegend anzusetzen ist. Dagegen entspricht der Lautstand der Vorlage dem des Schreibers der Trinity-Homilien, beschrieben und in das östliche Mittelland, etwa nach Essex, versetzt von Strauß.]

Chaucer, The poetical works from the text of Prof. Skeat. London, Henry Frowde, Oxford University Press. I: The romaunt of the rose and minor poems, 317 S. II: Troilus and Criseyde, Hous of Fame, Legend of good women, 395 S. III: The Canterbury tales, 632 S. [In diesen drei Bändchen der Sammlung 'World's classics', Nr. 42, 56 u. 76 je zu 2 s. net, ist hier der ganze Chaucer mit Ausnahme der Boetius-Übersetzung in ungemein handlicher Form dargeboten, ohne Einleitung und Kommentar, nur mit einem Glossar von 32 Seiten, das die dem ne. Leser fremden Wörter einfach übersetzt. Es ist ein schlichter Textabdruck, berechnet für weitere Kreise, die sich in den Vater der engl. Kunstdichtung liebhaberisch vertiefen wollen. Der Anglist wird diese zierlichen Bändchen, die sich bequem in die Tasche stecken lassen und leichtes biegsames Papier mit mittelgroßen Typen vereinigen, begrüßen. Sie machen das häufige Lesen dieses Klassikers zum Genuß.]

Öfverberg, W., The inflections of substantives, adjectives, numerals

and pronouns of the East Midland dialects in Early M. E. Lund, Gleerupka, 1924. XII, 179 S. [Diese genaue Untersuchung aus Ekwalls Schule betrifft die Peterborough Annalen 1132—54, das Orrmulum, Bestiary, Genesis und Exodus, immer mit Benutzung der schon vorhandenen Studien. Obwohl sie keine besonderen Dialektunterschiede feststellt, klärt sie uns doch in vielen Einzelheiten auf über die Behandlung des End-*e* bei Substantiven und Adjektiven. Neu ist die Sonderung von Dativ, Akkusativ und präpositionalem Kasus. Die Einwirkung des obliquen Kasus auf den Nominativ ist mehrfach erwiesen; man wird die betreffenden Wörter bei me. Reimkritiken hier fleißig nachschlagen müssen; leider finde ich Fälle wie *case* und *place*, wo das End-*e* zu spät antrat, um das *s* noch stimmhaft zu machen, nicht behandelt, offenbar weil es an Belegen fehlte. Beim Adjektiv ist die Bewahrung eines ags. *-um* im Dativ-Plural als *-e* auffällig. Da zwei der behandelten Mss. sichere Originale sind, verdient jede Schreibung besondere Beachtung. Es ist zu hoffen, daß bald eine ähnliche Studie über die Verben folgt.]

Sir Gawain and the green knight ed. J. R. Tolkien and E. V. Gordon. Oxford, Clarendon Press, 1925. XXVIII, 211 S. mit einem Titelbilde über den Besuch der Schloßfrau an Gawains Bett und dem Faksimile einer Seite von der Handschrift. [Die Handschrift enthält noch drei Bilder. Auf einem Blatt nimmt Gawain Arthurs Axt, er schlägt dem grünen Ritter den Kopf ab, dieser hält den abgeschlagenen Kopf in seinen Händen. Ein weiteres Blatt zeigt Gawain und den grünen Ritter in der Kapelle; ein viertes die Rückkehr Gawains zu Arthur. Keine andere me. Romanze ist so in den Hauptsituationen illustriert; mit deutlicher Popularisierungsabsicht haben die Herausgeber in der Einleitung dies beschrieben und eine hübsche Inhaltsangabe beigefügt. Aber sie sind auch wohlbewandert in der Forschung. Der Stoff ist aus zwei Motiven zusammengesetzt: Herausforderung vor Arthur und Versuchung im Schloß. Für die Herausforderung bietet eine mittelirische Romanze 'Bricrius' Fest', Hs. um 1100, die nächste Parallele. Daraus stammte eine verlorene franz. Fassung, die bereits Kittredge erschlossen hat. Die Versuchung, ebenfalls von keltischer Herkunft, aber nicht so deutlich im Ursprung, ist ungefähr erhalten im afz. 'Chevalier à l'espée' und im spätme. 'Carl of Carlisle'. Auch die Verbindung der beiden Motive war bereits franz. Arbeit; daraus floß außer unserem Epos der 'Turk and Gawain' im Percy Folio Manuscript. Die Quellenstudie von Kittredge ist sorgsam nachgeprüft, zugleich das Beiwerk des me. Bearbeiters, das gleich zu Anfang mit der Brutusgeschichte beginnt, fast vollständig aufgezählt. Ob Strode der Verfasser war, wie Gollancz mit Grund vermutete, bleibt dahingestellt; aber sicher scheint die alte Vermutung, daß 'Reinheit' und 'Geduld', wohl auch 'St. Erkenwald', denselben hervorragenden Dichter hatten. 'Perle' ist verwandt, doch etwas verschieden im Stil — vielleicht nur wegen der Metrik? Entstehungszeit: nach 1345 wegen der Anspielung auf die Gründung des Hosenbandordens, eher gegen Ende des 14. Jh.s wegen Tracht, Bewaffnung und Architektur. Geographische Anspielungen deuten auf Nordwales und Wirral, sprachliche Verhältnisse, wie bekannt, auf Lancashire. Der Text ist mit der Handschrift neu verglichen, was in ein paar Fällen zu verbesserten Lesungen führte. Wichtig, besonders in historischer Hinsicht, sind die Anmerkungen. Gleich zu Anfang der Hinweis auf Äneas ist auf Guido della Colonna's Destructio Troiae genau zurückgeführt. Über Tanzlieder, die Entstehung der Merlingestalt, über die Vorgeschichte des Gawain, Lanzelot, der Fee Morgan und des Schlosses ist manches zu lernen. Gryngolet, das Gollancz auf das Boot des germ. Helden Wade bezogen hatte, ist der Name von Gawains Roß; immer nötiger wird für den me. Forscher die Kenntnis des Keltischen. Das beigefügte Glossar bringt Bedeutung, Etymologie und alle Belegstellen.]

Shakespeare, Die beiden Veroneser. Leipzig, Insel-Verlag, 1925. 130 S. [Max J. Wolff hat auf Grund der Übertragung von Dorothea Tieck den Text

bearbeitet. Er verweist das Stück im Anhang zwar nicht an die Spitze, doch jedenfalls in die Frühzeit von Shakespeares Dichten: '1591, eher früher als später.' Als Quelle sei die Felismena-Geschichte in Montemayor's Diana nur für die Handlung von Julia und Proteus anzusehen, in der Hauptsache komme mehr eine italienische Stegreifkomödie in Betracht. Die Arbeit der Dorothea Tieck gilt für 'sehr minderwertig, so daß nur weniges aus dem alten Text unverändert in die vorliegende Bearbeitung übernommen werden konnte'. Aus den zahlreichen Verwechslungen von Mailand, Verona und Padua schließt Wolff auf die Benutzung einer dramatischen Vorlage, in der die Handlung anders orientiert war.]

Shakespeare, Viel Lärm um nichts. Leipzig, Insel-Verlag, 1925. 163 S. [Auf Grund der Baudissin-Tieckschen Übertragung bearbeitet von Marie L. Gothein.]

Jones, Inigo, Designs for masques and plays at court. A descriptive catalogue of drawings for scenery and costumes, mainly in the collection of the Duke of Devonshire with introduction and notes by Percy Simpson and C. F. Bell. Oxford, Printed for the Walpole and Malone Societies at the University Press 1924. VIII, 158 S. und 51 illustrierte Tafeln, Folio. [Das Prachtwerk gliedert sich in drei Teile. Eine Einleitung handelt über die Entstehung der Sammlung; Inigo Jones arbeitete für die Bühne 1605—40 und stellte bald danach eine Sammlung seiner Theaterskizzen zusammen, da er offenbar hoffte, sie bald wieder gebrauchen zu können; diese Sammlung kam 1740 in den Besitz des Herzogs von Devonshire, und durch dessen Entgegenkommen wurde die vorliegende Veröffentlichung ermöglicht. Des weiteren handelt die Einleitung über den Gewinn für die Theatergeschichte, der sich daraus ergibt. Wir sehen, wie eng Ben Jonson mit Inigo Jones Hand in Hand arbeitete und wie sich durch solches Zusammenwirken das Maskenspiel um 1605 zu einer wirklichen Kunstgattung entwickelte, die der Oper die Wege ebnete. Die Gemahlinnen Jakobs I. und Karls I. halfen freigebig mit. Bereits 1605 erfahren wir von einem mächtigen Vorhang, bestimmt für die 'Masque of Blackness' und folgendermaßen beschrieben: 'First, for the Scene, was drawne a *Landtschap*, consisting of small woods, and here and there a void place fill'd with huntings; which falling, an artificiall sea was seene to shoote forth'. Es handelte sich also um eine kunstreiche 'Enthüllung'. Andere solche Vorhänge sind aus den nächsten Jahren bezeugt, z. B. ein Wolkenvorhang, der sich teilte und ein allegorisches Tableau enthüllte. Für die Existenz und reiche Ausbildung des Vorhanges im Londoner Theater mitten in Shakespeares Schaffenszeit sind dies bemerkenswerte Beweise, wenn man auch höfisches Maskenspiel und öffentliches Schauspiel nicht zusammenwerfen darf. Auch für das Aufkommen bemalter Seitenwände und Hintergründe sprechen deutliche Bilder. Einen zweiten Teil des Buches nimmt der beschreibende Katalog sämtlicher erhaltener Skizzen ein; es sind 466 Nummern, und die Herausgeber haben sie mit Geschick und Scharfsinn fast alle auf bezeugte Masken zu beziehen vermocht. Ein Anhang gibt eine Übersicht der Theaterskizzen von anderer Hand, die sich in der Chatsworth Collection und der Library of the Royal Institute of British Architects befinden. Der dritte Teil beschenkt uns mit 51 prächtigen Platten, in denen das Malertalent von Inigo Jones Triumphe feiert. Woher er die Anregungen schöpfte? Zwei Entwürfe für Maskenkostüme von Stefano della Bella 1610—64, erhalten in den Uffizii zu Florenz, haben ihm offenbar vorgeschwebt, wie hier neu bewiesen wird; daß er von Callot, Alfonso und Giulio Parigi lernte, war schon früher bekannt. Italienischer Einfluß hat vorwiegend die Londoner Hofbühne mit Festesglanz erfüllt und Ben Jonson, obwohl er auf solche 'bodily' Hilfe verächtlich heruntersah, zu seinen wohlklingendsten Versen mit veranlaßt. Unsere Bibliotheken, die an der Entwicklung der englischen Bühne in der Shakespeare-Zeit nicht gleichgültig

vorübergehen, mögen sich beeilen, dies Werk zu erstehen, das uns viele Gestalten und Situationen anschaulich macht, mit denen auch der Dichter des 'Wintermärchens' und 'Sturmes' arbeitete.]

Nicoll, Allardyce, A history of restoration drama 1660—1700. Cambridge, University Press, 1923. 398 S. 16 s. net. [Die Zuschauer und ihr Einfluß auf das Drama werden zuerst behandelt. Der König ist der eifrigste Theatermann, besucht auch die öffentlichen Bühnen und gibt die Mode an. Er hat Schauspielerinnen zu Mätressen. Ihre Kinder bekommen hohe Stellen. Aus Prologen, aus Anspielungen im Texte von Dramen selbst und aus Beschreibungen bei Pepys u. a. erhellt das Lotterleben, das man im Parterre und in den Logen trieb. Beljame mit seiner Studie 'Le public et les hommes de lettres au 18e siècle' gab dazu das Vorbild. Die Gemeinheit der Zuschauer war in Paris übertüncht, in London aber trat sie grell an den Tag und sprang skandalhaft auf die Bühne über. Ganz ausgelassene Stücke wurden nur von Frauen gespielt. Die Bettszenen waren unmißdeutbar. Damals gewöhnten es sich die anständigen Engländer ab, ins Theater zu gehen. Das Drama, in der Elisabethzeit vielfach ein Ausdruck ernsten Denkens, sank herab zum Spielzeug für unerzogene Kinder. — Die Einrichtung der Bühnen wird in zweiter Linie behandelt. Die Elisabeth-Einrichtungen waren noch nicht vergessen. Vor dem Proszenium ragte eine breite Rampe vor, 'apron' genannt, auf der ganze Szenen mit unbestimmtem Lokal gespielt und namentlich Tiraden, Morde und dergl. vorgeführt wurden. Zugleich sind Vordervorhang und Rückwand gemalt, rechts und links reihen sich fünf Kulissen aneinander, moderne Darstellungsmittel beherrschen die Hauptpartien. Was dabei für Tragödien entstanden, ist das Problem des nächsten Kapitels. Das Barock mit seiner Vorliebe für Bild und Musik ergeht sich in pathetischer Selbsterhebung, in Reimen und Opernaffekten. Die Shakespeare-Wiederholungen sind fleißig verzeichnet. Aber alle Kunst des großen Dramatikers wird verzerrt. Ein noch größeres Kapitel gilt der Komödie, wobei unterschieden wird: der Typ des Ben Jonson, der Mrs. Behn, des Dryden, die Sittenkomödie, die Posse. Fast zu breit ergeht sich Verfasser in Anführung zahlreicher Einzelstücke, die man doch schon bei Ward finden kann; er kommt dabei nicht zu neuen Entwicklungsphasen. Im Anhang verfolgt er jedes Theater Londons durch die vierzig Jahre, von denen er handelt; er druckt eine Menge Dokumente, die sich auf Schauspieler und Aufführungen beziehen, ohne daß das geistlose Zeitalter dabei an Gehalt gewinnt; er verzeichnet von jedem Autor, was an Stücken von ihm erhalten oder zu erschließen ist. Sein Fleiß ist bewundernswert, aber der Haupteindruck ist ein negativer. Das Theater ist in den Schatten der Literatur gerückt, und andere Gebiete des Schaffens stehen jetzt in der Sonne.]

Pitman, J. H., Goldsmith's 'Animated Nature', a study of Goldsmith (Yale studies, ed. Cook, 66). New Haven, Yale University Press, 1924. 159 S. [In acht soliden Bänden hat G. dies Werk herausgegeben, und daß es mehr ist als bloße Lohnarbeit, wird hier eingehend gezeigt. Groß ist die Zahl der Bücher, die G. dazu verwertete; sie sind alle aufgezählt. Der Inhalt ist nicht bloß eine Beschreibung der Erdgeschöpfe, sondern der Erde überhaupt, und durch vielerlei Kunstmittel hat G. den oft dürren Stoff belebt. Die Empfindsamkeit, die Natürlichkeitsfreude und sogar manches von der Philosophie der Zeit ist eingedrungen. Das Werk ist erst durch diese Studie von Pitman für die literarhistorische Forschung erschlossen worden.]

Moldauer, G., Thomas Lovell Beddoes (Wiener Beiträge, Hg. Luick, 52). Wien, Braumüller, 1924. X, 148 S. [Beddoes schrieb sein Hauptwerk 'Death's jestbook' bereits 1825—26; seine Werke wurden aber erst 1890 durch Gosse herausgegeben, der sich auch seiner Briefe und Biographie annahm. Er war ein etwas zerfahrener Geist, aber ausgestattet mit der Gabe des schönen, rhythmischen Wortes. Verfasser ist seinem Lebenswege, der in

Clifton begann, durch medizinische Studien zur Dichtung führte und in Zürich frühzeitig durch geistige Umdüsterung endete, feinfühlig nachgegangen, beschreibt seine mannigfachen Leistungen, unter denen eine geschickte Übertragung des Tanderadei-Liedes von Walther v. d. Vogelweide hervorsticht, und beleuchtet namentlich seine Stilmittel. Das Drama 'Death's jestbook' erweist sich stark beeinflußt von Shakespeares Narren und Hamlet, sowie von der Ironie unserer deutschen Romantiker. Verfasser ist nicht in den Fehler verfallen, den Helden loben und retten zu wollen. 'Welch wirres Durcheinander, welche Kette von Unwahrscheinlichkeiten, welcher Mangel an Logik': so lautet das Urteil über sein Hauptwerk. Aber ein gut Teil Psychologie des kunstbegabten Phantasiemenschen war an ihm zu studieren und ist hier mit sorgsamer Methode studiert worden.]

Meyerfeld, Max, Englische Menschen (Neue Rundschau. XXXV, 11, Nov. 1924. S. 1151—1179). Berlin, S. Fischer. [Aus eigener Anschauung beschreibt hier der mit modern-englischer Literatur ausnehmend bekannte Wilde-Übersetzer eine Reihe führender Autoren, die er im vergangenen Jahre besuchte oder wiederbesuchte: George Moore, John Galsworthy, William Archer, die Sitwells, Siegfried Sassoon, Dame Nellie. Diese zeitgenössischen Dokumente, niedergeschrieben von einem Experten, darf der Literarhistoriker nicht übersehen. Hervorzuheben ist, was Meyerfeld über Dame Nellie (S. 1178) berichtet: 'Als Bottomley zu Beginn des Krieges eine Versammlung in die Albert-Hall berief (sie faßt 8000 Personen, war zum Bersten voll) und vorschlug, alle in England seßhaften Deutschen sollten interniert werden, forderte er die Anwesenden auf, wer dafür sei, möge die Hand erheben. Ein Birnam-Wald von Händen wuchs in die Luft. Man schritt zur Gegenprobe: eine einzige Hand reckte sich hoch. Wacker, wacker! Es sei der mutigen Frau nicht vergessen. Und da sie wie ihr Vetter Falstaff weiß, daß Vorsicht das bessere Teil der Tapferkeit ist, räumte sie das Feld, ehe der Mob Lynchjustiz an ihr vollstrecken konnte.']

Sassoon, Siegfried, Counter-attack and other poems. New York, Dutton, 681 Fifth Avenue, 1919. 64 S. 2 $. [Diese Gedichte schildern die Kriegsgreuel mit besonderer Lebendigkeit. Das Mitleid mit den Opfern des Schlachtfeldes verwandelt sich im Gemüte des Autors in die schwersten Anklagen gegen die Urheber jedes Krieges und gegen die ungeschickten Befehlshaber, die vielen braven Leuten das Leben kosteten. Aber wie der Herausgeber Robert Nichols in der Einleitung sagt, 'One must always remember that, bitter as these imprecations are against those who mismanaged certain episodes in the war, the ultimate foe is not they but the German Junkers who planned this war for forty years, who have given the lovely earth over to hideous defilement and the youths of all nations to carnage ...' Vielleicht hat der Dichter seit 1918, wo seine Verse zum ersten Male gedruckt wurden, über die Entstehung des Krieges etwas hinzugelernt. Er stammt von einem anglo-jüdischen Vater ab, studierte in Marlborough und Christchurch, Oxford, las viel Shelley, Masefield und Hardy, wurde ein großer Jäger und zog dann in den Krieg, wo er es in einem Bataillon walisischer Freiwilliger zum Hauptmann brachte. Mit Versen trat er zuerst 1917 auf; 'The old huntsman' fiel auf durch schöne Jagd- und Landschaftsbilder. Kriegsbegeisterung atmete sein Gedicht 'To victory'. Aber in seinem zweiten Bande sieht er im Kriege nur Wildheit und Barbarei; die Augen sind ihm aufgegangen; mögen sie dem hochbegabten Manne noch weiter aufgehen!]

Fischer, Walther, Joseph Hergesheimer. Ein Beitrag zur neuesten amerikanischen Literaturgeschichte. (Hg. Klemperer und Lerch, I.) München, Hueber, 1925. S. 394—412.

Amerikanische Stimmen: Politik — Wirtschaft — Kultur. Herausgeber: F. Glaser und F. A. Wiener. I, 1—4, Dezember 1924 bis April 1925. New York und Leipzig, Atlantic Book and Art Corporation. 48—53 S. Das Heft

à 1,50 M. [Das Unternehmen ist ein amerikanisch-deutsches, will unter Heranziehung möglichst guter Kräfte aus den Vereinigten Staaten unser Verständnis für die Verhältnisse drüben ernstlich fördern und hat dies mit unleugbarem Geschick begonnen. Die Wahl des Präsidenten Coolidge und der Tod des Präsidenten Ebert werden vom Standpunkte New Yorks aus in deutscher Sprache beleuchtet. Der Universitätsprofessor von Chicago, Robert Herrick, bietet einen Artikel 'Der Krieg und wir', der uns wirklich ermutigen könnte, wenn nur viele einflußreiche Amerikaner ebenso dächten. Besonders gut ist, was Karoline Gill über 'Amerikanische Mythologie' schreibt: sie meint den bisherigen Stolz jedes Amerikaners, nämlich *freedom and liberty*. Was Senator Borah bedeutet und über die Rückgabe deutschen Eigentums erklärte, liest sich vorzüglich; wäre nur auch die Rückgabe tatsächlich so erfolgt! Lehrreich sind die Artikel über amerikanische Zeitungen, deren mehrere einzeln gemustert und gewertet werden; die über amerikanische Romane und andere Literaturerscheinungen werden sich gewiß noch vervollkommnen. Die ganze Zeitschrift hat eine freundlich-informatorische Haltung und vermag ihre Leser nicht bloß mit Wissen, sondern namentlich mit erhöhter Aufmerksamkeit für die Dinge jenseits des Ozeans auszustatten, ist daher bestens zu empfehlen.]

Arbeitsbogen für höhere Schulen, hg. Karsen und Ehrentreich: England and India, I, II, III, je 16 S. Langensalza, Weltz, 1925. [Schöngeistige und politische Dokumente über das Verhältnis des heutigen Indien zu England sind abgedruckt. Seeley, Kipling, Curzon, MacDonald, Gilbert Murray, der Amerikaner Homer Lea, Annie Besant sowie die Inder Gandhi und Tagore haben die Texte beigesteuert. Sicherlich kann mit solch handlichem Material unserer Schuljugend eine lebendige Vorstellung von den indischen Problemen und auch von der völkischen Kraft der Inder beigebracht werden.]

Kron, R., The little Londoner, a concise account of the life and ways of the English with special reference to London, supplying the means of acquiring an ediquate command of the spoken language in all departments of daily life. 17th ed. Freiburg i. B., G. Bielefeld, 1924. 204 S. [Dies bekannte und sehr nützliche Büchlein ist in der vorliegenden Auflage derart modernisiert, daß sogar die Flugomnibusse und die Radiotelegramme Aufnahme fanden. Die alten Kapitel sind geblieben bis auf ein entbehrliches über *slang* und *cockneys*, aber da und dort beobachtet man Zutaten. Ein Register erleichtert die Auffindung der Stellen und vergegenwärtigt sogleich die Fülle der Realien, die hier unaufdringlich und lesbar zusammengefaßt sind.

Goldsmith über Deutschland.

(Schluß.)

Sicher ist, daß Eva Maria, 1724 als Tochter des Wiener Bürgers Johann Veigel geboren, als Schülerin des Ballettmeisters Hilferding mit den Kindern der Kaiserin getanzt hatte und 1746 mit der Familie Rossiter nach England gekommen war (D. Garrick, Private Correspondence I S. XV ff. und Poet. wk. I S. XXII), wo sie Gesellschafterin der Lady Burlington wurde (poet. wk. I S. XXII). Sicher ist ferner, daß Garricks Ehe anfangs das Gespött der Öffentlichkeit herausforderte; deshalb hatte er von seinem Freunde Edward More ein lustiges Gedicht über seine Heirat veröffentlichen lassen, um weiteren Sarkasmen vorzubeugen (Davies I 162). Gewiß war Goldsmith auch zu Ohren gekommen, was später die 'Wiener Zeitung' vom 9. November 1822, S. 1034 (im Wiener Staatsarchiv) anläßlich des Ablebens der 98jährigen Witwe Garriks berichtete. Danach hatte sich der Schauspieler in der Verkleidung eines der berühmtesten Londoner Ärzte bei der krank gewordenen Künstlerin eingeführt und so bald den Segen der ehrgeizigen Mutter[1] erhalten, die ihre selten schöne Tochter nur mit einem Manne von Rang vermählen wollte. Ihre Ehe scheint sehr glücklich gewesen zu sein (Garricks Briefe an Frau Riccoboni v. 13. 9. 1768 u. Frl. Cadogan v. 21. 9. 1778, ed. Baker S. 53, 74; Brief Eva M. Garricks an Dr. Cadogan v. 21. 7. 17?, ed. eb. S. 65; vgl. eb. S. 7 u. Poet. wk. I S. XXII), wie denn überhaupt der Ruhm (Walpole an Montague v. 5. 6. 1746, vgl. Priv. Corr. I S. XVI), später der Geschmack, die Manieren und der Frohsinn Eva Marias gepriesen wurden (H. More, Memoirs 1836, I 92). Eine Reise aufs Festland, die von Mitte September 1763 bis Ende April 1765 dauerte, führte das Ehepaar auch nach Wien, wenn man einem Londoner Briefe Garricks an Dr. Hoadley v. 4. Mai 1765 trauen darf, in dem er klagt, 'ein schrecklich bösartiges Fieber in Deutschland habe ihn ein wenig mitgenommen' (ed. Baker S. 117).

Als Theaterdirektor und Dichter hatte er bestimmte Anschauungen von dem deutschen Charakter, die er von der Bühne herab dem Publikum verkündete. So ließ er in der 'Heimlichen Hochzeit' (1766) Frau Heidelberg, eine komische Dame von der Rheinmündung, auftreten, die durch eine schlechte Aussprache des Englischen die Zuhörer zum Lachen reizte (ed. Dram. w. III 7 ff.). Im 'Landmädchen', einer komischen Serenate (um 1770), erwähnt er den Kaiser von Deutschland neben dem Groß-

[1] Richtiger Pflegemutter; im Brief an Lady Burlington vom 3. August 1749(?) (ed. Baker S. 10) erwähnt Garrick 'unsere Mutter in Wien'.

mogul (ed. poet. w. II 435). Er stellte die Deutschen als gewohnheitsmäßige Trinker hin ('Lethe' 1740, ed. Dram. w. I 12 u. Epilog zu 'Lügendiener' 1741, ed. Poet. w. I 84), die voller Bravheit selbst lachend ernst sind ('Lincos Reisen' 1767, ed. Poet. w. II 230) und nur grinsend das Gesicht verziehen (Prolog zu 'Albumazar' 1773, ed. eb. S. 284). Andererseits war er klug genug, im Prolog zum 'Spieler' (Dez. 1757) den nationalen Eifer gegen Frankreich zu schüren, indem er auf Preußens Kampf als Ansporn für Britannien und eine Sache gemeinsamer Religionsinteressen hinwies (ed. Poet. w. I 157). Seine Stellung zu Händel ist schwankend; teils lobt er ihn (Prolog zu den 'Elfen' 1755, ed. eb. I 131 f., u. 'Tändleriade' 1761, eb. S. 29), teils kritisiert er ihn ('Dialog' 1756, eb. S. 148, und Epilog zur 'Heiml. Hochz.', eb. S. 206).

Ungleich wertvoller als leerer Stadtklatsch und billige Theaterweisheit mußte für Goldsmith seine mehrjährige Tätigkeit bei dem Schotten Tobias Smollett (1721—71) für die 'Kritische Rundschau' (erster Beitrag Nov. 1757, Mitarbeiter seit Jan. 1759) und das 'Britische Magazin' (seit Juni 1760) sein. Kurz nach dem Erscheinen der 'Untersuchung' hatte Smollett diese in seiner 'Kritischen Rundschau' (VII 372 v. April 1759) rezensiert. Ende desselben Jahres hatte Goldsmith in der 'Biene' den Dichter lobend erwähnt (V 2 v. 3. November 1759). Dadurch aufmerksam gemacht, hatte Smollett mit Percy den Iren besucht und ihn als Kritiker gewonnen.

Ähnlich wie während seiner Korrektorzeit bei Richardson fand Goldsmith bei dem sieben Jahre älteren Smollett öfters Gelegenheit, seine Aufmerksamkeit Deutschland zuzuwenden. Bereits 1754 hatte der vielgereiste ehemalige Schiffsarzt das Reisetagebuch Alexander Drummonds, eines Bekannten, unter dem Titel 'Reisen durch Deutschland, Italien, Griechenland ...' mit zahlreichen Bildern drucken lassen. Es ist anzunehmen, daß Goldsmith den stattlichen Folioband gekannt hat. Interessantes konnte er da auf wenigen Seiten über Deutschland lesen: Am 11. Mai 1744 war Drummond in Begleitung eines Neuyorker Freundes von London abgereist (S. 2) und zwei Wochen später in Köln angekommen. Hier fiel ihnen besonders der 'entschlossene und löbliche antiprälatische Freiheitsgeist auf, der unter dem Volke herrschte' (S. 3); auch schöne Kirchenmusik erwähnt er, die von wohlgekleideten, aber häßlichen Nonnen ausgeführt wurde. Über Bonn, Andernach und Koblenz führte die Reisenden der Weg nach Limburg (S. 4), wo ihnen der blühende Handel mit Mineralwasser wichtig erschien. In Frankfurt a. M. sahen sie den gichtkranken Kaiser Karl VII. Hof halten (S. 5); von hier aus reiste Drummond allein weiter. Hanau bot ihm das

Schauspiel eines Militärgottesdienstes. Noch am selben Tage besichtigte er das vor Jahresfrist bekannt gewordene Schlachtfeld bei Dettingen, 'das nur durch die glorreichen Taten unseres königlichen Herrschers und seiner britischen Helden unsterblich gemacht worden ist'. In Tauberbischofsheim traf er auf einen Wallfahrtszug (S. 6) und stellte fest, daß die 'äußerst schöne' Landschaft infolge der zahlreichen Kirchen ruiniert wäre (S. 7). Bei Donauwörth überschritt er die Donau und konnte bald die Wasserwerke (S. 8) und die schönbemalten Häuser Augsburgs bewundern, 'die das Auge des Fremden unwiderstehlich anziehen' (S. 9); hier fiel ihm auch auf, daß die Bürgerfrauen je nach ihrem Range verschiedene Trachten trugen (S. 10). Nachdem er die prächtigen Weinberge Oberammergaus und Partenkirchen gesehen hatte (S. 11), zog er quer über die Schweiz (Innsbruck, S. 12; Brixen, S. 16) nach Oberitalien, Korfu, Smyrna, Cypern, Aleppo, Antiochien, bis er am 13. November 1750 in Alexandretta landete. Nur etwa 14 Tage hatte Drummond auf deutschem Boden geweilt, und doch wußte er dem Leser eine Fülle von Einzelheiten zu erzählen.

Erwähnt sei hier auch Smolletts Freundschaft mit dem Arzt und Schriftsteller Dr. John Moore (1729—1802), mit dem er 1750 in Paris war. Da dieser aber erst 1779 die reichen Früchte einer Kontinentalreise in seinem 'Überblick über Gesellschaft und Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland' veröffentlichte, kommt sein Einfluß auf Goldsmith nicht mehr in Frage.

Wichtiger dagegen sind die Levantebriefe der Lady Mary Wortley Montague (c. 1690—1762), die Smollett bald nach ihrem Druck (ed. Cleland) in der 'Kritischen Rundschau' 1763 als 'reizend unterhaltsam' pries. Etwa die ersten 20 Briefe sind Ende 1716 in Deutschland geschrieben und zeugen von verständnisvoller Auffassung deutschen Wesens. Von Köln mit seinen sehenswerten Kirchen (ed. 1783, S. 7) reiste die Verfasserin über Frankfurt a. M. und Würzburg nach Nürnberg und bemerkte, daß in den Freistädten Handel und Reichtum herrschten, in den vielen absoluten Kleinstaaten aber 'armseliger Putz', Schmutz und Armut; auch beobachtete sie hier eine dem Stande entsprechende Verschiedenheit der Kleidung (S. 8 f.). Aus Regensburg meldete sie Parteihader und Zank, der auf den Kampf um die gesellschaftliche Stellung — besonders 'um den Titel Exzellenz, den sie alle beanspruchen' — zurückzuführen wäre (S. 11 f.). Auf einem Donauschiffe, das sie 'mit allen Bequemlichkeiten eines Palastes, Öfen, Küchen usw.' ausgestattet fand (S. 13), fuhr sie an Passau und Linz vorbei nach Wien, das sie mit seinen engen, dunklen Gassen und hohen Häusern ent-

täuschte (S. 14). Vier Wochen hatte sie Gelegenheit, die Eigenart der Kaiserstadt kennenzulernen: die Hofgesellschaft (S. 20 ff.), die freien Sitten (S. 26 ff.), den Titelstolz (S. 30), die Galatage der Vornehmen (S. 32 f.) und die Kunstgalerien (S. 36 f.). Über Prag (S. 38) und Dresden, der 'saubersten Stadt Deutschlands' (S. 41), gelangte sie nach Leipzig, wo ihr der 'sehr beträchtliche Handel' und die Messe auffielen (S. 43). Nachdem sie in Braunschweig das 'beste Süßbier der Welt' probiert hatte (S. 44), beklagte sie sich in Hannover über die schlechte Postbestellung in Deutschland (S. 45); daneben erwähnte sie die große Anzahl der Engländer in der Stadt. Sie vermißte bei den deutschen Edelleuten die schönen Landsitze und Herrenhäuser, die in England so häufig wären (S. 46). Dafür waren ihr die Schlittenpartien als ein 'Lieblingszeitvertreib in ganz Deutschland' etwas Neues (S. 48). Von Blankenburg mit seinen schlechten Fahrwegen und guten Öfen (S. 49 f.) fuhr sie zurück nach Wien, wo sie zur Karnevalszeit eintraf (S. 51 f.), die beiden häßlichen Hofzwerge des Kaisers sah — alle deutschen Fürsten haben Lieblingszwerge (S. 54) — und mit Prinz Eugen sprach (S. 56). Mitte Januar brach sie dann mit ihrem Manne nach der Levante auf (Abschiedsbrief an Pope vom 16. Januar 1717, ed. S. 57 f.), wo dieser seinen Posten als Gesandter der Pforte antrat (ed. 1803, I 21 f.).

Kurz bevor Goldsmith für die 'Kritische Rundschau' zu arbeiten begann, stand ihr Herausgeber im Brennpunkt der Tagespolitik. Pitt hatte nämlich 1757 eine Geheimexpedition nach Rochefort unter Sir John Mordaunt ausgerüstet, um die Aufmerksamkeit der Franzosen von dem arg bedrängten Preußenkönig und dem Herzog von Cumberland abzulenken, der aus Hannover vertrieben war. Das Unternehmen mißglückte, und dessen Leiter wurde von jeglicher Schuld freigesprochen. Die 'Kritische Rundschau' jedoch griff das Verhalten der Regierung scharf an, so daß ihr verantwortlicher Redakteur 3 Monate Gefängnis und 2000 Mark Geldstrafe erhielt. Wir wissen, daß er während dieser Zeit und auch später noch die Redaktion seines Blattes ohne rechte Freude betrieb und sie stark vernachlässigte (Briefe an Dr. Moore 1758, ed. Mem. S. 61, und vom 28. September 1758, ed. S. 65; an Garrick vom 5. April 1761, vgl. Works I 121 f.). Deshalb mehrten sich die Angriffe und Klagen über die 'Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit' des Herausgebers (Works 1811, I 62), ja Dr. Shebbeare nannte in seiner 'Gelegentlichen Kritik' (1757) die Verfasser der 'Kritischen Rundschau' 'schottische Tagelöhner und Spitzbuben, Barbiere, Schneider, Apotheker und Wundgehilfen, die weder Griechisch, Latein, Französisch noch Englisch oder eine andere Sprache verstünden'.

In seinen Schriften hat sich Smollett wiederholt mit der deutschen Frage befaßt. So läßt er bereits in seinem ersten Roman 'Roderick Random' (1748) den Titelhelden mit französischen Truppen an den Main gegen Engländer, Hannoveraner, Österreicher und Hessen ziehen (Kap. 43, ed. Browne 1872, II 347) und bei Dettingen die Franzosen von den 'edelmütigen Engländern' und ihrem König völlig geschlagen werden (Kap. 44, eb. S. 352 f.).

Wenig schmeichelhaft zeichnet er die Deutschen in 'Peregrine Pickle' (1751). Da wird der junge Peregrine von dem deutschen Schulvorsteher Keypstick erzogen, 'einem alten, unwissenden Quacksalber, der früher Hühneraugen bei den vornehmen Leuten geschnitten und kosmetische Schönheitswässer an die Damen nebst Zahnpulvern, Haarfärbemitteln, Potenztränkchen und Mundwässern verkauft hatte'; er ist geizig, dumm und eitel, und sein Buckel sowie seine verdrehten Glieder fordern die Spottlust der Schüler heraus (Kap. 12, ed. eb. III 83 ff.). Bei einem Festmahl, das später Peregrine in Paris gibt, zeichnet sich u. a. ein deutscher Baron von 'ungewöhnlicher Geckenhaftigkeit' durch gröbste Flegeleien aus (Kap. 44, ed. eb. 319 ff.): Beim Setzen verliert er die Perücke und stört dabei seinen Nachbar (S. 322 f.), gießt sich das Bratenfett über die reichverzierte Weste, flucht dabei und stampft wütend mit dem Fuß auf (S. 325), trinkt unmäßig Burgunderwein (S. 326), ist schadenfroh über anderer Mißgeschick (S. 328) und stört Gesangsvorträge durch lautes Schnarchen (Kap. 45, S. 331). Und schließlich erwähnt der Verfasser noch einen deutschen Arzt, der in Londons Straßen vom Pferde herab Abführmittel in gebrochenem Englisch anpreist (Kap. 72, S. 524). Die 'Abenteuer des Grafen Fathom' (1752, ed. V) wimmeln von starker Kritik an Deutschland: Der junge Graf hat in Wien ein Liebesabenteuer mit der Tochter eines deutschen Juweliers (Kap. 12 ff.), der, wie alle Deutschen, stolz und prahlerisch ist und gern flucht (Kap. 16, S. 84 f.). Die Brutalität (Kap. 17, S. 97) und Gemeinheit der Deutschen (Kap. 26, S. 174), die von Weingenuß betäubt und von Schnaps erhitzt sind (Kap. 14, S. 74), wird ebenso breit ausgemalt wie der besitzlose deutsche Graf, der gern den Humpen schwingt (Kap. 22, S. 127 u. 129) und wie ein 'wütender Teutone' (Kap. 23, S. 137) maßlos flucht (eb. 135); man verhöhnt ihn wegen seiner geringen Einkünfte und seines Schlosses, das wie die Ruine eines englischen Fußballtores aussehe (eb. 133). Auch einen 'verfluchten deutschen Zeichner' stellt Smollett dar, der etwas musikalisch ist, viel Gelehrsamkeit, Geschmack und Unterhaltungsgabe besitzt und eine edle Kastilianerin Serafina sowie deren Mutter Antonia verdirbt (Kap. 26, S. 169). Hochnasig ist

die Behandlung im deutschen Heeresdienst (Kap. 19, S. 112). Wenn ein Engländer mit einem Deutschen streitet, nennt er ihn gewöhnlich 'deutsche Sau' (Kap. 31, S. 209).

Nicht viel glimpflicher kommt der Deutsche in 'Launcelot Greaves' (1762) weg. Da hat der marktschreierische deutsche Quacksalber (Kap. 10, S. 111) das Volk 'bis zur Abzehrung gepflastert, in Schweiß gebracht, geschröpft und abgeführt' (eb. 112). Ein germanisierter Minister wirft den Leuten Staub in die Augen, indem er feierlich von dem Wechsel des Machtgleichgewichts, dem Protestantismus und den festländischen Verbündeten spricht (eb. 113). Auch der Elbübergang bei Meißen und der König von Preußen werden kurz erwähnt (Kap. 23, S. 266).

In den 'Abenteuern eines Atoms' (1769), einem politischen Roman aus dem Jahre 1748, nennt er eine Anzahl deutscher Gelehrten, so den westfälinger Arzt Kempfer (1651—1716; ed. VI 334), Hohenheim (eb. 394), den Pater A. Kircher aus Fulda (1601—80; eb. 402), den Chemnitzer Rechtslehrer Sam. v. Pufendorf (1632—89; eb. 452), den Bautzener Physiker und Mathematiker Kaspar Peucer (1525—1602; eb. 401), der Melanchthons Werke 1601 in Wittenberg herausgegeben hatte, und den Schwaben Albertus Magnus von Boldstadt (um 1200—1280; eb. 393).

In 'Humphrey Clinker' (1771) endlich weist der Verfasser auf den Stolz der deutschen Grafen (S. 11) und die Etikette der deutschen Kurfürsten hin (S. 43) und versetzt dem deutschen Doktor, dem Giftmischer, einen Hieb (S. 229). Er weiß auch, daß der König von Preußen auf Oden, die man ihm sendet, mit einem Dankgedicht aus Potsdam antwortet (S. 178).

Kurz nach seiner Haft stellte Smollett den 'Modernen Teil einer Universalgeschichte' (1759, 3 Bände) zusammen, worin er selbst neben der Geschichte Frankreichs und Italiens auch Artikel über Deutschland verfaßt hatte (ed. 1811, S. 76); ferner die 'Fortsetzung der Geschichte Englands' (1761 ff.), worin er Fragen der deutschen Politik anschnitt. Später schrieb er 'alle historischen und kritischen Anmerkungen' zu einer Voltaire-Ausgabe, die Francklin 1763 besorgte (Brief Smolletts vom 8. März 1763, ed. Works 1872, I 404 ff.), und im selben Jahre lieferte er zahlreiche Beiträge zum 'Gegenwärtigen Zustand aller Völker' (acht Bände). Wir wissen, daß Goldsmith für seine 'Geschichte von England' (1771) fleißig die geschichtlichen Werke Smolletts gelesen hat (vgl. Moore S. 369). Bei ihm fand er reiches historisches Material über Deutschland, das ihm für sein eigenes Schaffen äußerst wertvoll war.

Ob er bei Wilkie, dem Verleger der kurzlebigen 'Biene', und bei Newbery, dem stets geschäftigen Buchhändler ('Land-

prediger' Kap. 18), für deutsche Studien angeregt wurde, ist zu bezweifeln. Überhaupt fand alles, was er nach dem Erscheinen des 'Siebenjährigen Krieges' (1761) über Deutschland hörte oder las, bloß einen flüchtigen Niederschlag in seinen Schriften, den die breiter und tiefer gehaltenen Urteile früherer Jahre nur abrunden halfen. Dennoch soll sein Verhältnis zu dem späteren Bischof Thomas Percy (1729—1811) hier kurz angedeutet werden.

Durch James Grainger, Arzt und Mitarbeiter der 'Monatlichen Rundschau' (Prior I 237 ff.), wurde Goldsmith um 1759 — vielleicht schon 1758 (Prior II 74) — mit ihm bekannt (Forster I 169), der damals an seinen 'Überresten alter englischer Dichtung' arbeitete. Es war im März des Jahres, daß Percy den Literaten in seinem 'ärmlichen, schmutzigen Zimmer' aufsuchte, in dem er gerade den 'Gegenwärtigen Zustand' abschloß (Prior I 325, Forster I 170, Werke I 18). Kurz darauf erhielt Percy von dem Kritiker Will. Shenstone, der von Dodsley mit Neuerscheinungen immer gut und rasch versehen wurde (Hecht S. XXXI), die Mitteilung, er habe das Buch gelesen, es stamme 'von einem Dr. Goldsmith, den Sie kennen, und den der Leser kennenzulernen wünschen wird' (Brief vom 6. Juni 59, ed. eb. 18). Bereits ein halbes Jahr später erwähnte er Goldsmith als Freund Percys (Brief vom 15. Februar 60, ed. eb. 31) und wünschte späterhin dessen 'Weltbürger' zu kaufen (Brief vom 16. Mai 62, ed. eb. 81). Auch Goldsmith gedachte in einigen seiner wenigen Briefe des 'geistreichen Freundes Percy' (an den Drucker der 'St.-James-Chronik' vom 25. Juli 67, ed. Werke I 453 f., und an Pastor R. Pennick von 1771, ed. eb. 463). Wir wissen, daß Percy ihn vor der Veröffentlichung seiner 'Überreste' (1765) häufig zu Rate zog (Forster I 356). Indessen boten diese kaum nennenswerte deutschkundliche Stoffe. Er konnte dort einen kurzen Hinweis auf Eulenspiegel (Ed. 1765, I 119) lesen, ein Lied auf den Kaiser 'Richard von Deutschland' (d. h. Richard von Cornwallis, 1256 gewählt, aber nicht anerkannt; ed. eb. II 1 ff.) und eine 'Ballade von Luther, dem Papst, einem Kardinal und Landmann', in welcher der 'Geist und Mut des kraftvollen Reformators' betont werden (eb. 103 ff.). Auch des Tacitus 'Germania' (III S. II) und der Einfall der Sachsen in Britannien (eb. VI) waren dort angeführt. Erwähnt war ferner die Reisebeschreibung Paul Hentzners (eb. S. 132), Reiselehrer eines jungen deutschen Edelmanns, die 1629 erschienen war und 1757 ins Englische übersetzt worden war.

Daneben war Goldsmith auch mit dem Lexikographen Samuel Johnson (1709—84) eng befreundet. Bereits 1759 hatte er in der 'Biene' (V 2 vom 3. November) ihn neben Smollett rüh-

mend hervorgehoben und durch Percys Vermittlung vom 31. Mai 1761 mit ihm gespeist; wahrscheinlich waren aber beide schon früher zusammengekommen (Forster I 271 f.). Zwei Jahre darauf trafen sie sich öfters im Gasthaus zur 'Mitra' (Boswell I 278, 283, 341) und waren Mitglieder des von dem Maler Reynolds 1764 gegründeten 'Literarischen Klubs'. Auch in den 'Weltbürgern' (1761, Brief 40, ed. Gibbs III 153) lobte Goldsmith die 'Johnsons und Smolletts' als 'wahrhafte Dichter' und widmete dem älteren Freunde, der ihm oft aus Geldverlegenheit half, sein Lustspiel 'Sie beugt sich, um zu siegen' (1773, ed. II 216). Johnson seinerseits tat alles, um Goldsmiths literarisches Streben zu fördern (Hill I 421), besprach 1764 in der 'Kritischen Rundschau' den 'Reisenden' sehr günstig (vgl. Hill 268) und schrieb einen Prolog zum 'Gutmütigen Mann' (1768, ed. Gibbs II 147 f.). Leider scheint er Goldsmiths Interesse für Deutschland kaum geteilt zu haben. Nur 1756 veröffentlichte er im 'Literarischen Magazin' die 'Memoiren Friedrichs II.', die er mit dem Jahre 1745 enden ließ (Boswell I 13). Ferner plante er zwar lange mit seinem Biographen Boswell eine Reise an die Ostseeküsten (Brief an Boswell vom 26. November 74, ed. eb. I 541), war aber nicht dazu gekommen (Brief an Frau Thrale vom 13. September 77; vgl. eb. II 102). Im übrigen äußerte er sich nur selten im engeren Kreise über deutsche Dinge. Friedrich II. betrachtete er als den 'einzigen großen König der Gegenwart' und rühmte dessen sozialen Sinn (1763, Boswell I 295); doch seine Dichtkunst schätzte er als 'schlechtes Zeug' ein, was auch der 'Lakai Voltaires' zuwege brächte — eine Kritik, die den lebhaftesten Widerspruch Boswells hervorrief (1763, Boswell I 290 f.). Schließlich erwähnt er die gegenseitige Beeinflussung der deutschen und slawonischen Sprache (1772, Boswell I 442) und die Weisheit Pufendorfs (1772, eb. 443, 648; II 564).

Weit lockerer waren Goldsmiths Beziehungen zu dem jungen James Boswell (1740—95). Beide trafen Ende 1762 (oder Anfang 1763) am Tische des Buchhändlers Davies zusammen (Prior I 427). Vom ersten Augenblick an empfand der Schotte Abneigung gegen den Iren, den er einen 'unbesonnenen Kopf' nannte (Forster I 332), und dessen Ruhm er späterhin beneidete (eb. II 295, Boswell IV 145). Und gerade er hätte Goldsmith wertvolle Beiträge zur Kenntnis Preußens und Deutschlands liefern können. 1763 ging er nach Leyden, von da über Utrecht an den Hof Friedrichs II. (seit Juli 1764), wo er sich eng an einen Landsmann, den englischen Gesandten und Bevollmächtigten Sir Andrew Mitchell, anschloß. Dieser war kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges an den preußischen Hof gekommen; kein Geringerer als Gottsched lehrte ihn Deutsch (Tagebuch Mitchells

vom 16. November 1757, ed. Mem. I 384). Oft war er an des Königs Seite auf dem Schlachtfelde im stärksten Feuer (Brief Mitchells an Graf Holdernesse vom 26. August 1758, eb. 431). Dieser schätzte den freimütigen Schotten hoch, wennschon er dessen Bemühungen um ein Bündnis mit England und Rußland nicht förderte. Boswell unterbrach seinen Berliner Aufenthalt durch häufige Ausflüge, so nach Hannover und Braunschweig (Fitzgerald I 64). Friedrichs II. Poesie schätzte er, wie Johnson, niedrig ein (Boswell, Leben Johnsons I 290 f.). Am 28. August 1764 schrieb er an Mitchell: 'Ich kann in Berlin wenig Vorteil finden. Ich werde indessen hier 14 Tage bleiben, wonach ich beabsichtige, über Mannheim und noch ein oder zwei der deutschen Höfe nach Genf zu gehen' (ed. Seccombe S. 42 f.). Von Wittenberg aus sandte er einen Brief an Johnson, der auf Melanchthons Grab geschrieben war (30. September 64, ed. Fitzgerald I 69). Er weilte auch kurze Zeit in Sachsen-Gotha und Baden (eb. 70). In der Schweiz sprach er Voltaire und Rousseau, bereiste Italien und Korsika und kehrte im Februar 1766 über Paris nach London zurück.

Wenn Boswell das Urteil Goldsmiths über deutsche Zustände kaum noch beeinflußt hat, so war das sicherlich nicht der Fall bei dem weitgereisten Porträtmaler Sir Joshua Reynolds (1723—1792), den er seit 1762 kannte. Auch der greise General Oglethorpe (1696—1785), der ein Jahrzehnt lang mit deutschen, aus Österreich vertriebenen Protestanten in Georgia zusammen gelebt hatte, den Goldsmith 1768 kennenlernte (vgl. Boswell, Leben I 458 f., 497), wirkte ebensowenig auf ihn ein wie die aus dem Rheinlande stammende Familie Horneck (seit 1769) oder die lustige Schweizer Malerin Angelika Kaufmann, deren Bekanntschaft er 1769 machte.

Zusammenfassend läßt sich etwa feststellen: Noch während seiner Festlandswanderung konnte Goldsmith seine eigenen Erfahrungen durch die allerdings einseitig gefärbten Berichte Voltaires (auch in dessen Werken) vornehmlich über Preußen und dessen König bereichern. In England vermittelte ihm dann Richardson auf Grund seiner persönlichen Beziehungen zu Deutschen eine auf unmittelbaren Eindrücken beruhende objektive Wertschätzung Deutschlands. Während ihm Garrick trotz seiner Deutschlandreise und seiner deutschen Frau nur oberflächliche Augenblicksbilder bot, erwarb er sich durch Smollett neben vielen wertvollen, aber auch sehr zynischen Einzelbeobachtungen gediegene geschichtliche Kenntnisse vom Deutschen Reiche. Was er etwa von Buchhändlern (Griffiths, Dodsley, Wilkie, Newbery), von Händel, Percy, Johnson und Boswell von deutschem Wesen erfahren haben möchte, konnte nur

unbedeutend sein und seine Kritik über Deutschland kaum noch beeinflussen, die 1761 mit dem 'Siebenjährigen Krieg' im wesentlichen abgeschlossen war.

Wie hat er nun in seinen Schriften über das Deutschtum geurteilt, das er teils aus eigener Anschauung, teils durch Gewährsmänner kennengelernt hatte? Sind seine Darstellungen rein sachlich?

Er beginnt mit einer wenig schmeichelhaften allgemeinen Charakteristik der Deutschen. Sie reden eine Sprache von gurgelndem Truthahnklang, die abstoßend wie die Sprache südafrikanischer Neger wirkt (M. R. IV 293); infolge ihrer zahlreichen Kehllaute sei sie für die deutschen Kinder schwer erlernbar (Gesch. d. Erde 1774, II 64). Er schildert die Deutschen als titelsüchtig (eb. 284), besonders die Gelehrten als anmaßende Männer, die sich gern mit dem Tand scholastischen Putzes schmücken (Unters. III 483) und in unbeholfener Feierlichkeit gefallen (eb. 484). Oft wirken sie dabei durch ihre gewollte Klugheit komisch (Weltb. III 281), wie z. B. der Apotheker, der die ganze Arzneivorschrift in Verse brachte (Vorr. Brooke V 74). Vornehmlich als Verfasser bändereicher, aber gehaltloser Kommentare haben sie sich einen üblen Ruf erworben (Brief I 436, Unters. III 483, Krit. Rd. IV 380). Mit geißelnder Schärfe kennzeichnet Goldsmith (Unters. III 483 f.) sie als gedankenarme Vielschreiber, die zuviel lesen, anstatt zu studieren und über dem vielen Latein ihre Muttersprache vernachlässigen. Er läßt uns dann einen Blick in den deutschen Universitätsbetrieb tun — sicherlich auf Grund eigener Anschauungen (vgl. Forster I 67, Moore 131) in Straßburg: Hier der langweilige Professor, dort die schläfrig zuhörenden Studenten; je unbeholfener die Kollegs, desto lebendiger die Disputationen, bei denen jede Partei hartnäckig und hitzig ihre Meinung verficht, so daß der ganze Saal vor Spitzfindigkeit und Irrtümern schwirrt. Bei allem abfälligen Urteil muß aber Goldsmith den deutschen Gelehrten Gründlichkeit, Fleiß und beispiellose Emsigkeit zugestehen, Vorzüge, die jedoch infolge ihrer Übertriebenheit der Wissenschaft wenig nützen. Von ihren Vertretern nennt er den höchst sorgfältigen und unterhaltenden Nürnberger Naturforscher Raesel (Gesch. d. Erde 1774, VII 76), ferner Humboldt (Weltb. III 388), Leibnitz (Gesch. d. Erde I 19), Albr. v. Haller (eb. II 29), den erfolgreichen Historiker und Arzt Kaempfer (Weltb. 426, Gesch. d. Erde VI 262 f.), den 'trockenen' Zoologen Klein (Brooke V 70, Gesch. d. Erde I S. VIII), den Rektor Fabricius, Kanzler Herwart und Archäologen Kircher als nicht sehr ergebnisreichen Ägyptologen (Guthrie eb. 132, Gesch. d. Erde I 268, V 143), den Ornithologen Frisch (eb. V 353) und Pufendorf als Verfasser

einer zu kurzen Weltgeschichte (eb. 132 u. 137). Als nutzlos stellt er ferner die Arbeiten der von Georg I. gegründeten Göttinger Hochschule trotz ihrer Freizügigkeit (Unters. III 523) hin, und zwar hauptsächlich deshalb, weil englisches Geld hier in Deutschland den 'wahren Interessen der Menschheit' doch nicht diene (eb. 484). Er hebt zwar Haller, Klopstock und Rabener lobend als Dichter hervor (Unters. III 490), hält aber Luthers Schriften vom neuzeitlichen Standpunkt aus für 'unbedeutend und ungenügend', obgleich er dessen Stärke und Ausdauer anerkennen muß (Gesch. Engl. V 294). Nicht viel besser fällt sein Urteil über die deutsche Kunst aus. Ein damals bekannter deutscher Tanz, die 'Allemande', fordert nur seine Spottlust heraus (Brummbär II 297 ff.). Ganz kurz erwähnt er Albrecht Dürer (Weltb. III 379). Von Musikern muß er Händels Erhabenheit und Harmonie als einzigartig anerkennen, ebenso seine Originalität in den Oratorien; doch in 'klarer Leidenschaft' und 'Melodie' werde er von verschiedenen übertroffen. Im übrigen müsse man ihn, obwohl er deutscher Herkunft sei, als Führer der englischen Tonschule betrachten, da er ja 'die englische Art angenommen' habe (Br. Mag. I 386 ff.).

Auch die deutschen Soldaten finden nicht seinen Beifall. Sie dienen — wie die verachteten Schotten und Iren — lieber um des eigenen Vorteils willen im Auslande, anstatt dem bedrängten Vaterlande ehrenvolle Dienste zu erweisen, wie es die Engländer in selbstloser Weise stets getan hätten (Weltb. III 455). Den deutschen Bürgern wirft er mangelndes Nationalbewußtsein vor. Der Begriff des gemeinsamen Vaterlandes trete bei ihnen zurück hinter dem falschen Stolz kleinstaatlicher Sonderinteressen (eb. 211). Er ist und bleibt der deutsche Michel im Schlafrock und Zipfelmütze, der in seinen Mußestunden hartnäckig auf der piepsenden (Br. Mag. IV 481) 'deutschen' Flöte übt (Weltb. III 337 f.). Nur einmal (eb. I 320 f.) wagt es Goldsmith auf Grund seiner Erfahrungen auf der 'Europatour', den als Trunkenbolde und Völler verschrienen Deutschen größere Arbeitsfreudigkeit zuzugestehen als den Engländern, die jedoch trotz mancher Nachteile 'zweifellos tapfer und edelmütig' seien. Auf eigener Anschauung beruht wohl auch das Urteil über den deutschen Bauer (Gesch. d. Erde 1774, III 9), den infolge eines bescheidenen Wohlstandes und kluger Vorsorge die ärgsten Sorgen des Lebensunterhalts verschonen; daher vermag jeder noch so arme Landmann Gastfreundschaft zu üben, während dem englischen Bauer nur zu oft selbst Fleisch und Butter unerreichbare Leckerbissen sind.

Ebensowenig erfreulich sind die politischen Betrachtungen über das Deutsche Reich, die er in den 'Welt-

bürgern' und dem 'Siebenjährigen Kriege' anstellt. In den 'Weltbürgern' schildert er Deutschland als ein lockeres, morsches Staatsgebilde ohne feste Leitung, dessen lebenskräftigere Teile bereits abzusplittern beginnen[1]; so wird allmählich die alte Reichsverfassung vernichtet (III 211 f.). Er verlacht die deutsche Kleinstaaterei (eb. 434) und den Ritterorden der Kaiserin (eb. 398 f.) und empfindet es für das britische Selbstbewußtsein als ungehörig, daß englische Münzen wertlose deutsche Titel tragen (eb. 435 f.). Im 'Siebenjährigen Kriege' hält er Deutschland für einen durchaus konkurrenzwürdigen Machtfaktor in Europa (eb. V 25) und entwickelt daher ausführlich (eb. 37 ff.) die geschichtlichen Grundlagen, auf denen die unter sich unabhängigen, aber vom Kaiser abhängigen deutschen Länder als 'gemischte Republik' bestehen. Die Achtung der Völker haben diese jedoch infolge der geringen Autorität des Kaisers und der selbstischen Eifersucht der Fürsten verloren. Mangelndem Gemeinsinn sei auch der ungenügende Grenzschutz und die unzureichende Löhnung der wenigen Soldaten zuzuschreiben. Die gepriesene deutsche Freiheit sei nur Willkür der Fürsten, die den Kaiser und das Volk mißachten. Der Handel werde durch die Steuern der vielen Staaten abgeschnürt, die schlecht bezahlten Gerichtshöfe machten sich durch ihre sprichwörtliche Langsamkeit vor dem Auslande lächerlich. Vernichtend ist die Kritik des Kaiserhauses. Es hätte seine Innen- und Außenpolitik durch enges Zusammenwirken mit dem Reich stützen, durch seinen Schutz und Versöhnlichkeit das Vertrauen und den Gehorsam der Fürsten gewinnen sollen; dann könnte Deutschland ganz allein Frankreich, seinem natürlichen Feinde, die Stirn bieten. An Stelle dessen spiele der Kaiser im Hader der Parteien und Konfessionen eine jämmerliche Rolle. Seine Ländergier schade dem Staatswohl, das er klüger durch Handel und Ackerbau fördern sollte, ebenso wie sein blinder Eifer für Rom, der ihn den Bourbonen in die Arme treibe. Als Folge jenes Papismus bilde die Aufgabe Ostendes an die Franzosen den Gipfelpunkt der Selbstvernichtungspolitik Habsburgs. Ungerechtigkeit und Verrat nennt Goldsmith diesen Schritt: Hätte er sich doch lieber mit den Seemächten (d. h. England) verbündet, anstatt eine für Europa (besonders England!) so schreckliche Waffe aus der Hand zu geben! So habe der Kaiser stets gegen das Staatsinteresse und die Freiheiten Europas gehandelt und Frankreich sich auf Kosten Deutschlands bereichert. Die einzige günstige Folge dieser Verhältnisse sei die Stärkung des europäischen Protestan-

[1] Bereits David Hume wies in seinem 'Reisetagebuche' (1748) darauf hin, daß Deutschland die größte Macht der Erde darstellte, wenn es geeint wäre.

tismus und der deutschen Verfassungsfreiheit. Nicht weniger beißend kritisiert er das regierende Kaiserpaar. Franz I., völlig unbedeutend, werde am Schlepptau eines schwachen, von Pfaffen geleiteten Weibes gehalten; wie alle habsburgischen Herrscher verdanke er mehr seinem Vermögen als dem Verstand. Maria Theresia habe sich zwar anfangs die Sympathie und Hilfe Englands erworben, sie aber durch den unbegründeten Angriff auf Preußen und ihr Bündnis mit Frankreich wieder verscherzt. Ihre Haltung verurteilt der Verfasser doppelt scharf, da nicht nur das protestantische Interesse gefährdet, sondern ein erfolgreiches Vordringen Rußlands und vor allem auch eine Besetzung Hannovers durch französische Truppen Englands Machtstellung in Europa für immer untergraben würde. Wie diese Hofpolitik die deutschen Fürsten ins Verderben reiße, zeige das durch Brühl verwirtschaftete Sachsen. Aller gesunden Vernunft zum Trotz unterschätze August III. Preußens Überlegenheit und suche bei Rußland Unterstützung. Auch die Kaiserin, die ihre Niederlagen verschwenderisch feiere und immer neue Gelder ihrem bedrängten Volk abpresse, behandle ihren preußischen Gegner mit Unrecht von oben herab. Eine etwaige Niederlage Preußens aber würde sicherlich mit der Aufteilung Hannovers unter Frankreich und Österreich enden. Infolge dieses drohenden Übergewichts Deutschlands hält es Goldsmith durchaus für geboten, daß England die seit hundert Jahren bestehende deutschfreundliche Politik aufgebe: Ein Schwanken der Interessenverbindungen bedinge eine Veränderung der Machtsysteme. Da durch Frankreichs Ränkespiel die englischen Interessen in Hannover nicht mehr vom Hause Habsburg gefördert würden, so müßte von nun ab das durch Bürgerkriege sich vernichtende Deutsche Reich seinem unabwendbaren Schicksal allein überlassen bleiben.

In seinen übrigen Schriften redet der Kritiker kaum von deutschen Dingen; nur einmal erwähnt er kurz Deutschland und die Nordsee als blutigen Kriegsschauplatz (Brit. Mag. I 316) und die Dettinger Schlacht, in der die Engländer wie Helden gefochten hätten (Hauptb. IV 470), ein anderes Mal Aachen als Spielhölle und Schlupfwinkel des internationalen Gaunertums (Nash IV 62).

Wesentlich anders klingen seine Äußerungen über P r e u - ß e n. Gewiß macht er sich hier über die gräßlichen preußischen Damenhüte (Biene II 324 ff.) und die unbequemen Berliner Kutschen (eb. 389) lustig. Aber schon 1759 gedenkt er in dem Briefe an seinen Bruder Heinrich des Preußenkönigs (I 451) und beschäftigt sich später immer wieder ernsthaft mit ihm und Preußens politischer Stellung.

F r i e d r i c h s II. P e r s ö n l i c h k e i t u n d F r i e d e n s -

tätigkeit würdigt er ausführlich im 'Leben Voltaires' (IV 36 ff.): Die strenge Erziehung des Prinzen und die Konflikte mit dem geizigen, nur für seine Truppen lebenden Vater, seine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft und sein Verhalten auf dem Thron. Er sei ein taktvoller Gatte und ein rechter Vater seines Volkes. Er fördere alles, was Preußen groß machen könne, und nehme sich besonders der Verfolgten und Bedrückten an. In der Rechtspflege sei er jedoch 'despotisch und willkürlich', da er im Code Frédéric die Landesgesetze sehr gekürzt habe (Biene II 428). Neben der Arbeit pflege er heitere Geselligkeit im Kreise geistvoller Männer wie d'Argens, Maupertuis, Polnitz und Wolff. Mit ihnen habe der König die Preußische Akademie reorganisiert, ein vielseitiges und doch einheitliches Institut, das Goldsmith knapp beschreibt. Friedrich sei sogar selbst Mitglied und habe mancherlei wissenschaftliche Beiträge geliefert, von denen sein 'Anti-Macchiavell' sehr beachtenswert sei. Er schätze von den Gelehrten Voltaire am höchsten und verstände es, die hieraus entstandenen Eifersüchteleien geschickt beizulegen, so daß der Berliner Hof 'der glänzendste in Europa' sei. Wiederholt berührt er dann des Königs Verhältnis zu Voltaire: Beide ständen ebenbürtig neben anderen Schriftstellern ihres Jahrhunderts auf der Höhe des Ruhmes (Brit. Mag. IV 129). Aber Friedrich hätte ihn zugunsten von Maupertuis als Hanswurst behandelt, so daß er Potsdam verließ (Biene II 321 ff.); trotz aller Freundschaft mit seinem königlichen Gönner hätte er, der eine Zierde für Preußen gewesen sei, einer Intrige weichen müssen (Weltb. III 163 f.). Nachdrücklich rühmt er in der 'Untersuchung' (III 484 ff.) Friedrich nochmals als Organisator der Berliner Akademie, die im Unterschied zur Göttinger Hochschule und selbst zur Kgl. Londoner Gesellschaft eine wahre universitas litterarum, eine organische Zusammenfassung der Einzelwissenschaften darstelle. Er bietet ein genaues Bild ihrer Organisation. Obwohl er sie rückhaltlos eins der schönsten literarischen Institute aller Zeiten und Völker und ihren Schirmherrn den ersten Fürsten der Menschheit nennt, so hält er sie doch nicht für lebensfähig. Ihr fehle die Bodenständigkeit. Französisch als Geschäftssprache einer preußischen Akademie einzuführen, sei ein schlimmer Fehler gewesen; auch der Umstand, daß ihre Mitglieder überwiegend Ausländer, vor allem Franzosen seien, wäre bedenklich. Mit dem Tode des Königs werde daher die Berliner Akademie ihre Bedeutung verlieren.

Recht kritisch spricht sich auch Goldsmith über ihren ständigen Sekretär Formey aus (Krit. Rdsch. IV 355 ff.). Obwohl von französischen Eltern abstammend, besitze dieser Berliner Theologieprofessor alle üblen Eigenschaften eines deutschen Ge-

lehrten: Er sei maßlos eitel und titelstolz, von 'metaphysisch langweiliger' Beredsamkeit. Trotz wissenschaftlicher Behandlung, vieler Beweise und gewissenhafter Methode seien seine philosophischen Schriften dunkel und harmlos, bestenfalls leichte Unterhaltungslektüre.

Daneben behandelt der Kritiker Friedrichs Feldherrntätigkeit und Preußens Machtpolitik. Wenn der König auch Voltaire gegenüber einige Schwächen gezeigt habe, so verstände doch keiner die Politik, die er treibe, besser als er ('Biene' II 317 ff.). Auf ein altgeschultes, leichtbewegliches Heer gestützt, habe er durch seine Disziplin und Schlagfertigkeit innerhalb eines Monats bei Roßbach und Leuthen gesiegt. Er wende sich blitzschnell von einem Kriegsschauplatz zum andern, erobere Städte, mache Gefangene und fände dabei sogar noch Zeit, Epigramme zu schreiben. Allerdings, so meint Goldsmith vorsichtig, bleibe abzuwarten, wie dieses ergreifende und verwickelte Trauerspiel enden werde. Und sein Spott wird wieder wach, wenn er in einer Jahrmarktsbude den 'Hof des Königs von Preußen in all seiner Herrlichkeit' für einen halben Schilling zeigen (eb. 366) und in einer Londoner Kneipe Friedrichs Bild auf dem Aushängeschild baumeln läßt, nachdem dort erst Ludwig XV. und dann Maria Theresia geprangt haben (eb. 414). Wenig glaubhaft klingt daher seine Behauptung, er habe Lobreden auf den Preußenkönig und Schmähschriften gegen Österreich und Frankreich 'geplant' (eb. 365). Er spottet auch über die sich widersprechenden Kriegsberichte der Berliner und Wiener Zeitungen und macht dabei — ohne es zu ahnen — lächelnd eine richtige Bemerkung über die herrschende Stimmung in Preußen: 'Obgleich dieser Feldzug nicht nach unseren Wünschen vonstatten gegangen ist, bleiben wir doch in Zuversichtlichkeit, wenn wir an den denken, der uns kommandiert: Solange wir schlafen, wacht unser König über unsere Sicherheit' (III 27 f.). Er berichtet ferner in demselben spöttischen Ton von einem 'vollständigen' Siege Ferdinands von Braunschweig, bei dem 12 Trommeln, 5 Standarten, 4 Munitionswagen und Gefangene gewonnen seien (eb. 28) — ohne zu bedenken, wie sehr gerade damals jeder kleinste Erfolg von den bedrängten Preußen geschätzt werden mußte. Etwas später stellt er Friedrich als einen der wenigen tüchtigen Charaktere 'unter Tausenden von europäischen Fürsten' neben den Angelsachsen Alfred, Alphons von Kastilien und Alexander III. (eb. 161). Sein Heer besäße, ähnlich dem russischen, selbst bei Mißerfolgen 'Disziplin und Regelmäßigkeit', Eigenschaften, welche die englischen Truppen bei weitem nicht so sehr aufwiesen (eb. 448). General Fincks Kapitulation vor Daun jedoch sei eine Torheit gewesen und müsse als Folge von

Bestechlichkeit angesehen werden (Hauptbuch IV 475). Am ausführlichsten redet Goldsmith im 'Siebenjährigen Kriege' über Preußen, vorwiegend über dessen Machtstellung in Europa (V 25 ff.). Preußen gehöre zu den Staaten, die das europäische Gleichgewicht bestimmten. Seine Macht sei zweifellos auf Kosten der Vereinigten Niederlande gewachsen, aber der status quo werde sicherlich bei Kriegsschluß wieder hergestellt werden (eb. 25). Während des Streites zwischen Preußen und Österreich suche Frankreich seinen Vorteil und bemühe sich (nach dem Siege bei Hastenbeck über den Herzog von Cumberland), Hannover als Pfand gegen England zu besetzen (eb. 28 f.). Die drohende französische Gefahr erfordere Gegenmaßnahmen. Von Preußen könne man diese nicht erwarten, da seine Stärke 'gegenwärtig nur künstlich und vorübergehend' sei und mit Friedrich dahinsinken werde (eb. 33). Seit einem Jahrhundert säßen hier 'weise und ausgezeichnete Fürsten' auf dem Thron, die nicht nur Künste und Industrie gefördert, sondern auch ansehnliche Heere ausgebildet hätten (eb. 34—37). Auch der jetzige preußische König habe 'seine ganze Zeit mit dem Studium der Wohlfahrt seiner Untertanen zugebracht'. Schnell habe sich seine Macht vergrößert, die aber klein im Vergleich zu alten Reichen (d. h. England) sei. Wenn jene günstigen Verhältnisse einmal aufhörten, dann werde Preußen seine 'künstliche' Kraft verlieren und 'in seine ursprüngliche Bedeutungslosigkeit zurückfallen'. Bei seinen Kämpfen gegen Frankreich und für die deutsche Verfassung sei es aber auf den Widerstand des ehrgeizigen Österreich gestoßen. Um der österreichisch-französischen Übermacht zu steuern, habe Friedrich sich daher den nordischen Ländern und Rußland genähert, jedoch ohne rechten Erfolg. Diese Notlage suchte nun Österreich im Bunde mit Frankreich auszunutzen, zumal die Kaiserin Schlesien zurückzugewinnen trachtete. England dagegen, das die Ruhe in Europa gewahrt wissen wollte, hätte volle Aufrichtigkeit gefordert, obgleich es beim König von Preußen trotz aller Verpflichtungen seinerseits 'Anzeichen der Abneigung' und 'sichtlichen Widerstand bei jeder Maßnahme selbst üblicher Höflichkeit' bemerkt hätte. Während nun Frankreich scheinbar friedlich gesinnt geblieben wäre, hätte sich der 'durchschauende' Herrscher Preußens gerüstet gehalten. Dieser Zustand habe einerseits zum französisch-österreichischen, andererseits zum preußisch-englischen Bündnis geführt. Dabei habe Friedrich Hannover als hinreichende Grenze zwischen seinem Staate und Frankreich angesehen, die es wirklich durch das gute Verhalten seiner Generäle gewesen sei.

Schon lange hätte er die Freundschaft mit England gewünscht, das allein seine Handelsabsichten unterstützen könnte.

Wenn dies auch den Bruch mit Frankreich bedeutet habe, so erhoffe der König, Rußland werde seine Verträge mit England halten und ihm dadurch nützen. Zwar habe sich das englische Bündnis 'nicht gerade ganz zu seinem Vorteil gewandt', doch es werde ihm einst nützlicher als jedes andere sein. Goldsmith rühmt Friedrichs Talent, seine starken Streitkräfte und großen Einkünfte richtig zu gebrauchen. Er wisse ferner, daß die Hoheit des Herrschers auf der Wohlfahrt der Untertanen beruhe, daß die Macht des Staates dem Volke dienstbar gemacht werden müsse. Ebenso wisse er, daß er nur durch Handel seine Hilfsquellen vermehren, seine Größe stützen könne. Am besten würde England diese Pläne fördern, das Preußen als Gegner nicht zu fürchten brauche und als Schutzmacht sehr geeignet sei. Es bestände kein Zweifel, daß nach dem Friedensschluß Friedrich den 'sehr bedeutenden und bequemen' Hafen Emden als Handelsstützpunkt benutzen werde, um seine Kriegsausgaben zu decken und seine Erwerbungen für die Zukunft zu sichern.

Sehr umsichtig habe sich der Preußenkönig schließlich auch gegen seine östlichen Feinde benommen (eb. 49—51). In der richtigen Erkenntnis, daß alles vom ersten Schlage abhänge, habe er mit Windeseile Sachsen besetzt, bevor es Polens Beistand erzwingen konnte. So mußte das entnervte sächsische Heer den 'schrecklichen Truppen einer so furchtbaren Macht' weichen. Der Sieger habe jedoch seine Macht nicht mißbraucht, so daß die Bewohner kaum halb soviel Kriegskosten als früher Steuern zahlten. Es sei dies wohl das einzige Beispiel in der Geschichte für ein besiegtes Volk, das größeren Religionsschutz, geringere Abgaben und mehr Freiheiten vom Sieger erhielt als vom eigenen Fürsten.

So klug Friedrich die Politik seiner Gegner durchschaue, so falsch werde er von ihnen eingeschätzt. Ihre voreilige Siegesfreude bei Kolin habe klar bewiesen, daß sie 'die Entschlußkraft eines großen Helden nicht kannten, der in eigener Person für seine Interessen focht'. Sicherlich sei der König kein so 'unüberlegter Held', um die abweisende, seit der Zevener Konvention unverschämte Haltung seiner Feinde ernst zu nehmen, falls eine anständige, ehrenhafte Beilegung unmöglich sei. Jedenfalls würde eine Niederlage Preußens einen Verlust Hannovers bedeuten — ein Argument, das bereits oben angeführt worden ist.

Alle diese Äußerungen ergeben zusammengenommen ein anschauliches Bild deutschen Lebens, wie es sich im Kopfe Goldsmiths widergespiegelt hat. Es bildet die Summe dessen, was er selbst beobachtet, was er darüber gelesen und gesprächsweise davon gehört hat. Den Anteil seiner Gewährsmänner genau festzustellen, verbietet der sachlich begrenzte Rahmen dieser Zeilen. Daher sollen nur in großen Zügen an der Hand des benutzten

Materials Richtlinien für eine erschöpfende Quellenuntersuchung gegeben werden, bei der nicht nur die kritische Seite, sondern die literarische Gesamtpersönlichkeit des Schriftstellers zugrunde gelegt werden müßte.

Für die allgemeine Charakteristik in Deutschland konnte sich Goldsmith auf mancherlei Urteile stützen.

Über die Titelsucht der Deutschen hatte schon Voltaire gespottet: Dort sei man ständig gezwungen, die Titel Hoheit und Exzellenz zu gebrauchen, alle Leute fühlten sich als Fürsten, und zahllose Hoheiten gleichen Namens hätten als einzigen Besitz nur Wappen und Stolz (1733, 'Briefe über England' S. 27 u. 72). Über den armen deutschen Grafen, der nur Schloßtrümmer besitzt, machte sich auch Smollett lustig (1753, 'Graf Fathom' V 133) und stellte späterhin dessen Stolz neben die Etikettensorgen der deutschen Kurfürsten (1771, 'H. Clinker' VII 11 u. 43). Wie tief im Volke Standesfragen wurzelten, bemerkten aus eigener Anschauung Drummond an der bestimmten Kleidung der Augsburger Bürgerinnen (1754, 'Reisen' S. 10) und Lady Montague bei der Trachtenfrage der Nürnberger (1763, 'Briefe' S. 8 f.); sie berichtete auch über Zänkereien in der Regensburger Bürgerschaft um den von jedem beanspruchten Titel Exzellenz (eb. 11 f.) wie über den Titelstolz der Wiener (eb. 30).

Von der komisch wirkenden Feierlichkeit der Deutschen sprach Garrick (1767, 'Lincos Reisen' p. w. II 230; 1773, 'Albumazar' eb. 284). Als Gegensatz dazu wurden Unwissenheit und leichte Erregbarkeit der gebildeten Schichten immer wieder hingestellt. Besonders konnte sich Smollett nicht genug darin tun: der Baron flucht rücksichtslos wie ein Teutone in der Gesellschaft und benimmt sich wie der schlimmste Flegel (1751, 'P. Pickle' III 319 ff., 322 f., 325 f., 328, 331; 1753, 'Graf Fathom' V 153, 137). Der Wiener Juwelenhändler ist nicht nur stolz und prahlerisch, sondern auch brutal und gemein ('Graf Fathom' 84 f., 97, 174). Der bucklige und lahme Schulvorsteher Keypstick ist geizig, dumm und eitel; er ist früher einmal Quacksalber gewesen ('P. Pickle' S. 83 ff.). Jämmerlich wirkt auch der deutsche Arzt, der in Londons Straßen vom Pferde herab im Kauderwelsch Abführmittel feilbietet (eb. 524); überhaupt sind die deutschen Quacksalber eine wahre Landplage (1762, 'L. Greaves' VI 111 f.), rechte Giftmischer (1771, 'H. Clinker' VII 229).

Anderseits erfreuten sich manche Namen deutscher Wissenschaftler eines guten Klanges in England, den Goldsmith nicht überhören konnte. So war Richardson des Lobes voll über Haller und Gellert, die durch ihre Übersetzungen (1753 bzw. 1754) seine Herolde in Deutschland wurden. Auch Klopstock lernte er durch den Briefwechsel mit dessen Frau hoch-

schätzen und bekam von ihr durch den Leipziger Buchhändler Reich (Antoinette Sacks Briefe) Einblick in das Schaffen deutscher Schriftsteller. In seiner 'Clarissa' (1748) rühmte er ausdrücklich Luthers Überzeugungsmut und Unerschrockenheit (Brief 121, ed. VII 484 f.). Smollett erwähnte ebenfalls anerkennend den Arzt und Historiker Kempfer, den Fuldaischen Archäologen Kircher und den Völkerrechtslehrer Pufendorf neben Hohenheim, den Physiker Peucer und Albertus Magnus (1769, 'Abenteuer eines Atoms' VI 334, 402, 452 u. 394, 401, 393).

Weniger günstig klangen die spärlichen Urteile über die deutsche Kunst. So sprach Smollett von einem 'verdammten deutschen Zeichner', der durch seine Musikkenntnisse, durch Gelehrsamkeit und Geschmack sich in das Vertrauen vornehmer Frauen einschleicht, um sie zu verführen ('Graf Fathom' S. 169). Überlegene musikalische Begabung gestand schon Addison den Deutschen zu, während er die englische Musik als 'gänzlich ausgerottet' hinstellte ('Zuschauer' Nr. 18 vom 21. März 1711; eb. Nr. 278 vom 18. Januar 1712 und Nr. 405 vom 14. Juni 1712). Drummond berichtete seinen Lesern von schöner Kirchenmusik, die er in Köln gehört hatte (S. 4), und die 'deutsche Flöte' scheint zu Richardsons und Smolletts Zeit in England ein beliebtes Instrument gewesen zu sein (1740 'Pamela', Brief 102, S. 409; 1753 'Graf Fathom' S. 29; 1754 'Gardison', Brief 2, ed. VI 17 und Brief 40, ed. XII 240). Daß die Meinungen über Händel auseinandergingen, den bereits Addison ziemlich kühl kritisiert hatte (eb. Nr. 5 vom 6. März 1711), zeigte Garricks Urteil, das sowohl günstig (1755 'Elfen' p. w. I 131 f. u. 1761 'Tändleriade', eb. 29) als auch ablehnend war (1756 'Dialog', eb. 148, und 1766 'Heiml. Hochz.', eb. 206). Richardson lobte ihn zwar ('Grandison', Brief 48, ed. IX 288 und Brief 75, ed. XII 384), erkannte ihn aber nicht als Voll-Engländer an (eb. Brief 22, ed. IX 126). Unmittelbar nach dem Tode des großen Musikers veröffentlichte Mainwaring die obenerwähnte Biographie (1760). Er brachte am Schluß eine kritische Würdigung Händels (S. 157 ff.), die Goldsmith gekannt haben muß, da er sich in seiner Kritik im 'Britischen Magazin' (Februar 1760, ed. I 386 ff.) fast wörtlich an sie gelehnt hat (vgl. bes. S. 165 ff.). Wenn Goldsmith ihn als Engländer beansprucht, so ist das nicht verwunderlich, da ja Händel nach 16jährigem Aufenthalt in London durch Parlamentsgesetz vom 13. Februar 1726 naturalisiert worden war (D. N. B. XXIV 282 und Marshall S. 78) und ihn 'die Naturalisationsakte zu einem besseren Engländer machte als die britische Krone Georg I.' (Tovey in Paterson, S. 326).

Schließlich sei noch auf ein Charakteristikum der Deutschen hingewiesen, das von den englischen Schriftstellern nachdrück-

lichst als deutscher Nationalfehler gegeißelt wurde: die Trunksucht. Schon im 17. Jahrhundert sprach der in freiwilliger Verbannung lebende Republikaner Algernon Sidney (1622—83) in einem Briefe an seinen Vater aus Kopenhagen vom 28. Juli 1660 von seiner Abneigung gegen 'alle die betrunkenen Länderstrecken Deutschlands' (ed. Blencowe, Sydney Papers, London 1825, S. 190 f.). Auch Defoe warf dem Deutschen im 'Wahren Engländer' (1701) Trunkenheit vor. Später brandmarkte Garrick von der Bühne herab die Deutschen als Gewohnheitstrinker, die nie nüchtern seien (1740 'Lethe', dr. w. I 12, und 1741 'Lügendiener', p. w. I 84). In selbstgefällig breiten Schilderungen deutscher Trinker erging sich Smollett. Der polternde Baron liebt im Übermaß den Burgunderwein ('P. Pickle' S. 326), und der stolze Graf schwingt gern den Humpen ('Graf Fathom' S. 127, 129); auch der reiche Wiener Juwelier trinkt viel (eb. S. 60) und wird brutal, da er von Wein betäubt und von Schnaps erhitzt ist (eb. S. 74). Angesichts solcher Erkenntnis entblödet sich Smollett auch nicht, von der Höhe seines britischen Selbstgefühls herab festzustellen, der Engländer nenne im Streit mit einem Deutschen diesen gewöhnlich 'deutsche Sau' (eb. S. 209) — eine Äußerung, die ihresgleichen in der Völkerkritik des wahrhaftig nicht zimperlichen 18. Jahrhunderts sucht. Um so anerkennenswerter, wenn Goldsmith, auf eigene Erfahrungen gestützt, die bis heute herrschende Neigung seiner Landsleute, sich durch Herabsetzung anderer Völker herauszustreichen, bekämpft und für die als 'betrunkene Dummköpfe und viehische Fresser' betrachteten Deutschen eine Lanze bricht ('Brit. Mag.' vom August 1760, ed. I 320 f.).[1]

Seine politischen Betrachtungen über das Deutsche Reich verdanken nicht nur den Geschichtswerken Voltaires (z. B. 'Annalen des Reiches' 1754, 'Sitten und Geist der Völker' 1756, 'Jahrhundert Ludwigs XIV.') und Smolletts ('Universalgeschichte' 1759 u. a.) viele Anregungen, sondern auch der Tagespresse und den weitverstreuten Bemerkungen zeitgenössischer Schriftsteller. Schon in früheren Jahren mag er im Unterricht mancherlei über Deutschland von dem alten Quartiermeister gehört haben, der unter der Regierung der Königin Anna anläßlich des Spanischen Erbfolgekrieges (1701—14) ein gut Teil Europas gesehen und durch seine zahlreichen Abenteuer den Wandertrieb des Knaben geweckt hatte (vgl. Werke 1801, S. 3 f.; Cambr. Hist. X 196). Später konnte er bei Richardson von den vielen deutschen Kleinstaaten lesen, die alle auf die Gnade ihres

[1] Auch der Berliner Gesandte Sir Andrew Mitchell schrieb aus Dresden am 19. April 1757 an Graf Holdernesse: 'Trinken ist nicht das Laster der Preußen' (Mem. I 242).

habsburgischen Kaiserhauses angewiesen seien ('Pamela' II 313). Drummond berichtete, wie er den gichtkranken Karl VII. und seinen glänzenden Hofstaat in Frankfurt gesehen habe (1754 'Reisen' S. 5), und Garrick fand es für passend, ihn mit dem Großmogul zu vergleichen (um 1770 'Landmädchen', p. w. II 435). Die Deutschlandkenner wiesen anerkennend auf die Rheinschiffahrt hin (Drummond S. 5) sowie die Leipziger Messe (Lady Montague S. 43) und den reichen Handel der Freistädte, während in den absoluten Kleinstaaten Armut und Schmutz herrschten (eb. S. 8 f.). Wenn auch der entschlossene antiprälatische Freiheitsgeist im rheinischen Volke löblich wäre (Drummond S. 3), so ließe doch die Behandlung im deutschen Heeresdienst an Anmaßung nichts zu wünschen übrig (1752 Smollett, 'Graf Fathom' V 112), und die Hofzwerge der deutschen Fürsten wirkten geradezu lächerlich (1763 Lady Montague, 'Levantebriefe' S. 54).

Und trotz der allgemeinen Unsicherheit im deutschen Lande geht es den dort reisenden Engländern sehr gut. Wie überall, so genießen sie auch hier eine Ausnahmestellung. Grandison, der bei Mannheim in die Hände einer Räuberbande fällt, braucht sich nur als Engländer auszuweisen und ihnen etwas Geld in die Hand zu drücken, um sofort wieder freigelassen zu werden (1754 'Grandison' IX 308 f.). Auch Lovelace vird von den deutschen Beamten sehr zuvorkommend behandelt, da er 'einer Nation angehört, die mit Recht von jeder österreichischen Behörde geachtet wird' (1748 'Clarissa' VII 501). Voller Stolz gedenken sie jener Schlacht bei Dettingen (1743), in der die 'edelmütigen Engländer' und ihr König die Franzosen völlig geschlagen (1748 Smollett, 'Roderick Random' II 352 f.), und Drummond läßt es sich nicht nehmen, ein Jahr nach der Schlacht die Stätte zu besuchen, 'die durch die glorreichen Taten unseres königlichen Herrschers und seiner britischen Helden unsterblich geworden ist' ('Reisen' S. 6). Daß die militärische Bedeutung dieses Kampfes von den Briten durchaus überschätzt und falsch dargestellt worden ist, haben schon berufene Zeitgenossen richtig erkannt. Es mag darauf etwas genauer eingegangen werden. Im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin befindet sich ein ausführlicher Bericht über die Schlacht vom 6. Juli 1743 aus Berlin von dem preußischen Feldmarschall Samuel Schmettau an Friedrich II. (Geh. Kab. Registr. Rep. 96, Nr. 82, Bb—II). Danach führte das Treffen, 'von dem die Engländer und Österreicher so viel Lärm gemacht haben', zu keiner Entscheidung. Es sei lediglich ein 'Nachhutgefecht' gewesen, in dem sich 20 000 Franzosen gegen 34 000 Engländer 'tapfer und ziemlich ruhmvoll' geschlagen hätten. Zwar werde es auf 'den Gang der Dinge in Europa den geringsten Einfluß haben', aber 'der Kaiser wird genötigt sein,

sich in die Arme des Königs von England zu werfen, der sich dadurch für den Schiedsrichter Europas halten wird'. England habe deswegen 'Deutschland und den größten Teil Europas gegen Frankreich in Dienst genommen', um sich von diesen den Handel in Spanisch-Indien abtreten zu lassen. England sei auf Preußens Stärke eifersüchtig, die den englischen Machtzuwachsplänen im Wege stehe. In diesem Sinne instruierte auch Friedrich II. seinen Gesandten in London, den Obergerichtsrat Andrié de Georgier (chiffriert vom 16. Dezember 1743, Londoner Gesandtschaftsakten, Rep. 81, Nr. 28). Er habe den englischen Hof zu dem 'vermeintlichen Siege bei Dettingen' nicht beglückwünscht und dadurch den Ärger der Konservativen erregt, die herrschende Ansicht werde jedoch von den Liberalen vertreten, die da betonten, 'daß man nichts so Ruhmreiches in der Affäre von Dettingen fände'.

Was Goldsmith von Friedrichs II. Persönlichkeit und Friedensarbeit, von seiner Feldherrntätigkeit und Preußens Machtpolitik sagt, ist ganz aus der öffentlichen Meinung seiner Zeit erwachsen; er war Preußenfreund wie Garrick (1757, 'Spieler', p. w. I 157) und Richardson (1758, Brief an Loftus, V 187). Vereinzelte satirische und abfällige Bemerkungen über Preußen und seinen König (Brief v. Febr. 1759, ed. I 451; 'Biene' v. Okt. u. Nov. 1759, ed. II 321, 366, 428; 'Weltbürger', ed. III 28, 164; 'Siebenj. Krieg', ed. V 36) sind in erster Linie auf den Einfluß Voltaires und Smolletts (1762, 'L. Greaves' VI 113; 1771, 'H. Clinker' VII 178) zurückzuführen. Wie kam es nun, daß die allgemeine Stimmung des englischen Publikums für Preußen damals so günstig war, während gleichzeitig am Deutschen Reiche so häufig die schärfste Kritik geübt wurde?

Wertvollen Aufschluß geben da die diplomatischen Beziehungen zwischen den Höfen von Berlin und London, die naturgemäß ihren Widerhall in den breitesten Schichten der beiden Völker suchen und finden mußten. Geprüft wurden zu diesem Zwecke folgende im Preuß. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin ruhenden Akten: Geh. Kabinetts-Registratur 1688—1786 (Rep. 96), Londoner Gesandtschaftsakten 1741—56 (Rep. 81), Legationskasse Nr. 3 v. 1737—57 (Rep. 21. 34 C) und die politische Korrespondenz mit Mitchell (Rep. XI 72—75 England), alles — soweit sich sehen läßt — bisher ungedrucktes Material.[1] Nachforschungen im vormals Königl. Preuß. Haus-Archiv zu Charlottenburg blieben erfolglos. Ergänzend hinzugezogen wur-

[1] Über die friderizianische Propaganda in England wird vom Verfasser demnächst eine besondere Abhandlung erscheinen.



den Mitchells Memoiren und Papiere (ed. A. Bisset 1880, 2 Bde.) sowie der Briefwechsel Friedrichs II. (ed. Koser-Droysen 1908 f., Kannengießer, Hein 1914).

Zur Wahrung der preußischen Interessen in England hatte Friedrich bei seiner Thronbesteigung den Generalleutnant Graf v. Truchseß-Waldburg und den Obergerichtsrat Andrié de Georgier nach London gesandt (Rep. 91 Nr. 31 A—E). Ihren Posten übernahmen 1748—50 Geheimrat Klinggräffen (eb. Nr. 31 G—K) und 1747—58 der Gesandte Michell (eb. Nr. 32 I—S), den seinerseits Geheimrat Knyphausen (eb. Nr. 33 A—G) ablöste. Nach dem Hubertusburger Frieden wurde dann wieder Michell Gesandter in London (eb. Nr. 33 H—J). In Berlin war Münchhausen vom Regierungsantritt Friedrichs bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges großbritannischer Bevollmächtigter (eb. Nr. 36 Hh XI 73 B) und wurde darin 1741—44 von Lord Hyndfort unterstützt (eb. Nr. 36 J). Während der Dauer des Siebenjährigen Krieges versah schließlich Sir Andrew Mitchell, der 'größte der englischen Gesandten' (vgl. Bisset I S. V), dieses wichtige Amt (eb. Nr. 36 M—N).

Als die Kämpfe um Schlesien begannen, waren die Preußen nicht viel besser als Räuber am österreichischen Landbesitz in England angesehen. So scheute sich der Berliner Gesandte Guy Dickens nicht, Friedrich als einen Fürsten von 'geringster Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit' zu bezeichnen (Depeschen v. 29. 11. u. 3. 12. 1740, ed. Bisset I 102 f.), obgleich ihm dieser die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche vorzustellen suchte (Brief an Etatsminister Podewils v. 31. 12. 1740, ed. Kannengießer S. 93). Daher war der König bald davon überzeugt, daß er von den Engländern nie unterstützt werden würde (Brief an eb. v. 7. 1. 1741, ed. eb. S. 94), daß sie 'die dickköpfigsten Leute Europas' wären (an eb. v. 12. 5. 1741, ed. eb. S. 103). 'Der Cäpten' (sein Oheim Georg II.), schrieb er, 'denkt uns zu täuschen, und zwar als Westfale, d. h. mit aller möglichen Plumpheit ...; ich ... würde mich selbst verleugnen, wenn ich zum Spielzeug eines Mannes aus Hannover würde ...; wir stehen unbestreitbar besser auf der französischen Seite' (an. eb. v. 21. 5. 1741, eb. S. 104; vgl. Koser, König Friedrich d. Gr. I 125 ff.). Dennoch lag ihm viel daran, ständig über die Stimmung des britischen Hofes und Volkes betr. der schlesischen Angelegenheit unterrichtet zu werden und auch den Hetzberichten englischer Blätter zu zeigen, 'daß man von gekrönten Häuptern nur mit dem Respekt sprechen solle, den man ihnen schulde' (an Andrié v. 7. 1. u. 14. 1. 1741, Rep. 81 Nr. 24).

Doch erst nach dem Breslauer Frieden, nachdem am 18. Nov. 1742 in Whitehall ein Vertrag 'gegenseitiger Verteidigung und

Sicherheit' geschlossen war (Memoiren Friedrichs II., Lond. 1757, S. 63), erstrebte Friedrich ernstlich, alle Reibungen mit England zu beseitigen (an Andrié v. 3. 2. 1743, Rep. 81 Nr. 28).[1] Er schärfte in einer chiffrierten Depesche Andrié größte Vorsicht und diplomatisches Taktgefühl für alle seine Schritte ein und meinte: 'Sie können darauf rechnen, daß ich in London selbst Leute an der Hand habe, die mich getreulich von allem benachrichtigen, und die in jedem Falle imstande sein würden, Sie zu beschämen, wenn Sie sich in einem solchen Punkte vergäßen' (v. 16. 12.). Während des Zweiten Schlesischen Krieges beauftragte er ihn wiederholt, alle Gerüchte, die seine Feinde über den angeblichen schlechten Zustand im preußischen Heere sowie über die Vorgänge in Schlesien in England verbreitet hatten, am Londoner Hofe formell zu dementieren (Rep. 81 Nr. 34 v. 5. 1., 12. 1., 23. 2., 27. 2. u. 17. 8. 1745). Er sandte dem Botschafter ein Dutzend Exemplare des von der Berliner Akademie herausgegebenen 'Genealogie-Almanachs' zur Verteilung an die englischen Minister, 'um die Verbreitung in England zum Vorteil und Nutzen der Akademie zu erleichtern' (v. 12. 1.), und mehrere Berichte über die letzten Gefechte, 'daß sie in den Zeitungen erwähnt werden sollen, damit das Publikum über die Tatsachen informiert sei', und zugleich, um Wiener Täuschungen zuvorzukommen (v. 15. 5.).

Neben dieser Propaganda für die Sache Preußens suchte Friedrich auch greifbaren Nutzen aus den günstigen Beziehungen zu England zu erlangen. Bereits am 24. Juli 1741 hatte er in der 'Londoner Zeitung' zwei große Messen für Schlesien einberufen und die englischen Kaufleute zu deren Besuch einladen lassen (vgl. Memoiren Friedrichs II. S. 63). Später ließ er durch Andrié erklären, daß englische Waren nach Schlesien eingeführt werden könnten (Rep. 81 Nr. 31 v. 28. 3. 1744), und daß es den preußischen Untertanen erlaubt wäre, in englischen Häfen Handel zu treiben (eb. v. 14. 4. 1744).

In England brachte diese preußische Annäherungspolitik, unterstützt durch die Waffentaten zweier glücklicher Feldzüge, allmählich den erwünschten Stimmungsumschlag. So meinte Horace Walpole in einem Briefe vom 29. Mai 1745 an den Pfarrer Milling, ein Bündnis Englands mit Friedrich sei wünschenswert, da er eine Stütze des Protestantismus wäre (Bisset I 123 f.; vgl. auch Brief an Cumberland v. 1747, ed. eb. S. 125); außerdem halte er 'gegenwärtig das Gleichgewicht Europas in der Hand' (Brief an Georg II. v. Nov. 1751, vgl. Coxes Memoiren von Lord

[1] Er bekämpft Vorliebe für Frankreich (eb. v. 19. 2.), Zeitungslügen (5. 10.), Vorwürfe militaristischer Art (8. 10).



Walpole S. 393). Aber erst als nach dem Ausbruch der englisch-französischen Streitigkeiten in Nordamerika durch Österreichs Bündnis mit Frankreich Hannover gefährdet war, kam eine Neutralitätskonvention (16. 1. 1756) zustande (Rep. XI 72—75 Nr. 88 A).

Inzwischen begann Friedrich noch vor dem Siebenjährigen Kriege eine äußerst lebhafte Propaganda, um den Hof und die öffentliche Meinung Britanniens zugunsten Preußens zu bearbeiten (Rep. 81 Nr. 64). In einem eigenhändigen Schreiben vom 15. Jan. 1756 machte er es Michell zur Aufgabe, die englischen Minister in diesem Sinne zu beeinflussen. Daneben suchte er mit England einen Handelsvertrag zu schließen (10. 1., Rep. XI 72—75 Nr. 87, und Handschreiben v. 30. 1. an Michell, Rep. 81 Nr. 64, vgl. auch v. 1. 6. u. 16. 10. über Holzhandel). Er beklagte sich bitter bei dem Gesandten, daß England die versprochenen Handelsvorschläge immer noch nicht geschickt hätte, und machte ihm Beschleunigung der Angelegenheit zur Pflicht (7. 9.). Und als er dann schlagfertig an Sachsens Grenze stand, um den Einkreisungsplänen seiner Gegner zuvorzukommen, sandte er drei Denkschriften (vom 26. Juli u. August) nach London (Rep. 81 Nr. 63), um Preußens Beziehungen zum Wiener Hofe und Reiche klarzustellen. Es war dies das erste Mal, daß eine Sammlung politischer Schriftstücke aller Welt zur Kenntnis und Beurteilung vorgelegt wurde (vgl. de Broglie S. 183). In dem ersten Schreiben legte er dem englischen Könige nahe, ihm ein Ostseegeschwader gegen Rußland zu stellen; im zweiten betonte er, daß nur 'eine enge und innige Verbindung beider Höfe Europas Gleichgewicht wiederherstellen könnte;[1] und im letzten erörterte er auf 23 Folioseiten die Zwistigkeiten mit Wien betr. des Handels und der Steuern in Schlesien. Nicht lange dauerte es, da erschien auf Friedrichs Veranlassung bei Ed. Owen in der Warrickgasse zu London ein Quartbändchen, das alles wissenswerte Aktenmaterial den weitesten Kreisen des britischen Publikums zugänglich machte. Die Broschüre hieß 'Vier Schriftstücke, die eine volle Rechtfertigung des Verhaltens Seiner Preuß. Majestät im gegenwärtigen Augenblicke enthalten'. Es ist anzunehmen, daß durch Michells Vermittlung das Büchlein entstand, denn Friedrich sandte ihm ständig neues Material,[2] das der Gesandte zu propagandistischen

---

[1] Er gab es auch dem Berliner Gesandten Mitchell, der sich schriftlich dazu äußerte (Brief Mitchells an Holdernesse vom 12. August 1756, ed. Memoiren I 192) und es am 21. Oktober von Dresden an Holdernesse sandte (ed. ebd. S. 216).

[2] Z. B. zwölf Flugblätter über sein Vorgehen (14. September), Bericht der Schlacht von Lobositz zwecks Veröffentlichung (vgl. Memoiren I 207 f.) und Abwehr von Wiener Lügen (5. und 9. Oktober), Brühls Intrigen in London (vgl. Memoiren Friedrichs II. S. 174 Anm.), Druckschriften für Londoner

Zwecken verwerten und worüber er später berichten sollte (Rep. 81 Nr. 64).

Am 16. Okt. instruierte er seinen Gesandten noch einmal nachdrücklich über die Verwendung aller gesandten Schriften: 'Sie werden Sorge tragen, sie unter dem Volke bekanntzumachen, indem Sie sie alle zusammen durch einen neuen Abdruck umlaufen lassen, den Sie sich leicht vor der nächsten Parlamentseröffnung werden verschaffen können, damit die ganze Nation und das Publikum von der Gerechtigkeit meiner Sache durchaus überzeugt werden können.'

Am 19. November schickte er ihm eine genaue Darstellung der Schlacht bei Lobositz und der Lage in Sachsen, deren Verbreitung er ihm anbefahl. Um die Bedeutung dieses ersten großen Sieges der britischen Regierung recht deutlich zu machen, scheute Friedrich es sogar nicht, zur selben Zeit den Generalmajor Lentullus als Berichterstatter nach London zu entsenden (Rep. XI 72—75 Nr. 88 J), der sich dieser Aufgabe jedoch mit geringem Geschick entledigte (Brief des englischen Gesandten Sir Andrew Mitchell in Berlin an Keith v. 10. 2. 1762, ed. Memoiren II 259). Auch zahlreiche Werbeschriften ließ der König in diesem Jahre nach London abgehen.[1]

Wie sehr diese planmäßige Bearbeitung der öffentlichen Meinung Englands der zu gleicher Zeit betriebenen Wiener Propaganda überlegen war, zeigte sich bald. So schrieb bereits am 28. Mai 1756 der englische Außenminister Herzog von Newcastle an Mitchell in Berlin: 'Der König von Preußen, ein großer Protestant, wird hier unterstützt und angebetet werden, wenn er für die protestantische Sache handelt' (Memoiren I 177). Und an demselben Tage pries ihm der Staatssekretär im Kronrat Graf Holdernesse, der einst an König Georgs Seite der Schlacht von Dettingen beigewohnt hatte, 'das günstige Bündnis, das so glücklich zwischen S. Preußischen Majestät und dem Könige, unserem Herrn, besteht' (eb. S. 178). In einem Antwortbriefe vom 22. Juni gab Mitchell der Hoffnung Ausdruck, daß durch Preußens Bundesgenossenschaft Hannover vor Frankreichs Beuteplänen gesichert wäre (eb. S. 185). Allerdings blieb es vorerst ohne förmlichen Vertrag bei einer 'gegenseitigen Unterstützung' aus Bedenken gegen Rußland und die bisher franzosenfreundliche Politik Fried-

Zeitungen (12. Oktober), sechs Denkschriften über den Wiener Hof und Artikel für die Presse (17. Oktober).

[1] Denkschrift über Pariser Hof (6. November), Brief über die Kaiserin für die Presse (27. November), genauer Bericht des Feldzuges 1756 zwecks Abdrucks (30. November), Nummern der 'Dresdener Zeitung' (7. Dezember), Denkschrift gegen Verhalten des Reichs zur Veröffentlichung (28. Dezember); er ersuchte Michell um die 'Londoner Abendpost' Nr. 4538, die Wiener Lügen enthielt (25. Dezember).



The March to Finchley (aus Hogarth, Works II 122).

richs (Newcastle an Mitchell v. 9. 7., ed. eb. S. 189 f.). Dennoch konnte Holdernesse etwa eine Woche nach dem Einrücken der preußischen Truppen in Sachsen Mitchell mitteilen: 'Unser beständiger Trinkspruch hier ist jetzt: Erfolg dem König von Preußen. Er wird gewaltig volkstümlich um uns' (eb. S. 204). Und auch Michell meldete am 14. September aus London seinem Herrn: 'Der Hof und die Stadt reden das gleiche, und niemand mißbilligt es hier, was Eure Majestät tut; man wünscht im Gegenteil Eurer Majestät Glück zum Erfolg' (Rep. 81 Nr. 65). Am 21. September schrieb er: 'Die englischen Minister fahren fort, die Notwendigkeit anzuerkennen, in der Eure Majestät sich befunden hat, sein Heer nach Sachsen gehen zu lassen.' Nach der Schlacht bei Lobositz berichtete er am 15. Oktober an Friedrich: 'Der Hof und die Stadt fahren fort, sich zu beglückwünschen, worauf der König und die ganze königliche Familie mir Komplimente machte.' Von Dresden aus, wohin er dem Sieger gefolgt war, schrieb Mitchell am 20. November an Holdernesse, die Stimmung Friedrichs für England wäre sehr günstig (Memoiren I 222).

Dann kam das Jahr 1757. Pitt hatte sich am 18. Februar im Parlament warm für das englisch-preußische Bündnis eingesetzt,

und Friedrich ließ ihm durch Mitchell am 12. März dafür danken (eb. S. 232). Aus Hannover versicherte den König der Herzog von Cumberland seiner Dienstbereitschaft (an Mitchell v. 17. 4., ed. eb. S. 237), und am 6. Mai kündete Holdernesse erfreut Mitchell an, er wolle in London beim Eintreffen einer preußischen Siegesbotschaft Salut schießen lassen (eb. S. 244). Und am 20. Mai schilderte er ihm die Begeisterung der Hauptstadt über den Sieg bei Prag: 'Er erfüllte den Hof und das ganze Volk mit größter Freude und hob die Bewunderung, die wir schon von dem Heldenmute Seiner Preußischen Majestät hatten, zu höchster Höhe; Frauen und Kinder besingen seinen Ruhm; die tollsten Zeichen der Freude sind auf den Straßen sichtbar. Er ist, kurz gesagt, der Abgott des Volkes geworden.' 'Wir müssen nun', fügte er hinzu, 'diese Vorteile richtig benutzen' (eb. S. 249). Er teilte ihm am 17. Juli den Entschluß des englischen Königs mit, Britannien würde trotz Kolin zu Preußen stehen (eb. S. 254 ff.). Unmöglich wäre es aber, eine Flotte in die Ostsee zu senden, um die Friedrich wiederholt dringend gebeten hatte (vgl. Denkschrift v. 26. 7. 1756; Mitchell an Holdernesse v. 19. 4., 18. 5. u. 10. 7. 1757; M.s Tagebuch v. 4. 6. 1757). 'Wir müssen Kaufleute sein,' schrieb er, 'solange wir Soldaten sind' (Memoiren eb. S. 261). England könnte wohl Geld, aber keine Soldaten liefern (eb. S. 263). Als dann jedoch der unfähige Cumberland bei Hastenbeck Schande über die englischen Waffen brachte (Mitchell an Holdernesse v. 28. 8., ed. eb. S. 268; Tagebuch v. 19. 9., eb. S. 371; Friedrich II. an Ferd. v. Braunschweig v. 4. 4. 1758, ed. Kannengießer S. 204), schien die britische Hilfe für Preußen am Ende zu sein, obwohl das Schicksal beider Mächte offensichtlich eng verbunden war (Mitchell an Holdernesse v. 15. 10., ed. eb. S. 277, 279 f.). Dazu kam noch das Mißlingen der Expedition nach Rochefort, durch welche die Engländer auf dem Festlande 'als kindische Menschen betrachtet wurden, die unfähig waren, für sich zu kämpfen oder ihren Verbündeten beizustehen' (Mitchell an Holdernesse v. 1. 11., eb. S. 164). Schon am 6. November indessen meldete Mitchell erfreut den am Vortage erfochtenen Sieg bei Roßbach (ed. S. 283 ff.) mit der Ankündigung, daß Friedrich den Major Grant als Berichterstatter nach London schicken würde (11. Nov., eb. S. 286). Grenzenlosen Jubel löste die Nachricht dort aus: das ganze Volk wünschte den Sieger mit Geldmitteln zu unterstützen; seine Stimmführerin war die Gattin des Außenministers selbst, die, eine Enkelin Marlboroughs, als 'stärkste Preußin in England' galt (Newcastle an Mitchell v. 8. 12., ed. S. 291 ff.). Doch als Friedrich einen Monat später auch bei Leuthen gesiegt hatte (Mitchell an Holdernesse v. 9. 12., ed. S. 297), weigerte er sich anfangs, vor allem durch die beharr-

liche Ablehnung der Ostseeflotte und die Unfähigkeit Cumberlands erbittert, nach London zu berichten, und rief aus: 'Was haben diese Leute für mich getan?' (M.s Tagebuch v. 7. 11., ed. S. 382). Er unterließ es jedoch nicht, noch vor Ablauf des Jahres eine ausführliche Propagandaschrift unter dem Titel 'Memoiren Friedrichs II. [gedruckt ist III.], König von Preußen[1] ... Zur Rechtfertigung seines Verhaltens' drucken zu lassen, die bei J. Hinton in der Newgate-Straße für 2½ Schilling käuflich war. Sie enthielt nicht nur eine kurze Darstellung des Hauses Brandenburg (S. 1 ff.), die ereignisreiche Geschichte seiner Jugend (S. 18 ff.) und den Bericht über beide Schlesischen Kriege (S. 28 ff.), sondern auch neben dem Abdruck der 'Vier Schriftstücke' von 1756 (S. 121—138) mancherlei diplomatisches Aktenmaterial über Österreich, Sachsen, Polen und Rußland sowie im Anhang den Grundriß der deutschen Reichsverfassung (S. 180 ff.), einen Überblick über die Einkünfte der geistlichen und weltlichen Staaten (S. 189 f.) und einige Angaben über Truppenstärken (S. 190).

Auch 1758 setzte Friedrich seine Werbetätigkeit — wenn auch nicht mit der früheren Intensität — in der britischen Öffentlichkeit fort, zumal nun die lang erwarteten Hilfsgelder in Höhe von £ 670 000 (Rep. XI 72—75 Nr. 92 F) eintreffen sollten. Um diese Angelegenheit zu beschleunigen, die englische Stimmung kennenzulernen und gegen Frankreich zu propagieren, sandte er im Mai Knyphausen nach London (eb. Nr. 91 C, E; vgl. Mitchells Memoiren S. 406 f.), den er erst am 4. Januar 1763 zurückberief.

Schon vorher hatte Mitchell an Holdernesse eine deutsche Zeitung gesandt (1. 2.), in der französische Grausamkeiten beschrieben worden waren (Memoiren S. 388). Eine Woche später schilderte er ihm, wie lächerlich es Friedrich fände, daß ihm England aus Handelsinteressen eine Ostseeflotte verweigere, wo doch vor allem die Sicherheit beider Nationen auf dem Spiele stände; der König hätte ihm ein 'sehr starkes Memorial' zur Weitergabe nach London ausgehändigt (eb. S. 390 ff.). Zugleich fragte er an, ob er das Geld annehmen dürfe, das er ihm anläßlich der günstigen Entwicklung des Subsidienvertrages angeboten hätte (eb. S. 397), übrigens würde Friedrich nur 'im Falle der äußersten Not' eine Anleihe in England machen (eb. S. 400). Am 15. Februar empfahl er dem Grafen, König Georg sollte Seiner Preußischen Majestät als Aufmerksamkeit einige Pferde senden (eb. S. 402 f.). Nachdem Mitchell dann aus Gesundheitsrücksichten seinen Posten aufgegeben hatte (eb. S. 403), traf Generalmajor

[1] Bereits 1748 waren die 'Memoiren des Hauses Brandenburg' in London erschienen.

York als sein Nachfolger Anfang April in Berlin ein (Mitchell an Holdernesse vom 13. 4., ed. S. 411), mit dem Minister Finkenstein sofort wegen einer Flottenunterstützung verhandelte (Rep. XI 72—75 Nr. 92 G). Obwohl Finkenstein dem neuen Gesandten auf des Königs Befehl für 1500 Taler ein Gemälde kaufte (Finkenstein an Friedrich vom 1. 7., eb. Nr. 92 G), blieben alle Verhandlungen erfolglos. Wenn auch Mitchell keine amtliche Eigenschaft mehr am preußischen Hofe besaß, so setzte er doch seinen diplomatischen Schriftwechsel fort. Er meldete Holdernesse am 26. August den Sieg bei Zorndorf (ed. S. 427) und am 15. Oktober die Niederlage bei Hochkirch (ed. S. 453 f.). Er schickte ihm am 23. November Zeitungsberichte über die heldenmütige Verteidigung Kolbergs (eb. S. 471) und bat ihn am 12. Dezember um englische Almanache im Austausch für Berliner (eb. S. 478).

Spärlicher flossen die Berichte über Preußens Kampf in den folgenden Jahren; auch das Interesse des englischen Publikums ließ nach, je länger er dauerte. Diese kampfesmüde Stimmung äußerte sich u. a. in den viel verbreiteten Kupferstichen von William Hogarth (1697—1764), den Goldsmith bei Davies kennengelernt hatte (Forster I 304). Während er in früheren Jahren noch gern den hübschen, jungen Grenadier, den Trommler und Querpfeifer mit friderizianischem Spitzhelm darstellte (1747 'Fleiß und Müßiggang', ed. I 49; 1750 'Marsch nach Finchley', ed. II 10, Friedrich II. gewidmet; 1756 und 1759 'Einfall', ed. eb. 66) und sein theoretisches Werk, die 'Analyse der Schönheit' (1753), ein Jahr nach ihrem Erscheinen in Berlin verdeutscht wurde, zeigte er in den 'Zeiten I' (1762; veröffentlicht erst 1790; ed. II 117) eine fast preußenfeindliche Tendenz: In einer Straße stehen die Häuser Frankreich, Deutschland und Spanien in hellen Flammen und bedrohen das benachbarte Britannien. Pitt fördert den Brand, doch Lord Bute sucht ihn mit Hilfe englischer Soldaten und Matrosen zu löschen. Im Vordergrunde, abseits vom Feuer, sitzt der 'musikalische König von Preußen, der sicher allein durch den Krieg gewinnen wird' und belustigt sich auf einer Geige inmitten seiner unglücklichen Bäuerinnen (eb. S. 118). Erwähnt sei hier ein Brief, den der Pastor Philipp Francis am 20. Februar 1759 an Mitchell richtete. Er teilte ihm darin mit, daß er 'seit einiger Zeit beschäftigt sei, Material für eine allgemeine Geschichte des gegenwärtigen Krieges zu sammeln', da die 'kraftlosen und unvollständigen Berichte von Zeitungen' das Urteil der Leser über den Preußenkönig irreführten; beim Friedensschluß solle das Buch veröffentlicht werden [1] (eb. II 50). Am

[1] Goldsmiths 'Geschichte des Siebenjährigen Krieges' lag bereits Anfang 1758 zum größten Teil gedruckt vor.



The Times, Plate I (aus Hogarth, Works II 180).

21. April berichtete Mitchell dem Grafen über die Verhältnisse in Böhmen (eb. S. 56), pries die Vorzüge des 'Heldenkönigs' [1] (20. 5. 1759, ed. S. 63; 22. 10. 1759, ed. I 170; 16. 8. 1760, ed. S. 199) und schilderte 'die allgemeine Freude im ganzen preußischen Heere' über die englischen Siege in Nordamerika [2] (30. 6. 1759, ed. S. 71; 18. 7. 1760, ed. S. 163). Nach dem Mißerfolg bei Maxen (Mitchell an Holdernesse vom 2. 12. 1759 und 16. 1. 1760, ed. S. 112, 126) sandte Friedrich im folgenden Jahre eine Darstellung seiner Lage nach London (Mitchell an eb. vom 16. 1. und 20. 4., ed. S. 123, 155) und ließ noch einmal durch Mitchell auf die Unterstützung durch ein englisches Ostseegeschwader dringen (Mitchell an eb. vom 20. 4., ed. S. 157). Dieser warnte den König vor Voltaire (Friedrich hatte ihm vom Dezember 1758 bis Oktober 1760 vier Briefe gesandt; ed. Hein II 43, 48, 58, 82), den er als französischen Spion betrachtete (Mitchell an Holdernesse vom 31. 7. 1760, ed. S. 183). Während Friedrich den englischen Hof über den Fortgang des Feldzuges 1760 dauernd unterrichtete —

[1] Schon die 'Londoner Chronik' vom 26. Januar 1758 nannte ihn den 'Großen' und rühmte seine Schlagfertigkeit.

[2] Knyphausen hatte Friedrich eine Extranummer der 'Londoner Zeitung' vom 17. Oktober 1759 mit Berichten des Generals Townshend gesandt (Rep. XI 72—75, Nr. 93 A).

er ließ u. a. Mitchell den Erfolg bei Liegnitz (an Newcastle vom 17. 8., ed. S. 202) und den Hauptmann Cocceji den Sieg von Torgau in London melden (Mitchell an Pitt vom 10. 10., ed. S. 205) —, versahen ihn Knyphausen und Michel häufig mit Nummern der 'Londoner Zeitung'; so vom 27. Juni, 20. September, 6. Oktober (amerikanische Nachrichten), vom 21. und 31. Oktober, in der Preußen als 'großherziger Bundesgenosse' genannt war (Rep. 96 Nr. 33 D und E).

Um diese Zeit starb Georg II., dessen Nachfolger Ende 1761 den Subsidienvertrag nicht mehr erneuerte, da an Stelle des preußenfreundlichen Pitt nun Lord Bute die Außenpolitik Englands leitete.[1] In der Vorahnung dieser für ihn so bedeutsamen Wendung wies Friedrich in einem eigenhändigen Schreiben vom 2./3. April Knyphausen an, mit Britannien unter allen Umständen 'ein möglichst vorteilhaftes Übereinkommen zu schließen' (Rep. 96 Nr. 33 D und E). Kurz darauf erhielt er den 'Plan einer Gegenerklärung im Namen und von seiten ihrer britischen und preußischen Majestäten' (Mitchell an Bute vom 13. 4., ed. S. 227). Nicht lange nachdem sich Britannien auf eine wohlwollende Neutralität Preußen gegenüber beschränkt hatte, liefen auf Butes Veranlassung Klagen über das 'unkluge, indiskrete und unverschämte' Betragen der beiden preußischen Gesandten in London ein (Mitchell an Bute vom 14. 4. 1762, ed. S. 281). So verließ Knyphausen zwei Tage vor Friedensschluß, am 13. Februar 1763, auf des Königs Befehl die englische Hauptstadt (Rep. XI 72—75 Nr. 105 A), während Michel noch dort blieb.[2] Im gleichen Jahre erschienen, gewissermaßen als Abschluß jener großzügigen friderizianischen Propaganda, in London bei Becket & de Hondt ohne Verfasserangabe 'Des Königs von Preußen Feldzüge, übersetzt aus dem ursprünglich Französischen', ein zweiteiliges Werk. Es stammte aus der Feder des preußischen Generals Ludwig v. Still (gest. 1752) und enthielt auf 192 Seiten insgesamt 22 Briefe aus den Jahren 1742, 1745 und 46. Im selben Verlage erschienen um diese Zeit auch 'Militärinstruktionen, geschrieben vom König von Preußen für die Generäle seines Heeres', das einen Kommentar zu seinen früheren Feldzügen darstellen sollte.

Aus dem vorliegenden Aktenmaterial, das nur in den Hauptpunkten hier angeführt werden konnte, geht klar hervor, wie lebendig der diplomatische Verkehr um die Mitte des 18. Jahr-

[1] Die Gelder wurden unter der Begründung des Krieges mit Spanien zurückgezogen (Bute an Mitchell vom 26. Mai 1762, ed. S. 294 ff.); Friedrich enthielt sich einer Gegenäußerung (Mitchell an Grenville vom 13. Juni 1762, ed. S. 308).

[2] Mitchell hielt sich — abgesehen von einem kurzen Aufenthalt in England 1765/66 — dauernd in Berlin auf, wo er am 28. Januar 1771 starb.

hunderts zwischen Berlin und London hin und her geflutet ist. Weit über die Enge der Geheimkanzleien und Schreibstuben der Politiker hinaus findet er eine zum größten Teil beabsichtigte Resonanz in allen Kreisen des politisch so regsamen englischen Volkes, das sich seit den Tagen der Elisabeth vor jeder anderen Nation berechtigt und befähigt glaubte, an den Geschicken Britanniens selbst mitarbeiten zu müssen. So ist es durchaus verständlich, daß auch Goldsmiths Urteil über Preußen und seinen König den Niederschlag jener öffentlichen Meinung bildet, die ihn von allen Seiten umbrandet. Von Friedrich, aber auch von seinen Gegnern inspirierte Zeitungsartikel, ausführliche Broschüren, Parlamentsdebatten, die Stellungnahme des Hofes, die Tätigkeit der preußischen Agenten, die Hoffnungen der englischen Kaufleute und nicht zuletzt die infolge der beneidenswerten Waffenerfolge des Großen Königs im britischen Publikum geweckte Begeisterung haben der Preußenkritik Goldsmiths ihr ganz eindeutiges Gepräge gegeben. Auch darin zeigte er sich völlig im Fahrwasser seiner Zeit, daß er sowohl die englischen Hoheitsrechte in Hannover nicht angetastet ('Untersuchung', ed. S. 484, 523; 'Siebenj. Krieg' S. 29, 36, 49, 51 f.) als auch die protestantischen Interessen in Europa gewahrt wissen will ('Untersuchung' S. 45—47). Und er fühlt sich ganz als der über alle Völker erhabene Brite, wenn er neben offener Anerkennung überlegener wissenschaftlicher und vor allem militärischer Leistungen des preußischen Volkes diesem glatt eine gedeihliche Weiterentwicklung abspricht: Wie die Berliner Akademie mit ihrem großen Gönner einst dahinsinken werde (eb. S. 486), so scheint ihm auch der Ausgang des siebenjährigen 'blutigen Trauerspiels' höchst fragwürdig ('Biene', Ed. S. 317), ja die Machtstellung Preußens nur 'vorübergehend und künstlich' ('Siebenjähr. Krieg' S. 33 f.); jedenfalls kann es sich keineswegs mit England messen, das auf Jahrhunderte ruhmvoller Tradition zurückblickt (eb. S. 34). Auch im Handel, dem britischen Lebensnerv,[1] braucht es die preußische Konkurrenz 'nicht als Gegner in der Größe zu fürchten'; Britannien wird ihr im Gegenteil allen möglichen Schutz angedeihen lassen, da es 'besonders befähigt ist, derartige Pläne zu fördern' (eb. S. 37). Dem englischen Kritiker ist es daher gar nicht recht, daß der von ihm so oft gelobte Preußenkönig für das wohlgemeinte Offensivprotektorat seines Bundesgenossen nur 'Anzeichen der Abneigung hat' (eb. S. 36). Daß Goldsmith trotz gründlicher Belesenheit und vielseitiger Kenntnisse wohl das Deutschtum aus seinen sinnfälligen Äußerungen, nicht aber den preußischen Charakter aus seinem vielversprechen-

[1] Vgl. dazu auch meine Ausführungen in Angl. Beibl. XXXV f.

den Aufschwung seinen Landsleuten richtig zu deuten vermag, liegt letzten Endes in dem imperialistischen Grundzuge des britischen Wesens begründet.

Benutzte Literatur.

1. Black, Goldsmith, London 1879, Engl. Men of Letters.
2. J. Boswell, Letters, ed. Th. Seccombe, London 1908. — Life of Johnson, London 1904, 2 vols, Oxf. Ed.
3. Duc de Broglie, Voltaire avant et pendant la Guerre de Sept Ans, Paris 1908.
4. Cumberland, Memoirs, London 1807, 2 vols.
5. Th. Davies, Memoirs of the Life of D. Garrick, London 1780, 2 vols.
6. A. Dobson, Samuel Richardson, London 1902, Engl. Men of Letters.
7. A. Drummond, Travels through ... Germany, Italy, Greece ..., London 1754.
8. P. Fitzgerald, Life of J. Boswell, London 1891.
9. Forster, The Life and Times of O. Goldsmith, London 1871.
10. Fränkel, Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt, München 1916.
11. Friedrich der Große, Ausgew. Werke, ed. F. Ramhorst, Berlin. — Briefe, ed. Hein, übers. v. Oppeln-Bronikowski-König, Berlin 1914, 2 Bände. — 300 ausgew. Briefe, ed. Kannengießer, Leipzig, Recl. 3772—5. — Briefwechsel mit Voltaire, ed. Koser-Droysen, Leipzig 1908 f., Publik. a. d. Kgl. Preuß. Staatsarchiven, Bd. 81 und 82.
12. D. Garrick, Poetical works, London 1785, 2 vols. — Dramatic works, London 1798, 3 vols. — Some unpublished correspondence, ed. G. P. Baker, Boston 1907.
13. O. Goldsmith, History of England, London 1771, 4 vols (in Göttingen). — History of the Earth and animated Nature, London 1774, 8 vols (in Göttingen). — Poetical and dramatic Works, ed. Th. Evans, London 1780, 2 vols (in Göttingen). — Miscellaneous Works, ed. Cadell & Davies, London 1801, 4 vols (in Göttingen). — Works, ed. Gibbs, London 1892, 5 vols.
14. W. Hecht, Th. Percy and W. Stenstone, Briefwechsel, Straßburg 1909, QF. CIII.
15. C. H. Herford, Studies in the literary Relations of England and Germany in the 16th Century, Cambridge 1886.
16. G. B. Hill, Johnsonian Misc., Oxford 1897, 2 vols.
17. W. Hogarth, Complete Works, London 1837, 3 vols.
18. S. Johnson, Letters, ed. G. Hill, Oxford 1892, 2 vols.
19. Kreiten, Voltaire, Freiburg i. B. 1885.
20. Mainwaring, Memoirs of Handel, London 1760.
21. J. Marshall, Handel, London 1912.
22. Mattheson, G. F. Händels Lebensbeschreibung, Hamburg 1761.
23. Sir A. Mitchell, Memoirs and Papers, ed. A. Bisset, London 1850, 2 vols.
24. Lady Mary Wortley Montague, Letters, London 1783. — Works, ed. J. Dallaway, London 1803, 5 vols.
25. John Moore, A View of Society and Manners in France, Switzerland, and Germany, London 1803, 2 vols. (1. Ed. 1779.)
26. Frank F. Moore, The Life of O. Goldsmith, London 1910.
27. J. Nichols, Literary Anecdotes of the 18th century, London 1812—15, 9 vols. — Illustrations of the literary History of the 18th Century, London 1817 ff., 8 vols.
28. W. P. Paterson, German Culture, London 1915.
29. Th. Percy, Reliques of ancient Engl. Poetry, London 1765, 3 vols.

30. Prior, The Life of O. Goldsmith, London 1837, 2 vols.
31. S. Richardson, Works, ed. L. Stephen, London 1883, 12 vols. — Correspondence, ed. Anna L. Barbauld, London 1804, 6 vols.
32. T. Smollett, Miscellaneous Works, with Memoirs by R. Anderson, Edinburgh 1811, 6 vols. — Works, with Memoirs of Dr. John Moore, ed. J. P. Browne, London 1872, 8 vols.
33. Stephen, Dictionary of National Biography, London 1885 ff.
34. S. G. Tallentyre, The Life of Voltaire, London 1903, 2 vols. — The Friends of Voltaire, London 1906.
35. Thackeray, The English Humourists of the 18th Century, Leipzig 1853, Tauchn. Ed.
36. Voltaire, Letters concerning the English Nation, London 1733. — Mémoires, écrits par lui-même, ed. Paul d'Estrée, Paris 1891.
37. Watt, Bibliotheca Britannica, Edinburg 1824, 6 vols.
38. Ward-Waller, The Cambridge History of Engl. Literature X, Cambridge 1913.
39. F. Wiener, Naogeorgus im England der Reformationszeit, Berl. Dissertation 1907.

---

40. Four Pieces, containing a full Vindication of his Prussian Majesty and Conduct, London 1756.
41. Memoirs of Frederick III. (= II.), King of Prussia ... in Vindication of his Conduct, London 1757.
42. The King of Prussia's Campaigns, transl. from the original French, 2 parts, London 1763.
43. Daily Mail, Our German Cousins, London 1911.
44. The Spectator, ed. H. Morley, Lond. Univ.-Libr.

Charlottenburg. Hans Marcus.

Ein dramatischer Kunsthandwerker der englischen Renaissance (A. Munday).

I. Einleitung.

§ 1. Das englische Renaissancedrama von 1570 bis 1642 ist keine Literatur im eigentlichen Sinne und kann als solche nicht in seinem Wesen verstanden und kritisch rekonstruiert werden. Es ist nur zu begreifen als eine große Organisation zum Zwecke der Belustigung und Unterhaltung des englischen Volkes vom Hofe herab bis zum Handwerkslehrling und der Straßendirne. Diesem Zwecke dienen alle seine Einrichtungen, diesem ordnen sich alle die Persönlichkeiten ein und unter, die im Theater und für dasselbe tätig sind, von dem Besitzer der Theatergebäude und Requisiten bis zum untersten Theaterlehrling und Türsteher und dem Schneider, der die Theaterkostüme herstellt. Ihm dienen auch die zahlreichen dramatischen Dichter, playwrights, d. h. 'Dramenbauer', genannt, von Shakespeare herab bis zu den letzten Lohnschriftstellern, einem Wentworth Smith, Richard Hathway, Rankin u. a. Die Methoden ihrer Produktion sind nicht literarisch wie die von Schiller, Goethe, Kleist, Corneille, Racine und Molière. Sie empfangen die dichterische Anregung nicht durch ihre Lektüre, wie etwa Schiller die zum 'Wallenstein' aus dem Studium der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Racine die zu seinen Tragödien aus Euripides, Molière seine Stoffe aus Plautus und Terenz, und legen dann ihre Erfahrungen und Erlebnisse, ihre persönliche Lebensanschauung und ihre Lebensweisheit hinein, dadurch das fremde Gut zu dem ihrigen machend. Ihre Methoden sind vielmehr die des Handwerks, des Kunstgewerbes, und ihre Produktion empfängt daher ihre Richtung nicht aus der inneren Selbstentwicklung des schaffenden Individuums, das nach Selbstäußerung strebt, sondern von außen, durch den Geschmack des genießenden Publikums und das Motiv des Wettbewerbs, der Konkurrenz. Das gilt zwar nicht von allen. Es gibt auch stolze, selbstbewußte Geister darunter, die sich dem Geschmack der Menge nicht beugen, sondern dagegen ankämpfen, ihn bilden wollen und die Konkurrenz verachten — es ist die Gruppe der literarischen Dramatiker, zu der neben dem stärksten und selbstbewußtesten, Ben Jonson, auch Marston und Chapman gehören — aber das sind die Ausnahmen. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl, und zwar die größten wie die kleinsten, William Shakespeare wie Wentworth Smith, empfangen die Anregung und Richtung ihrer Produktion von außen, schreiben Stücke, so wie sie das Publikum zu diesem Augenblick gerade verlangt. Was ist *Hamlet* uns heute? Die

philosophischste Tragödie der Weltliteratur, die tiefste Selbstoffenbarung des Dichters, die Tragödie des Pessimismus, die Darstellung der Grenzen zwischen Handeln und Denken usf. Die Erklärungen und Deutungen sind bekanntlich Legion. Was war das Drama den Besuchern des Globe-Theaters? Eine Blut- und Rachetragödie mit spannender, wechselvoller Handlung und einem melancholischen Helden als Hauptgestalt, der sich zeitweise wahnsinnig stellte und dabei geistvoll-rätselhafte Reden hielt mit einem leibhaftigen Geist, der Rache heischte, und einem Schauspiel im Schauspiel. Und alle diese Züge waren schon bekannt aus einem etwa anderthalb Jahrzehnte zurückliegenden Stücke des Thomas Kyd, das der tüchtige Hausdichter des Globe-Theaters neu bearbeitet hatte. Von dem Ewigen in dem Stücke, der Psychologie und Poesie desselben empfand wohl das Publikum wenig oder war sich dessen doch nicht bewußt. Das Stück traf den Ton, die Stimmung der Zeit, die in jenen Ausgangsjahren der Elisabeth zum Pessimismus, zur Melancholie und Unzufriedenheit neigte, und hatte deshalb Erfolg. Es hatte Erfolg, wurde oft gespielt und im 17. Jahrhundert zehnmal gedruckt, aber Kyds 'Spanische Tragödie', ein unzählige Male genanntes Sensationsstück, das sich mit *Hamlet* so wenig vergleichen läßt wie Maler Müllers 'Faust' mit dem Goethes, erlebte in derselben Zeit zwölf Auflagen, und ein anonymes romantisches Stück voller Wunder, Reisen, Abenteuer, Kämpfe und Totschlag, vermischt mit reichlichem Ulk und Spaß, aber ohne Psychologie, Poesie und Kunst, wie *Mucedorus*, das auf Shakespeares Bühne und bei Hofe zur Zeit der Glanzzeit des Dramas aufgeführt wurde, hat es gar auf 17 Drucke gebracht. Und mit vielen anderen Dramen, wie etwa dem 'lustigen Teufel von Edmonton', ebenfalls einem anonymen Stücke, dessen Beliebtheit sprichwörtlich war,[1] können sich Shakespeares beste Dramen auch an Erfolg nicht messen.

Wenn so der Geschmack des Publikums, seine zeitweilige Grundstimmung die allgemeine Richtung des Dramas, die Art der dramatischen Produktion, bestimmend beeinflußt, z. B. Historien, d. h. politische Dramen aus der heimischen Geschichte verlangt in den Jahren der nationalen Hochstimmung nach dem Siege über die spanische Armada und auch nur, solange diese Hochstimmung anhält, zu einer anderen Zeit pessimistische Dramen fordert und dann solche von großen, zerstörenden Leidenschaften und Verbrechen, natürlich wieder gesondert nach Gesellschaftsschichten, denen verschiedene Bühnen entsprechen, so ist die Art, in der diese Einwirkung sich kund-

[1] Gedr. 1608 und sechsmal bis 1655, erwähnt schon als populäres Stück 1604 und dann noch einmal von Ben Jonson in dem Prolog seines *The Devil is an Ass* 1616 (*Your dear delight, the Devil of Edmonton*).

gibt, wie auf dem gewerblichen Gebiete, die Konkurrenz. Die Wirkung dieser Konkurrenz, namentlich zwischen den beiden bedeutendsten Schauspielergesellschaften, der von der Familie Burbadge geleiteten, deren hervorragendstes Mitglied Shakespeare war, und dem Henslowe-Konzern, wie man heute sagen würde, d. h. den Theatern und Schauspielergesellschaften, die von Philip Henslowe finanziert und daher auch beherrscht wurden und deren bedeutendste Kraft Henslowes Schwiegersohn, der große Schauspieler Edward Alleyn, war, können wir in der Geschichte des Dramas überall feststellen. Handwerksmäßig, gewerblich ist also der Charakter der dramatischen Produktion ihrem Wesen nach. Mag sie sich in vielen, in sehr vielen Erzeugnissen zur Kunst, und zwar zur höchsten Kunst erheben, so geschieht das doch nicht im Widerspruch mit diesem Grundcharakter.

§ 2. Will man also das englische Renaissancedrama wirklich verstehen, will man es kritisch rekonstruieren, so zeigen, wie es war und lebte, so darf man sich nicht damit begnügen, die einzelnen Erzeugnisse zu analysieren, ihre Stoffquellen nachzuweisen, ihnen und ihren Schöpfern einen Rang und eine Stellung innerhalb der Gesamtproduktion anzuweisen, sondern man muß versuchen, die gewaltige Gesamterscheinung der Entstehung, Blüte und des Verfalls der dramatischen Kunst als Ganzes aufzufassen und aus dieser Gesamtauffassung jedes einzelne Erzeugnis zu erklären. Schon Goethe hatte gegenüber der shakespearozentrischen Beschäftigung mit dem englischen Drama diese Empfindung. 'Es ist mit Shakespeare', sagt er in einem seiner zahlreichen Gespräche, die über diesen handeln, zu Eckermann (2. 1. 1824), 'wie mit den Gebirgen der Schweiz. Verpflanzen Sie den Montblanc unmittelbar in die große Ebene der Lüneburger Heide, und Sie werden vor Erstaunen über seine Größe keine Worte finden. Besuchen Sie ihn aber in seiner riesigen Heimat, kommen Sie zu ihm über seine großen Nachbarn: das Finsteraarhorn, den Eiger, das Wetterhorn, den Gotthard und Monte Rosa, so wird zwar der Montblanc immer noch ein Riese bleiben, aber er wird uns nicht mehr in ein solches Erstaunen setzen.' Aber wir können das Bild Goethes noch weiter führen. Wenn wir wirklich den Montblanc verstehen wollen, so müssen wir ihn nicht bloß vergleichen mit anderen bedeutenden, wenn auch niedrigeren Bergen; wir müssen vor allen Dingen die Masse, den Durchschnitt des Schweizer Gebirgslandes kennenlernen, den Kamm und die dazwischenliegenden Senkungen und Täler mit ihrem Gestein, ihrer Vegetation, Tierwelt und Bevölkerung, das Alpenland in Natur und Leben. Nicht anders ist es mit dem Drama. Sein Charakter, seine Struktur zeigt sich weniger in den genialen Ausnahmeleistungen als in denen

des Durchschnitts. Ja, jene sind erst aus diesen und durch diese in ihrer Besonderheit zu verstehen. Aus den Bedürfnissen des Publikums und aus der Technik der Aufführungen, besonders aus der traditionellen Anlage des Theaters und der Bühne erklärt sich so manches in Shakespeares Stücken nicht minder als in denen seiner weniger begabten Zeitgenossen. Dazu gehört die sog. Polymythie der Handlung, d. h. ihre Zusammensetzung aus mehreren Handlungen, die mehr oder weniger geschickt in Beziehung gesetzt sind, zunächst aber nur das Bedürfnis des Publikums nach Mannigfaltigkeit des Eindrucks befriedigen sollen, die gelegentliche Roheit und Grausamkeit auf offener Szene — man denke an Gloucesters Blendung in *King Lear* —, die Vermischung von Ernst und Spaß, Tragik und Komik; in dem Bau der Handlung die Vorliebe für Verkleidungen von Frauen als Männer, die deshalb so beliebt war, weil die Frauenrollen von Männern gespielt wurden, die Einteilung in zwei Arten von Szenen, öffentliche und intimere, wofür Vorder- und Hinterbühne benutzt werden,[1] unter den letzteren namentlich das Schauspiel im Schauspiel u. a. m. Die Poesie und die Psychologie bleiben Shakespeares unerreichtes, unnachahmliches Eigentum, aber sie erwachsen auf dem Boden und unter den Bedingungen, die seinen Dramen mit denen seiner unbedeutendsten Zeitgenossen gemeinsam sind. Wollen wir also den Charakter dieses Renaissancedramas recht kennenlernen, so müssen wir dieses Durchschnittsdrama studieren.

§ 3. Das hat aber seine Schwierigkeiten, weil ein großer Teil gerade dieses Durchschnittsdramas nicht erhalten, ein anderer anonym oder Kompanie-, ja, man kann sagen Journalistenarbeit ist. Nicht erhalten sind aus der Zeit von 1558 bis 1643 nach Schelling 640 gegenüber 875 uns überlieferten Dramen, und die meisten dieser verlorenen Stücke gehörten sicher dem 'Durchschnittsdrama' an. Nicht gering ist die Anzahl der anonymen Dramen, und unter ihnen finden sich sehr bedeutende oder doch achtungswerte Leistungen, wie etwa die vorshakespeareschen Tragödien *King Leir, King John, Richard II, Richard III* und besonders *Edward III,* die Kriminalstücke *Arden of Feversham, A Yorkshire Tragedy* und *A Warning for fair Women,* das biographische Stück *The Life and Death of Thomas Cromwell,* das romantische Stück *Mucedorus* und das Lustspiel *The Merry Devil of Edmonton.* Früher hat man sich die Sache sehr leicht gemacht und etwa ein Dutzend derselben Shakespeare zugeschrieben. Später hat man viel Scharfsinn darauf verwandt, den Stil dieses oder

[1] Man hat sogar behauptet, daß im englischen Drama solche Vorder- und Hinterbühnenszenen regelmäßig abwechseln — die sogenannte 'Alternationstheorie' —, aber das ist wohl nicht der Fall.

jenes Dichters herauszuhören, aber fast nie mit Erfolg. Mir scheint, daß das Bemühen der Kritiker, für jedes Drama einen Autor zu finden, deshalb so aussichtslos ist, weil die Anonymität in den meisten Fällen eine beabsichtigte, gewollte war. Wie wäre es möglich gewesen, die Verfassernamen so populärer und oftgedruckter Stücke wie *Mucedorus* und *The Merry Devil of Edmonton* zu verbergen, wenn die Verfasser nicht hätten unbekannt bleiben wollen? Vermutlich waren diese Verfasser gelegentliche Mitarbeiter des Theaters, begabte 'outsiders', junge Leute von Geist, vielleicht Akademiker oder Aristokraten, denen einmal ein solcher Wurf gelungen war,[1] die aber nicht als playwrights genannt sein wollten, denn das Stückeschreiben für die Volkstheater war nicht eine anerkannte Kunst, wie das Abfassen zuckersüßer Sonette, bissiger Satiren oder schlüpfrig-pikanter Epen, sondern ein Handwerk, das sich für einen Edelmann, einen Geistlichen, einen Juristen oder Arzt wenig schickte.[2] Hatte man einmal solch ein Drama verbrochen, so betrachtete man es als eine Jugendsünde, kümmerte sich nicht weiter um das Weiterleben dieses Erzeugnisses, sondern überließ es ganz dem Theater, für das es bestimmt war. Der große Unbekannte, der Anonymus als Dramatiker spielt in der Geschichte des englischen Dramas, besonders in ihrer ersten Hälfte, eine wichtige Rolle. Und nicht minder wichtig ist die Kompaniearbeit. Von Gorboduc (1561) an bis zu Beaumont und Fletcher kann sie beinahe als Regel bezeichnet werden, umfaßte jedenfalls die größere Zahl der Dramen. Und zwar ist die Zusammenarbeit keineswegs immer, wie in der berühmtesten Verbindung, der von Beaumont und Fletcher, eine künstlerische, bei der man die Dichter nach ihren Stilen unterscheiden und ihren Anteil an einem Stücke scheiden kann; sie ist viel häufiger handwerksmäßig, journalistisch. Nicht bloß zwei, sondern drei, vier oder fünf Dichter tun sich in Henslowes Betrieb zusammen, um schnell ein abendfüllendes Stück als Konkurrenz etwa eines Shakespeareschen[3] fertigzustellen, und wenn einer aus irgendeinem Grunde versagt, so tritt ein anderer für ihn ein und

[1] Vgl. dazu auch Creizenach, Geschichte des neueren Dramas V, 70.

[2] So wird Edward de Vere, Graf von Oxford, der Schwiegersohn des Premierministers Burleigh und einer der glänzendsten Aristokraten der Zeit, selbst der Inhaber einer Theatertruppe und ein Gönner von Marlowe, Lyly und Munday, von Puttenham in der *Art of English Poesie* 1589 gelobt als *deserving the hyest praise for comedy and interlude* und dann auch von Francis Meres in seiner *Palladis Tamia* als einer der *best poets for comedy*. Warum sollte er nicht der Verfasser des einen oder anderen Lustspiels sein? Und auch von *William Earl of Derby* wird 1599 bezeugt, daß er Komödien für die *common players* geschrieben habe.

[3] Der Erfolg von Shakespeares *Julius Caesar* z. B. veranlaßte die Konkurrenztruppe der Shakespeareschen, eine ganze Reihe von Dichtern, Munday, Drayton, Webster, Middleton *and the rest* (!), zu engagieren, ein Stück

arbeitet seinen Plan aus.[1] Es ist Massen- und Schnellarbeit, eine Art Fabrikbetrieb. Von diesen Kompaniedichtern gibt es einzelne, wie Rankin, Hathway und den als Epiker so bedeutenden Drayton, von denen kein einziges Stück als selbständige, alleinige Arbeit bezeugt ist, die also im Drama nur journalistisch-anonym tätig waren und daher kritisch nicht zu fassen sind; von anderen, wie Haughton, Wentworth Smith, Robert Wilson, Samuel Rowley haben wir nur ein bis zwei selbständige Stücke, während sie an einer großen Anzahl beteiligt waren, so daß wir auch über ihre dramatische Arbeitsweise nicht genügend informiert sind, und endlich ist bei anderen, wie etwa Dekker, Middleton und Webster, der Abstand zwischen ihrer rein erwerbsmäßigen und wirklich dichterischen dramatischen Produktion zu groß, die letztere zu überragend im Vergleich zu der ersteren, als daß wir sie als Typus des Durchschnittsdramatikers betrachten könnten. Welche Schmarren hat z. B. der immer in Geldverlegenheit befindliche Dekker in aller Eile verfaßt, dem wir doch auch das hübsche Lustspiel *The Shoemaker's Holiday* und das anmutige Märchenstück *Fortunatus* verdanken! Als ein gutes Beispiel des Durchschnittsdramatikers oder sagen wir des dramatischen Kunsthandwerkers erscheint dagegen Anthony Munday. Er war einer der erfolgreichsten Dramatiker seiner Zeit; wir besitzen wenigstens 6 Stücke, die er allein oder mit anderen verfaßt hat, so daß wir uns ein Urteil über ihn bilden können; er erhebt sich niemals über einen gewissen Durchschnitt, aber bleibt auch nicht darunter; endlich wissen wir mancherlei über sein Leben, seinen Charakter, seine Arbeitsweise und seine Methoden. Er ist für uns eine Persönlichkeit, und zwar als solche der Vertreter eines bestimmten Schriftstellertypus, eben des playwright, der nichts anderes als ein solcher sein will und auch schon zu seinen Lebzeiten hierfür angesehen wurde.

II. Mundays Leben und Persönlichkeit.[2]

§ 4. Mundays Herkunft und Jugend. Anthony Munday ist im Jahre 1553 geboren; er war also älter als die meisten Dramatiker seiner Zeit, mehr als zehn Jahre älter als Marlowe und Shakespeare und etwa gleichaltrig mit John Lyly. Sein Vater Christopher war Tuchhändler und Mitglied der Gilde. Diese Stellung scheint damals, ebenso wie das Geschäft, erblich

Caesar's fall (in Henslowes Orthographie *cesars ffalle* 22. 5. 1602) zu schreiben, von dem uns nur der Titel erhalten ist.

[1] So versagt einmal Jonson, und Chapman tritt an seine Stelle und spielt, wie Henslowe berichtet, '2 Akte einer Tragödie von Benjamins Plan'.

[2] Über das Leben Mundays vgl. bes. Colliers Bericht in der Einleitung zu seiner Ausgabe von *John a Kent and John a Cumber* für die Shakespeare-Society im Jahre 1851, ferner die Biographie Mundays von Seccombe im Dict. of Nat. Biogr.

gewesen zu sein. Wenigstens nennt sich Anthony Munday, nachdem er sich lange Jahre in der Welt umgetan hat, in den letzten Jahren seines langen Lebens 'Bürger und Tuchhändler', und so steht es auch auf seinem Grabstein. Im Alter von 22 bis 23 Jahren, im Jahre 1576, trat Anthony Munday — das ist das erste, was wir über ihn hören — als Buchhändlerlehrling bei John Allde oder Aldee ein und verpflichtete sich auf acht Jahre. Sein Vater war damals schon tot.[1] Studiert hat A. Munday also nicht; eine höhere Schulbildung wird er aber, nach seinen Kenntnissen zu schließen, erhalten haben. Vor seinem Eintritt als Lehrling scheint er nach der einzigen, etwas trüben Quelle, die wir über sein Leben haben, dem Pamphlet eines katholischen Priesters, schon Schauspieler gewesen zu sein.[2] War doch in jener Zeit das Theater die Zuflucht aller jungen Leute, die sich unter das Joch eines bürgerlichen Berufes nicht beugen wollten! Anthony Munday hielt es bei Allde nicht lange als Lehrling aus. Schon im Jahre 1577, also ein Jahr nach seinem Eintritt, befand er sich auf Reisen. Inzwischen hatte er auch angefangen, sich schriftstellerisch zu betätigen. Im Jahre 1577 wird eine Veröffentlichung von ihm im Register der Buchhändler genannt; es war eine Kompilation in Gesprächsform über Armut und Reichtum, erschienen bei John Charlwood, aber nicht erhalten.[3] Was das Aufgeben seiner Lehrstelle angeht, so behauptet das schon vorher genannte gehässige Pamphlet, er habe seinen Meister betrogen.[4] Das ist aber eine Verleumdung, wie dieser selbst bezeugt.[5] Derselbe blieb übrigens in dauernder Beziehung zu seinem einstigen Lehrling, wenn nicht als Lehrmeister, so doch als Verleger.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Philipp Aronstein.

[1] Die Eintragung im Register der Buchhändlergilde lautet: Anthonie Mundaie, sonne of Christopher mundaye, late of London, draper, deceased, hath himself put apprentice to John Aldee, stationer for Eight yeres, begynnynge at Bartholomewtide last past (O. 1. 16).

[2] Die Schrift heißt: A true report of the death and martyrdome of M. Campion, Jesuite and preiste, and M. Sherwin and M. Bryan, priestes, at Tiborne, the first of December 1581. Observed and written by a Catholicke preist that was present thereat.

[3] Der Titel lautet: The Defence of Povertie against the Desire of worldly Riches, dialogue-wise; collected by Anthonie Munday. St. R. 18. 11. 1577.

[4] Es heißt da: Munday . . . who was first a stage-player (no doubt a calling of some creditt) after an aprentise which tyme he wel served with deceaving of his master.

[5] Das Zeugnis lautet: This is to let all men understand that Anthony Munday, for the time he was my servant, dyd his dutee in all respectes, as much as I could desyre, without fraude, covyn, or deceyte: if otherwise I should report of him, I should but say untruth. By mee, John Alled. Munday führt es an in seiner *Breefe Aunswer* (1582).

Cicero im englischen Geistesleben des 16. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Erzählende Prosa. William Painter, 1540/94. Palace of Pleasure, c. 1565/7, ed. Haslewood 1813, S. II: behandle den mit größtem Wohlwollen, der dir mit größter Achtung begegnet! (Off. I 15, 47); S. VII: P. sagt, er habe C. mehrfach angezogen; S. XII: Erzählungen haben Wert als Bildungsmittel (Fin. V 19, 51/2), wegen dieser Ansicht des prince of orators glaubt P. den gewählten Titel berechtigt; S. 57: Ehrgeiz vergißt Gerechtigkeit (Off. I 26); S. 81: Feldherr braucht scientia rei militaris, virtus, authoritas, felicitas (Manil. 28); II S. I: philosophye ist guide of life, inquisitor of vertue, expeller of vice (Tusc. V 5); Beredsamkeit überzeugt, tröstet, ermutigt, beruhigt (De Or. I 8, 32); II S. II: Scipio nie müßig (Off. III 1; Rep. I 17); II S. 184: nichts ist in diesem Leben so wichtig wie honesty (Arch. VI 14); noblemen sollen Gastfreundschaft üben (Off. II 64). — William Bullein, † 1576. Dialogue against Feuer Pestilence 1564, E. E. T. S. LII S. 77: am Tage der Geburt C.s geschahen bedeutsame Vorzeichen. — Nicholas Breton, 1545 (?) bis 1626 (?). Ed. Grosart 1879, Scholler and Soldiour 1599 S. 26: Zitat nicht C.!; cedant arma togae (Off. I 22, 77); S. 27: C. großsprecherisch. — George Pettie, 1548/89. Petite Pallace 1566/7, ed. Gollancz 1908 I S. 129: C. taught by Terentia; II S. 135: Anspielung auf Herkules am Scheidewege (?) (Off. I 118). — Robert Laneham, fl. 1575. Letter 1575, ed. Furnivall, New Shak. Soc. 1890, cedant arma togae (Off. I 22, 77). — Thomas Salter, fl. 1580. Mercurie and Vertue 1579, ed. Collier, Old Engl. Lit. I 1866 S. 37: Vertue sieht in den Elizian feeldes C., der sie während seines Lebens geehrt hat; S. 39: C. hält zum Schutz der beleidigten Vertue Sittenpredigten vor Fürsten und Beamten und wird von Antonius mit dem Panzerhandschuh ins Gesicht geschlagen. — A poore Knight his Pallace of priuate Pleasures 1579, ed. Roxb. Cl. 1844, S. B III: Terentia, C.s wife, about the hill doth houer; S. H: C.s Beredsamkeit gelobt; S. L II: C. with his filed toung ruhmsüchtig; S. G III: Life and Death of C., Gedicht hauptsächlich nach Plutarch. — Speciall Remedie against lawlesse Loue, by W. A. 1579, ed. Roxb. Cl. 1844: Corporis voluptas ist größte Pest und Feindin des Menschen, vertreibt virtus (Senect. 39/41). — Anthony Munday, 1553—1633. View of sund. Examples, c. 1580, ed. Collier, Shak. Soc. 1851 S. 71: Herkules am Scheidewege (Off. I 32, 118). — John Lyly, 1554 (?) bis

1606. Euphues 1579, ed. Arber 1868, S. 34: C. eloquent, yet vaineglorious; S. 42: if we follow and obey Nature, we shall never erre (Off. I 100). — Euphues and Ephoebus, S. 123: C. pure in his Orator; S. 155: fine and filed phrases of C. — Euph. and Atheos; S. 160/1: Spott des Dionisius über die Götter (Nat. Deor. III 83/4); S. 162: kein Volk so barbarisch, daß es nicht an Gott glaubt (Leg. I k. 8; Tusc. I 13, 30). — Euph. and his England 1580 ed. Arber 1868 S. 327: schöne Worte überzeugen (Parad. 3). — Dram. Wks. ed. Fairholt 1892, Endimion 1591 Akt III 3: cedant arma togae (Off. I 22, 77); Akt IV 2: omnia mea mecum porto (Parad. I 8). — Mydas 1592 Akt III 2: Wortspiel des Barbierjungen 'You have taught me C. de Oratore the very art of trimming', 1. Bart, Haare stutzen, 2. Rede ausfeilen. — Mother Bombie 1594 Akt II 4: patria ubicunque bene (Tusc. V 108). — Woman in the Moone 1597 Akt V 1: Gunoph. zitiert Off. I 1, 1. — Thomas Lodge, 1558 (?)—1625. Reply to Gosson's Schoole of Abuse 1579/80 ed. Shakesp. Soc. 1853 S. 8: C. verachtet in reiferem Alter die Dichter (Nat. Deor. I 42/3; Tusc. II 27), L. sieht Verteidigung der Dichtkunst in C.s Lob der Studien (Arch. VII 16); S. 9: C. lobt Archias, weil er extempore dichten kann (Arch. VIII 18); S. 16: C. attributeth the inuencion of Philosophy to Poets (vgl. Tusc. I 26, 64); S. 19: zit. nicht C.!; S. 23: C. fürchtet Antonius nicht (vgl. Philip.); S. 24: comedia ist imitatio vital, speculum consuetudinis, imago veritatis (Rep. IV 11, 13); S. 30: Würfelspiel ist unehrenhaft (Phil. II 23); C. zieht Frieden dem Krieg vor (Off. I 34/5); Ep. Att. VII 14; Ep. fam. VI 6, 5); S. 15: C. war hooke nosed. — Alarum against Usurers 1584 ed. Shak. Soc. 1853 S. 39: C.s Junge wegen seiner Philipp. Reden angenagelt; S. 77: Anspielung auf Off. I 22 non nobis solum nati sumus. — Catharos Diogenes 1591 Hunterian Cl. 1875); S. 11: C. aus der Verbannung zurückgerufen 57 v. Chr.; usurers von C. homicides genannt (Off. II 89); S. 46: voluptuousnes schließt Augen der Seele und hindert die Überlegung (Senect. 42); S. 48: ist größte Feindin der Seele (Senect. 39); ein tugendhafter Mensch dürfte nie wollüstig sein (Off. I 102); S. 59: Sünder gegen göttl. und menschl. Recht erben nicht das ewige Leben, sond. werden an die Erde geheftet gequält (Rep. VI 29); S. 65: böse Taten rauben Seelenruhe (Parad. II 18). — Euphues Shadow 1592 ed. Hunterian Cl. 1882 S. 27: zit. nicht C.!; S. 29: vertue und valew des Rabinius gelobt mit Worten C.s aus imp. Pomp. 27; S. 37: C. redet im Glück von constancie, ist im Unglück kleinmütig; S. 48: each thing according to nature is good (Leg. I 54); S. 52: wisely sayd of C.: Freude über Dinge, die mehr vergnügen als nützen, ist töricht (Fin. I k. 14; Tusc. III k. 11); S. 64: über Coelius — nicht C.!; S. 74: C. quiet in his

Tusculano, troubled in Rome; S. 92: C. deemed Catoes life Vertus, his end happie (Planc. 20; Tusc. I 110; Ep. fam. IX 18, 2); S. 93: Preis des tugendh. Lebens ist Unsterblichkeit (Phil. k. 11 und 12; Rep. VI); S. 96: Nächstenliebe erträgt alles (Amic. 82; Tusc. V 78/9); S. 97: wahre Freundschaft nur zw. Guten mögl. (Amic. 65); S. 99: kein Volk so barbarisch, daß es nicht an Gott glaubt (Tusc. I 30; Leg. I k. 8); S. 103: ahme nicht unwiss. Arzt nach, der anderen helfen will, sich selbst nicht helfen kann (Ep. fam. IV 5, 5). — Will. Longbeard 1593 ed. Collier, Old Engl. Lit. II 1866 S. 75: C.s eares and hands cut off, set up in the publike place where Orators disclaimed (Plutarch). — Wounds of Civil War 1594 ed. Malone Soc. Repr. 1910 Akt III Sz. 1: King Tullius lawes shall take their full effect. — Wits Miserie 1596 ed. Hunterian Club 1879 S. 14: zit. nicht C., doch vgl. Fin. II 62; S. 20: über adulation vgl. Tusc. II 63/4; S. 21: Vorteile oft auf sittl. nicht einwandfreie Weise erworben (Off. III k. 5); S. 30: usurer genannt homicide (Off. II 89); S. 40: nihil tam tetrum, ... aspernandum, ... homine indignius quam turpitudo (Tusc. II 46); S. 40: C. schrieb über Mammon und Auarice (vgl. Off.); S. 48: Wollust schließt Augen der Seele, hindert Überlegung (Senect. 42); S. 60: Plus in metuendo est mali quam in eo ipso quod timetur (Ep. fam. VI 4, 4); S. 61: blühendes Glück wird immer beneidet (De Or. II 210); S. 61: Tugend wird beneidet (Balbo 15); S. 68: wer limits of honestie überschritten hat, ist past recouerie (Parad. III 20); S. 71: nichts so volkstüml. wie Frieden (Leg. agr. I 23, II 9, II 102); S. 98: starke Charaktere verachten das Übel (Fin. III 29); S. 105: C. über Trägheit (vgl. Off. I 123); S. 111: Dankgefühl hat, wer Dank abgetragen hat; wer Dankgefühl hat, hat den Dank schon abgetragen (Off. II 69). — Divel Coniured 1596 ed. Hunt. Cl. 1875 S. 10: C. Autorität in der Beredsamkeit; S. 74: Wollust größte Feindin des Menschen, vertreibt virtue (Senect. 39/41); S. 77: große Dinge werden nicht durch körperliche, sondern geistige Kraft bewältigt, die auch das Alter besitzt (Senect. 17); S. 79: Liebe erhält, Haß zerstört (Off. II 23); S. 81: C. fordert sincerity in counsaile; S. 85: C. lehnt Krieg ab (vgl. Ep. fam. VI 6); S. 85: Kriege können notwendig sein, Tod ist besser als Knechtschaft (Off. I 81); S. 86: as greatly is he in fault that resisteth not if he can, as he that being of ability leaueth both friends and countrie (Off. I 23). — Margarite of America 1596 ed. Hunt. Cl. 1876 S. 25: C. hatte Muttermal (Brut. 316). — Prosopopeia 1596 ed. Hunt. Cl. 1880 S. 60: Beziehung zw. L.s Worten und C. nicht auffindbar; S. 111: Hinweis auf Dankbarkeit (Off. I 15, 47). — Treat. on the Plague 1603 ed. Hunt. Cl. 1880 S. 3: Dankbarkeit gegen Vaterstadt ist Pflicht (Off. I 22 und 28); S. 9: C. hat seine Officia auf Grund

eingehender Studien geschrieben. — Misc. Pieces 1581/1632 ed. Hunt. Cl. 1882 S. 35: ubi quisque sit, ibi esse minime velit (Ep. fam. VI 4, 3). — Robert Greene, 1560(?)/92. Ed. Grosart. 1881/3, Mamillia 1580/3 II 50: C. entwirft im Or. Idealbild eines Redners, hat einen solchen aber nie gefunden. — Arbasto 1584 III 182: Thinges done amisse ought to be measured by the intent, not by the meere action (Fin. III 32). — Planetomachia 1585 V 16: kurze Inhaltsangabe von Somn. Scip. — Tritameron of Loue 1587 III 89: C. führt den Verfall Roms unter Sulla auf Mangel an Liebe zurück (Off. II 27/9); Liebe bringt ein Staatswesen zur Blüte (Off. II 23); S. 142: nichts profitable, was nicht honest (Off. III 7, 34); S. 146: lieben heißt, einem anderen zu gefallen und zu nützen streben ohne Hoffnung auf Belohnung (Amic. 100); S. 151/2: Freundschaft, die Gutes und Böses nur um der Freunde willen tut, ist a conspiracy of euil men (Amic. 20); S. 160: Freundschaft besser als alle anderen vergängl. Dinge (Amic. 20); S. 161: Zitat aus Amic. 91 (?). — Carde of Fancie 1587 V 6: C. lobt Lentulus wegen Fleiß und Laelius wegen Beredsamkeit (Brut. 234, 235, 268, 82); S. 78: to live we obtaine it of the louing Gods, but to dye of the vnluckie destinies (Tusc. I k. 5 Ansicht des Auditor); S. 140: ungerechter Friede besser als gerechter Krieg (Ep. fam. VI 6, 5). — Euphues to Philautos 1587 VI 152: philosophicall combat in C.s Or. — Spanish Masquerado 1589 V 261: Anspielung auf Ep. fam. VII 30, 1. — Royal Exchange 1590 VII 227: C.s Off. handeln über embracing of vertue, shunning of vice; S. 229: arte ist polisher of nature (De Or. I 132, I k. 32 ff.; I 260/1); S. 232: Lelajus ist helluo librorum (vgl. De Or. II 25); S. 248: iustice ist vertue, which containes in it all other vertues (vgl. Off. I 7, 20; I 153, 155; II 34, 35, 38); S. 271: zit. nicht C.; S. 273: C., pater patriae, erließ lex annonae for the provision of victuals; S. 274: honestas ante ponenda est utilitati (vgl. Off. III 34); S. 276: Mensch altert langsam (Senect. 71); S. 285: dishonest speech bringt Feindschaft zw. C. und Anton.; S. 300: ungerechter Frieden besser als gerechter Krieg (Ep. fam. VI 6, 5); S. 302: C. verwickelt in seinen Sturz Verwandte und Bekannte; S. 316: C. empfiehlt dem Atticus und Tyro aus Gesundheitsrücksichten körperliche Übungen (Ep. Att. XII 4; Ep. fam. XVI 18); S. 324: Anspielung auf die verschwenderischen Gastmähler und Schenkungen des Antonius (Phil. II k. 27 u. 39). — Neuer too late 1590 VIII 29: Anspielung auf Amic. 55; S. 85: nor could C. tell his tale when his thoughts were in Terentiaes eyes; S. 131: Wettkampf in gesture u. eloquence zw. C. und Roscius, letzterer unterliegt. — Mourning Garment 1590 IX 129: cowardize ist defectum naturae (vgl. Acad. I, X 3, 8); S. 132: jedes Land ist des Weisen Heimat (Acad. II 136; Fin. IV 74;

Tusc. V 108); S. 172: C. not so amiable but eloquent, and that pleased Terentia. — Farewell to Folly 1591 IX 250: C. gadded the streetes of Rome, um pater patriae genannt zu werden; S. 285: aus Asien kommt Luxus und Genußsucht nach Rom (Muren. 12; Ep. Quint. I 1); S. 345: Untertanen folgen gern dem Beispiel ihrer Führer (Leg. III k. 14). — Defence of Conny catching 1592 XI 42: you never founde in C. what a setter or a verser was. — Qvip for an Vpstart Courtier 1592 XI 232: non nobis solum nati sumus (Off. I 22). — Groats-worth of Wit 1592 XII 117: C., Prince of Orators, once fainted, though his cause were good (vgl. De Or. I 121 und Plutarch). — Vision 1592 XII 271: C. schrieb über Morall vertue, war profitable instructer of manners. — Frier Bacon 1591 Akt II Sz. 2: ego sum tuus homo ... as good Tullies phrase as any is in Oxford. — Thomas Nashe, 1567—1601. Ed. Grosart 1883/5, Vorrede zu Greenes Menaphon 1589; I S. XXI: temperatum dicendi genus nennt C. true eloquence (Or. 21, 70); C. hat griech. und lat. Sprache verglichen; S. XXII: englische Redner take vp choice of words by exchange in C.s Tusc. aus Mangel an Ausdrucksfähigkeit in ihrer eigenen Sprache. — Anatomie of Absurditie 1589 I 20: zit. nicht C.; S. 36: of all sorts of men, Poets are most ancient (Tusc. I 1, 3). — Pierce Penilesse 1592 II 5: N. beabsichtigte, einen Brief an den Geist C.s zu schreiben. — Strange Newes 1593 II 192: C.s Or. genannt; S. 215, 224/5, 226, 275: C.s Name spottend gegen Harvey ausgespielt; S. 216: C. ein noch größerer Schmeichler als Spötter. — Unfortunate Traveller 1594 V 67 und 74: Redner stehlen aus Begeisterung nicht nur Phrasen, sondern ganze Seiten aus C.; S. 75: Corn. Agrippa zitiert C.s Geist, der auf Wunsch des Erasmus die Oratio pro Rosc. amer. deklamiert; alle sind entzückt über diesen göttlichen Redner. — Saffron-Walden 1596 II 99: of amor and amicitia in C.s Off. I k. 17; S. 105: C.s Ep. fam. genannt; S. 185, 186: C. genannt. — Summer's last Will 1600 VI 98: das höchste Gut besteht im Freisein von allen Dingen (Nat. Deor. I 20, 53); S. 100: omnia mea mecum porto (Parad. I 8); S. 147: non est consilium in vulgos etc. (Planc. 4, 9); S. 148: C. im Alter — sagt Valerius — despised learning, loathed eloquence (vgl. Wks. of N. ed. Mc. Kerrow. 1905 III S. 278). — Engl. Courtier and Countrey-gentleman 1586, in Inedited Tracts, Roxb. Cl. 1868 S. 16: Men not borne to themselves (Off. I 22). — Richard Tarlton, † 1588. Newes out of Purgatorie, gedr. c. 1600, ed. Halliwell, Shak. Soc. 1844 S. 53: C. highly commends salem ingenii (De Or. I k. 25). — Health to the Gentlemanly Profession of Seruingmen, gedr. 1598, in Ined. Tracts, Roxb. Cl. 1868 S. 136: besser als erster einen Namen zu Ehren bringen, als den Nachkommen einen entehrten großen Namen ver-

erben (vgl. Verr. B. V 180 ff.). — Preservation of Henry VII. 1599, ed. Collier, Old Engl. Lit. II 1866 S. 4: C. not so good an poetician as an orator; S. 25: C.s eloquence. — Mirrour of worldly Fame, by J. H. Æ., gedr. 1603, in Harleian Misc. VIII 1746 S. 33: C. konnte sich vor bösen Zungen nicht hüten; S. 35: this age volat (Tusc. I 31, 76); C. größer als Marius; S. 40: Unwissenheit bringt Gefahr (Off. II k. 17).

Versdichtung. Rhime in defence of the Queen of Scots 1568, ed. Cranstoun, Satir. Poems, Scott. T. S. 1890 S. 69: C.s style gerühmt. — Thomas Howell, fl. 1568. Ed. Grosart 1879, Arbor of Amitie 1568 S. 10, 32, 180: C.s Beredsamkeit gerühmt. — Life of Churchyard, gedr. 1575, ed. Bliss, Biogr. Misc. 1813 S. 3: C.s tong; S. 6: Regulusgeschichte (Off. I 39). — Thomas Churchyard, c. 1520—1604. Charges 1580, ed. Collier, Early Engl. Poetry III 1866/70 S. 16: C. genannt; Regulusgeschichte (Off. I 39). — Worthines of Wales 1587, ed. Spenser Soc. 1876 S. 62: C.s sugred tongue. — Spark of Friendship 1588, ed. Harleian Misc. III 1744 S. 249: keine jucunditas ohne amicitia (Planc. 80); S. 251: C. hat über Freundschaft geschrieben. — George Turbervile, 1540(?)—1610(?). Epitaphes 1567, ed. Collier, E. Engl. Poetry I 1866/70 S. 88: C. gegen leidensch. sinnl. Liebe (Tusc. IV 33); S. 172: C. vertraut seinem Freund Atticus Geheimnisse an. — Thomas Maitland, 1550 bis 1572. Ad Guilelmus, c. 1570, ed. Maitland Cl. 1830, in 'Poems of R. Maitland': C. großer Redner; Biogr. nach Plutarch. — Thomas Blener-Hasset, 1550(?)—1625(?). Sigebert 1577, im 'Miroür for Magistrates' 1610: C. soll gegen Tyrannenmord sein (stimmt nicht, vgl. Off. III 19 und 32; Milo 80). — John Higgins, * c. 1545, fl. 1570—1602. Epist. Dedic. 1586, im 'Miroür for Magistrates' 1610, gibt allg. Definit. von Prudence (Off. I 153, Heren. III 2 und 3), Fortitude (Tusc. V 41, Off. I 80, Heren. III 2), Temperance (Fin. I 47, II 60, Heren. III 2). — Richard Robinson, fl. 1574. Golden Mirrour 1587 (?), ed. Corser, Chatham Soc. 1851 S. 18 und 23: C.s pen gepriesen. — Thomas Proctor, fl. 1578. Gorgious Gallery of gallant Inuention, ed. Roxb. Club 1844 S. CII: C.s cunning tongue. — Roger Portington, fl. 1580. Commendation of Greene's Mamillia 1580/3, ed. Grosart 1881/3 II S. 11: C. gewann goldene Sporen des Ruhmes durch prose. — Matthew Grove, fl. 1587. Poems, ed. Grosart 1878 S. 64: o maners, o time (Cat. I 2; Verr. IV 56; Deiot. 31; Domu 137). — John Thorius, fl. 1590—1611. Stanzaes 1593, ed. Collier, Early Engl. Lit. II 1867/70 S. 234: C.s forcing toungue made Roome amazed. — Thomas Watson, 1557(?)/92. 'Ekatompathia 1582, ed. Arber 1870 S. 65: C. kühner Redner. — Alexander Hume, c. 1557—1609. Ed. Lawson,

Scott T. S. 1902 Epist. to G. M. 1599 S. 76: C. lobt Caesars wissensch. Kenntnisse (Ep. fam. IX 16, 4). — Robert Chester, 1566(?)—1640(?). Poems 1601/11, ed. Grosart 1878 S. 56: C. beredt. — Gervase Markham, 1566(?)—1637. Rich. Grenville 1595, ed. Arber 1871 S. 62: Honie-tongd Tullie, mermaid of our eares, versichert, daß Hochherzigkeit durch Gewalt nicht bezwungen werden kann (vgl. Fin. I 49; Off. I 80/1; Heren. III 2; Rep. V 6; Tusc. V 41). — Richard Barnefield, 1574—1627. Lady Pecunia 1598, ed. Collier, Old Engl. Lit. I 1866 S. 12: sweet inchaunting tongue of C. — Thomas Rogers, † 1615. Celestiall Elegies 1598 in 'Lamport Garland' ed. Roxb. Cl. 1881: C. großer Redner. — Samuel Rowlands, 1570(?)—1630(?). Letting of Humours Blood, gedr. 1600, ed. Hunterian Cl. 1874 S. 63: eloquent C. — John Beaumont, 1583—1627. Ed. Grosart, Fuller Worth. Lib. 1870, Metamorphosis of Tobacco, gedr. 1602, S. 309: C.s friendship beständig; S. 319: Feindsch. zw. C. und Clodius. — Epitaph of H. Sidney, gedr. 1591, ed. Harleian Misc. IX 1812: H. S. hatte C.s tongue. — Phoenix Nest, by R. S., 1593, ed. Collier, E. Engl. Poetry III 1866/70 S. 20: Philipp Sidney ist C. of our time. — Will. Habbert Glamorgan, c. 1583—1628(?). Ed. Grosart, Full. Worth. Lib. 1870, Prophesis of Cadwallader, gedr. 1604, S. 60: C. treulos gegen Caesar. — John Frussell, fl. 1596. To R. Sackville 1596, ed. Brydges, Archaica I 1815: Southwell ist second Ciceronian. — Belvedere, ed. John Bodenham, 1600, Spenser Soc. 1875 S. 20: virtue ist alleinige Ursache eines glücklichen Lebens und Sterbens (Parad. II, Tusc. III 17, 33); S. 23: halte selbst Feinden Treue trotz böser Folgen (Off. III 107; I 39); S. 34: Weise sollen lieben ohne deepe cares and sighes (Tusc. V 34, 72); S. 37: kein honest Bürger kann zum Feindeshaß gezwungen werden (Off. I 88); S. 47: Jealousie, a feare of loosing that belongs to ones owne self (nicht so C., vgl. Tusc. I 44, IV 56, IV 17); S. 52: wisdome ist mistresse of life, an art instructing to liue well (Fin. V 16); S. 62: wenn ein Fürst sich vergißt, so gebiete Einhalt (Rep. II k. 25/6); S. 66: verächtlich, wer den Tod für das Vaterland scheut (Off. I 57); S. 75: Verr. verachtet guten Rat, daher sein Unglück; S. 83: Kriege müssen geführt werden, um dann in Frieden leben zu können (Off. I 35); S. 91: Ruhm folgt den Taten eines learned und wise man (Rep. V 9, Tusc. III 3); S. 98: man wünscht seinen Freunden Gesundheit, Wohlhabenheit (Amic. 22); Weise vertrauen nicht jederzeit einem Verräter (Verr. II, I 38); S. 132: men borne to doe good workes as a preseruatiue against idlenes (Off. I 28); S. 137: excesse ist testimonie of soules incontinence and base desires (Tusc. IV 22); S. 144: Melancholie Hauptfeind der Seele (Tusc. III); S. 148: much more euill is in feare, than

in the thing that doth procure the feare (Ep. fam. 6, 4); S. 153: nichts Sicheres gibt es für den, der von fortune abhängt (Off. I 120; Div. II); S. 160: goodnesse of the mind is most discern'd in pardoning iniuries (Ligar. 35); S. 167: Antonius ließ C.s Kopf beim Essen vor sich aufstellen; S. 184: sich gegenseitig zu kränken oder schaden ist schändlich (Off. I 21); S. 187: thoughts doe afflict the mind and make it subject to no certaintie (Tusc. III); S. 191: Kummer verbirgt sich oft hinter Lachen (Ep. Quint. I 1, 5, 15); S. 194: all vertues soonest learned by humilitie (Inv. II 54, 164; Senect. 63); S. 207: Geduld lehrt Schmerzen ertragen (Tusc. II 33); S. 216: follie pollutes the soule (Tusc. III 70; Nat. Deor. I 23; Leg. I 51); wisdome ist glorius ornament (Nat. Deor. II 18; Tusc. IV 57; Off. II 5; Senect. 4); S. 225: Menschen mit weißen Haaren must doe nothing mis-becomes those yeares (Senect. 36/7). — John Reynolds, 1584—1614. Dolarnys Primerose, gedr. 1606, ed. Grosart 1880 S. 55: C. als Advokat hat Beifall der Römer. — George Wither, 1588—1667. Juvenilia 1626 und 1633, ed. Spenser Soc. 1871 I S. 9: C. Redner; I S. 181: C. allgem. Autorität.

Drama. Jack Juggler; lic. 1562/3, ed. Dodsley, Old Engl. Plays II 1874 S. 110: sapient and wise C. empfiehlt anständige und maßvolle Vergnügen zur Erholung, besonders Anhören der old comedy (Plautus!) mit ihren geistreichen Witzen (Off. I 103/4). — Ulpian Fulwell, fl. 1586. Flower of Fame, gedr. 1575, ed. Harleian Misc. IX 1812 S. 358: ungerechter Friede besser als gerechter Krieg (Ep. Att. VII 14, Ep. fam. VI 6). — Like will to Like, gedr. 1568, ed. Dodsley, Old Engl. Plays III 1874 S. 307: nothing is more desirous than like is unto like (Amic. 18, 50, 65 u. ö.); S. 336: virtutis premium honor (Brut. 281). — George Gascoigne, 1525(?)/77. Ed. Cunliffe 1907, Dulce Bellum Inexp. I 152: C. errang glory durch Rethorike. — Hearbes I 349: C. schrieb law by arte; I 350: C. lehrt to discerne between sweete speeche and barbarous rudenesse. — Glasse of Government 1575 II S. 16: C. Schulautor, Officia enthalten vertuouse preceptes; S. 19: light, life, all commodities sind Gottes Gaben (Rosc. amer. 131); S. 20: God, being Lord of all things, ist Wohltäter und Richter der Menschen (Leg. II 7, 15); S. 21: what sorts of promises are to be observed and which may be broken (Off. III k. 24 ff.); S. 26: non nobis solum nati sumus (Off. I 22); S. 30: Tod für das Vaterland ist selbstverständliche Pflicht (Tusc. I 102); S. 30: certaine places appointed and ordeined in heaven für Vaterlandsverteidiger (Rep. VI 13); S. 32: Natur hat Liebe zu den Eltern eingepflanzt (Har. resp. XXVII). — Droome of Doomes day, Verfasser L. Conti, übers. von G. 1576 II S. 439: C. excelent Oratour, im Glück a whole man, im Un-

glück trostlos, when he drewe towardes death, perceved he had sayde more then he could justifie, and performe in him selfe. — Thomas Legge, 1535—1607. Richard III. 1592 (?), ed. B. Field, Shak. Soc. 1844 S. 67: C. als röm. Senator geehrt. — Thomas Preston, 1537/98. Cambises 1561, ed. Hawkins, Engl. Drama I 1773: Wise C. sagt 'a prince is of himself a plain and speaking law' (Leg. III 1, 2), law ist schoole maister divine' (Leg. I 58). — Thomas Lupton, fl. 1583. All for Money 1578, ed. Vogel, Shak. Jb. 1904 S. 148: omnia pecunia effici possunt (Verr. III 67, 155); S. 150: pecunia effetrix multarum et magnarum voluptatum (Fin. II 17, 56); S. 150: pecunia voluptatis pariantur maximae (Fin. II 17, 56); S. 162: nichts so befestigt, was durch Gold nicht erobert werden könnte (Verr. I 2, 4); S. 162: besser ein ehrenwerter Armer als ein weniger achtenswerter Reicher (Off. II 20, 71); S. 163: erwäge im Glück das Ertragen des Unglücks (Tusc. III 14, 30); S. 165: die Angel des Bösen ist voluptas (Senect. 13, 44); S. 165: voluptas ist die größte dem Menschen von der Natur gegebene Pest (Senect. 12, 39); S. 165: Zufriedenheit ist größter Reichtum (Parad. VI 3, 51); S. 165: der Ungenügsame entbehrt immer (Heren. IV 17, 24); S. 165: Durst der Begierden unstillbar, Gier, Güter zu mehren, Furcht, sie zu verlieren (Parad. I 1, 6); S. 166: die Tugendhaften sind allein die wahren Reichen (Parad. VI 3, 51); S. 167: Wurzeln des Übels sind Luxus und Geiz (Heren. II 21, 34); S. 168: der Wollüstige ist nicht wert des Namens Mensch (Fin. II 34, 114). — Hymenaeus, gespielt 1578/9, ed. Moore Smith 1908 S. 15, 16, 18, 19, 35: wörtl. Anlehnungen an C. — Pedantius, c. 1580, ed. M. Smith, in 'Bang, Mat. z. Kunde des ält. engl. Dram.' 1905 S. 16: C. unsittl. (Sallustii Invectiva); S. 23: über Sokrates und Zophyrus (Fato V 10); S. 35: non nobis solum nati sumus (Off. I 22); S. 42 ff.: Verteidigung des Ciceronianismus; S. 60: Tu audes agere gestum, spectante Roscio (De Or. II 57, 233); S. 67: ein Liebesring ist beredt wie C.; S. 72: Gebrauch des Namens hostis bei den alten Römern (Off. I 12, 37); S. 74: Gänse auf dem Kapitol (Rosc. amer. XX 56); S. 75: cui multum debes, eidem plurimum velle debere (Ep. fam. II 6); S. 80: Policrates glücklich, weil Ring im Fischbauch wiedergefunden (Fin. V 30); über die Unmenge wörtl. Parallelen zu C. vgl. das. Anhang. — Thomas Kyd, c. 1557/95. Ed. Boas 1901, Soliman and Perseda 1592, Akt I Sz. 3: o extempore, o flores! (entstellt aus Cat. I 2 u. ö.); Akt IV Sz. 2: where a man liues well there is his country (Tusc. V 108). — Letter to Puckering, c. 1593, S. CIX: digni sunt amicitia quibus in ipsis inest causa cur diligantur (Amic. 79); S. CX: größte iniustitia ist Scheinheiligkeit (Off. I 13, 41). — Housholders Philosophie, Verfasser Tasso, übers. von Kyd 1588, S. 263:

Mylos seruaunts commended von C. (Milo k. 10, 21, 22); S. 267/8: Tyro ist sorgfältiger Stilist (Ep. fam. XVI 17); S. 276: C. nennt zwar (Off. I 150) den Kleinhandel — nicht den Großhandel — unehrenhaft, verteidigt jedoch (Parad. VI 46) jeden anständigen Handel. — George Chapman, 1557/9—1634. Ed. Th. M. Parrott, An Humouroios Day's Mirth 1599 II 68/9: C. behauptet zwar, daß dem Betrachter des Weltalls die irdischen Dinge unbedeutend vorkommen (Tusc. IV 17, 34), war aber ehrgeizig genug, um in rastloser Arbeit den sweet peace of life dranzugeben. — Monsieur D'Olive, 1606, Akt IV Sz. 2: I am semper idem (Tusc. III 31). — Chabot, 1635, Akt III Sz. 2: pro Deum atque hominum fidem (Tusc. V 48). — Abraham Fraunce, * c. 1558/60, † nach 1633. Victoria 1583, ed. Smith, in 'Bang, ält. engl. Drama' 1906 Zeile 1611: translata verba quasi stellae illustrant orationem (Or. 27, 92); Z. 1737: tempori caedere et necessitati parere (Ep. fam. IV 9, 2); Z. 2082: quod exemplo fit, id iure fieri putant (Ep. fam. IV 3, 1). Über wörtl. Anlehnung an C. vgl. das. Anhang. — King John I u. II, 1587/8, by W. Sh., ed. Steevens, Six old Plays II 1779 S. 287: C.s eloquence. — Fidele and Fortunio, c. 1584, ed. Malone Soc. Repr. 1909 Z. 1022: Quod exemplo fit, iure fieri putant (Ep. fam. IV 3, 1). — Laelia, 1595, ed. M. Smith 1910, Akt III Sz. 1: über Menschen, die sinnl. Genüssen ergeben sind (abdomen, Piso 41, 66, Sest. 110); Stragalius weiß nichts von C. und wird ausgelacht; Akt IV Sz. 1: somn. scip. genannt; est locus in carcere quod Tullianum appellatur, vgl. Anmerkung; cum meo Cicerone plausum date (Anspielung auf Senect. 18, 64). — A Knack to Know an Honest Man 1596, ed. Malone Soc. Repr. 1910: C. über Verderbtheit der senator. Gerichte (Cluent. k. 46, Caecil. VII 24). — Pilgrimage to Parnassus 1597, ed. Macray 1886, Akt III Z. 296 ff.: C. ist sweet nightingale im lande of Rhetorique. — Return from Parnassus, 1597, ed. Macray 1886, Akt II Sz. 1: Quamquam te Marce fili (Off. I 1); Akt III Sz. 1: C. stilrein; Akt IV Sz. 1: C. in his poem ... (nicht C.!); C. might have holde his peace with more honestie! — William Shakespeare, 1564—1616. Ed. Tauchnitz 1868, Titus Andronicus 1589, Akt IV Sz. 1: C.s Orator erwähnt. — Henry VI. B 1590, Akt IV Sz. 1: über Bargalus, the strong Illyrian pirate (vgl. Off. II 91, 40); Akt IV Sz. 1: a Roman sworder and banditto slave murder'd sweet Tully. — Club Law, 1599—1600, ed. M. Smith 1907, Akt IV Sz. 6: C. genannt Marcus Tullio Ricero. — Returne from Parnassus, or Scourge of Simony, 1601, ed. Macray 1886: cedant arma togae etc. (Off. I 22, 77). — Joshua Cooke, t. (?), How a man may chuse a good wife from a bad, 1602, ed. Swan, in 'Bang' 1912, S. 42: as Tully in

Æsops Fables said (gemeint ist Phaedrus). — Life and Death of Cromwell, 1602; in 'Ant. Brit. Drama' 1810, I S. 558: cunning eloquence of C., the famous man of Rome. — William Percy, c. 1570—1648. Faery Pastorall 1603, ed. Haslewood, Roxb. Cl. 1824: C. zum Erfinder eines Märchens gemacht. — Thomas Middleton, 1570 (?) — 1627. Ed. Bullen 1885, Chaste Maid in Cheapside, c. 1611, Akt IV Sz. 1: fragwürdiges Latein als C.s phrase ausgegeben; Akt V Sz. 4: o tempora, o mores (Cat. I 1, 2). — Benjamin Jonson, 1573 (?)—1637. Ed. Cunningham 1870; Ev. Man out of his Humour 1599, Akt III Sz. 1: comedy ist imitatio vitae, speculum consuetudinis, imago veritatis (Rep. IV 11, 13); Akt III Sz. 2: Zit. nicht C.! — Sejanus, 1603, Akt III Sz. 1: Anspielung auf C.s laus Catonis (verlor.); Akt V Sz. 8: Phrase forc'd all mankind from your brests (vgl. Amic. XIII). — Timber 1641, S. 397: J. nimmt Partei f. C.; S. 400: C. nicht glücklich beim Dichten; S. 401: C. der einzige große Geist der Römer bis zur Kaiserzeit; S. 416: recte dicere nemo potest nisi qui prudenter intelligit (vgl. De Or. I 9, 48); S. 418: C. De Or. erwähnt; S. 419: J. sieht Preis der Poesie in C.s Lob der Studien (Arch. VII 16). — John Marston, c. 1575 (?)—1634. Ed. Bullen 1887, Malcontent 1604, S. 301: stultorum plena sunt omnia (Ep. fam. IX 22, 4). — Dutch Courtezan 1605, S. 17: C.s Officia erwähnt; S. 29: Quamquam te, Marce, fili (Off. I 1); S. 100: C. genannt. — Fawn 1606, S. 206: scholar hat gelesen C.s De Or.; S. 216: quod bonum faustumque sit (Div. I 102). — What you will 1607, S. 358: cedant arma togae (Off. I 22, 77). — John Day, fl. 1606. Ed. Bullen 1881, Peregrinatio Scholastica S. 49: rethoricke of C.; S. 60: unmäßiges Essen und Trinken untergräbt die Herrschaft der Vernunft (Tusc. V 100). — Law Trickes, gedr. 1608, S. 44: C. lawyer, but no duke; Akt IV Sz. 1 Schluß: cedant arma togae (Off. I 22, 77). — J. Day und H. Chettle, 'Blind Beggar of Bednal-Green', gedr. 1659, Akt IV Sz. 1: C. Off. berichte, Cäsar sei auf dem Kapitol ermordet worden (Irrtum!).

V. Früchte der Cicero-Studien.

Im humanistischen Anfangsdrittel des 16. Jahrhunderts fesselte besonders C.s Rhetorik. Was damals der Ornat des Stiles bedeutete, mag man aus Caxtons Vorwort zu seiner Chaucer-Ausgabe ersehen. Diese lieblichen Blumen der Rhetorik fanden zuerst die Dichter in reicher Fülle bei C. Mit heller Freude singen Skelton in England und Dunbar in Schottland deswegen sein Lob, meist in ganz allgemeinen Ausdrücken: prince of eloquence nith his tong of golde oder mit den suete lippis wird

er genannt. Diese Wendungen werden während des ganzen Jahrhunderts wiederholt und variiert. Deutlich gilt es mit der wachsenden Begeisterung für ein Zeichen von Bildung, ihn als Redner zu loben, ganz gleich, ob man ihn gelesen hatte oder nicht, wie mein Material zu Hauf ergibt. Diesen stilistischen Schmuck suchten besonders die Schulmänner hereinzuholen; begreiflich — war doch zunächst die Ausgestaltung des lateinischen Unterrichts eine der wichtigsten Aufgaben zu Beginn des neuen Jahrhunderts.

Aber schon jetzt greifen die Dichter gelegentlich über die Rhetorik hinaus. Zwei Schotten beginnen damit: Douglas berührt seine Ethik, wenn er ihn als Verkörperung der virtue den falschen Catilina niederschlagen läßt, und Barclay stellt ihn in eine Reihe mit Plato, Cato und Seneca.

Die Prosaisten folgen mit dem Studium seiner Form. Dabei bleibt eine wachsende Aufmerksamkeit übrig für den Inhalt seiner Schriften. Erasmus hatte C. nach allen Seiten studiert und mit großer Liebe erfaßt, wie einen Heiligen verehrt er ihn wegen seiner Gotteserkenntnis, seines Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele und seiner Ethik; er rühmt ihn nicht bloß als Rhetoriker, sondern auch als Politiker, Historiker, geistreichen Schriftsteller und treibt mit seinen Schriften einen wahren Reliquienkult: Fateor affectum meum apud amicos, non possum legere librum Ciceronis de senectute, de amicitia, de officiis, de Tusculanis quaestionibus, quin aliquoties exosculer codicem, ac venerer sanctum illud pectus, afflatum coelesti numine etc. [Colloquia S. 573]. Das wurde tonangebend für die nächsten Jahrzehnte. Sein Freund Th. Morus verwebt als erster Engländer naturphilosophische Lehren aus C. in die Utopia 1516, wenn er ihn auch nicht als Quelle nennt. R. Foxe, der Begründer des Corpus Christi College zu Oxford, betont 1517 mit C., daß das Gesetz Richtschnur für das ganze menschliche Leben sei. Elyot im Gouernour 1531 entwickelt mit seiner Hilfe die Anfänge einer neuen weltlichen Ethik, in der sittliches Handeln durch das Vernunft- und Naturgemäße bestimmt wird. Er gibt der Ethik eine soziale Spitze, indem er die justitia als erste Tugend hinstellt und dadurch das praktische Verhältnis von Mensch zu Mensch und Mensch zu Staat regelt. Als erster holt er den Gedanken des Naturrechts aus C. Off. III 17, 72. Dabei vergißt er nicht die rhetorischen Errungenschaften C.s, beleuchtet seine Persönlichkeit als weltmännische Mustergestalt — gentleman — und bringt in seinem Dictionary (Ausgabe 1559) die erste ausführliche Biographie nach Plutarch.

Zu aller folgenden Ausbeutung C.s sind hiermit die Tore geöffnet.

Als dann c. 1533 die Theologen durch die reformatorischen

Kämpfe in den Vordergrund traten, kam es der Wirksamkeit C.s zustatten, daß er gegenüber der Autorität der Kirche die Autonomie des Menschen betonte und christliche Anschauungen durch die Vernunft betätigte. Eigene kritische Stellungnahme verlangte reiche Kenntnisse; Freude am Wissen ist überall zu spüren, wenn auch nur weltliche Humanisten mit C.-Worten ihr Ausdruck verleihen, so Edward VI. 1546, der anonyme Verfasser der schottischen Complaint 1549 und der Dichter Seager 1557.

Vergebens sucht man in den Streitschriften der katholischen Theologen nach einem C.-Zitat. Selbst der große Kardinal Pole bringt kein genaues Zitat von ihm, obwohl er sich als sein Verehrer bekennt und 2000 Goldstücke zur Auffindung von C.s Republica in Polen vergeblich opferte (s. R. Ascham, Works, ed. Giles 1865, I 446). Nur der Schotte Winzet, der wegen seines starren Katholizismus England für einige Zeit verlassen mußte, streift seinen Grundsatz von der Selbstbestimmung des Menschen — allerdings erst in einem Traktat v. J. 1562.

Dagegen greifen die Reformatoren gern zu C. Bei dem Loslösungsprozeß von traditionell-religiösen Anschauungen gibt ihnen die Erkenntnis, auf dem Boden seiner großen Ideen zu stehen, einen Enthusiasmus und eine Sicherheit, die den Mangel an Methode ihres Suchens und Ringens verdeckt. Als erster beruft sich Gau auf ihn — ein Schotte — c. 1533: die verkehrte Gottesvorstellung beruhe auf der fehlerhaften menschlichen Natur. Dann verzeichnet Starkey 1536/8 eine kurze Bemerkung über sein Leben. Von Hooper 1547 an wird C. eifrig zitiert, er sieht in ihm den Ahner christlicher Charaktergrundsätze, Bullinger 1550 den Vorboten christlicher Theologie.

Hooper 1548 findet bei C. Monotheismus. Bullinger verkündet 1550 C.s Lehre von der Gottesvorstellung als angeborener Idee und fügt den C. entnommenen Gedanken hinzu, das Wesen Gottes — der als persönlich gedacht ist — werde durch ratio erkannt. Religiosität erschöpfe sich in Sittlichkeit (1549). Den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele erhärtet er 1550 durch C.s Hinweis auf den consensus omnium und durch von C. überlieferte Aussprüche des Pherecydes, Pythagoras und Plato. Becon weist c. 1560 auf C.s Glauben an Jenseitsvergeltung. Hutchinson 1550 philosophiert über das Wesen Gottes; dabei holt er aus C. die Ansicht des Pythagoras, der Epikuräer und C.s eigene theistische. Auch die Frage nach dem Wesen der Seele wird nicht vergessen. Ausführlich wiederholt er aus C. antike Polemik gegen und für die göttliche Vorsehung, das persönliche Eingreifen Gottes im Weltgeschehen, für das als erhabenster Beweis das Wunder des gestirnten Himmels angeführt wird. Dabei streift

er die natürliche Offenbarung Gottes in der Natur und im menschlichen Geist. Aus der bunten Reihe von Antworten C.s auf kosmologische Fragen, die innerhalb der metaphysischen Spekulationen laut werden mußten, holt er die Weltentstehungslehre des Thales und die Weltvorstellung des Demokrit. Mehrere Reformatoren — Hooper 1548, Hutchinson 1550 — nützen C. im Kampf gegen Aberglauben, Bilder- und Reliquienverehrung.

Der alte Römer erscheint deutlich als Vater der natürlichen Theologie.

Auch in der *politischen* Umstellung beim Sturz der Kirchenautorität konnte C. wertvoll werden. Volle Anerkennung seiner staatsmännischen Fähigkeiten findet sich zuerst bei Bischof Hooper 1547 — allerdings 1550 eingeschränkt durch religiöse Bedenken —, dann bei weltlichen Humanisten wie Edward VI. 1549 und dem Geographen Eden 1562.

Schon Bischof Bale hatte 1538 mit einem C.-Wort auf die Bedeutung der Gesetze zur Aufrechterhaltung der Ordnung hingewiesen. Wichtiger ist, daß man jetzt zu C.s Naturrecht greift. Zuerst Hooper 1548, doch korrigieren religiöse Bedenken die aus De Leg. angezogene Stelle lex est ratio summa insita in natura: Hooper sagt God statt natura. Erst Bullinger bringt 1549 dies Zitat wortgetreu und ergänzt es 1550, indem er — nach C. — die Identität des Naturrechts mit dem jus divinum proklamiert und damit seine allgemein verpflichtende Kraft erhöht. Bullingers C.-Wort 1549 vom magistratus als dem redenden Gesetz spricht deutlich die weltliche Obrigkeit als Rechtsautorität an.

Ganz sicher haben diese aus C. geholten Gedanken wesentlich beigetragen zur Schaffung und Befestigung der Suprematie des Königs in der anglikanischen Kirche.

Eingehender als im ersten Drittel des Jahrhunderts beschäftigen sich in der Reformatorenzeit Theologen und Humanisten mit C.s *praktischer Diesseitsmoral*, doch hindert wohl die Furcht vor dem Heiden, sie restlos auszubeuten.

Bischof Hooper empfindet c. 1550 stark ihre Verwandtschaft zu christlicher Ethik. Er greift zu ihrer praktischen Pflichtenlehre und zur Lehre von den Übeln. Hutchinson 1550 wiederholt C.-Schilderungen sittlichen Heldentums und streift C.s scharfes Urteil über vaterlandsfeindliche Gesinnung. Becon lobt c. 1560 mit C.-Worten Vaterlandsliebe und bringt Polemik gegen Todesfurcht, die sich auch in einer Übersetzung des Bibelmannes Coverdale findet, der selbst auf C.s Stellung zum turpe anspielt. Der Martyrologe Foxe spricht 1563 von der Größe sittlicher Kraft in unsittlicher Umgebung und denkt dabei an eine Stelle in C.s Brief ad Quintum.

Unter den weltlichen Humanisten sind es hauptsächlich drei

gekrönte Häupter, die in ihren Jugendjahren zu C.s Ethik greifen — wahrscheinlich unter dem Einfluß ihrer Lehrer. Edward VI. betont 1546/8 die praktische Seite seiner Sittenlehre mit dem Vorrang der justitia vor der prudentia. Die Königin Elisabeth holt 1551 durch ein C.-Zitat den heidnischen Begriff der Moral heraus, der die Ausübung sozialer Pflichten wie die der Wohltätigkeit durch vernünftige Überlegung einschränkt. Die schottische Maria entnimmt ihm 1554 wenigstens allgemeine Lebensweisheiten. Unter den weltlichen Gelehrten ist weiterhin zu nennen der Geograph Eden, der in einer Übersetzung 1555 das Wort C.s wiederholt, daß die Würde des Menschen auf seiner Vernunft beruhe. Dem Dichter Seager übermittelt C. 1557 neben praktischen Forderungen der temperanti den ethischen Rationalismus. Den heidnischen Begriff der Lust als des höchsten Gutes gebraucht der Dramatiker Wager c. 1566, zwar nicht mit Erwähnung des Namens C., aber mit wörtlicher Herübernahme eines Satzes aus De Finibus.

In Schottland ist C. für den Verfasser der Complaint 1549 von großer Bedeutung. Er beutet neben allgemeinen Lebensweisheiten besonders C.s juridisch-soziale Ethik aus, seine Wissensfreude, und nutzt ihn nachdrücklicher als sein Landsmann Lyndsay oder englische Zeitgenossen — Hooper, Becon, Hutchinson — als kräftigen Vertreter völkischen Bewußtseins. Der alte Römer fördert auch auf ethischem Gebiet nationale Ideen.

H i s t o r i s c h e s Interesse nützt ebenfalls den C. Bischof Hooper weist mit C.-Worten 1547 auf die Tatsache menschlicher Geistesentwicklung. Der Geschichtschreiber Patten 1547/8 zeigt ihn auf als literarhistorische Quelle für die Endymiongeschichte. Der Historiker J. Herd 1550/1 stellt seinem Geschichtswerk als Motto einen Ausspruch C.s voran über den Wert des Wissens von der Vergangenheit. Der Antiquar Leland entnimmt ihm eine Bemerkung über die alten Druiden.

Traditionelles abzustreifen und den Boden konkreter Tatsachen zu erobern, dazu hilft auch hier C.

Auf r h e t o r i s c h e m Gebiete wird C. den Theologen als Kanzelrednern dadurch wichtig, daß man von ihm lernt nicht nur sachlich persuadere, sondern auch pathetisch movere und ästhetisch delectare. Hooper spricht es aus mit dem Zitat aus den Paradoxa 1547: nihil tam incredibile, quod non dicendo fiat probabile etc. Die Wertschätzung C.s als Stilkünstler führt in dieser Periode dazu, daß Becon die von Erasmus schon lange vorher ausgesprochene Forderung der C.-Nachahmung in seinem Catechism (gedr. 1560) aufgreift. Dringend empfiehlt er beim mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache die Anwendung der Worte und Phrasen C.s. Cooper bestätigt

selbst in der Vorrede des von ihm herausgegebenen Dictionary von Elyot (1550/9), daß er zur Aufbesserung seines Stils phrases et formulas locutionum dem C. entnommen habe.

Unter den weltlichen Humanisten ist es der junge Edward VI., der sich 1546/7 als Ciceronianer bekennt, die Nachahmung C.s lobt und ihn als princeps der lateinischen Sprache bewundert. Im übrigen sind Engländer wie Schotten dieser Periode einig in seinem Lob als Redner.

Da man im einzelnen so viel aus C. lernte, ergab sich für ihn eine mächtige Gesamtwertschätzung. Interesse für seine Persönlichkeit verraten biographische Notizen bei Starkey 1536/8, dem Verfasser der Complaint 1549, bei Edward VI. 1549, Hooper 1550, Cooper 1550, der schottischen Maria 1554 und dem Versdichter Rolland 1560. Der Antiquar Leland verzeichnet ausdrücklich Caxtons C.-Drucke und klagt, wie auch John Dee 1555/6, über den Verlust von C.s De Republ. in Kriegswirren. Will. Bercher 1559 interessiert sich sogar für C.s Tochter und führt ihn selbst als Lobredner des männlichen Bartschmuckes ins Feld. Der begeisterte C.-Übersetzer Grimoald preist ihn in einem Gedicht als unsterblich und schildert im Anschluß an Beza seinen Tod in Reimen (Plutarch!). Bischof Hooper spricht 1550 voll Hochachtung von ihm als dem Erfüller — nicht bloß dem Lehrer — hoher sittlicher Forderungen. Auch für den schottischen Dichter Rolland ist C. Autorität und ebenbürtig einem Homer und Gower. Kein Wunder, daß der unbekannte Verfasser des Dramas Triall of Treasure, gedr. 1567, diesem altrömischen Weisheitslehrer ein Zitat zuschiebt, daß ihm nicht zukommt.

Deutlich gewinnt C. bei den Reformatoren eine weite Einflußnahme in die mannigfachsten Zweige des geistigen Lebens. Je mehr die Tradition zurücktrat, um so stärker wurde unter seiner Führung das eigene Denken gepflegt und diese Wandlung durch die Suprematslehre in der anglikanischen Kirche besonders wirksam angebahnt.

Nach den Kämpfen der Reformation beginnt mit der **Thronbesteigung der Königin Elisabeth** eine Periode, in der die wiedererwachende Schönheits- und Altertumsfreude dem Einfluß C.s in neuer Weise zustatten kam.

Mehr noch als bisher wird er in Rhetorik und Stilistik zum maßgebenden Führer. In den Vordergrund tritt jetzt die C.-Nachahmung, die ihren eifrigsten Vertreter in dem großen Pädagogen Ascham findet, so daß die Stimme des Pädagogen Humfrey, der 1563 ebenfalls in C. den besten und vorbildlichsten lateinischen Autor sieht, fast verhallt. Ausführlich entwickelt Ascham im Scholemaster c. 1570 seinen Plan über C.-Nachahmung im schulmäßigen Lateinunterricht. Wilson zieht in

seiner Arte of Rhetorique 1560 C.s Reden als praktische Beispiele einer glänzenden Rhetorik an, stutzt sie jedoch oft so zurecht, wie er sie für den Augenblick braucht. Schult man sich einerseits an C., indem man an seinen Schriften Wortwahl, Phraseologie, Anwendung der verschiedenen Stilarten — auf die nach Wilson und Ascham auch Sidney 1580/2 seine Aufmerksamkeit lenkt — und den wirkungsvollen Aufbau seiner Reden studiert und nachahmt, so läßt man sich anderseits durch seine Schriften über die Rhetorik theoretisch belehren. Dabei interessieren natürlich wieder in erster Linie die im praktischen Studium an C. aufgeworfenen Fragen. Wilson entnimmt ihm den Begriff der Eloquenz, der durch scharfe Trennung von Redner und gebildetem Sprecher eng umrissen wird, weist auf seine Ausführungen über Wortwahl, exornatio, holt von ihm Anweisungen über den Gebrauch der Gesten, der Affekterregung und Belehrung über mnemotechnische Hilfsmittel. Ihm folgen die Pädagogen Ascham und — in einigem Abstand — Grant. Der Theologe Jewel lernt von ihm 1565 auf den Zusammenhang von Wortstellung und Satzsinn achten. Der Pädagoge Mulkaster empfiehlt 1581 seine Reden zum lauten Deklamieren.

Die Frage, ob C. auf dem Gebiet der Stilistik der alleinige 'deus' sei, oder ob man neben ihm noch andere Führer anerkennen solle, wurde von Ascham zugunsten des alleinigen Tully entschieden. Aber die schon von Erasmus — besonders im Ciceronianus — vertretene Forderung: 'Nicht C.-Manier, sondern C.-Geist!', mußte ungehört verhallen, als der Humanismus sich eine so breite Basis schaffte, daß auch die Mittelmäßigkeit Zugang fand: man beginnt ciceronianisch zu schreiben, indem man C. ausschreibt. So entstand auch in England der stilistische Ciceronianismus. Das zeigt sich in der steigenden Anwendung kleinerer oder größerer C.-Zitate, wie sie in der vorigen Periode angebahnt, jetzt durch die Theologen Nowell, Whitgift, Woolton, den Puritaner Northbrooke, die Verfasser der lateinischen Dramen 'Hymenaeus' 1578/9 und 'Victoria' 1583 fortgesetzt wird und ihren Höhepunkt im 'Pedantius' 1580 erreicht, der eine Flut von Belegen bringt. Nash klagt 1589 über diese Unsitte und berichtet 1594, daß die englischen Redner nicht nur einzelne Phrasen, sondern ganze Seiten aus C. stehlen. Wotton macht sich noch 1614 lustig über die mit C.-Sentenzen gespickte Rede eines frisch von der Schule gekommenen jungen Gentleman.

Um 1579 setzt in der englischen Schriftstellerei die Ästhetik ein: der Kult des Schönen. Die Empfehlung der C.-Nachahmung tritt trotz Sidney 1580/2 und Harvey zurück. Jetzt wird C. zum Lehrer der Ästhetik auf rhetorischem Gebiet. Harvey berauscht sich geradezu an seiner Stilkunst. Lyly 1579,

Daniel 1585 und der Verfasser des Return from Parnassus 1597 lernen Stilreinheit im Hinblick auf C. Kirke, der Freund des Spenser, erkennt 1579 die Stimmungsfülle altertümlicher Wörter, Stanyhurst, der Virgilübersetzer 1582, vermag den rhythmischen Tonregeln C.s zu folgen. Nash fragt sich 1589: Was ist Rhetorik? und holt die Antwort aus C.: das Maßvolle. Lyly empfand tief die Wirkung des schönen Wortes. Sein Euphuismus 1579 stammt nicht zum geringsten aus C. Isokrates und C. sind für Ascham Meister in der Häufung von Parallele und Gegensatz. Von da war es nur ein Schritt über die Guevaraschule und Pettie hinweg zur Verwendung unnatürlicher Naturgeschichte, um Parallelen zu gewinnen, also zur charakteristischen Manier des Lyly (Norden, Antike Kunstprosa, Leipzig und Berlin 1909, S. 786 ff.; J. M. Galvez, Guevara in England, Palästra 1916).

Von großer Bedeutung wurde die antike Ethik für die Elisabethzeit. Jetzt durchdringende helle Altertumsfreude genießt in vollen Zügen die Schönheit dieser Welt. Diese Lebensfreude sucht Widerhall bei C. Fromme predigen darüber mit seinen Worten — so der Theologe Grindal 1564 und der Stockpuritaner Northbrooke c. 1570 —, und Weltleute fragen nach seinem Verhältnis zu ihr — so der Adelserzieher Humfrey 1563 und der Dramatiker Gascoigne 1575: light, life and all commodities sind Gottesgaben!

Unter dem Eindruck neuer Gedankenströme wandelt sich mittelalterliche Kultur. Große Fürstenhöfe werden Zentren eines regen kulturellen Lebens, Sprungbretter für die Karriere im Dienst der Waffen, der Verwaltung, der Diplomatie. Der mittelalterliche Ritter wandelt sich zum gebildeten Weltmann. Den gleichen Einflüssen kann sich mit dem Aufschwung der Stadtkultur der Bürger nicht entziehen. Eine neue, das ganze Leben umfassende und gestaltende Ethik brauchte und fand man bei C. Was Ascham vom Gelehrten, Humfrey vom Adligen, Painter vom Feldherrn und Gascoigne vom Staatsmann erwarten, das lag bei C. bereits fertig ausgebildet vor. Man orientiert sich einmal an C.s Person selbst — Elyot hatte ihn schon 1531 als weltmännisches Ideal bezeichnet —, anderseits gewinnen seine in den Werken niedergelegten ethischen Forderungen erhöhte Bedeutung.

Ascham, der Lehrer der Elisabeth, verkündet als erster bereits 1545 einen neuen Tugendbegriff aus C.: virtus ist angeborene Schönheit! Im Gegensatz zu mittelalterlicher Askese kommen die Bedürfnisse des Körpers und Geistes zu ihrem Recht — 1576 holt der Pädagoge Grant dieselben Forderungen aus C. Ein Schritt führt vom Menschlich-Natürlichen zum Zierlichen! Überfeinertes Taktgefühl des durch höfische Sitte geschliffenen

Gelehrten stützt sich auf C.s Vorbild: selbst in guter Sache gilt Kühnheit für unerlaubt, das Eindämmen übergroßer Rücksicht entschuldigt man mit C.s bene naviterque impudentem esse. Nicht unerwähnt bleiben C.s Güter- und Pflichtenlehre. Fast wie ein unvereinbarer Gegensatz mutet es an, wenn mit C.-Worten tatkräftige Vaterlandsliebe gepredigt wird und zugleich eine Friedensliebe, die selbst einen ungerechten Frieden einem gerechten Kriege vorzieht, ein Gedanke, den die Folgezeit oft wiederholt. Und doch, wie begreiflich! Man hatte den Menschen entdeckt, nun galt es, ihn zu erobern; jeder Streit um andere Werte konnte nur als Abirren vom neu gefundenen Ziel, als ärgerliche Störung empfunden werden.

Der Pädagoge Humfrey findet 1563 Adelsethik bei C. Er entdeckt einen neuen Adelsbegriff: über Geburt und Stand steht der Adel durch virtus. Dem C. entnommene ethisch-soziale Gedanken spitzen sich zu der Forderung zu, daß das Individuum der Allgemeinheit geopfert werden muß. Dabei tritt die justitia so stark in den Vordergrund, daß selbst die Könige nur als ihre Hüter erscheinen. Vernunftgemäße Überlegung ist auch hier Grundlage der sittlichen Forderungen. Des öfteren wird C. bei der Polemik über Tafelgenüsse angezogen. Sogar in Fragen adlig-standesgemäßer Berufswahl holt Humfrey Rat aus C. Der antike Sittenlehrer war hoffähig!

Auch der politische Schriftsteller Stafford nutzt C.s Sozialethik; er wendet sich 1581 gegen Subjektivismus und — was bedeutsam ist — gegen die Auswüchse übereifrigen Wahrheitssuchens.

Die Theologen entnehmen dem C. nur einzelne ethische Gedanken. Calfhill 1565 — wie c. 20 Jahre später der Geschichtschreiber Camden — greift zu einem C.-Wort über Menschenwürde. Woolton — im Anschluß an C. — verherrlicht 1576 die Weisheit als Königin der Tugenden, als Bändigerin der Sinnlichkeit und predigt Pflichterfüllung. Der starre Puritaner Northbrooke holt c. 1577 Antwort auf die Frage: Was ist anständig? Das tut auch Stubbes 1583, der dazu aus C. Erörterungen über die Entstehung des Privatbesitzes aufgreift, Gedanken, die über Rousseau die Welt erschüttern sollten. Sandys streift 1585 die Pflichten der justitia. Pilkington c. 1585 berührt neben der Pflichten- auch die Güterlehre.

Nicht gering ist das Interesse der erzählenden Prosaisten an C.s Sittenlehre. Painter 1565/7 erklärt — im Anschluß an C. — das honestum für das höchste Gut, erhebt die Philosophie zum guide of life und streift einige Pflichten. Der anonyme Verfasser von 'A Speciall Remedie against ... love' 1579 polemisiert mit C.-Worten gegen Sinnlichkeit. Lyly in

seinem Euphues 1579 erkennt die Natur als rechte Führerin des Menschen. Munday 1580 erwähnt den Seelenkampf des Herkules am Scheidewege. Th. Lodge beruft sich ausgiebig auf den Ethiker C. Er proklamiert die Identität des Naturgemäßen mit dem Sittlich-Guten 1592 und die Unvereinbarkeit der Menschenwürde mit dem Sittlich-Bösen 1596. Tugend wird — wie im christlichen Himmel — mit Unsterblichkeit belohnt, das Böse mit ewiger Qual gestraft. Wieder spielt die justitia mit ihrem Pflichtenkreis eine große Rolle, aber noch mehr greift Lodge zu C.s Lehre von den Übeln, nämlich den Affekten und Leidenschaften, die harmonisches Seelenleben stören. R. Greene ist unter den Erzählern der eifrigste Verehrer von C.s Sittenlehre. Höchstes Gut ist das honestum. Gesinnungstüchtigkeit steht höher als Werkgerechtigkeit. Naturgemäß und sittlich-gut sind identisch. C.s Pflichtenlehre kennt Greene genau. Des öfteren holt er soziale Gedanken heraus und verzeichnet mit besonderer Aufmerksamkeit, was der Heide über die christliche Tugend — die Liebe — zu sagen weiß. Th. Nash 1594 hat C.s Ausführungen über amor und amicitia gelesen und teilt seine Verachtung der vernunftlosen Menge. Den Beschluß mögen einige anonyme Prosaerzählungen machen. Im 'Engl. Courtier' 1586 wird mit einem C.-Zitat Subjektivismus bekämpft, in 'Health to Servingman' 1598 Sittlichkeit über Standesgröße gestellt und im 'Mirrour of worldly Fame' 1603 Unwissenheit als gefahrbringend bezeichnet.

Die Versdichter beschäftigen sich naturgemäß weniger mit ethischen Fragen. Turbervile spielt 1567 auf C.s Polemik gegen Sinnlichkeit an. Der Verfasser des 'Life of Churchyard' c. 1575 und Thomas Churchyard begeistern sich an C.s Lobrede auf den Märtyrer Regulus. Sidney erfaßt 1580 aus gleichem innerem Erlebnis wie Ascham 1546 virtus als Schönheit. Higgins 1586 begnügt sich mit allgemeinen Definitionen der Kardinaltugenden im Sinne C.s. Markham 1595 spricht mit einem C.-Wort der Sittlichkeit größere Kraft zu als der Gewalt. Ausgiebige Berufung auf C.s Autorität soll den gereimten Sittenpredigten des anonymen Verfassers in Bodenhams Belvedere 1600 größeren Nachdruck verleihen. Virtus ist einzige Bedingung zur Glückseligkeit. Justitia und temperantia werden angezogen; den Preis erhält die Weisheit als Lebensführerin. Mit C. empfiehlt er Liebe zum Frieden, zum Vaterlande, zum Nächsten. Ausführlich handelt er über Affekte und Leidenschaften und sieht eine Bedingung für harmonisches Leben im Unabhängigsein von Glücksumständen. Gern holt der Verfasser aus C. allgemeine Lebensweisheiten, z. T. mit christlicher Färbung.

Selbst von der Bühne herab werden C.s Sittenlehren verkündet. Preston nutzt ihn für das Schlagwort law, Fulwell 1568

nennt mit C.-Worten Ehre den Lohn der Tugend, Gascoigne verkündet 1575 C.s sozial-ethische Gedanken, Lupton 1578 Wirtschaftsmoral. Kyd 1593 eifert gegen Scheinheiligkeit. In seiner Übersetzung eines Werkes von Tasso 1588 gibt C. Antwort auf die Frage: Welche Berufe sind honestum? Zu Anfang des 17. Jahrhunderts verkündet Day das C.-Wort, daß Unmäßigkeit das Grab der Vernunft sei.

Aus der Ethik C.s erwächst die amicitia. Schon 1550 hatte Harington die Schrift über die Freundschaft ins Englische übertragen, aber in C.s amicitia nur eine Parallele zu biblischen Vorstellungen gesehen. Becon, Ascham, Grant 1568, Fulwell 1568, Churchyard 1588 hatten Einzelnes aus C.s Gedanken über die Freundschaft herausgegriffen. Erst Greene bringt 1587 das Zitat, das sie im klassischen Sinne als Frucht der virtus erfaßt; ihm folgen darin Lodge 1592 und Kyd 1593. Den Einfluß dieser Auffassung C.s von der Freundschaft glaubt Brie (Sidneys Arkadia, Straßburg 1918) in Sidneys Arkadia zu finden. Auch Greene hat sie in seinem Roman 'Ciceronis Amor' 1589 durch Cicero und Lentulus verkörpert.

Solch Proklamieren der Autonomie menschlicher Vernunft vereinfachte gotisch verschnörkelte Kirchenmoral zu dem einen Satze: Handle recht, und du wirst selig! Der rationalistische Zug der Sittenlehre dürfte dazu beigetragen haben, mittelalterliche Standesunterschiede zu verwischen und statt dessen den Gegensatz zwischen gebildet und ungebildet zu verstärken. Dabei fehlt nicht der intuitive Gedanke der Menschenwürde. Ungeheure Aufmerksamkeit für Reinmenschliches dürfte starken Einfluß gehabt haben auf Charakterbildung und Persönlichkeitserziehung.

Während auf politischem Gebiet der Engländer Calfhill 1565 die Reformatorenidee vom göttlichen Ursprung des Rechtes wiederholt, nutzt Buchanan — wieder ein Schotte — seinen C. unter ganz neuen Gesichtspunkten. Er verkündet 1579 — im Anschluß an C. — den Selbstzweck des Staates, gibt ihm die religiöse Begründung, übergibt dem Staat die Sorge für das Volkswohl als suprema lex, betont die Rechtsgleichheit aller Menschen und macht den König nur zum ersten Diener dieses Staates als Hüter der Gerechtigkeit. Das hatte bereits Humfrey 1563 angedeutet, aber erst Buchanan unter spezifisch schottischen Verhältnissen gab ihm vollen Ausdruck. Der anonyme Dichter in Bodenham's Belvedere 1600 zieht mit C. nur die Konsequenz aus diesem Herrschaftsvertrage zwischen Monarch und Volk, wenn er Maßregelung des pflichtvergessenen Fürsten verlangt. Das war ein Angriff auf das unter Heinrich VIII. aufgekommene ius divinum des Königtums und zugleich eine Waffe in der Hand der schottischen Puritaner, unter der das Haupt Karls I. fallen sollte.

Die Pflege des nationalen Gedankens empfindet auch diese Periode als sittliche Pflicht (Ascham, Gascoigne 1575, Sidney, Bodenham's Belv. 1600). Dabei entdeckt man den Wert der Muttersprache. Schon der schottische Verfasser der Complaint 1549 hatte mit einem C.-Wort darauf hingewiesen, jetzt tun es die englischen Theologen Jewel 1565 und Nowell 1570.

Von größter Wichtigkeit für Englands Innen- und Außenpolitik dieser Zeit war die Verbindung des Nationalen mit dem Religiösen. Auch dazu brauchte man den C. Gascoigne verkündet in seinem Drama 'Glasse of Government' 1575 unter Hinweis auf C.s Somnium Scipionis, daß der Tod für das Vaterland seine Belohnung im Himmel finde, und macht damit den Patriotismus zur religiösen Pflicht. Die praktische Frucht dieser Anschauung lag darin, daß damit ein Konflikt zwischen Glauben und Vaterland in die Seele des Katholiken gelegt wurde, da der Landesfeind damals Spanien — der Arm des Papstes — war, daß ferner die Sache der Reformation zur Sache des Vaterlandes gemacht wurde und Patriot und Protestant zu einem Begriff verschmolzen.

Religiöses Fragen orientiert sich auch in der Elisabethzeit an C. Der Hinweis auf die Zweckmäßigkeit alles Naturgeschehens in Aschams Toxophilus 1545 gehört zeitlich noch zur vorigen Periode. Berichte über grobsinnliche Göttervorstellung der Alten bei Lyly 1579, Puttenham 1584/5, Camden c. 1587, Drayton 1613 verraten die Fortführung reformatorischer Aufklärungsbestrebungen, auch Harrison scheint 1577 gegen katholische Sakramentslehre zu kämpfen. Humfrey 1563, Lyly 1579 und Lodge 1592 betonen, daß Glaube an Gott Gemeingut aller Völker sei. Gascoigne zitiert 1575 ein C.-Wort von Gott als dem Wohltäter und Richter der Menschen. Bischof Woolton bricht 1576 eine Lanze für den Pantheismus. Das Erlösungsproblem erhält neue Antwort aus C.s Somnium Scipionis durch Greene 1585 und Chapman 1599: Emanzipation von irdischer Beschränktheit gewähre objektives Betrachten des Erdengeschehens.

Zu Beginn dieser Periode verrät Ascham, daß er selbst C. in eine Reihe mit der Bibel stelle, daß andere C.s Officien mehr liebten als die Briefe des heiligen Paulus. Rund hundert Jahre später ersetzt in der Tat Toland die Bibellesungen seiner deistischen Meßliturgie durch C.-Texte!

Historisches Interesse nutzt C.s Werke als Quellenmaterial. Sein begeistertes Lob auf die Geschichte wiederholen jetzt Northbrooke 1577 und Sidney 1580/2. Ascham 1570 findet bei ihm eine Geschichte der Beredsamkeit, Whitgift 1574 Angaben über römisches Priestertum, Th. Smith vor 1577 Bemerkungen über das Prozeßverfahren, Harrison 1577 Material über Comites und Sklaven, Camden 1587 Beiträge zur Namen-

kunde, und Fr. Bacon 1597 zur Zeitgeschichte Roms. Besonders gern zieht erwachtes Interesse am eigenen Volk C. an als Quelle für die Geschichte des alten Britanniens zur Zeit Cäsars, so Ascham c. 1570, Harrison 1577, Buchanan 1582 und Daniel 1612.

Die künstlerische Schönheitsfreude erblühte mit Spensers Oktober-Ekloge 1579 und Sidneys Arkadia. Die Dichtkunst rückte in den Mittelpunkt des Interesses; zugleich wuchs auch der Widerstand der Puritaner gegen sie. Angreifer und Verteidiger der Dichtkunst berufen sich auf C.s Autorität. Schon Elyot hatte 1545 darauf hingewiesen, daß C. die Dichter aus sittlichen Gründen im Staat nicht dulden wollte. Jetzt bietet C. 1579 Gosson sittliche Motive sowohl für die Ablehnung der Dichter als der Komödie, dazu dem Webbe 1586 Gründe der Vernunft gegen die Verwendung des deus ex machina in der Tragödie. Die Verteidiger dagegen hatten den Vorteil, daß sie in der bereits 1571 ins Englische übersetzten Rede Pro Archia Poeta eine Verteidigung der Poesie besaßen. Die sittliche Berechtigung der Komödie hatte bereits der Verfasser des Jack Juggler (lic. 1562/3) im Anschluß an C. zu erweisen versucht, dann berührt sie Painter 1565/7 in bezug auf die Erzählung. Lodge 1579 und Ben Jonson 1599 verteidigen die Komödie mit dem von Donat überlieferten C.-Ausspruch, sie sei: imitatio vitae, speculum consuetudinis et imago veritatis. Auf dies Zitat dürfte sich auch Shakespeare stützen, wenn er im Hamlet 1597 (?)—1601 die Schauspieler als Spiegel und abgekürzte Chronik des Zeitalters (Akt II, 2) bezeichnet und vom Schauspiel fordert (Akt III, 2), es solle der Natur den Spiegel vorhalten. Lodge weist 1579 mit C.-Worten auf den Wert der Dichtkunst als Geistestätigkeit — wie 1641 auch Ben Jonson — und macht Dichter zu Erfindern der Philosophie. Dann folgt 1586 Webbe, der das schwerste Geschoß zur Verteidigung der Poesie gegen die Puritaner schleudert, wenn er C. die Behauptung entnimmt, das Dichten beruhe auf göttlicher Inspiration. Diesem Einwurf zur Seite treten die an der Hand C.s gemachten Versuche des Webbe 1586 und Nash 1589, Achtung vor dem Stand der Dichter zu wecken. Roscius, der berühmte Schauspieler, war wesentlich aus C. bekannt. Die gerade in dieser Periode häufige Nennung seines Namens — so im Pedantius 1580, bei Puttenham 1584/5, Tarlton 1588, Greene 1590, Meres 1598, Shakespeare (Hamlet II, 2) 1597—1601 — dürfte wohl auf die Absicht, durch ihn den Schauspielerstand zu heben, zurückzuführen sein.

Auch in bezug auf die dichterische Einkleidung beruft man sich auf C.s Autorität. So findet John Proctor 1589 die Berechtigung, ernste Dinge in Form einer Traumerzählung zu behandeln, in C.s Somnium Scipionis.

So wird der altrömische Popularphilosoph in der Elisabethzeit

zum Beschützer der Muse, in deren Dienst er selbst — wenn auch nur in bescheidenem Maße — gestanden hatte.

Schon aus dem bisher Gesagten ergibt sich eine ungeheure Wertschätzung C.s. An der Schwelle der Elisabethzeit steht Ascham, der größte Ciceronianer des ganzen Jahrhunderts, mit seiner an Erasmus erinnernden Liebe und Begeisterung für C., die sich zuerst in seinen Briefen zeigen. Hier bekennt er, daß er ihn in eine Reihe mit der Bibel stellt, ihn bei seinen Vorlesungen zu Cambridge über die Heilige Schrift 1550 anzieht, hier offenbart sich das rege Interesse, mit dem er den C.-Studien anderer folgt und sie fördert. Ganze Seiten seines 'Scholemaster' sind der Bewunderung seines geliebten Tully als Rhetor, aber auch als Philosoph und als Mensch gewidmet. Humfrey, auch ein Pädagoge, beugt sich 1563 so weit unter C.s Autorität, daß er den Terenz — obwohl er ihn nicht liebt — als Schulautor empfiehlt, nur weil C. ihn schätzte. Das bleibt tonangebend bis ins 17. Jh. Nicht nur, daß man C. mit besonderer Vorliebe zitiert, man beruft sich auch auf ihn als Gewährsmann bei allen möglichen Gelegenheiten. Vergebens erhob der Schulmann Mulcaster 1581 warnend seine Stimme gegen den blinden C.-Kult; ein halbes Jahrhundert später sollte noch der Dichter Wither darüber spotten. Mit der C.-Kenntnis zu prunken, ist Mode bis in die Schichten der Ungebildeten: hatte man ihn auch nicht selbst gelesen, so hatte man doch von ihm gehört. Den dabei unterlaufenden Entstellungen entgeht weder sein Name — das zeigt die Komödie Club Law c. 1599 bis 1600 — noch ein so bekanntes Zitat wie das aus Catil. I 1, 2, das Sidney 1578 und Kyd 1592 im neuen Gewande vorführen. Recht fragwürdiges Latein wird bei Greene 1591 und Middleton c. 1611 als ciceronianisch verausgabt. Im Drama des Cooke 1602 macht man ihn sogar zum Verfasser äsopischer Fabeln, in W. Percys 'Faery Pastorall' 1603 zum Erfinder einer Kindergeschichte. C.-Unkenntnis — und das führt die Komödie Laelia c. 1595 vor — erntet spöttisches Gelächter. So ist im Laufe dieses Jahrhunderts C.-Kenntnis und C.-Begeisterung aus dem kleinen Kreise der Gebildeten in die breite Masse des Volkes gedrungen: welch eine große Basis für seine Wirksamkeit war damit geschaffen!

Kritik an C. stellte sich seiner überquellenden Wertschätzung bald entgegen. Sie trifft zwar nicht seine Philosophie, aber den Menschen C., den Redner, den Dichter. Zuerst weist der Theologe Hooper 1550 darauf, daß C.s beste Ratschläge für die Staatsverwaltung oft fehlschlugen 'for the lack of the wisdom of god'. Dann faßt die Kritik C.s Familie: Rolland spielt c. 1560 auf seine Klagen über seine Frau Terentia an, Humfrey stellt 1563 seinen Sohn als Trunkenbold hin (nach Plinius). Er weist auch spottend auf seine niedrige Abkunft (Sallust), die bereits

der schottische Verfasser der Complaint 1549 ruhig-sachlich verzeichnet hatte. Seiner sittlichen Persönlichkeit tritt zuerst nahe der Verfasser des Pedantius 1580 im Anschluß an die Sallustii Invectiva. Auf den Zwiespalt zwischen der Lehre C.s und seinem Leben weist Gascoigne in einer Übersetzung 1576, dann Lodge 1592 und Chapman 1599. Daß C. im Alter Gelehrsamkeit und Beredsamkeit verachtet habe, will Nash 1600 aus dem Bericht eines Valerius geschöpft haben, doch stimmt die Angabe weder zu Val. Antias noch zu Val. Maximus, einem damals eifrig gelesenen Schulautor.

Den Redner C. greift zuerst Gosson 1579 an, im gleichen Jahre Lyly, dann Harvey, der den C. auch als Staatsmann übertroffen sehen möchte, später Lodge 1592, und endlich 1599 Breton. An sie reiht sich Shakespeare im Julius Caesar 1599.

Die Kritik am Dichter C. regt sich zuerst in Schottland, wo William Stewart (1479—1545 DNB.) 1532 einen so flammenden Traktat schreibt in defence of the poetry of C. (gedr. Paris 1540), daß man ihn deswegen zum Bischof von Aberdeen machte (A. Grant, Hist. of Univ. of Edinburgh, L. 1884 I 43). Er bleibt der einzige Verehrer von C.-Dichtungen. Sowohl der anonyme Verfasser von 'A Preservation of Henry VII' 1599 als auch Ben Jonson 1641 sprechen dem C. dichterische Fähigkeiten ab.

Solche Kritik machte seine Gestalt erst lebenswahr; sie regt mehr dazu an, ihn körperlich nachzumalen, als ihn der Geringschätzung preiszugeben.

Unberührt bleiben dadurch die großen Verdienste C.s um das 16. Jahrhundert. Er half die Geister von der alten Theologie loslösen und sie auf die vernunftgemäße Naturerkenntnis bringen; er tat dies auf allen Gebieten, in der Ethik, Politik, Religion, Weltbetrachtung, und er tat es mehr als irgendein anderer antiker Autor. Letzteres wird erst klar werden, wenn man den Einfluß anderer Autoren in gleicher Weise verfolgt.

VI. Cicero als Gegenstand poetischer Darstellung.

So lange und tief schauten die Engländer des 16. Jahrhunderts in die Werke C.s, daß er ihnen körperlich und bald auch dramatisch vor Augen trat: seine Rolle bei Shakespeare ist nur der Gipfel einer langen Vorentwicklung.

Das Epos geht voran: bei Douglas im Palice of Honour c. 1500 schlägt C. als Verkörperung der vertue den falschen Catilina nieder. Elyot schildert in seinem Dictionary sein Leben mit begeisterten Worten im Anschluß an Plutarch. Grimvald dichtet Verse Bezas über C.s Tod (Plutarch) englisch nach. Th. Maitland c. 1570 besingt sein Leben lateinisch, in englischen Reimen schil-

dert es 1579 der Verfasser von 'A poore Knight his Pallace of priuate pleasures' (Plutarch). Im gleichen Jahre wiederholt Salter das Motiv des Douglas mit einer kleinen Wendung: jetzt wird der edle C. von dem Schurken Antonius ins Gesicht geschlagen. In einem — jetzt verlorenen — Drama umreißt ihn Gosson 1579 als Staatsmann und Redner (School of Abuse; ed. Arber, S. 40). Als Romangestalt erscheint er in demselben Jahre bei Greene 'Ciceronis Amor': hier tritt er mit seiner Rednergabe so lebhaft für den um Terentia werbenden Lentulus ein, daß diese dem C. ihre Liebe zuwendet. In einer zweiten Prosaerzählung läßt Greene den C. sich mit dem Schauspieler Roscius messen; der erstere siegt. Greene ist C.s reiner Verherrlicher. Im Abenteurerroman 'The Unfortunate Traveller' 1594 läßt Nash den Geist des C. heraufbeschwören und die ganze Rede 'pro Roscio Amerino' wortgetreu deklamieren. Die Wirkung ist ungeheuer: alle Zuhörenden schauen auf C. wie auf einen Gott!

Dann wird er uns im Drama lebendig. Kyd in der Übersetzung von Garniers Drama 'Pompey the Great' 1593/4 bringt C. als Tyrannenhasser auf die Bühne, der prophetisch Cäsars Tod verkündet und als Philosoph die um Pompeius trauernde Cornelia mit Gedanken aus seiner Lehre von den Übeln tröstet. Von Robert Wilson und Harry Chettle erfahren wir wenigstens, daß er in ihrem verlorenen Drama 'Catiline's Conspiracy' 1598 auftrat.

Shakespeare hat ihn 1599 im 'Julius Caesar' unsterblich dargestellt — wesentlich nach Plutarch. Da ist er ein Mann im Silberhaar mit Autorität; er konnte durch sein Gewicht den Verschwörern helfen, aber sie laden ihn nicht ein, weil er in seiner Eitelkeit niemals folgt, wo andere vorangehen. Die Gefahr des Augenblicks wird ihm durch Casca und den flammenden Himmel dargestellt. Doch furchtsam zieht er sich in sein Haus zurück. Bewegt sieht das Volk, wie Cäsar ungern die angebotene Krone zurückweist. C. redet griechisch. Als Politiker hat er dem Dichter keine Achtung abgerungen, dennoch macht die Meldung von seinem Tode einen tiefen Eindruck; als Schriftsteller war er geachtet. Die Zwiespältigkeit in seinem Wesen wurde zuerst durch Shakespeare herausgekehrt, der die Konfliktnaturen liebte.

Auch nach Shakespeare suchte man dem verehrten Römer neue Seiten auf der Bühne abzugewinnen. In dem anonymen Stück 'The Tragedie of Caesar and Pompey' (gedr. 1607; hg. von Mühlfeld, Shakespeare-Jahrb. 1911/2) gefällt sich C. als stolzer, freiheitsliebender Römer. Schmerzlich empfindet er die Vorherrschaft Cäsars, die durch die Bürgerkriege gefestigt worden war, aber in der Praxis tritt er für Frieden und Unterwerfung unter Cäsar ein, an dessen Bahre er sogar eine Lobrede hält. Ein anderer Namenloser in einer Bühnenfassung von Greenes obenerwähntem

Roman, betitelt 'Every Woman in her Humor' (gedr. 1609, hg. von Bullen, Old Engl. Plays IV L. 1882), stellt ihn auf die Bretter als Fürsprecher des Liebhabers Lentulus bei der vielbegehrten Terentia; indem er dies tut, zieht er die Bewunderung Terentias und ihre Liebe auf sich. Als Verrat an Lentulus wird ihm dies vorgeworfen; jetzt erst wird sich C. seiner Liebe zu Terentia bewußt. Überehrlich klagt er sich der Untreue gegen Lentulus an, bis dieser, gerührt, selber zurücktritt und C.s Hand in die der Terentia legt. Weit wärmer und rückhaltloser als bei Shakespeare wird C. hier gerühmt — an seelischer Lebendigkeit hat er dabei freilich nicht gewonnen.

Den wirklichen C. mit seinen eigenen Worten sprechen zu lassen und ihn dabei aufs großartigste zu verherrlichen, war die Absicht Ben Jonsons, der dabei schwerlich ohne kritischen Seitenblick auf Shakespeare handelte. In 'Catiline his Conspiracy' 1611 kämpft sein C., geleitet nur durch virtus, für die höchsten Güter der Menschheit gegen die Anarchisten und wiederholt dabei lange Stellen aus seinen Reden; im vierten Akt deklamiert er sogar im Jupitertempel die ganze erste catilinarische Rede in poetischer Übertragung (vgl. A. Vogt, B. J.s Tragödie 'Catiline his Conspiracy' und ihre Quellen, Diss. Halle 1903). Den Epilog hält er triumphierend als Prophet einer neuen beglückten Ära.

Hiermit war die Darstellung C.s für lange Zeit abgeschlossen. Die Liebe zu dem römischen Rhetor und Ethiker, mit der das 16. Jahrhundert bei Erasmus begann, hat sich ausgewachsen bis zu einseitiger Schwärmerei für einen philosophischen Staatsmann, der seine theoretischen Ideale in ein politisches System zu verwandeln sucht und glaubt. In der alsbald folgenden Periode des Bürgerkrieges trat der Ordnungsmensch C. völlig zurück. — Our virtues, sagt Shakespeare, lie in the interpretation of the time. Nicht eigentlich Neues in C. selber enthüllen uns die Engländer des 16. Jahrhunderts, trotzdem sie fleißig ihn studierten; aber ihr eigenes tieferes Geistesringen durch ihr wechselndes Urteil über ihn enthüllen sie mit auffälliger Deutlichkeit.

Neukölln. Anna-Brunhilde Modersohn.

Beiträge zur Wirtschafts- und Handelssprachgeschichte zur Zeit der Merowinger.

II. Das Borggeschäft mit Germanen.

Über den Gefühlswert, den der Germane mit dem 'Borggeschäft' verband, hat B. Fehr in der Sprache des Handels in *Altengland* (1909) S. 6 ff. berichtet: 'Der Bittende gab ein Objekt preis, das den Wert der geliehenen Sache überstieg *(borh* oder *borg)*, oder er ließ sich vom Verleiher ein Objekt nehmen *(nám, wed)*. Die Handlung des Bittenden bestand im Pfand- *(borg-)* Preisgeben oder *borgian (borrow)*, die Handlung des im Vorteil sich Befindenden im Überlassen einer Sache oder *lǽnan* (die Sache selber das *lǽn*).' Fehr zeigt dann noch, 'daß schon in der geldarmen Zeit Tausch- und Pfandgeschäft nebeneinander wirkten'.

Ich möchte diesen letzten Gedanken etwas schärfer fassen: Für ein primitives Volk sind Tausch und Leihe kaum scharf zu trennen.[1] Das eine Geschäft geht auf Dauer, das andere auf Zeit. Das *Borgen* war dem Germanen ein zwischen Tausch und Leihe schwankendes Geschäft; darum denn auch das dem germanischen Markte entliehene vulgärlateinische **barganiare*, das nach *guadaniare* 'gewinnen' gebildet sein dürfte, in den romanischen Sprachen 'handeln' im allgemeinsten Sinne des Wortes bedeutete: ital. *bargagnare* 'handeln', afrz. *bargignier* 'feilschen', engl. *bargain* 'Handel', 'Kauf', 'Kaufvertrag', 'Profit'. Ich glaube nicht, daß man daran zweifeln kann, daß hier germ. *borg* zugrunde liegt, zumal auf den anderen römischen Kolonialmärkten ähnliche Entlehnungen sich formal und begrifflich ähnlich entwickelten: Auf dem Balkan wird vermutlich griech. *πραττεῖν* 'handeln' als **barattare* entliehen und bedeutet: ital. *barattare* 'tauschen', 'betrügen', spanisch *barato* ('Markt' >) 'billig', englisch *barter* 'tauschen', altfrz. *barater* 'betrügen'. — Eine Glosse des 4. Jh.s *cambiare: rem pro rem dare* läßt keinen Zweifel daran, daß *cambiare* das Tauschgeschäft in Gallien bezeichnete. — Man darf annehmen, daß *troc, trocquer*, engl. *truck*, span. *trocar, trueque* dem Handel der Pyrenäenhalbinsel entstammte.

Das 'Borggeschäft' war also weder ein eigentliches 'Leihen', noch ein 'Kauf': Es war eine naive Mischform, kindlicher Begehrlichkeit und verkehrsarmer Periode entstammend. Aller Vorteil war auf seiten des Römers, der einheimische Produkte und Beuteware, eben das *borg*, unter dem Wert in seinen Besitz brachte. Denn für den Römer war das *borg* kein 'Pfand', sondern ein durch Kauf erworbener 'Besitz'. Er stellte sich ja nur auf die germa-

---

[1] Man beachte auch den Zusammenhang zwischen *mutare* 'tauschen' und *mutuum* 'Leihe'! Von der 'Leihe' führten begriffliche Beziehungen zum 'Lohn', vgl. *promutuum* 'Vorschuß'.

nische Denkweise ein, um sie zu seinem Gewinn zu nutzen und diesen durch Feilschen zu erhöhen: Daher die Entwicklung von **borganiare* zu **barganiare* unter dem Einfluß von *guadaniare* (*waidanjan* 'durch Weide gewinnen'); und daher die Bedeutung 'handeln', 'tauschen', feilschen'.

Ganz ähnliche Verhältnisse ergaben sich nun in Frankreich, als die Franken einbrachen; die römische Terminologie für die Begriffe 'Pfand', 'Bürge' wird revolutioniert, das lateinische *pignus* verschwindet, soweit die Franken nur kamen, und macht entsprechenden germanischen Worten, nämlich *wadium, nanthjan, plewi* Platz.

Die Gesamtterminologie ist von Alex. Franken in *Das frz. Pfandrecht im Mittelalter* (Berlin 1879) in heute veralteter Weise besprochen worden: Der Autor bemerkte nicht, daß *penh* (*pignus*) nicht altfrz., sondern nur provenzalisch ist (S. 23); er hält *panre, penre* für Ableitungen von *pan* 'Pfand' (S. 32), es sind aber nur Mundartformen von *prendre* (*prehendere*); *nanter* (S. 30) 'pfänden' gibt es nicht, die Form heißt *nantir*; *pan* 'Pfand' ist auf den frz. Osten beschränkt, ist also vermutlich ein Germanismus. Immerhin ist die Zusammenstellung der Ausdrücke und ihre juristische Begriffsbestimmung auch heute noch dankenswert.

Uns interessiert hier weniger eine genaue Begriffsbestimmung als eine genaue Feststellung, wie weit sich sachlich und geographisch die römische Terminologie ändert:

So weit also die Franken vordringen, kommt das lateinische *pignus* außer Gebrauch, *wadium* 'Wettpfand' = 'gesetztes Pfand' rückt dafür ein:

Reich. Gl. 285 Pignus : wadius
1047 Pignarus (pignoris? pignora?) : wadius.

Daß hier eine fränkische Eigentümlichkeit vorliegt, zeigt sich darin, daß im Provenzalischen *penh* ungestört bleibt.

Nun ergibt *wadium* afrz. nfrz. *gage*, obwohl man, entsprechend radium *rai* etwa **guai* erwartete. Das kommt daher, weil *wadium* häufig, wie beispielsweise in den *Gesetzen Wilhelms des Eroberers* oder den *Coûtumes* des Beaumanoir § 1021, mit fränk. *plewium* 'Bürgschaft' gepaart wird und dies letztere normal *plege* ergibt: *doinst gage et plege* 'er gebe Pfand und Bürgschaft', resp. 'Bürge' ist afrz. in gesetzlichen Bestimmungen stehend.[1] — Zu diesen beiden nächstverwandten Wörtern tritt noch das Tätigkeitswort *nanthjan* 'ein Pfand aufs Spiel setzen' (Meyer-Lübke, *Rom.-Et. Wtb.* S. 937 Anm.); hiervon werden afrz. *nant, nantissement* 'Pfand' (beide bei Beaumanoir), abstrahiert; nfrz. ist *nantissement* die 'Handlung des Verpfändens', bezeichnet also das Geschäft als

[1] Altprov. *gatge* ist also ein Lehnwort aus dem Altfrz.

Ganzes — *gage* ist 'Verfallpfand', *plege* ist außer Gebrauch gekommen.

Im ganzen hat man den Eindruck, als ob schon mittelfrz. *plege* und *nant, nantir, nantissement* der Juristensprache allein angehörten. Um so volkstümlicher ist *gage,* und das von jeher. Ja, man kann sagen, für den Franken war das *wadium* eine Denkhilfe, mit der er sich die abstrakte romanische Welt zugänglich machte, und mit der der Romane sie ihm vielleicht auch erklärte. Ein paar Beispiele hierfür:

Ein Einbrecher nennt die ihm auferlegte Buße *per wadium meum ... solidos tantos.* Das *wadium* faßt er als Pfand des eigenen Leibes, denn *dum ipsos solidos minime habui,* erklärt er sich als leibeigen, solange er die Buße nicht zahlen kann (Zeumer S. 237, zur Leibeigenschaft des Schuldners vgl. *Nala* und *Germania* 24).

Das *wadium* ist also hier ein 'Lösegeld'. *Geld* ist gleich *Pfand,* d. i. 'Pfandsymbol' und daher auch der *Pfening* oder der *Sold* 'Lohn'. Die Kirche hat sich diese Denkweise zunutze gemacht und, zwecks kräftigerer Bindung, aus dem *Pfening* den *Gottespfening,* den *denarius dei* gemacht. Er wird mit der *arra* stets gleichgesetzt, obgleich die *arra* ursprünglich 'Angeld', 'Anzahlung' war. Isidor von Sevilla sagt dies in seinen Etymologien V, 25, 20 unzweideutig: *Arra ... est, quae* ('das, was') *primum pro re bonae fidei contractu empta, ex parte datur, et postea completur.* Des Alarich (ed. Conrat S. 270) *pars pretii aut arra* ist also mit Sicherheit als Paarung von Synonymen zu fassen und Gaius III, 139 entsprechend zu verstehen.

Nun aber, als *denarius dei* aufgefaßt, ist die *arra* eine für sich bestehende Bindung, ein 'Pfandsymbol', ein *Pfening,* ein *Sold.* Und hier lassen uns die Reich. Gl. wieder tief in die Denkweise der Zeit schauen. Es ist eine Glosse, die bisher mit geringem Verständnis für eine Entlehnung aus Isidor von Sevillas obiger Etymologie gehalten wurde. Vgl. Stalzer in den *Sitzungsberichten der Wiener Ak.* (Phil. Hist. B. S. 152):

Glosse 324 zu Genesis 38, 17

Arra dicta ara. Inter arra et pignus hoc interest: arra non recipitur; pignus recipitur.	*Arra[bon]* sprechen wir *ara* aus (?). Zwischen *arra* und *Pfand* besteht folgender Unterschied: Die *arra* wird nicht genommen; das Pfand wird genommen.

Bei Isidor also war die *arra* kein 'Pfand', sondern eine 'Anzahlung'.

In den Reich. Gl. ist die *arra* ein 'freiwillig gegebenes', das *pignus* ein 'genommenes Pfand'.

Meine Interpretation wird man ja wohl nicht bezweifeln, den-

noch wird man sich an *recipere* 'fortnehmen' stoßen. Es ist nun eine merkwürdige Beobachtung, daß die *Reichenauer Glossen* den Begriff 'nehmen' stets durch 'in Empfang nehmen' beschönigen: Stalzer am angeführten Orte:

9 Sumat : accipiat (Genesis 3, 22)
2254 Sustulit : accepit (Act. Ap. 7, 21)
176 Duxit uxorem : accepit uxorem (Genesis 25, 20) etc.
Alphab. Glossar 1415 Rapiant : accipiant (!).[1]

Es hängt dies ganz offenbar mit Gebräuchen und Terminologie zusammen, die unten bei der Besprechung des 'genommenen Pfandes' studiert werden sollen.

Wie ist dies nun aber hier: *wadium* erklärte ich als 'gesetztes Pfand' und identifizierte es mit *Pfening, denarius dei;* die Reich. Gl. aber identifizieren *pignus* und *wadius* und erklären *pignus* als 'genommenes Pfand'. Ich denke, wir haben hier einen Beleg dafür, wie wenig man es damals verstand, Theorie und Praxis miteinander in Einklang zu bringen. Denn in der praktischen Anwendung war und ist *wadium-gage* ein '*gegebenes Pfand*':

Man stellt einen Dienstmann ein gegen Wohnung und Verpflegung, deren Pfandsymbol wiederum der *Pfening*, der *Sold*, das *wadium*, also ein 'gesetztes Pfand' ist. Mit steigender Geldwirtschaft bleibt die alte Bezeichnung *gage* 'Lohn', in Frankreich noch heute bei Dienstboten, in Deutschland bei Schauspielern, vgl. *engager* 'einstellen' und deutsch *engagieren*, das nur noch als Ausdruck der Tanzlehrer gebräuchlich scheint.

Ebenso bei der Eheschließung: Fredegar III, 18 heißt es: *offerentes solido et dinario, ut mos erat Francorum, eam .. sponsant* 'sie boten Solidus und Pfennig, nach der Sitte der Franken, und verlobten die Braut'. Man vergleiche hiermit die vermutlich gleichzeitige Formel, die Zeumer S. 598 seiner Ausgabe wiedergibt: *Eo quod ... filiolam nomine illa per solido et denario et in arras habeo desponsata:* Die *Arra* oder *arra sponsalitia*, wie sie in den Gotengesetzen heißt, ist also ebenfalls ein *Pfening*, ein *denarius dei*, so wie im 12. Jh. im *Besant Dieu* (*Byzantinus aureus Dei!*) der 'Verlobungsring' Vers 2212 *plege ou aliance* 'Bürgschaft und Verbindung' (*alliance* 'Ehering' ist noch neufrz.) genannt wird: das ist die ursprüngliche Bedeutung des *Minnesolds*.

Die Freilassung, die alte *manumissio*, vollzieht sich nun *jactante denario* (Marculf I, 22, vgl. *Lex Salica* XXVI): Der Herr wirft den *Pfening*, als 'Pfand des Sklavenleibes', von sich, gibt

---

[1] Merkwürdig nimmt sich die isolierte Glosse Stalzer 1392 *obtinuit* : *cepit* aus; es dürfte *[ac]cepit* zu lesen sein. — Übrigens schon in Plautus' *Mostellaria* III, 1 Tranio zu dem Wucherer: *Sortem accipe* 'nimm das Kapital'.

hierdurch den Leib aus seiner Hand: *manumittit*. Ein besonders stark nach romanischer Pädagogik schmeckendes Beispiel.

Man kann sagen, jede Art menschlicher Beziehung verdeutlichten *wadium*, resp. (Gottes-) *Pfening* oder *Sold*: *wadium* symbolisierte Schuldverhältnisse zwischen Richter und Sträfling, Schuldner und Gläubiger, Herr und Knecht, Käufer und Verkäufer (= *borg*), Braut und Bräutigam. Jede dieser im Grunde rein rechtliche — strafrechtliche, vermögensrechtliche, handelsrechtliche, zivilrechtliche —, also abstrakte Beziehung wurde mit dem *wadium* oder dem *Pfening*, resp. *Sold* anschaulich gemacht. Und sicher hat der gleiche Geist die Beziehungen zu Gott geregelt: Auch der Held des Volksepos reicht (*offrir* 'opfert'!) ihm noch sein *gage*. Wir werden am Schluß sehen, wie dieses *offerre* den Sinn der Präposition *ob* bestimmt haben dürfte.

In den meisten Fällen ist das Geld, der *Pfening*, der *Sold* 'Pfand für einen Menschenleib' — nur je einmal 'Pfand für Entlohnung', schließlich 'Entlohnung' selbst — 'Pfand für zu erfolgende Zahlung'. Beide letzteren Beispiele sind in ihrer Auffassung eher romanisch und offenbar Umdeutungen der alten 'Mittelmeeranzahlung', eben der *arra*; denn die Herkunft des Wortes *arrabon* (Plaut. *Most.* III, 1) dürfte semitisch sein.

Immerhin lassen sich auch so alle angeführten Beispiele auf einen gemeinsamen Nenner bringen, und der wäre: Geld ist nur Symbol, nur Schein, und hat **keinen Realwert.**

Man errät, daß ich diese Induktion anstellte, um Dopschs Schlüsse (*op. cit.* II, 525)[1] zu modifizieren: Dopsch meint nämlich, wenn Ulfilas *pecunia* stets mit *faihu* übersetzt, so seien ihm beide Worte begrifflich gleich 'Fahrhabe', und in dieser 'Fahrhabe' sei eben Geld mit eingeschlossen. Denn die Funde bewiesen, daß die Germanen längst mit der römischen Geldwirtschaft vertraut waren. Daß sie mit ihr vertraut waren, beweisen die Funde ohne Zweifel, nicht aber, in welchem Verhältnis sie zu ihm standen, welchen Gefühlswert der Begriff 'Geld' für sie hatte. Und daß dieser Wert ein ganz anderer war als der, den die alten Mittelmeervölker damit verbanden, das liest man doch aus der Ulfilasübersetzung heraus; ja, das Angelsächsische und das Fränkisch-Französische zeigen restlos, wie Ulfilas sein *faihu* meint: 'Da ... das Besitztum eines Angelsachsen in den meisten Fällen aus Vieh bestand, so vereinigten sich in seinem Bewußtsein Vieh und Fahrhabe als unzertrennliche Begriffe' schreibt Fehr in *Sprache des Handels in Altengland* S. 5. Auch hier haben uns die Reichenauer Glossen den tiefsten und prägnantesten Einblick in das damalige Denken erhalten:

[1] In der 2. Aufl. II, 538.

Reich. Gl. 86 Pecuniam : pretium

Das heißt: 'Was in der Bibel *pecuniam* genannt wird, nennen wir *pretium*' — nämlich das, was man zur 'Barzahlung' brauchte;

Reich. Gl. 938 Grex : pecunia
Stalzer (alphab. Glossar) 96 armenta : maior pecunia
[vgl. Kasseler Gl. 62 Pecunia : fihu]

'Was aber in der Bibel und sonst mit *grex* "Vieh" *armenta* bezeichnet wird, das nennen wir *pecunia*'. Woraus also erhellt, daß noch im 8. Jh. *pecunia* = 'Vieh' = 'Fahrhabe' sich deckten und der Komplex den Begriff 'Geld' ausschloß. D. h. auch für die Fahrhabe gab es nur einen Realwert, nämlich Vieh. Auch hier war Geld nur das Symbol für ein Pfand, *Pfening, Sold;* konnte man es doch weder essen noch trinken: Es war eine 'greifbare Anweisung auf Vieh oder sonstige Naturalentlohnung'. Auch hier also wurde der Begriff des 'Pfandes' zu einer Denkhilfe, mit der sich der Germane (wie einst der Römer mit *pecunia*) den Begriff des 'Geldes' vertraut machte: So bei den Goten (Ulfilas), bei den Angelsachsen (vgl. Fehr), bei den Bayern (? Kasseler Glossen), bei den Franken (Reichenauer Glossen).

Daher dürfte denn auch die Beziehung von *Pfand* (lat. *pannum*) und *Pfening* (= 'symbolisches Pfand ohne Eigenwert') als gesichert gelten; und auch *fieu, fief* 'Lehen' kann von *faihu* 'Vieh' nicht mehr getrennt werden, obgleich das *d* der mittellateinischen Form *feudum* (9. Jh., vgl. *feudal*) schwer zu erklären ist. Vielleicht entstammt es einer Vermischung mit dem Synonym *allôd* 'Erbe' > 'Mobilien und Immobilien' und erst späterhin 'Liegenschaften'. Vgl.:

Andecavenses 1 ... porciones ... ex alote parentum
Reich. Gl. 902 Ereditatem : possessionem *vel* alodem.

III. Zins und Wucher.

Die hohen Zinsen des Leihgeschäfts, die *poena dupli*, 'die Strafe des Doppelten' bei Verzug (vgl. Alarich S. 248) mußten zu unhaltbaren Zuständen führen. Hierdurch erklärt sich vielleicht:

Reich. Gl. 935 gehenna : duplex pena[1]

gehenna war ein 'verrufenes Tal bei Jerusalem', wurde durch das Neue Testament im Sinne von 'Hölle' verbreitet und blieb in frz. *gêne* in der Bedeutung 'unbequeme Situation' vor allem in Geld-

[1] Ausführlicher bei Stalzer 1591 (zu Math. 5, 22) *gehenna : duplex pena, ubi mentem urit tristicia et corpus flamma.* Mein Schüler, Herr Weber, machte mich darauf aufmerksam, daß Isidor XIV. IX, 9 verwandt ist: *Gehenna est locus ignis et sulphuris ... ibi enim Hebraei filios suos inmolabant daemonibus. Futuri ergo supplicii locus, ubi peccatores cruciandi sunt, huius loci vocabulo designatur. Supplicium autem esse gehennam et ignis et frigoris.*

sachen gebräuchlich. So daß obige Glosse durchaus eindeutig die Wirkungen der *poena dupli* in der gewohnten überaphoristischen Weise zu kritisieren scheint. — Kein Wunder, daß die Kirche hier eingriff und durch Konzilbeschlüsse und Predigt gegen den *Wucher* (nicht gegen das Zinsennehmen!) Stellung nahm. Nur dem Geistlichen vom Diakon aufwärts (also nicht dem Subdiakon, der *Lex Salica* ed. Merkel S. 47, 1 vorkommt, und dem jungen Kleriker) wurde das Zinsnehmen überhaupt und jede Gewinnbeteiligung an Geschäften auch unter einer Deckfirma verboten: Orléans A. 538, (*Concilia* S. 82, 4) *Ut clericus a diaconatum insupra pecuniam non commodit ad usuras — nec de praestitis beneficiis* (= 'von den verliehenen Kapitalien') *quidquam amplius, quam datur, sperit* (= *speret*) — *neve in exercendis neguciis, ut publici* (= *laici*!), *qui ad populi responsum negutiaturis observant, turpis lucri cupiditate versetur — aut sub alieno nomine interdicta negutia audeat exercirì.*

Unterschrieben sind die Bischöfe von Lyon, Bourges, Rouen, Autun, Bayeux, Paris, Grenoble, Auxerre, Coutances, Lisieux, Evreux usw. Die Verordnung läßt darauf schließen, daß sich geistliche Kreise in weitem Maße auch privatim an Finanzierungsgeschäften beteiligten, und daß man solche Geschäfte jungen Klerikern gar nicht verweigern konnte. Sowieso wanderten Geistliche mittellos herum (*Vaganten*) und bildeten eine Kalamität, mit der sich Konzilien oft genug befaßten.

Im Jahre 626 oder 627 wird das Verbot auf dem Konzil von Clipiac bei Paris, unter allgemeiner Beteiligung von Nordfrankreich, wozu noch Metz, Trier, Köln, aus dem Süden Toulouse, Cahors, Vienne und Albi kamen, wiederholt: *Concilia* S. 197, 9 *Episcopus, presbyter vel diaconus usuras a debitoribus exigens aut desinat aut certe damnetur. Nam neque centesima*[*m*] *exigant aut turpia lucra requirant; sexcuplum vel decoplum exigere prohibemus omnibus Christianis.*

Wiederum also war den Geistlichen Handelsgewinn und Zins verboten; dem niederen Klerus aber und den Laien wurde nur der Wucher als unchristlich verboten. Als Wucher galt: Sechsfache Centesima, also vermutlich 6/24 Solidus für Gelddarlehn, statt 3/24; zehnfache, also vermutlich 10/24 bei Saatgut, statt der gesetzlichen 8/24.

Erst unter Karl dem Großen findet man weitergehende Bestimmungen: Kapitularien 132, 9 *usura est ubi amplius requiritur quam datur;* 132, 21 *Foenus est qui aliquid praestat; iustum foenus est, qui amplius non requirit nisi quantum praestitit.* 'Ein gerechtes Leihgeschäft ist, wenn man nicht mehr zurückverlangt, als man verlieh.'

Dopsch hat also recht, wenn er op. cit. II, 225[1] und *Wirt-*

[1] 2. Aufl. II, 227.

schaftsentwicklung der Karolingerzeit behauptet, daß Karl der Gr. hier materiell nichts Neues geschaffen hätte. Zinsverbot und Wucherverbot waren viel älter. Gerade Levasseur führt in seiner *Histoire du commerce français* S. 35 die Definition der *usura* zu Unrecht als spezifisch karolingisch an: *quidquam amplius quam datur* hieß es aber schon oben 538 im Konzil von Orléans.

Nicht recht hat aber Dopsch, wenn er meint, auch ideell sei hier nicht Neues geworden, oder daß die karolingische Verordnung erfolglos geblieben wäre. Sie war nur zu verhängnisvoll! Denn sie verwirrte zwei klare, streng geschiedene, altrömische, ja dem Mittelmeer angehörende Begriffe: *legitima usura* resp. *fructus* oder *centesima* einerseits — und *turpia lucra* andererseits — 'Zins' und 'Wucher'. Beleihungs- und Finanzierungsgeschäfte wurden auf den Schleichhandel verwiesen, für die geschlossene Tür allerhand Hintertürchen geöffnet und der Begriffsverwirrung folgte naturgemäß eine Sittenverwilderung.

Die Reich. Gl. aber stehen hier noch ganz auf merowingischem Standpunkt: Sie definieren in ihrer eigenen Weise:

Sitz.-Ber. 152, S. 124 Alphabetischer Teil 1719 *Usura ubi minus datur et amplius recipitur*

Und bestimmen:

Reich. Gl. 284 Usuris : lucris
Stalzer S. 78, 2775 Usura : lucrum

lucrum ist ihnen aber lediglich 'rechtmäßiger Gewinn':

Stalzer S. 66, 2271 Questum : lucrum
Reich. Gl. 592 Lucretur : adquirat

Nachweise, die Stalzers Behauptung, die Reich. Gl. seien karolingisch, obgleich Paläographen wie W. Foerster und Koschwitz die Hs. ins 7. Jh. versetzten, widerlegen.

Erst seit dem 8. Jh. wird *usura* 'Zins' zu *usura* 'Wucher'. Bei Beaumanoir (*Coutumes* § 1020) ist eine Zinsschuld ebenso wenig mehr einklagbar wie eine Spiel- oder Wettschuld.

D'Avenel hat in *La Fortune Privée* (Paris 1913, S. 77) dargestellt, welche Folgen diese Begriffsverwirrung gehabt hat: Der Zinsfuß der nun auf den Schleichhandel verwiesenen Leihe erreichte unheimliche Höhen. Louis le Hutin erlaubte in geldknapper Zeit Geld auf kürzere Termine gegen Zins zu verleihen mit einem Fuß, der auf 260% im Jahre herauskam, und hielt dies nicht für Wucher. Daß dies nun in der Tat auch so sein kann, haben wir in der Periode des Markverfalls ja wohl ebenfalls gesehen.

Auch für normale Zeiten fand sich eine Hintertür: Man weiß, daß das kanonische Recht für das, was zwischen Zahlungstermin und Zahlung lag, also die *mora*, später *id quod interest*, 'Verzugs-

zinsen' (*Interessen*) erlaubte (Endemann, *Studien i. d. Rechtslehre* II, S. 243). Dieser 'Schadenersatz' sollte allerdings nur die Kosten der Schuldbeitreibungsmittel[1] enthalten, aber das bloße Wort des Gläubigers sollte bei der Festsetzung der Höhe dieses Ersatzes genügen, wenn seine Forderungen nicht übermäßig waren und er nicht selber die Zahlung durch Aufforderungsunterlassung aufgeschoben hatte.[2]

Man kann sich hiernach denken, wie viele Mittel professionelle Wucherer fanden, um sich schadlos zu halten, und man bemißt den ganzen Haß der auf solchen Kredit Angewiesenen an der Pejorisierung oder Begriffsverschlechterung aller Ausdrücke für 'Wucherer', also *Jude, Lombarde* u. a. m. Die ganze Sippe hat nun in der Zürcher Dissertation von Marguerite Zweifel, *Longobardus-Lombardus* (Halle 1921) eine sprachgeschichtlich (wenn auch nicht immer handelsgeschichtlich) treffliche Behandlung erfahren.

Im argen liegt nur noch die Frage, die uns in diesem Aufsatz vor allem interessiert, ob auch französische Wucherer sich ähnlicher Beliebtheit erfreuten. Daß nun die Einwohner von Cahors schon zur Merowingerzeit Messen bereisten, geht aus Mon. Germ. Epist. III, S. 214 hervor, und ich glaube nachweisen zu können, daß die *Caorsini* oder *Kawertschen* 'christliche Wucherer' tatsächlich Franzosen waren. Ihr Vorkommen im Rheinland ist ja gesichert und von Schaube in der *Handelsgeschichte romanischer Völker* ausführlich besprochen.

In Köln taucht nun ein echt französischer Ausdruck im 14. Jh. auf: *finanz.*[3] Es bedeutet ein 'wucheriges Geschäft'. Das *Kölner Stadtrecht* verbietet (*Zeitschr. f. Handelsrecht* 26, 624): *finantz, vorkäuff, aufschlage, schadenkauff.* Nun ist diese Pejorisierung von *finance* insofern merkwürdig, als das Wort französisch ganz harmlos ist und 'Zahlung', 'bar Geld', daneben vielleicht 'Leihgeld' bedeutet.

Das frz. Gesetz gibt uns aber Aufklärung: In der alten Fassung des § 1905 des *Code Civil* wurde noch im Jahre 1579 das Zinsverbot in folgender Form erlassen: *Faisons inhibitions ... d'exercer aucune usure: ou prester deniers* ('Geld') *à profit et intérest* (*id quod interest* = 'Zins'), *ou bailler marchandise à perte de finance;* 'Waren unter Bargeldverlust zu liefern,' bedeutet der letzte Satz, d. h. sich einen Gewinn dadurch zu sichern, daß man

---

[1] *Les despens resnables qu'il ou ses commandemens* (die Schuldurkunde wie schon zur Merowingerzeit ein Orderpapier *Ztsch. der Savignystiftung* 23 [1889], S. 352) *font pour sa dete pourchacier* (Beaumanoir § 1088).

[2] *S'il se tesoit de demander sa dete* (Beaumanoir § 1088).

[3] Schirmer, *Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache,* der das Wort wohl zu Unrecht aus dem Mittellatein herleitet.

einen Teil des Geldes in [schwer abzusetzender] Ware gibt. Ein noch heute wohlbekanntes Wucherergeschäft. Das war also wohl die Form der Leihe, welche die *Kawertschen* unter dem Namen *Finanz* im Rheinland einführten und in Verruf brachten. Und darum ist nicht gut daran zu zweifeln, daß unter den *Kawertschen* tatsächlich 'Franzosen' verstanden wurden.

Den ganzen alten Knäuel von unscharfen und sich im Geiste widersprechenden Gesetzen hat die Revolution mit einem Federstrich abgeschafft (3. bis 12. Oktober 1789): *L'Assemblée nationale a décrété que tous les particuliers ... pourront à l'avenir prêter l'argent à terme fixe, avec stipulation d'intérêt, suivant le taux* ('Zinsfuß') *déterminé par la loi.*

IV. Pfand- und Bürgennehmen.

Der Germane kannte nur das 'Faustpfand'. Seiner an der Anschauung hängenden Denkweise entsprach das abstrakte Recht auf ein im Besitze des Schuldners verbleibendes Pfand nicht. Diese Anschauung ist ersichtlich die Quelle des Pfandersatzes: des *pannum*, des 'Fetzen Tuchs', das auf deutschem Boden und in östlichen Bezirken Frankreichs zum greifbaren 'Pfandsymbol' wird. Es verdankt also seine Entwicklung von lat. altfrz. *pannum* 'Lappen' zu deutsch *Pfand* vermutlich wiederum dem mildernden Einfluß lateinisch sprechender Kreise, also der Kirche.

In Frankreich hieß das 'genommene Pfand' *abandon*, wozu *Zeitschr. f. Handelsrecht* 3, 395 zu vergleichen ist. — Meyer-Lübke legt diesem Worte im *Rom.-Etym. Wörterb.* ein der Herkunft nach unbestimmtes **bandón* 'Macht', 'Erlaubnis' zugrunde. Das ist aber wohl nicht richtig.

Zeumers *Formeln* enthalten S. 468, 10 die Redeweise *res foras bannum mittere*, das bedeutete 'unter Sequester schicken'. In den nördlichen Bezirken ist ein derartiges 'Ausliefern' stets durch *donare* ausgedrückt:

Stalzer 1729 traditas : donatas.

Das ist eine Erklärung zu Math. 11, 27 *Omnia mihi tradita sunt.*

Stalzer, alphabet. Glossar 1592 Tributum : datum etc.

Daraus ergibt sich, daß *banno donare, ad bannum donare* die in dieser Gegend und zu dieser Zeit durchaus normale Redeweise für 'unter Sequester stellen' gewesen ist; *bandon* und *abandon* erklären sich hieraus ohne Schwierigkeit. Das Grundwort ist fränkisch *bann* 'Bann', 'Sequester'.

Auch die Formel für das Aufheben des Sequesters ist uns erhalten: Du Cange hat sie Muratori entnommen und bringt sie unter *bannum* I, S. 552:

Ecce notitia (*Zeitschr. f. Handelsr.* 28, 376) *quomodo res meae fuerunt tractae de banno: ... Comes dicit per istum fustem et istum wantum tollo omnes res eius de banno.* Vermutlich gab es auch beim Sequestrieren eine entsprechende Formalität, der der Ausdruck *abandoner* entstammen dürfte. Die Terminologie dürfte kirchlicher Milderung (*donare!*) entstammen.

Anders bei der 'Beschlagnahme von Bürgen': Hier war das Charakteristische und den abstrakt denkenden Romanen Ungewohnte, daß die Bürgen sich bei einer Mittelsperson oder dem Gläubiger ganz konkret 'einlagern' mußten. Das 'Einlager', mittellateinisch *ostagium*, frz. *ôtage* 'Geisel' ist also ein *hospitieren*, und hier ist ein Zusammenhang mit *ostel* und *oste* (*hospitem*) 'Wirt' gesichert. Es ist aber kaum richtig, jeden Zusammenhang mit *obses* 'Einlagerer', 'Geisel' in Abrede zu stellen, wie dies z. B. Rohlfs in *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1922, S. 127 tut: Einmal bleibt *obses* in den Urkunden geläufig; dann machte schon Du Cange auf die Verwechslungen zwischen *hospes* und *obses* aufmerksam. Die beiden Worte waren fast homonym, und ihre Begriffe vermengten sich deshalb in *ostage*.

Dies wird besonders dadurch deutlich, daß das Präfix *ob-* in Neubildungen den Sinn erhält, den es in *offerre* 'jemandem hinreichen' und *obses* 'Einlagerer' hat: die Formeln brauchen *obmallare* 'vor Gericht erscheinen', *vindederint vel oppignoraverint* wird *Mon. Germ. Leg.* III, S. 159, 28 von der 'Leibesverpfändung' gesagt. Diese Beispiele ließen sich vermehren.

Wenn ich meine Leser nicht in jedem einzelnen Punkt überzeugt habe, so glaube ich doch, daß eins erreicht wurde: die ungeheure Bedeutung zu zeigen, welche das Leihgeschäft zur Merowingerzeit gehabt hat. Der Autor der Reichenauer Glossen muß sehr genau über alle Einzelheiten der Leihe Bescheid gewußt haben. Sein *Gehenna* : *duplex pena* liest sich wie ein halb bitterer, halb lustiger Scherz und wird wohl die Zweifel gegen die Etymologie von *gêne* 'Klemme' beheben.[1] Mit einer merkwürdigen Glosse des alphabetischen Glossars möchte ich diese Ausführungen schließen:

Stalzer 239 Consors : qui mecum debet

Wir kennen die Stelle nicht, die erläutert werden sollte. Fast liest sich die Glosse wie ein persönliches Bekenntnis, doch scheint eine solche Deutung sich durch Zeit und Umstände auszuschließen.

---

[1] Dies ist bei der Redaktion des Archivs am 28. 6. 24 eingegangen und bei der Korrektur unverändert gelassen. Es ist also geschrieben lange bevor mir Spitzer in Arch. Rom. VIII, 369 und IX, 299 vorwarf, übersehen zu haben, daß bei *Gêne* ein Problem vorlag.

Vielleicht hat ein Schriftstück, etwa eine *Cautio* bestanden, die den *Consors* als 'Leidensgefährten' eines Schuldners hinstellte.

München. Leo Jordan.

Nachträge während des Drucks.

Archiv 149, 71: H. Gelzer schreibt mir zu der Glosse:

605 Em(it)e : comite, comparate.

'*Comite* kommt von *comere* (*co-emere*) ...' Meine Interpretation 'kommt zusammen' dürfte also irrig sein, da es zwar Comitien, aber kein *comire* zu geben scheint. Allerdings ist auch *coemere* im Römischen Rechte selten gebraucht, so daß sowohl die Kontraktion als der Gebrauch an dieser Stelle auffällt. Ganz undenkbar ist jedenfalls ein merowingisches *comire* nicht.

Ebd. S. 72: Zu *indultum* bemerkt Gelzer, daß er nur *indultus* belegen könne. Vgl. den Schluß der zitierten *Inmunitas*, Zeumer S. 107: *Pontifex vel successores sui ... habeant* indultum. Auch in dem Handlexikon zu den Quellen des Römischen Rechts von Heumann ist *indultum* belegt.

Die Konkordanzen der im ersten Teile dieses Aufsatzes besprochenen Stellen aus Dopschs Europ. Kulturentwickelung 1918 mit der 2. Auflage sind die ff.:

S. 65: I, S. 241, vgl. 2. Aufl. I, S. 106 ff., S. 244 'Kontinuität der Kultur'.
S. 65: I, S. 251, vgl. 2. Aufl. I, S. 199.
S. 66: II, 248: Nun II, 200.
S. 66: II, 347 ff.: Nun II, 354.
S. 68: I, S. 245: Nun II, S. 378.

Zu S. 69: Prof. Simon bemerkt, daß *étau* 'Auslage' wenigstens hochfrz. ungebräuchlich ist. Lies *étal*; *étau* stammte aus REW 8219.

Zu *locarium* = *loyer* 'Zins' usw. (S. 17, Anm. 1) sei erwähnt, daß es doch auch wohl stets mit dem Geldgeschäfte in Beziehung stand: Der Wucherer der *Mostellaria* beginnt seine Klage im dritten Akt:

Locare argenti nemini nummum queo.
'Bei keinem vermag ich einen Pfennig Geldes zu placieren.'

Zur Pluralbildung im Italienischen und Rumänischen.

Das ganze Meyer-Lübkesche Lehrgebäude der italienischen und rumänischen Pluralbildung beruht auf der Annahme, daß lat. *-ēs* und *-as* (über *-es*) in diesen Sprachen lautgesetzlich zu *i* geworden sei. Dieses Lautgesetz hat Meyer-Lübke in der Rom. Gramm., in der Ital. Gramm., in Gröbers Grundriß immer wieder aufgestellt, es gegen D'Ovidos, Bianchi, Tiktin in Zeitschr. f. rom. Phil. XI 283, XIX 134, XXIII 470 und gelegentlich in seinen Vorlesungen an der Universität Wien verteidigt und zu begründen gesucht. Da aber auch die gegenteiligen Standpunkte mit Hartnäckigkeit behauptet werden, wird es nicht unangebracht sein, die Erörterung dieser Frage wieder aufzunehmen, zumal ihr nicht nur eine sachliche Bedeutung zukommt, sondern auch eine höhere, prinzipielle, insofern sie auf die Lautgesetzfrage überhaupt ein interessantes Streiflicht wirft.

Betrachtet man nämlich alle die Fälle, auf die sich Meyer-Lübkes Aufstellung stützt, also *cantas, vendas, sentias, cantabas, vendebas, sentiebas, portas, flores,* it. *Johannēs, foras,* rum. *Martis dies,* mit ihren italienischen, resp. rumänischen Reflexen, so kann man dem auf schematische Ordnung gerichteten Sinn Meyer-Lübkes nicht unrecht geben: fast wie eine mathematische Gleichung entspricht jedesmal dem lat. *-ēs* und *-as* im Ital. und Rum. ein *i*. Aber zwischen den beiden Enden der Entwicklung, dem Lateinischen einerseits, dem Ital. und Rumän. anderseits, die so schön zu kongruieren scheinen, liegt ein Leben der Sprache, das vielfach Zickzackwege geht und in seinem Endresultat 'Gesetze' vortäuscht, wo nur ein zufälliges Zusammentreffen von aus verschiedenen Ursachen hervorgehenden, sich eben zu Gesetzen anreihenden Resultaten vorliegt. Im folgenden wollen wir nun versuchen, die Komponenten aufzudecken, als deren Resultat sich Meyer-Lübkes Lautgesetz darstellt, es in seine Faktoren aufzulösen — auf die Gefahr hin, daß ein Teil des Problems vorläufig ungelöst bleibt; denn es scheint mir wissenschaftlicher zu sein, bei der Lösung einer Frage auf halbem Wege stehenzubleiben, als gegen allgemeine Prinzipien zu verstoßen.

Bleiben wir vorerst bei der Nominalflexion, so zeigt der heutige Stand der Pluralbildung im Italienischen und Rumänischen einen gewissen Parallelismus, der bis in einzelne dialektische Details geht, ein Parallelismus, der sich wohl aus dem gemeinsam überkommenen Schwund des lateinischen Auslaut-*s* ergibt, sich dann aber einzelsprachlich aus gleichen Prämissen herausbildet und so diese zwei Sprachen in ihrem Deklinationssystem dem Franz.-Provenzalischen, Spanisch-Portug., Rätischen gegenüberstellt, wo vorerst Auslaut-*s* fest geblieben war und zum Teil noch ist. So sehen wir im Italie-

nischen und Rumänischen bei den Substantiven der lat. III. Deklination, sowohl Maskulinen als auch Femininen, ein Plural-*i* durchgeführt, und zwar bei den Maskulinen in beiden Sprachen schon vorhistorisch, während die Feminina im Italienischen in älterer Zeit noch Plural-*e* aufweisen: *le parte, gente, chiave, voce* vgl. Zeitschr. f. rom. Phil. X 60, Archivio glott. X 241, 157, während die Feminina der lat. III. im Rumänischen in die Geschichte mit dem fertigen Plural-*i* eintreten, dessen Hineinwuchern in die Feminina der I. Dekl. wir historisch verfolgen können, so altrum. *poarte, sàgeate, lune, lumine,* vgl. noch Cipariu, Principia S. 126 ff. Was von vornherein Meyer-Lübkes Aufstellung *-ēs* > *i* zweifelhaft erscheinen läßt, ist die Existenz der Formen *le parte, gente, chiave* usw. im Alttoskanischen, Altvenezianischen, Altgenuesischen, Altveronesischen, ihr Fortbestehen im heutigen Vulgärtoskanisch, vgl. Nannucci, Teorica dei nomi S. 248, und im Kalabresischen, in welchem sie Regel geblieben sind, vgl. Scerbo, Sul dialetto Calabro S. 51, Formen, von denen eher angenommen werden kann, daß sie das *-e* aus lat. *partes, claves* usw. fortsetzen, als daß sie das *-e* der I. Dekl. entlehnen, um sich seiner wieder zu entledigen. Es fehlt bei Meyer-Lübke die Begründung, warum die doch zu erwartende Bewegung, das *-e* der Fem. I auf die Feminina III zu übertragen, aufgehalten wurde, und woher der Antrieb kam, das *-i*, welches ja Exponent der Maskulina war, bei Fem. III wiederherzustellen. D'Ovidio (Archivio glott. IX 89) tut auch Meyer-Lübkes Lautgesetz ab mit den Worten: 'Raddurre codeste forme (*cani, fortes* ecc.) direttamente alle latine *canes, fortes* ecc. non avrei mai osato; riannodarle alle latine arcaiche in *-īs* (fontīs ecc.), come altra volta feci (Unica forma flessionale 45—46), mi pare ormai un assurdo: ed è fuor di dubbio che cani ecc. sono formati analogicamente su mulī, boni ecc.,' ohne aber die Begründung für seine Ablehnung von *-ēs* > *i* beizubringen.

Gegen das Lautgesetz *-ēs* > *i* erhebt sich aber, glaube ich, ein prinzipieller Einwand: Eine Hauptrichtung der frühesten romanischen Lautentwicklung bestand darin, daß lat. *ē* und *ĭ*, *ō* und *ŭ*, die zu *ẹ* und *ị*, *ọ* und *ụ* geworden waren, unter je einen Laut zusammenfielen, so zwar, daß jedesmal der offenere Laut *ę*, resp. *ǫ* sich ergab. Im äußersten Fall können *ę* und *ị*, *ǫ* und *ụ* auseinandergehalten sein, wie dies für beide Lautpaare im Sardischen, nur für *ǫ* und *ụ* im Rumänischen der Fall ist. Wenn aber Meyer-Lübke wegen des Gegensatzes zwischen *vĭdēs* > *vedi* und *vĭdetĭs* > *vedete, florēs* > *fiori* und *Martĭs dies* > *Martedi* im Italienischen gezwungen ist, seinem Lautgesetz fürs Italienische jene Formulierung zu geben, daß im Auslaut *ē* zu *i*, *ĭ* zu e werden (Rom. Gramm. I § 306, 309, Ital. Gramm. § 106), so daß *ẹ* und *ị*, im Gegensatz zur sonstigen Entwicklung im Romanischen und hier speziell im Toskanischen, nicht nur geschieden würden, sondern sich in ihrer Ent-

wicklungsrichtung geradezu kreuzen, so müßte hierfür irgendein Grund ersichtlich gemacht werden.

Dieser Grund könnte im Auslaut-*s* liegen. Bei der nahen artikulatorischen Verwandtschaft, die zwischen *s* und *i* besteht, vgl. z. B. Jespersen, Phonetik S. 52, ist die Möglichkeit der Entwicklung eines *i* durch *s* nicht von der Hand zu weisen. Dieser Fall wird von Bianchi, Archivio glott. IX 391—92 auf das Italienische angewendet, und ein ähnlicher wird in Germ.-Roman. Monatsschrift I 136—37 erwähnt. Allein abgesehen davon, daß man wegen des schon erwähnten Gegensatzes von *vidēs* > *vedi* und *videtĭs* > *vedete*, *cantas* > *canti* und *cantatĭs* > *cantate*, *flores* > *fiori* und *Martĭs diēs* > *Martedì* die Einheitlichkeit des *s*-Einflusses vermißt, hat das Auslaut-*s* schon im Latein eine problematische Existenz geführt: *es* war im Altlatein geschwunden, um sich dann wieder zu befestigen, und hat sich in Sardinien, Frankreich, Rätien, Friaul zum Teil bis heute, jedenfalls noch im Mittelalter erhalten, vgl. zur lat. Periode L. Havet, L's latine caduque in Études romanes dédiées à G. Paris 303—305; sein früher Schwund steht gerade fürs italienische und rumänische Gebiet fest, und so geht es nicht an, einen so einschneidenden Einfluß des Auslaut-*s* gerade für dieses Gebiet in Anspruch zu nehmen. Das Auslaut-*s* hat im Rumänischen keine Spur hinterlassen; was davon im Italienischen sich erhalten, ist entweder peripherisch, infolgedessen nicht gemeiner Natur, so das -*s* der 2. Pers. Sing. im Altvenezianischen bis zum 14. Jahrhundert, erhalten noch in der heutigen Frageform *credis-tu*, und im Piemontesischen[1] oder das erhaltene -*s* kommt in toskanischen Wendungen vor (Arch. glott. IX 374), deren gelehrter Ursprung deutlich ist, wie in den Namen *Tommaso, Nicoloso* oder in den formelhaften '*per los deo*', '*l'è terras Dei, a seminar otto, si raccoglie sei*,' wo auch die Erhaltung des *e* im Hiat im Worte *deo* den unvolkstümlichen Charakter verrät.

So wird man gezwungen sein, den Ursprung des Plural-*i* der aus der lat. III. Dekl. stammenden Feminina und Maskulina nicht in der lautlichen Entwicklung, sondern in einer analogischen Übertragung zu suchen. Die flexivischen Elemente, als Ausdrucksmittel logischer Funktionen, sind ja von vornherein der nivellierenden Tätigkeit des Geistes eher unterworfen als der Stamm, der Träger des Begriffes. Fragt man sich nun, nachdem das lateinische Deklinationssystem durch lautliche Vorgänge erschüttert war, was das Feste war, um das sich die Substantiva im Romanischen zu neuen Deklinationstypen gruppierten, so zeigt die Betrachtung der schon im Latein vorhandenen Tendenzen, daß es vorzugsweise das Geschlecht war: Daß sich die Substantiva lat. V. zu lat. I., lat. IV.

[1] Vom ersteren sagt Ascoli, daß es 'appare diretta continuazione del fenomeno ladino,' Archivio glott. I 461, und 'una curiosa reliquia ladina,' Arch. glott. VIII 111; im letzteren wird es ein Influx französisch-provenzalischer Mundarten sein.

zu lat. II. geschlagen haben, dazu hat nicht nur die gleiche Lautgestalt, sondern vorwiegend die Übereinstimmung im Geschlecht beigetragen, und für die Einordnung der germanischen Substantiva im Französischen, der slawischen im Rumänischen ist wieder das Geschlecht bestimmend gewesen. Eine natürliche Folge dieser Bestrebung, die Substantiva nach Geschlechtern zu uniformieren, war, daß die Maskulina der lat. III. Dekl. im Italienischen und Rumänischen sich an die II. Dekl. angeschlossen haben. Daß dieser Vorgang sich schon im Vulgärlateinischen abgespielt hat, zeigt die Übereinstimmung des Italienisch-Rumänischen mit dem Altfranzösisch-Provenzalischen, wo die Nominative Plur. des Typus *paire* resp. *pere* *s*-los erscheinen, obwohl hier die Erhaltung des *s* lautgesetzlich gewesen wäre; und daß hier keine Proportionsbildung nach Nom. Sing. Akk. Pl. *murs,* Akk. Sing. Nom. Pl. *mur* vorliegt, zeigen die Nominative Pl. der Imparisyll. Altfr. *ome, conte,* Altprov. *ome, comte.* Schwieriger läßt sich die Übertragung des Plural-*i* auf die Feminina der III. Klasse erklären; denn da die Sprache bestrebt ist, die Geschlechter formell auseinanderzuhalten, konnte diese analogische Übertragung nicht ohne gleichzeitige Geschlechtsverschiebung stattfinden, und eine analogische Wirkung über das Geschlecht hinweg ist nicht recht denkbar, eine Schwierigkeit, über die D'Ovidio, Archivio glott. IX 89 f., zu leicht hinweggeht, wenn er sagt: 'Ai feminili di 3.ª 'per verità, non può dirsi fosse altrettanto naturale l'accessione dell'i, cui era divenuta quasi inerente la mascolinità; ... Pure, alla fin fine, la piena conformità del singolare tra i masch. e i fem., tra padre e madre ecc. doveva di necessità portare l'uguglianza anche ai plur. (padri, madri ecc.).'

Ich glaube nun, daß diese analogische Bewegung von den Maskulinen zu den Femininen über die Adjektiva einer Endung gegangen ist. Da man einmal *pomi verzi* sagte, konnte man wegen des Parallelismus zum Singular: *pom verde — frunză verde,* leicht dazu gelangen, ein *frunze verzi* zu bilden. Die für beide Geschlechter gemeinsamen *verzi, mari* usw. haben dann die Plurale *părți, căi* usw. herbeigeführt, wobei das Bestreben mitgewaltet haben mag, den Plural gegen den Singular zu differenzieren. Analog, wenn auch unabhängig vom Rumänischen, ist der Vorgang im Italienischen. Daß dieser Prozeß langsam und nicht ohne Widerstand vor sich gegangen ist, zeigen die Beispiele älteren Sprachgebrauchs im Italienischen, wo man Plurale Fem. auf *e* belegen kann, *parte, grande opere, prece, gente,* während die ältesten rumänischen Sprachdenkmäler bei den Fem. III das Plural-*i* schon durchgeführt zeigen. Eine ähnliche Rolle als übertragender Faktor hat das Adjektiv einer Endung auch im Altfranzösischen gehabt, wo die Feminina der lat. III. Dekl. entweder in lautorganischer Entwicklung im Nom. Sing. kein *s* hatten, oder dasselbe in vorhisto-

rischer Zeit in Angleichung an die I. Dekl. aufgaben, es dann wieder annahmen durch Einfluß von Adjektiven wie *granz, tels, quels,* die für beide Geschlechter diese gleiche Lautgestalt angenommen hatten, so Förster in der Einleitung zu Cligés und Schwan in Zeitschrift f. rom. Phil. XI 553.

Das Plural-*i* der III. Kl. greift nun im Italienischen sporadisch auch in die Fem. I. Kl., so *le porti, le spalli, le veni, le ondi, le calendi* Purg. XIV 26, *le ali, le redini, le pagini* (nach dem Typus *-agine, -agini*), *far bocchi.* Das Plural-*i* der Fem. greift in Mundarten mehr um sich: Im Süden auf lautlichem Wege, indem hier toskanischem *-e* ein *-i* entspricht: *li cateni,* aber auch *cori, suri, intenniri* usw. Ascoli, Archivio glott. VIII 112 u. sonst. Dann im Bolognesischen, Romagnolischen, Altbergamaskischen (bis ins 17. Jh., vgl. Lorck, Lautlehre eines altbergam. Glossars S. 20); daß im letzteren das Fem.-*i* nicht, wie Meyer-Lübke annimmt, auf *-as* zurückgeht, beweist der Umstand, daß es nicht gleich dem primären fällt und auch nicht den vorhergehenden Konsonanten palatalisiert.

Was nun die Personennamen *Giovanni, Chimenti,* die Ortsnamen *Piantraiñi* (Arch. glott. IX 398), *Intraccoli* anbelangt, die Meyer-Lübke für sein Lautgesetz besonders ins Feld führt, dürften sich die ersteren an Namen wie *Dionigi, Luigi* usw. angeschlossen haben, für welche D'Ovidio, Arch. glott. IX 90 N. 3, ein 'assottigliamento d'io in i' annimmt, letztere an die zahlreichen Ortsnamen wie Ascoli, Rimini, Bari usw., die schon Flechia, Riv. di fil. class. IV 348, als alte Lokative angesprochen hat, und ihm stimmen Bianchi, Arch. IX 378, und Meyer-Lübke, Rom. Gramm. II 10 zu.

Was nun die Verhältnisse im Rumänischen anbelangt, so haben wir schon das starke Umsichgreifen des Plural-*i* der Fem. III auch bei den Fem. I hervorgehoben. Zwar finden sich in alten Texten noch *e*-Plurale *poarte, sàgeate, lumine,* wo heute *i* durchgeführt ist, vgl. noch heute *barbe* und *bărbi, coade* und *cozi, roți* aber '*o bătaie dela roate*'; im großen und ganzen herrschen aber schon im Altrumänischen die heutigen Verhältnisse vor: *scrăbi, limbi, munci, inimi* usw. Auch manche Adjektiva zweier Endungen führen im Plural ein gemeinsames *-i* für beide Geschlechter, so seit jeher *lungi, intregi,* und durchweg die auf *escu, ească,* so schon Cod. Vor. S. 158: *bărbăteștile strature.* Dieses Eindringen des Plural-*i* in die Fem. I sucht Meyer-Lübke, Rom. Gr. II 41 f. so zu erklären, 'daß die Maskulina mehr und mehr *-e, -uri* als Pluralendung annehmen. Die Sprache hält nämlich an der Trennung der Geschlechter fest, und da nun im Plur. *-e* bei vielen Mask. II, *-uri* bei Mask. II, III, *-i* bei wenigen Fem. I und allen Fem. III erschien, so lag es nahe, *-i,* das als einzige Endung Fem. III dastand, allmählich auch als vorherrschende Endung für Fem. I zu gebrauchen, in dem Maße, in dem das in seinem Geschlecht zwei-

deutige *-e* sich der Maskulina bemächtigte.' Diese Darstellung widerspricht aber den Tatsachen; einmal in statistischer Beziehung, vgl. Weigand, Jahresbericht des rum. Inst. IV, S. 96; sodann in kausaler: um vor dem Eindringen des Fem.-*i* der III. Kl. in die I. Kl. zu weichen, ist das *-e* doch nicht Exponent der Maskulinität geworden. Ihren neutralen Ursprung verraten die *e*-Plurale der Maskulina Sing. noch heute dadurch, daß sie den Artikel und das Adjektiv in der Femininform zu sich nehmen; und im Gegensatz zum Sizilianischen, wo das Plural-*a* sogar an die Nomina actoris tritt, vgl. G. Pitrè bei Meyer-Lübke, Ital. Gr. S. 195, bleiben sie im Rumänischen auf Sachnamen beschränkt.

Den Grund dieser Verschiebung möchte ich aber im Schicksal des rumänischen Artikels erblicken. Der sogenannte bestimmte Artikel hat im Rumänischen, wo er vollständig in Enklise geraten ist, wegen seiner frequenten[1] Begleitung des Subst. neben seiner syntaktischen auch noch eine flexivische Funktion angenommen, er erscheint als dessen eigentliche Flexion. Wie nun nach Verstummen von *-s*, *-e* in den neufranzösischen *j'aim, tu aimes, il aime* das Pronomen der eigentliche Träger der Flexion geworden ist, so konnte das Rumänische, da die Sprache an dem Artikel *-i*, *-le* für das Geschlecht im Plural ein wirksameres Unterscheidungsmittel gewonnen hatte, gegen die Scheidung von *-i* und *-e* gleichgültiger werden. So wäre das Plural-*i* der Maskulina II und III durch Vermittlung der Adjektiva einer Endung auf die Feminina III übertragen, durch die Mitwirkung der flexivischen Funktion des bestimmten Artikels in seiner Rolle als Geschlechtsunterscheidung indifferentisiert, dringt es immer mehr in die Feminina I; aber auch hier macht die Bewegung nicht halt: in einer jüngeren Periode, als die Affizierung des stammauslautenden Konsonanten infolge Proportionsbildung *parte părți* = *poartă porți* nicht mehr wirksam ist, als die Brechung *o* > *oa*, *e* > *ea* bei folgendem *e* infolge Ersetzung des *-e* durch *-i* nicht mehr aufgehoben wird, macht sich in allen Mundarten die Tendenz geltend, auch beim Rest der Feminina I und bei den Maskulinen mit Plural-*e* das Plural-*i* durchzuführen. Diese Tendenz kündigt sich sporadisch schon in den ältesten Texten an, und daß sie der flexivischen Funktion des Artikels zuzuschreiben ist, zeigen die Beispiele aus späteren Texten, wo mit ziemlicher Regelmäßigkeit neben artikellosen Pluralen auf *-e* artikulierte auf *-ile* erscheinen, während in den heutigen Mundarten das *-i* auch in die nichtartikulierten Formen dringt. Den

[1] Im Rumän. hat sich der ursprüngliche, artikellose Gebrauch des Substantivs nach Präpositionen, mit teilweiser Ausnahme von *cu*, bis heute erhalten; da aber das distinguierende Beiwort des Subst. den Artikel auch nach Präp. notwendig herbeiführt, so überwiegen doch die Fälle des artikulierten Gebrauchs; darüber des näheren an anderer Stelle.



Anfang machen die Substantiva auf *-ure,* welche heute auch in der Schriftsprache das *-i* durchgeführt zeigen. Während der Cod. Vor. und die Psaltirea Ṣcheianǎ neben regelmäßigen *-ure* noch ein Schwanken zwischen *-urele* und *-urile* zeigt, finden wir in Cuv. d. Bătr. II 449—71 und sonst neben erhaltenem *-ure* bereits regelmäßig durchgeführtes *-urile.* Aber wir finden in der Psaltirea Ṣcheianǎ bereits ein *suspinile* S. 14 und ein *genunkile* S. 223. Völlig die heutigen mundartlichen Verhältnisse spiegeln sich wider in dem von M. Gaster veröffentlichten Physiologus rumeno aus dem Jahre 1777 (Archivio glott. it. X 276 ff.). Hier haben wir schon *pildile* 276, *razile, tineriṭile* 277, *izvoarile, pàcaṭile* 279, *zilile* 282, *ranile dosexile* 283, *penile* 285, *pàcatile razile* 288, neben den nichtartikulierten *pietre, scărbe, pedepse* usw. In einem modernen Text aus Văleni de Munte (Gr. M. Jipescu, Opincaru cum ieste in Gasters Chrestomathie II 258 ff.): *ghitili* neben *ghite, gălcṭili, cupili, crestili, mutili, holdili, opincili, turmilor, feṭili,* neben *boambe, boaiete, bucate, oiṭe, hiinṭe, turme, credinṭe.* Ähnlich verhält es sich in den anderen Mundarten; so haben wir im Banat *fẹts'il'e̥,* *l'ẹm'nil'ẹ,* neben *fẹts'e̥, l'ẹmne̥* (Weigand, Der Banater Dialekt S. 37). In der Moldau scheint *-i* für die artikulierten und nichtartikulierten Formen durchgeführt zu sein, vgl. Jahresb. d. rum. Inst. IX, S. 197: *lemni* und *lemnili* u. a. Ganz gleich verhalten sich die Dinge in den mazedonischen Varietäten. Schon im Codex Dimonie (Weigand, Jahresb. I) haben wir z. B. S. 11 *liamne, licre* neben *liamnile, lucrile* usw., und S. 32 sogar *kasile noastre.* Im Daniel (Miklosich in Denkschriften d. Wiener Akad. d. Wiss. XXXII) liest man *leamne, râure, migdale, kortse, meare* usw., aber *ṭiapile* S. 234, *dzeadzitile* 235, *oasile, dzinuclile, pulpile* 236, *vasile tale* (Plural von *vas*) 239. In den heutigen Mundarten verzeichnet Weigand: Olympo-Walachen S. 66 ff.: *doamne* und *doamnile, steale* und *stealile, leamne, leamnile;* Vlacho-Meglen 22 ff.: *lẹmnili, kasili,* aber auch *kasi* und *lemni,* weil hier jedes Auslaut-*e* zu *i* wird; dann Die Aromunen II, S. 14 *mušatilor* aber *mušate,* 16 *tšoarile* neben *tšoare,* 84 *laile feate* usw. N. Papahagi, ein eingeborener Mazedonier, gibt in seinen Basme aromâne: S. 75 *steale* neben *stealile,* S. 239 *coarne* neben *coarnile, mere* neben *merile,* S. 350 *seamne* neben *seamnile.*

Die Schriftsprache reagiert mitunter gegen diese Tendenz mit Formen wie *coalele, ṣcoalele, limbele* und namentlich in dem mit dem Nom. Pl. korrespondierenden Dat. Singl. *morṭei, păcei, ṭărei,* Formen, die Tiktin, Gramatica românǎ I, S. 55 scharf tadelt. In den Bukarester Tagesblättern, wo die Sprache sich eher gehen läßt, kann man aber schon Formen wie *operile, numerile, camerile* neben *opere, numere, camere* finden.

Czernowitz. J. Bacinschi.

Kleinere Mitteilungen.

Lyrische Motive.

Wenn Schiller mit dem oft zitierten Vers:

'Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar'

den 'Jüngling am Bache' seine sentimentale Liebesklage beschließen läßt, so hat er damit einem Wort aus der zu seiner Zeit noch vielbewunderten Tragödie 'Julius von Tarent' von Anton Leisewitz die glatte Form gegeben. Offenbar hat der Satz: 'Diese Hütte ist klein; Raum genug zu einer Umarmung' noch im inneren Ohr des Dichters nachgeklungen. Auch die bekannten Verse aus dem Lied 'An die Freude':

'Freude heißt die starke Feder in der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder in der großen Weltenuhr',

sind durch die Worte: 'Liebe ist die große Feder in dieser Maschine; und hast du je eine so widersinnig künstliche Maschine gesehen, die selbst ein Rad treibt, um sich zu zerstören?' in der genannten Tragödie (III, 3) vorgebildet.

Aber auch Heinrich Heine scheint Anleihen bei Leisewitz gemacht zu haben. In dem Drama vertröstet der Liebhaber Julius seine Geliebte Blanca auf die kommenden Tage der Liebe. Er sagt: 'Diese Tage sollen wiederkommen entweder unter den Palmen Asiens oder den nordischen Tannen', und Blanca, sich dieses Worts erinnernd, fragt später schwärmend: 'Wohin? Unter die asiatischen Palmen oder die nordischen Tannen?' (II, 3) Ist das nicht der Keim zu Heines berühmtem Gleichnis:

'Ein Fichtenbaum steht einsam im Norden auf kahler Höh' ...
Er träumt von einer Palme, die fern im Morgenland einsam
und schweigend trauert ...?' (Lyr. Intermezzo, 35.)

Diese Frage wäre an sich belanglos, wenn nicht noch ein anderes Gedicht aus dem 'Buch der Lieder' deutlich in seinen Motiven auf dieselbe Tragödie zurückginge. Gleich am Anfange des Stückes erzählt der melancholische Liebhaber seinem Freunde: 'Ein wachender Traum, also noch weniger als ein Traum: Wie ich abends auf mein Zimmer trete, schießt der Mond nun eben ein paar Strahlen hinein, und die fallen just auf Blancas Bildnis. Ich seh' es an, mich deucht, das Gesicht verziehe sich zum Weinen, und nach einem Augenblick sah ich helle Perlen über seine Wangen rollen. Es war Phantasie; aber Phantasie, die mir alle Wirklichkeit verdächtig machen könnte ... Ich sah noch einmal auf ihr Bildnis und dachte, wie sie vielleicht über meine Untreue weinte, und der Mond durch ihr kleines Fenster schien, ein Strahl fiele etwa auf mein Bildnis und sie sähe auf dem meinigen spöttisches Lachen.' Die echt poetische Stimmung in diesem Bild tiefster Liebesversunkenheit hat sich Heine nicht entgehen lassen, nur daß er die Gestalt der Geliebten noch feiner zeichnet, ihr das Lächeln zuschreibt und sie so unter Tränen freundlich blicken läßt. Es ist das schöne Gedicht:

'Ich stand in dunkeln Träumen und starrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz heimlich zu leben begann.
Um ihre Lippen zog sich ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmutstränen erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Tränen flossen mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben, daß ich dich verloren hab'!'
(Heimkehr, 26.)

Im letzten Teil der 'Ansichten der Natur' gibt Alexander von Humboldt einen Bericht über das 'Hochland von Caxamarca', die Heimat des Inkas Atahualpa, der durch den spanischen Eroberer Franz Pizarro nach langer Gefängnisqual 1533 Reich und Leben verlor. Humboldt fand auf seiner Reise durch Peru noch Abkömmlinge der Königsfamilie vor, die in den traurigen architektonischen Überresten ehemaliger Herrlichkeit in großer Dürftigkeit dahinlebten. Der Bericht über seine Erlebnisse gewinnt dadurch ein besonderes Interesse, daß er C. F. Meyer zu seinem Gedicht mit dem Titel 'Traumbesitz' angeregt hat. Ich lasse beide Fassungen folgen:

A. v. Humboldt.

'Der Sohn des Caziken, ein freundlicher junger Mensch, der mich durch die Ruinen seiner Heimat, des alten Palastes, begleitete, hatte seine Einbildungskraft mit Bildern angefüllt von der unterirdischen Herrlichkeit und den Goldschätzen, welche die Schutthaufen bedecken, auf denen wir wandelten. Er erzählte, wie einer seiner Altväter seine Gattin durch viele Irrgänge, die in den Felsen ausgehauen waren, in den unterirdischen Garten des Inka hinabgeführt habe. Die Frau sah dort kunstreich nachgebildet im reinsten Golde Bäume mit Laub und Früchten, Vögel auf den Zweigen sitzend und den vielgesuchten goldenen Tragsessel des Atahualpa ...

'Fühlest du und deine Eltern,' fragte ich den Knaben, 'da ihr so fest an das Dasein dieser Gärten glaubt, nicht bisweilen ein Gelüste, in eurer Dürftigkeit nach den nahen Schätzen zu graben?' Die Antwort des Knaben war so einfach, so ganz der Ausdruck der stillen Resignation, daß ich sie spanisch in meinem Tagebuch aufgezeichnet habe:

'Solch ein Gelüste kommt uns nicht; der Vater sagt, daß es sündlich wäre. Hätten wir die goldenen Zweige samt allen ihren goldenen Früchten, so würden die weißen Nachbarn uns hassen. Wir besitzen ein kleines Feld und guten Weizen.'

Wenige werden es tadeln, daß ich der Worte des jungen Caziken und seiner goldenen Traumbilder hier gedenke. Der Luxus künstlicher goldener Gärten ist von Augenzeugen vielfach

C. F. Meyer.

Traumbesitz.

'Fremdling, unter diesem Schutte
Wölbt sich eine weite Halle,
Blüht des Inka goldner Garten,
Prangt der Sessel meines Ahns!

Alles Laub und alle Früchte
Und die Vögel auf den Ästen
Und die Fischlein in den Teichen
Sind vom allerfeinsten Gold.'

— 'Knabe, du bist zart und dürftig,
Deine greisen Eltern darben, —
Warum gräbst du nicht die nahen
Schätze, die dein Erbe sind?'

'Solches, Fremdling, wäre sündlich!
Nein, ich lasse mir genügen
An dem kleinen Weizenfelde,
Das mir oben übrigblieb.

Im Geheimen meines Herzens,
Mit den Augen meines Geistes
Schwelg' ich in den lichten Wundern,
In dem unermeßnen Hort

beschrieben. Da wo die goldenen Huertas nicht unterirdisch waren, standen lebende Pflanzen neben den künstlich nachgebildeten. Unter den letzteren nennt man immer die hohen Maisstauden und Maisfrüchte in Kolben als besonders gelungen.'

(Ansichten der Natur Bd. 2, S. 354/55; Ausgabe von 1871.)

O des Glanzes! O der Fülle!
Siehst du dort die Büschel Maises
Mit dem schöngeformten Kolben?
Siehst du dort den goldnen Thron?'

Die bloße Gegenüberstellung genügt, um zu beweisen, daß Humboldts Bericht die unmittelbare Vorlage für C. F. Meyer gewesen ist. Ganze Verszeilen sind durch die Prosafassung schon vorgebildet. Was reizte den Dichter zu der Bearbeitung? Es war offenbar der 'Traumbesitz' des Caziken, welcher äußerlich zwar arm und bedürftig, in Wahrheit aber reich im Besitz eines unsichtbaren Königreichs war. Man mag zwischen den Zeilen die leise angedeutete Symbolik lesen: auch der Dichter ist ein Gebieter über ein wundervolles unsichtbares Königreich.

Züllichau (Bez. Frankfurt a. O.). Dr. H. Hamann.

Shakespeare in Frankreich.

Das Buch von C. M. Haines, 'Shakespeare in France', hat einen Artikel in 'The Times literary Supplement' vom 18. Juni hervorgerufen, der, obwohl anonym, viel zu denken gibt, besonders für Psychologen des Volksgeschmackes. Entgegen der Behauptung von Haines über eine völlige Aufnahme Shakespeares ins französische Geistesleben erklärt der englische Artikelschreiber, daß Shakespeare eigentlich immer nur von den frz. Kritikern herangezogen wurde, zuerst von Voltaire, um die Klassizität gegen ihn zu stützen, und dann von den Romantikern, um ihn gegen die Neuklassizisten auszuspielen. 'It is as rare as ever to encounter a Frenchman, however cultivated, who really knows Shakespeare, or one who has made the same effort to read Shakespeare in the original as hundreds of Englishmen make to read Racine'. Warum? Für den Franzosen ist das Theater eine Kunst, zu der er ein Gemütsverhältnis hat; allerdings eine konventionelle Kunst, zu der sich Racine hergibt, aber nicht der Hamletdichter. Am letzteren, so theaterkräftig er ist, wirkt hauptsächlich das, was unser Artikelschreiber als 'essentially poetical' bezeichnet und beispielsweise durch das Schlußwort des Dänenprinzen illustriert:

'If thou didst ever hold me in thy heart,
absent thee from felicity awhile
and in this harsh world draw thy breath in pain
to tell my story.'

Warum eine solche Stelle für den Engländer besonders poetisch ist, wird nicht näher erörtert; der Fall gehört in Murrays Wörterbuch; aber der Gegensatz zwischen Poesie und Theater scheint für den Engländer tief und unüberbrückbar: 'The stage does not exist, and perhaps never has existed — even in Shakespeare's own day — where drama in and through poetry can be realised'. Shakespeare habe dies 'thing of infinite subtlety created', weil sein Genius ihn dazu drängte, aber ohne zu erwarten, daß es auf der Bühne zur Geltung komme. Von der Anspielung des Marcellus auf das Hahnenkrähen im Frühling — 'ever 'gainst that season comes wherein our

Saviour's birth is celebrated the bird of dawning singeth all night long' — heißt es hier: 'Such pure poetical counterpoint seems beyond the scope of the actor's art'. Danach scheint das Poetische im englischen Sinn auf eine tief innerliche Seelenbewegung außerhalb jeder Wirklichkeitssphäre zu zielen, und weil solche Stimmung höchster Art dem Franzosen fremd ist, kommt er ins Innere von Shakespeare nicht hinein.

Man merkt es dem Artikel an, wie gerne das Londoner Weltblatt dem Bundesgenossen etwas Angenehmes sagen würde; aber bei Shakespeare hört die bloße Höflichkeit auf. Merkwürdig drängt es hier den Briten zu einem Worte der Anerkennung gegenüber deutschem Denken, wenn er es auch nicht ohne einen Seitenhieb ausspricht: 'Whereas, at various moments, English criticism has learnt things of import concerning Shakespeare from the German mind (though not so many as the Germans would have us believe), it has learnt nothing from the French.' Ist das nicht im Kerne schon bei Herder angedeutet, wo er den weltweiten Riesengeist Shakespeares dem zierlichen Sinne des Franzosen gegenüberstellt? Völkischer Geschmack ist weder durch Schlachten noch durch Propaganda für die Dauer zu verändern oder zu fälschen; er bricht immer wieder durch; Shakespeare ist und bleibt ein Probstein, dessen Urteil sich nicht verschieben noch verschweigen läßt.

A. B.

Chancery Gild certificate 1389.

Unter obigem Titel hat H. F. Westlake, 'The parish gilds of Mediæval England', London, Macmillan, 1919, S. 67 ff., aus Hs. Addit 1906—10 Nr. 37 664 ein gut datiertes Dokument gedruckt, das noch geeignet ist, den Zustand des Londoner Englisch in der Entwicklung zur Schriftprobe aufzuhellen; parallel dazu gibt er eine Abschrift desselben Textes, die um 1450 gemacht wurde und von den inzwischen eingetretenen Sprachveränderungen interessante Proben aufweist. Das Buch ist aber auch beachtenswert wegen seiner Beiträge zur Geschichte der Bibeldramen. Es erzählt von einem 'Credo', bestehend aus zwölf Szenen, von vielen 'pageants' und einer glänzenden Prozession, die man alle miteinander zu Fronleichnam in York aufführte, bis der Gemeinderat der Stadt 1423 die Prozession abzutrennen gebot, weil ein Bettelmönch, namens William Melton, gegen die damit verbundenen Mißbräuche predigte. Diese Fronleichnamsspiele waren so berühmt, daß Richard II. 1397 nach York reiste, um sie zu sehen. Sie überdauerten die zu ihrer Pflege eingerichtete Zunft, die 1547 einging, und lebten fort bis 1580; die Baulichkeiten wurden sogar erst 1862 niedergerissen. Als Grund, warum die Bibelstücke im 15 Jahrhundert ihre Beliebtheit verloren, wird nicht einreißende Puritanergesinnung dargetan, sondern 'the pressure of business' bei den Zünften; die Köche, Brauer und Gastwirte von York taten sich 1483 noch eigens zusammen, um ein Stück 'The coronation of Our Lady' zu geben; aber ihre Bemühungen waren vergebens.

Berlin. A. Brandl.

Noch ein Tagebuch von Coleridge.

Latymer in Times Lit. Suppl. 11. Okt. S. 670 gibt Proben aus einem Tagebuch des Dichters, das er besitzt. Da ist ein bisher ungedrucktes Fragment:

And there was young Philosophy,
Unconscious of herself, pardie,
And now she hight is Poesy.

And like a child, in lifeful glee,
Has newly left her mother's knee,
Prattles and plays with flower and stone,
As if with fairy playfellows,
Revealed to Innocence alone.

Ein zweites Fragment gehört zu dem Gedichte: 'All nature seems at work', zu dem in Campbells Ausgabe S. 643 ein 'Afterthought' steht; dieser Nachtrag stammt aus vorliegendem Tagebuch. Aber Coleridge bietet hier nach dem Verse 'Interpreting by Shapes and outward shews' noch eine andere, zweite Fassung. Die beiden Texte lauten:

Ink the World spider; and at fancy's touch
Thought becomes image, and I see it such.
With viscous masonry of films and threads
It joins the watlers and the weavers' trades.
And see a twilight tent enclose me round
A dusky cell! but hush! for all too long
I linger in the precincts ...

With viscous masonry of films and threads
Tough as the mats in Indian forests found
It blends the watlers and the weavers' trades,
And soon the tent — like hangings touch the grount,
A dusky chamber thut excludes the day —
But cease the prelude, and resume the lay.

Ferner erscheint ein lateinisches Gedicht, betitelt: 'National Independence or the Mission of the Maid of Orleans'. Dazu bemerkt L. R. Strachen, Lit. Suppl. 18. Okt. S. 690, daß die ersten drei Verse aus Claudians Ode auf das vierte Konsulat des Honorius V. 98—100 stammen. Daselbst trägt auch Latymer nach, daß das erste Fragment 'And there was young Philosophy' im wesentlichen bereits in 'The Garden of Boccaccio' vorkommt, allerdings mit Verschiedenheiten, die für Coleridges Gepflogenheit zeugen, an seinen Dichtungen stark zu feilen.

Berlin. A. Brandl.

Niel C. Brooks,

'The sepulchre of Christ in art and liturgy; with special ref. to the liturgic drama' (Univ. of Illinois stud. in lang. VII 2, 1921) bringt über das österliche Drama 'für England, wo die liturgischen Texte versagen, eine erstaunliche Fülle von archivalischem Material aus Testamenten und Stiftungsurkunden'. So G. Aurich, *Dt. Lit. Ztg.*, 1923, 209.

Berlin. F. Liebermann.

Eine indische Parallele zur Parabel vom Echten Ring.

In Mērutuṅgas Prabandhacintāmaṇi, einer Sammlung von Erzählungen, die an das Land Gujarāt anknüpfen (herausgegeben von Rāmacandra, dem Sohne des Dīnānātha, Bombay 1888, S. 173—174, übersetzt von C. H. Tawney in der Bibliotheca Indica, A collection of Oriental Works, published by the Asiatic Society of Bengal, New Series No. 931: The Prabandhacintāmaṇi or Wishingstone of Narratives, composed by Mērutuṅga Ācārya, Calcutta 1901, S. 105—106), findet sich eine Parabel, die in derselben Weise wie die aus Lessings 'Nathan dem Weisen' bekannte Erzählung vom Echten Ring, die

bekanntlich ihrerseits auf Boccaccios Decamerone erster Tag, dritte Geschichte zurückgeht, die Notwendigkeit religiöser Duldung veranschaulicht. Soviel ich sehe, ist sie bisher noch nicht zur Erforschung des Sagenstoffes herangezogen worden; daher sei es gestattet, über sie einiges hier mitzuteilen.

Die Erzählung ist dem bekannten großen Jaina-Mönch und Verfasser großer Sanskritwerke Hēmacandra in den Mund gelegt, der im Jahre 1088 oder 1089 in Gujarāt geboren, 1172 gestorben ist. Von Bedeutung ist, daß er Hofgelehrter und Hofannalist beim König Jayasiṁha, genannt Siddharāja (1093/94—1142/43) von Gujarāt wurde und seinen Einfluß bei seinem Herrn verwandte, um der Jaina-Religion in Gujarāt Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Über ihn ist zu vergleichen eine Abhandlung von G. Bühler: Über das Leben des Jaina-Mönches Hemachandra,[1] des Schülers des Devachandra aus der Vajraśākhā (Wien 1889), wo S. 21 u. 22 unsere Erzählung ebenfalls besprochen wird.[2]

Mērutuṅga berichtet, einst habe der König Siddharāja in dem Wunsche, sich aus 'dem Meer der Seelenwanderung' zu befreien, an alle Sekten aller Länder gewandt und sie einzeln nach ihren Glaubenslehren (der Wahrheit über Gott, die Religion und die Verehrung) gefragt. Aber indem jeder seine Lehre gelobt, die der andern getadelt habe, sei der König wieder auf 'die Schaukel des Zweifels' gesetzt worden und habe sich den Lehrer Hēmacandra kommen lassen und ihn gefragt. Hēmacandra dachte über die Geheimnisse der verschiedenen Wissensgebiete (Mērutuṅga spricht von 14) nach und begann dann seine Rede: Einst verließ ein Kaufmann seine Frau und verschwendete all sein Gut an eine Hetäre. Seine rechtmäßige Frau wollte ihn wieder an sich fesseln und wandte sich daher an Leute, die etwas von Zaubermitteln verstanden. Da sagte ihr schließlich ein Mann aus dem Lande Gauḍa: 'Ich fessele dir deinen Gatten [wie] mit einem Stricke.' Darauf brachte er ihr irgendeine Arznei von unglaublicher Kraft und sagte ihr, sie solle sie ihm in das Essen tun. Nach einigen Tagen, und zwar an einem bestimmten Tage (der offenbar besonders zauberkräftig gedacht ist), führte sie die Weisung aus, und ihr Gatte wurde vor ihren Augen zu einem Stier. Die Frau aber, die diese Wirkung nicht rückgängig zu machen wußte, bekam von der ganzen Welt Tadel zu hören und trauerte ob ihrer bösen Tat. Einst führte sie ihren verwandelten Gatten an einem außergewöhnlich heißen Tage auf die frische Weide. Sie ruhte unter einem Baume aus und hörte, während sie laut klagte, plötzlich eine Unterhaltung in der Luft. Es war nämlich gerade dorthin auf seinem Götterwagen Śiva mit seiner Gattin Bhavānī (gewöhnlich Pārvatī genannt) gekommen, die ihren Gemahl nach der Ursache des Kummers der Kaufmannsfrau fragte. Śiva nannte sie ihr und erklärte ihr auf ihr weiteres Drängen, daß ein Arzneikraut im Schatten eben dieses Baumes wachse, dessen Genuß menschliche Gestalt verleihe. Dann verschwand er. Die Kaufmannsfrau bezeichnete demgemäß den Schatten des Baumes mit einer Linie und schnitt alle Kräuter innerhalb desselben ab und warf sie dem Stier in den Mund. Darauf erlangte dieser Stier durch eben dieses Kraut, 'dessen eigentliche Natur allerdings nicht bekannt ist', die menschliche Gestalt.

[1] Die Schreibung des Namens hier ist die englische.

[2] Auszugsweise erzählt wird sie auch in Ras Mālā: or Hindoo Annals of the Province of Goozerat in Western India, hg. Alexander Kinloch Forbes, vol. I p. 173—174.



Wie nun, so meinte Hēmacandra, dieses Heilkraut, dessen Art nicht bekannt ist, dennoch den gewünschten Erfolg herbeiführte, so kommt auch die richtige Anbetung, die in diesem Kali-Weltalter (d. h. das schlechteste Weltalter) durch Verwirrung verdunkelt worden ist, durch die Verehrung aller Systeme zustande, obwohl sie selbst nicht in ihrer eigenen Natur erkannt ist, und verleiht Erlösung. Dies ist meine Ansicht. So schloß Hēmacandra seine Rede. Nachdem auf diese Weise die Verehrung aller Religionssysteme gepriesen war, verehrte der König Siddharāja seit dieser Zeit sie alle.

Wie man sieht, kommt der Toleranzgedanke hier in auffallender Ähnlichkeit mit der Darstellung bei Boccaccio (und demgemäß Lessing) zum Ausdruck. Bei Boccaccio sind es Ringe, im Indischen Kräuter, unter denen das wahre Objekt verborgen und nicht mehr von den Menschen zu erkennen ist. Für Boccaccios Decamerone (beendet 1353) hat Markus Landau (Die Quellen des Dekameron, Wien 1881) den L'Avventuroso Ciciliano von Busone da Gubbio angenommen, der handschriftlich 1311 beendet wurde (gedruckt erst im 19. Jh.). Daneben setzt er noch die Bekanntschaft Boccaccios mit den Cento Novelle Antiche, wo die Parabel als 72. Erzählung vorkommt, oder vielmehr mit den mündllichen Traditonen, aus denen die Cento Novelle Antiche flossen, voraus. Die Entstehungszeit dieser Sammlung wird ungefähr 1325 bis 1330 angesetzt. Sieht man nun noch von den Gesta Romanorum ab (ca. 1340 verfaßt, älteste Ausgabe 1473), wo die 89. Erzählung zwar von drei Ringen, einem echten und zwei nachgemachten, aber ohne Anwendung auf den Toleranzgedanken handelt, so ergibt sich, daß keine abendländische Erzählung älter ist als Mērutuṅgas Prabandhacintāmaṇi, der 1305 entstanden ist. An eine direkte Verbindung zwischen irgendeiner abendländischen Fassung mit Mērutuṅga ist natürlich nicht zu denken. Wohl aber läßt sich annehmen, daß es noch vor Mērutuṅga ähnliche Erzählungen in Indien gegeben hat. Daß die Erzählung schon unter König Siddharāja, also Anfang des 12. Jh.s, von Hēmacandra selbst wirklich so erzählt worden sei, wird sich zwar kaum annehmen lassen (vgl. darüber Bühler, Leben des Jaina-Mönches Hēmachandra, S. 22), aber Mērutuṅga selbst sagt von Hēmacandra, daß er seine Erzählung paurāṇikanirṇayaḥ gemacht habe, was Bühler zwar übersetzte 'in Gestalt einer Parabel, wie sie sich in den Purāṇas finden', d. h. in den zahlreichen 'alten Geschichten', die diesen Namen führen, die nicht alle mehr vorhanden, und soweit dies der Fall ist, noch nicht alle wissenschaftlich untersucht sind; vgl. Pischel, Die indische Literatur (in den Orientalischen Literaturen von Kultur der Gegenwart, S. 196), von C. H. Tawney aber geradezu wiedergegeben wird mit: (a decision) based on a narrative in a Purāṇa (hier gesperrt gedruckt), eine Übersetzung, die ebensogut möglich ist. Also die Hoffnung, noch weitere und ältere Fassungen der Parabel im Indischen zu entdecken, hat einige Wahrscheinlichkeit für sich, ob es nun in den Purāṇas oder sonstwo ist. — In späterer Zeit wurde dieselbe Geschichte wiederum in jinistischen Kreisen erzählt, und zwar von Jinamaṇḍana, in seiner Lebensbeschreibung des Königs Kumārapāla (der der Nachfolger von Jayasiṁha Siddharāja war), genannt Kumārapālacarita, vollendet 1435—36 (s. Bühler, a. a. O. S. 22). Fürs erste scheint es jetzt schon unmöglich zu sein, mit Landau an eine unbedingte Erfindung der Parabel von rabbinisch-jüdischen Kreisen zu glauben, wofür ihm besonders die jüdische Einkleidung der Parabel bei Busone, in den Cento Novelle Antiche und Boccaccio in Verbindung der Darstellung der Sage in dem jüdischen Werk Schebet Jehuda (geschrieben

15. Jh.) maßgebend war (Landau, S. 64—65[1]). Daß also die abendländische Fassung, wie sie jedem der drei italienischen Werke und damit Lessing zugrunde liegt, in jüdischen Kreisen zu suchen sei, mag richtig sein; dies gilt aber nicht für die Frage nach der Entstehung der Parabel überhaupt.

Berlin-Halensee. Gustav Becker.

Rätorom. *mammadonna* und verwandte Schmetterlingsnamen.

W. Oehl sagt in seiner Untersuchung über die Schmetterlingsnamen:[2] *mammadonna* klingt deutlich an *mammaduonna* 'Großmutter' an, und fügt die witzige Bemerkung hinzu: 'Die Ähnlichkeit zwischen einem Schmetterling und einer Großmutter ist auf jeden Fall nur sehr gering. Daher werden wir,' fährt er fort, 'diese Form ebenso wie russ. *babočka* "Schmetterling" (neben *babuška* "Großmutter") als Bildwort[3] fassen und etwa mit Monumbo *mamatambur* vergleichen.' Es ist ganz richtig: eine Ähnlichkeit zwischen einer Großmutter und einem Schmetterling würde selbst ein Phantast wie E. T. A. Hoffmann nicht herausgefunden haben. Von einer Ähnlichkeit kann eben dort nicht die Rede sein, wo eine Wesensgleichheit besteht, denn wir haben es in der Tat mit einem großmütterlichen Schmetterling, d. h. mit einer in einen Schmetterling verwandelten Großmutter zu tun.[4] Dies hat schon v. Edlinger vor 38 Jahren in seinen 'Tiernamen' (S. 96) wenn nicht behauptet, so doch vermutet, denn er fragt sich, ob bei russ. *babočka* 'Schmetterling' nicht ursprünglich an Hexen zu denken sei. Hierzu möge man schwed. *käringsjäl* 'Altweiberseele' für den Schmetterling vergleichen (H. Güntert, Kalypso S. 224, wo auch Beispiele aus slawischen Sprachen angeführt sind). Ich habe über die Verwendung von Verwandtschaftsnamen auf mythisch-totemistischer Basis zu Tierbezeichnungen des öfteren ausführlich gesprochen und will mich hier nicht wiederholen. Ich verweise auf meine mit zahlreichen Beispielen belegten Ausführungen in Wörter und Sachen IV, S. 175 f., VII, 141 f., in dieser Zeitschr. Bd. 144, S. 258. Der Schmetterling ist nächst dem Vogel die beliebteste Erscheinungsform der Seele.[5] (Vgl. O. Tobler, Epi-

[1] Ähnliches hatte schon Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen 1851, S. 221; nichts Neues dazu bringt die englische Neuausgabe von Dunlops History of Prose Fiction von Wilson, London 1896, vol. II, S. 65. Auch Licurgo Cappelletti, Osservazioni storiche e litterarie e notizie sulle fonti del Decamerone. Rocca S. Casciano 1912 scheint sich Landau anschließen zu wollen, obwohl seine Formulierung unverständlich bleibt. Er sagt S. 11: L'origine giudaica e maomettana (hier gesperrt gedruckt) di questa novella è evidente. Was soll 'ein jüdischer und mohammedanischer Ursprung der Fabel' heißen?

[2] Schuchardt-Festschrift: Bibl. dell'Arch. rom., serie II, vol. III, S. 108.

[3] Unter 'Bildwort' versteht Oehl die akustische Wiedergabe eines optischen Eindrucks, in unserem speziellen Fall die rhythmischen Flugbewegungen des Schmetterlings.

[4] *mammaduonna* ist natürlich eine dial. Variante von *mammadonna*. Jaberg-Jud (Estratto dalla Rivista 'Le vie d'Italia', S. 6) führen unter den ital.-dial. Schmetterlingsnamen nur die Form *mammadonna* (aus Fex in Graubünden) an und setzen die Bedeutung 'Großmutter' bei.

[5] Daher die Namen *âme (ange)*, *soul*, *ψυχή* (Verf., das Tier im Spiegel d. Spr. S. 246). Vgl. noch oben schwed. *käringsjäl* sowie steir.-tirol. *Schneider-*

phänie der Seele S. 87; Waser im Archiv für Religionswissenschaft XVI, S. 382—88; L. Spitzer in dieser Zeitsch. Bd. 141, S. 146 f.) Hinsichtlich der totemistischen Bedeutung des Seelenschmetterlings sei namentlich verwiesen auf die Feststellung Sébillots (Le paganisme contemporain chez les peuples celto-latins S. 177): En Irlande, vers 1814, le papillon était regardé comme une *âme d'ancêtre* qui pénétrait dans la maison mortuaire, et s'il se montrait près du cadavre, c'était pour celui-ci le présage du bonheur éternel. Hier kommt also der verstorbene Ahne in Schmetterlingsgestalt, um den toten Enkel ins Seelenreich mitzunehmen. Eine ähnliche Vorstellung findet sich noch heute im Aostatal und in Deux-Sèvres (Sébillot, Folklore de France III, S. 325). Die um die Lampe flatternden Nachtschmetterlinge gelten dort als Seelen aus dem Fegefeuer, die ihre Verwandten oder Freunde besuchen. In den Abruzzen muß derselbe Volksglaube zu finden sein, denn dort heißen die kleinen Nachtschmetterlinge *aneme de la prehadorije*, Seelen aus dem Fegefeuer (Rolland, Faune pop. de la France XIII, S. 188).

Ist die in Schmetterlingsgestalt gebannte Ahnin gegen ihre Enkel bös gesinnt, sucht sie ihnen zu schaden, so wird sie zur Hexe, daher der Schmetterling auch eine weitverbreitete Hexenepiphanie ist.[1] (Vgl. namentlich P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien II, S. 245 ff.) 'Hexe' ist daher in verschiedenen Sprachen ein häufiger Name besonders für Nachtschmetterlinge. (Rolland, op. cit. III, S. 315.) Über diese Schmetterlingsmetamorphose ist schon viel geschrieben worden, weniger bekannt dürften die diesbezüglichen Äußerungen des rumänischen Volksglaubens sein, die ihrer Eigenart wegen besondere Erwähnung verdienen. Der 'Totenkopf' heißt im Rumänischen *strigă* 'Hexe' oder *suflet de strigoiŭ* 'Zaubererseele' (Hiecke, Rumänische Tiernamen S. 164). Von diesem Schmetterling glaubt man, er niste sich 'în mod drăcesc și nevăzut', d. h. teuflischer- und unsichtbarerweise in die Herzen der Menschen, und zwar besonders der kleinen Kinder ein und sauge ihnen das Herzblut aus, bis sie stürben (Marian, Insectele S. 271). Von dem *strigoieș* (Botys margaritalis = Rübsaatpfeifer, Hiecke, op. cit. S. 141), der auch als Epiphanie eines Hexenmeisters gilt, heißt es, er fliege in die Häuser der Menschen, um ihnen, je nach Umständen, Gutes oder Böses zu tun (Marian, op. cit. S. 293). Als gutes Zeichen gilt, wenn der um die Flamme flatternde Schmetterling diese nicht auslöscht, löscht er sie aber aus,[2] so ist dies ein böses Omen (Marian, op. cit. a. a. O.). Oft trachten sie, dem Menschen in die Augen zu fliegen, um ihn zu blenden (op. cit. 293 f.). Auch der Name des Kohlweißlings — *sufletul morților* 'Seele der Toten' verrät animistischen Aberglauben.[3] Man darf diese Schmetterlinge weder fangen

---

seele (Unger-Khull, Steirischer Wortschatz, Dalla Torre, Die volkstümlichen Tiernamen in Tirol und Vorarlberg S. 78).

[1] Über die Beziehungen zwischen Hexe, Schmetterling und Milch (Butter) vgl. meinen Artikel 'Caprimulgus und Verwandtes' in Wörter und Sachen VII, S. 136—144.

[2] Dieser Aberglaube herrscht auch in anderen romanischen Ländern, daher die Namen der Nachtschmetterlinge in Südfrankreich: *amouersé-candela, amossolumé*, in Spanien: *matacandiles* (Rolland, op. cit. XIII, S. 188).

[3] In geschickter Weise hat H. G. Wells in seiner Erzählung 'A moth genus novum' (in der Sammlung The stolen bacillus, Tauchnitz 1896) den Schmetterlingsanimismus ausgenutzt. Zwei berühmte Zoologen geraten in einen wissenschaftlichen Streit um eine neuentdeckte Schmetterlingsart. Der

noch töten, da sie die Seelen kleiner, soeben verstorbener Kinder sind. Darauf bezieht sich ein beliebtes Trostwort für den Angehörigen eines soeben dahingegangenen Kindes: *Tacĭ, N., nu maĭ plînge, că copilul d-tale e fluture pe cela lume* (hör' auf zu weinen, fliegt doch dein Kindchen im Jenseits als Schmetterling umher).[1]

Das Reich, in das die Menschenseele nach ihrem Tode zurückkehrt, ist ihre ursprüngliche Heimat. Der Schmetterling ist daher nicht nur Epiphanie der Toten, sondern auch der Ungeborenen. Will man im Mölltal in Kärnten zu jemandem sagen: Damals warst du noch nicht auf der Welt, gebraucht man häufig die Redensart: Damals bist du noch mit den Pfeifaltern herumgeflogen.[2] (Häufiger ist die Vorstellung, die ungeborenen Kinder flögen als Mücken umher.)

Der Schmetterling ist jedoch nicht nur Epiphanie jenseitiger Seelen, auch elbische Wesen können Schmetterlingsgestalt annehmen.[3] So erscheint bei den Wenden ein Kobold als Schmetterling (Veckenstedt, Wendische Sagen S. 413). Diese Auffassung spiegelt sich in der Namengebung wider: so heißt der Schmetterling im Pustertal *schrattel(e)*, in Luserna *schratl, scharatl* usw., in den Sieben Gemeinden *schrata, schratel*, Dim. *schrettele* (Dalla Torre, op. cit. S. 78). Auch der ital. Koboldname *farfarello* ist, wie Sainéan (Zeitschr. f. rom. Phil. XXXI, S. 273) richtig gesehen, gleichen Stammes mit *farfalla*. In prov. *farfadet* = *farfarello* hat sich *fada* < lat. *fata* eingemischt. Als Dämon gilt der Schmetterling auch bei den Eskimos, sie nennen ihn daher *torngaviak* 'böser Geist' (v. Edlinger, Tiernamen S. 96). Eine eigentümliche Blüte hat der animistische Schmetterlingsglaube im Baskenland getrieben, woselbst nach v. Edlinger a. a. O. der Schmetterling (wohl richtiger: eine Schmetterlingsart) *astoaren anima*, d. i. Seele des Esels, heißt, nach dem Vf. 'ein Überbleibsel des alten Glaubens der Iberer an die Seelenwanderung'.

Um nun wieder zu dem Ausgangspunkt unserer Untersuchung, rätorom. *mammadonna* zurückzukommen, so sei darauf hingewiesen, daß die Bezeichnung 'Großmutter' als Tiername nicht vereinzelt dasteht, sondern — soviel ich ermitteln konnte — sich bei zwei anderen mythisch gleichwertigen Tieren findet, deren sonstige Namen gleichfalls eine gewisse Übereinstimmung zeigen. So heißt die bei uns unter dem Namen 'Weberknecht' (*phalangium opilio*) bekannte Spinnenart in der Normandie, in den Dép. Seine und Somme *grand'mère* (Rolland, op. cit. III, S. 244 und XII, S. 141), eine Bezeichnung, die sich im Kurdischen und Kalmückischen wiederfindet (Rolland, a. a. O.). Diese Spinne heißt wie der Schmetterling auch 'Hexe', 'Zauberin', und zwar *sorcière* in Morvan und Burgund (Rolland, op. cit. III, S. 244 u. XII, S. 141), *vaudoie* (zu Valdus, REW Nr. 9128) in Morvan, *vôdouèze, vôdouèy'* in Nièvre (a. a. O.). Auf mythische Wertung deuten auch die altprov. Namen *aranha fada* und *fada estranha* (Rolland, op. cit. III, S. 141) sowie das in den

---

Unterliegende stirbt und rächt sich an seinem Gegner, indem er ihn als Schmetterling erbarmungslos verfolgt und schließlich in den Wahnsinn treibt. (Vgl. den engl. Namen *ghost-moth* für 'Nachtschmetterling', der dem Dichter wohl die Idee zu dieser Erzählung gegeben hat.)

[1] Daher altfranz. *ange* für 'Nachtschmetterling'; heute noch üblich in Calvados — S. inf., ebenso *anjoulétt* in den Landes (Rolland, op. cit. XIII, 188).

[2] Nach freundlicher Mitteilung des Herrn cand. phil. E. Kranzmayer.

[3] Hiermit hängt die Rolle des Schmetterlings als eines Krankheitsdämons zusammen, worüber ich mir an anderer Stelle eine Äußerung vorbehalte.

Vogesen übliche *chance* (Rolland, op. cit. III, S. 244). Noch auffallender ist die mythische und onomastische Übereinstimmung mit der Kröte. In Mecklenburg (Waren, Poel, Grunow) heißt die Kröte *großmudder*, *grootmööm*, *mudder möömk* (Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen II, S. 335). Aus süddeutschem Sprachgebiet führt Wossidlo für die Kröte *Nadl* = *Ahndl* = Großmutter an. Die Kröte ist eine ungemein häufige Seelenepiphanie (vgl. hierüber O. Tobler, op. cit. S. 25 ff.). Sébillot, Paganisme contemporain S. 197, bezeugt ausdrücklich, daß nach dem Volksglauben der Bretonen die Kröte die Seele eines Ahnen bergen kann (une âme d'ancêtre).[1] Sie darf auch nicht getötet werden, denn Gott selbst läßt die Seele in Krötengestalt ihre Sünden verbüßen (Sébillot, op. cit. III, S. 281). Ich vermute daher, daß der von Rolland, op. cit. III, S. 47 angeführte lothringische Krötenname *paure* (= *pauvre*) *homme* sich auf diesen oder einen ähnlichen Mythus bezieht. (Rolland deutet den Namen als Schallnachahmung.) Wie der Schmetterling, gilt auch die Kröte als Hexenepiphanie. Dem entspricht mantov. *fada* (Rolland, op. cit. XI, S. 89, REW Nr. 3219) sowie dial. franz. *tette-vache* (Rolland, 88), das in verschiedenen Gegenden gebräuchlich ist und zu Schmetterlingsnamen wie *Milchdieb, Milchtrud, Molkenstehler* zu stellen ist. Über den bereits oben erwähnten Aberglauben, daß Hexen in der Gestalt verschiedener Tiere (darunter Kröte und Schmetterling) den Kühen die Milch entziehen, vgl. Vf. in Wörter und Sachen VII, 136 ff.

Wir sehen, daß drei so verschiedene Tiere wie Schmetterling, Weberknecht, Kröte eine gemeinsame mythisch-animistische Basis haben, die zu einer gewissen Gleichförmigkeit der Benennung führt. Es ist also kein Zufall, wenn diese drei Tiere den Namen 'Großmutter' führen, der von unseren Vorfahren sicher mit scheuer Ehrfurcht ausgesprochen wurde.

Klagenfurt. R. Riegler.

Neufranz. *patraque*.

Wie andere Sprachen, so kennt begreiflicherweise auch das Französische eine ganze Anzahl von Ausdrücken, um zu besagen, daß hinsichtlich der Gesundheit bei jemandem nicht alles in bester Ordnung sei, ohne indessen geradezu von einer Krankheit sprechen zu wollen.

Im allgemeinen könnte man diese Ausdrücke, die aus Gründen der Raumersparnis nicht aufzählen zu dürfen ich bitten möchte, gewissermaßen objektive nennen, d. h. man stellt eine Tatsache fest, ohne daß direkte Anteilnahme damit bekundet sein müßte. Letztere kann da sein und wird es in vielen Fällen sein, besonders wenn vom eigenen lieben Ich die Rede ist.

Will der Franzose aber im *style familier* in subjektiver Art und Weise, teils bedauernd, teils mit einem Quentchen Galgenhumor, insbesondere von sich, aussagen, er (bzw. ein anderer) sei nicht ganz 'auf dem Damm', so gebraucht er gern den Ausdruck *patraque*. Und zwar sowohl substantivisch wie adjektivisch: *il est une vraie patraque: aujourd'hui je suis patraque, je me sens tout patraque,* wobei der substantivische Gebrauch oft etwas Duratives hat, während die adjektivische Verwendung auch einen ganz vorübergehenden Zustand ausdrücken kann.

Im 'Dictionnaire Général' von Hatzfeld-Darmesteter-Thomas, s. v. *patraque* (Band II, S. 1695, 2. Sp.) liest man nun folgendes:

[1] Besonders zahlreich sind animistische Krötensagen in Tirol (vgl. Dalla Torre, op. cit. S. 60).

'[Etym. Origine inconnue. 1752 Trév.[1] Admis Acad. 1762.] 1° *Famil.* Machine qui fonctionne mal. Cette montre est une —.

2° *P. anal.* Personne d'une mauvaise santé. *Adjectivt.* Je suis —.'

Meyer-Lübke, 'Romanisches Etymologisches Wörterbuch', bringt das Wort nicht. —

Ich möchte nun im folgenden ein Etymon vorschlagen, und zwar ein Wort, das im Italienischen als Bezeichnung einer geringen Münze überaus verbreitet ist und im Französischen früher in gleicher Bedeutung (aber in einer Maskulinform) nicht gänzlich unbekannt war.

Ich nenne es in der Form, in der es bei Petrocchi ('Novo Dizionario universale della lingua italiana', Mailand 1894), s. v. *patacca*, angeführt ist und wo ich es her habe: *patacca*.

Petrocchi sagt dazu a. a. O., Bd. II, S. 465, Sp. 1: 's. f. Moneta di pòco valore, fig. e spreg. *Non vale una* —, Non val nulla. *Non gli darèi una* —. § Màcchia piuttosto larga. *Ai una — su una gòta. Vestito tutto patacche. Una — di gèsso.* § T. scherz. volg. La coccarda che pòrtano i servitori al cappèllo. § spreg. Decorazione.'[2]

Zu den abgeleiteten Bedeutungen ist weiter wohl keine Ausführung nötig: sie erklären sich aus dem geringen Wert bzw. der Form der betr. Münze.

Denkt man aber, wie ich es für frz. *patraque* tue, an Entleihung einer Form *patracca* aus dem Italienischen — an und für sich eine italienische Form mit epenthetischem *r* anzunehmen, liegt ja bei der Häufigkeit von *r*-Epenthese im Italienischen, besonders bei (oft auslautendem) *t*[3] (Meyer-Lübke, Ital. Gr., § 303; in der von Bartoli und Braun besorgten italienischen Umarbeitung [Turin 1901, Loescher] § 148) nahe —, so muß man natürlich wünschen, italienische Belege dafür, und zwar möglichst aus Norditalien, zu haben. Clemente Merlo, bei dem ich dieserhalb anfragte, sandte mir reichlichen Bescheid,[4] aus dem hervorgeht, daß männliches *patacco* schon Mitte des 14. Jh.s in Piemont und Ende des gleichen Jh.s in Perugia genannt wurde. Weibl.

---

[1] Im Suppl., Bd. II (Nancy 1752), Sp. 1811 des 'Dictionnaire Universel françois et latin, vulgairement appelé Dictionnaire de Trévoux,' steht s. v. *patraque*: 's. f. Breloque, curiosité de peu de valeur. Vieux meuble qui n'est plus à la mode. Une vieille *patraque*. La plûpart des montres de cuivre sont des *patraques*. Sa tabatière n'est qu'une *patraque*. Ce mot n'est en usage dans le sérieux qu'en certaines provinces'.

[2] Darauf folgen dann bei Petrocchi unmittelbar: '**Patacchina**, s. f. T. stòr. Monèta ligure, di 7 cent. — **Pataccone** — ona, s. m. e f. accr. di Patacca. § *Pataccone*, spreg. Lo stesso che Palanca e Palancone. § scherz. Orològio da tasca gròsso e vècchio. § fig. Persona grassa e poltrona. *Gran* —! § O Pièna di màcchie. *Vièn qua,* —! § *Come le scarpe di Pataccone fatte di chiòdi o senza punti*. Di chi à dèbiti e non denari.' Unter dem Strich dieser Seite (wo Petrocchi jeweils die 'lingua fuori d'uso, scientifica, ecc.' verzeichnet) steht, Sp. 1: '**Patacchina**, s. f. T. lucch. *Stare sulla* —, Sui convenévoli (F. P.). **Patacco**, s. m. Patacca (Cecch. Cr.).

[3] Vielleicht erklärt sich auch frz. *patrouille*, von dem noch Nyrop, 'Gr. hist. d. l. l. frç., I³, § 504, 5° schreibt: 'Pour quelques mots l'explication reste douteuse,' als aus dem Italienischen, mit vielen anderen, übernommener Militärausdruck, und zwar nicht in der schrift-italienischen Form *pattuglia*, sondern in einer bei den bunt zusammengewürfelten italienischen Söldnertruppen nicht überraschenden dialektischen Form mit *r*-Epenthese.

[4] Teils aus C. Martinoni, 'La Moneta,' Rom 1915, teils aus einer ganzen Anzahl von Dialektwörterbüchern.



patacca muß schon früher in Italien vorgekommen sein, da das 'Corpus nummorum italicorum' schon für das Jahr 1254 von der *patachina,* also von dem Diminutiv von *patacca,* spricht. — In Savona wird 1327 die *patachina di Savona* geprägt; seit 1401 gilt in Genua die *patachina* (*patacchina, petachina*) als 'moneta di misura del valore di 1/4 di Grosso'; Wilhelm III. von Narbonne (1408—13) läßt die *patachina di Sassari* prägen. — In Neapel wird die *patacca* von der Mitte des 16. Jh.s ab genannt. —

Was aber die modernen italienischen Dialekte betrifft, so lehren Merlos *schede* u. a. folgendes: die Form mit *r*—. *patracca* — als Bezeichnung einer alten Münze von geringem Wert, bzw. (mit und ohne Negation) im Sinne von 'niente, nulla', findet sich im Piemont, in der Valsesia, in Monferrat, Cremona; die Form ohne *r*, mit den gleichen Bedeutungen,[1] weit herum in Italien: im Piemont, in Genua, in der Valsesia*, in Mailand, Pavia,[2] Bergamo, Brescia, Mantua, Verona*, Vicenza*, Belluno*, Padua, im Venetischen, in der Polesine, in Piacenza, Parma, Modena, Bologna, Faenza, Lucca*, Neapel, auf Sizilien. —

Ich sagte bereits früher, daß das m. E. französischem *patraque* zugrunde liegende Wort in Frankreich früher nicht ganz unbekannt gewesen sei. Allerdings, soviel ich hier, fern von einer Universitätsbibliothek,[3] sehen kann, nur in einer Maskulinform, die dem weiter oben erwähnten italienischen *patacco* entsprechen würde.

Um Platz zu sparen, führe ich die Formen aus Du Cange, Raynouard, Levy, Godefroy, die alle kein epenthetisches *r* aufweisen, nicht an. — Ich bemerke, daß Gustav Belz, 'Die Münzbezeichnungen in der altfranzösischen Literatur' (Straßburg i. E., 1914, Diss.), das Wort nicht bringt. — Mistrals 'Tresor dou felibrige' spricht davon s. v. *pata, patacau, patacalo.* Was aber wichtiger ist, er kennt Formen mit epenthetischem *r*: s. v. '*patraco, pitraco* (l.), (cat. *patreca,* esp. *baldraque*), s. f., Machine usée ou détraquée, personne sans vigueur, ...'; — s. v. '*patracaio, patracalho* (l. g.), s. f., Les patraques en général, les lâches, la canaille,' ...

Bei Mistral hätte man also die Bedeutung, die das Neufranzösische aufweist. —

Die Frage nun, ob diese spezielle Bedeutung erst irgendwo in Südfrankreich aufkam und sich dann rhôneaufwärts ausdehnte, oder ob sie schon in Italien entstand, dürfte vielleicht, da Merlos zahlreiche Exzerpte aus italienischen Dialektwörterbüchern nichts davon wissen, eher in ersterem Sinne (Entstehung der neuen Bedeutung erst in Frankreich) bejaht werden.

Da aber Epenthese von *r* in italienischen Dialekten und in der italienischen Schriftsprache (soweit ich hier zu beurteilen vermag) viel verbreiteter ist als in Frankreich, dürfte die Form mit *r* italienischen Ursprungs sein und entweder über die piemontesischen Alpenpässe oder durch Vermittlung von Matrosen über Marseille in Frankreich Eingang gefunden haben.[4] —

---

[1] Die Namen mit Sternchen in der als sekundär leicht ersichtlichen Bedeutung von 'breiter (Fett-) Flecken'.

[2] 'plettro di chitarra' und 'cosa di niun valore'.

[3] Weswegen leider auch die eine oder andere Bemerkung nicht so von mir fundiert werden kann, wie ich möchte.

[4] Es scheint mir bemerkenswert, daß im Französischen *patraque* als Münzbezeichnung m. W. nicht vorkommt, die Form *patracca* also nicht, wie man es eigentlich zunächst hätte denken können, in dieser Bedeutung aus Italien eingeführt wurde.



Was endlich den Ursprung von *patacca* betrifft, so wird mir vom Tübinger Orientalisten, Herrn Prof. Enno Littmann, den ich um freundliche Auskunft bat, die Etymologie von Dozy, 'Supplément aux Dictionnaires arabes', I, S. 4 und 5: *'abū ṭāqa* — piastre forte, Dozy et Engelmann, Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe, 2e éd. 326 (les Arabes ont pris les colonnes d'Hercule, qui se trouvent figurées sur les piastres, pour une fenêtre),' bestätigt. Diesem Zitat, das wörtlich ist, nur daß Prof. Littmann der Deutlichkeit halber das Arabische umschrieben und Dozys Zitat ausgeführt hat, fügt Prof. Littmann noch, zum besseren Verständnis für Nichtorientalisten, in seinem Briefe hinzu: *'abū ṭāqa* = "Vater eines Fensters", d. i. mit einem Fenster versehen'.

Stuttgart. Andreas C. Ott.

Zum Prothesilaus (V. 8851—52).

In Kluckows Ausgabe des Prothesilaus (G. f. R. L., 1924) lauten die Verse 8850—52:

> Mult fu Evein de grant vesdie,
> el i mettra l[a] camunie
> de son cuer melz [li] alumer.

S. 93 wird u. a. für den starken anglonormannischen Einschlag *camunie* angeführt, welches das Glossar mit 'Verlangen', 'Bestreben' wiedergibt. Das Wort selbst sowie seine vermeintliche Bedeutung überraschen gleich sehr; wie letztere in den Zusammenhang passen soll, ist nicht ersichtlich. Man greift natürlich zu Godefroy und findet da ein *camonie* 'perversité' mit folgender einziger Belegstelle nach einer Handschrift aufgeführt:

> Le vilain qui ot cuer de tremble[1]
> et rous[2] et plein de camonie
> n'oublia pas sa vilonie.

Die Stelle steht in der Geschichte von dem reich gewordenen Bauern, der wieder arm wird, wie sie uns in den 'Vies des Pères' überliefert ist, und sie findet sich schon bei Méon, Nouv. Rec. II, 248 V. 370 vor; hier ist die Erzählung nach einer anderen Handschrift gedruckt, und es heißt in unserem Verse *gloutonie* an Stelle von *camonie*. Es ist klar, daß *camonie* etwas wenig Erfreuliches bezeichnen muß, und mir scheint nicht zweifelhaft, daß *plein d'e[s]camonie* zu schreiben ist. God. X, 638 bringt unter 'scammonee' einige Beispiele für *escamonie*, die sich durch Wilhelmsleben 1376, 1491 und Vie de S. Gilles 855 vermehren lassen. Es kommt natürlich von *scammonia* 'Skamonienwinde', 'Purgierwinde' (vgl. Foerster zum Yvain 616) und erscheint im Yvain, an den beiden Stellen des Wilhelmslebens sowie bei Gautier de Coinsy (s. God.) im figürlichen Sinne von 'Bitterkeit', 'Giftigkeit'; letzterer Sinn wird auch an der Stelle in der Erzählung von dem Bauern verlangt.

Kehren wir zum Prothesilaus zurück. Mir scheint, daß auch hier unser Wort vorliegt, ja die Handschrift A schreibt ja *les camunie*, worin ich nur eine

[1] *Tremble* ist hier wohl 'Zitterpappel', s. God. X, 804c. Das 'Tertium comparationis' dürfte das schlechte Holz dieser Pappel sein, und man hätte dann zu verstehen: 'sein Herz war aus schlechtem Holz geschnitzt'.

[2] *rous* 'rötlich', s. zu dieser figürlichen Verwendung Ott, Étude sur les couleurs en vieux français S. 107.

falsche Abtrennung sehe und das ich *l'escamunie* schreibe. Natürlich kann auch hier nur das Wort übertragen gebraucht sein, aber freilich paßt 'Bitterkeit', 'Giftigkeit' (s. oben) keineswegs. Evain bemerkt wohl, daß ihre Herrin in Melander verliebt ist, sie will jedoch deren Liebe zu noch viel hellerer Flamme entfachen; es folgen unsere Verse, und dann ergeht sich Evain in einer überschwenglichen Lobeserhebung des Melander. Mir scheint nun, daß von der medizinischen Verwendung des Saftes der Purgierwinde auszugehen ist. In solcher erscheint *escamonie* S. Gilles 855, wo es zusammen mit anderen Spezereien und Heilmitteln aufgeführt wird, und an zwei Stellen bei God., vgl. auch Auzels cassadors V. 2943 und Levy, S.-W. III, 143. Es ist offenbar ein sehr kräftiges Mittel gewesen, und seine starke Wirkung dürfte das 'tertium comparationis' gewesen sein, das zur Bedeutung von 'Reizmittel überhaupt' an unserer Stelle geführt hat. Das Reizmittel besteht hier in Worten; diese sollen das Herz der Herrin der Evain anreizen, so daß es noch mehr als vorhin in Liebe zu Melander erglüht.

Noch ein Wort zum letzten Verse. Handschrift B schreibt *pur* für *de* — *de* genügt, da vorher das Substantiv den bestimmten Artikel bei sich hat —, zeigt aber auch nur *alumer*, daher denn der Vers — 1 hat und Kluckow etwas hinzufügt, nämlich *li*. Das ist kaum glücklich. Wenn auch Hue de Rotelande häufig *m'est vis* am Anfange eines Aussagesatzes gebraucht, so verwendet er doch m. W. nirgends die unbetonte Pronominalform vor dem Infinitiv. Oder sollte der Herausgeber mit seinem *li* die betonte Form im Sinne haben? Dies würde voraussetzen, daß ein solches *li* auch sonst in dativischer Funktion, also ohne die Präposition gebraucht würde. Wenn auch prov. *leis* so nicht selten erscheint (vgl. Prov. E.-B.4 S. 125), so ist mir trotz Schwan-Behrens § 322 Nr. 2 für afrz. *li*, abgesehen von Eulalia V. 13 (*dont lei nonque chielt*) nur zur Hand M.-R., Rec. V, 144 *il i pert bien Que li ne veut il doner rien*, wo aber die Berliner Fablelhandschrift *qu'a li* schreibt, s. Sechs afrz. Fablels ed. Rohlfs S. 13 V. 2. Ich würde daher lieber ein *a* vor *alumer* einsetzen, dessen versehentliche Auslassung sich aus dem anlautenden *a* des folgenden Wortes erklärt, mithin die beiden Verse so lauten lassen:

el i mettra l'e[s]camonie
de son cuer melz [a] alumer.[1]

[1] Nachträglich sehe infolge eines Hinweises von A. Schulze, daß schon Hahn, Der Wortschatz des Hue de Rotelande, Diss. Greifswald S. 28 s. v. *camunie* den gleichen Vorschlag für den letzten Vers gemacht hat.

Jena. O. Schultz-Gora.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1926.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr A. Brandl.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ H. Gade.
Stellvertretender Schriftführer:	„ M. Born.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D., Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Ahrens, Karl, Studien-Assessor, Potsdam, Viktoriastr. 92.

„ Dr. Aronstein, Ph., Professor, Studienrat a. D. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Artzt, Rud., Studienrat, Berlin SO 16, Kaiser-Franz-Grenadier-Platz 4.

„ Balzer, Oskar, Studienrat am Lyzeum, Oranienburg, Seestr. 12.

„ Dr. Becker, Gustav, Studienrat am Falk-R.-G. Berlin-Halensee, Markgraf-Albrecht-Str. 15.

„ Dr. Beer, Oskar, Studienrat, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5 III.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Studienrat an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.

„ Blaese, Julius, Studienrat, Lichtenberg, Emanuelstr. 3.

„ Dr. Block, John, Professor, Studienrat an der Goetheschule. Halensee, Halberstädter-Str. 3.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Oberstudiendirektor des Realgymnasiums in Friedrichsfelde, Karlshorst, Treskow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Berlin-Friedenau, Wielandstr. 38.

„ Bosch, U., Diplom-Handelslehrer. Berlin NW 21, Wilsnackerstr. 60, I.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Brodeck, Hermann, Studienrat. Berlin-Treptow, Rethelstraße 3.

„ Bröker, H., Lektor a. d. Universität. Berlin W, Magdeburger Str. 3.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Studienrat an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Oberstudiendirektor am Humboldt-Gymnasium. Charlottenburg V, Schloßstraße 46.

„ Dr. Bürger, Richard, Oberstudiendirektor der Oberrealschule. Spandau, Hasenmark 6.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

„ Dr. Dibelius, Wilhelm, ord. Prof. an der Universität. Berlin W, Markgrafenstraße 33, Pension Ludwig.

„ Doegen, Wilh., Prof., Direktor der Lautabteilung an der Preuß. Staatsbibliothek, Zehlendorf, Alsenstr. 121.

Herr Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. Ehrentreich, Alfred, Schlachtensee, Krottnaurerstr. 7.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Dr. Fiedler, Fritz, Studienrat. Berlin-Steglitz, Bergstr. 11.
„ Dr. Foß, Ernst, Studienrat a. d. Oberrealschule. Steglitz, Albrechtstr. 33.
„ Dr. Franke, W., Studienrat, Realgymnasium, Lichterfelde, Kylmannstraße 4.
„ Dr. Freund, Julius, Professor, Charlottenburg, Leistikowstr. 6.
„ Friedländer, J., Studienrat an der III. Oberrealschule. Berlin, Schönhauser Allee 31.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Studienrat a. D. Friedenau, Stubenrauchstraße 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Studienrat am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Gamillscheg, Ernst, ord. Professor an der Universität. Berlin W, Markgrafenstraße 33, Pension Ludwig.
„ Gautier, Paul, Lektor. Berlin W 62, Tauentzienstr. 13 a.
„ Dr. Gerike, Direktor der deutschen Schule. Bogotá (Columbien).
„ Gerstenberg, Ernst, Studienrat am Französischen Gymnasium. Berlin W 50, Augsburger Straße 72.
„ Dr. Glawe, Studienassessor. Berlin O, Wallnertheaterstr. 32.
„ Dr. Gottwald, August. Berlin-Wilmersdorf, Nürnberger Platz 5.
„ Dr. Grabert, Willy, Studienrat, Oberschöneweide, Wilhelminenhof 6.
„ Haack, Fritz, Studienrat am Margareten-Lyzeum. Berlin-Halensee, Kronprinzendamm 20.
„ Dr. Haak, Paul, Studienrat. Berlin-Wilmersdorf, Württembergische Straße 18.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Professor. Rathenow, Vor dem Mühlentor 7.
„ Dr. Heidrich, Hans, Studienrat am Helmholtz-Realgymnasium. Berlin S 42, Oranienstraße 69.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Studienrat an der XII. städt. Realschule. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 13.
„ Herrmann, H., Studienassessor. Berlin O 34, Petersburger Platz 4.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, v. d. Heydt-Str. 4.
„ Dr. Hille, Karl, Studienrat am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Hillig, Robert, Inhaber der Firma Georg Westermann. Braunschweig, Gaußstr. 15.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Studienrat am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.
„ Dr. Hofmann, Georg, Studienrat, Leiter der Aufbauschule. Fürstenwalde (Spree).
„ Holland, Reinhard, Studienrat. Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.
„ Dr. Hörning, Willy, Studienrat am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Dr. Hübner, Walter, Oberschulrat. Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 31.
„ Dr. Jahncke, Ernst, Studienrat am Mommsen-Gymnasium. Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 18.
„ Dr. Kartzke, Georg, Studienrat. Treptow, Am Treptower Park 54.
„ Dr. Klein, Johannes. Berlin N 31, Jasmunder Straße 4.
„ Dr. Knörk, Otto, Generaldirektor der Kaufmännischen Fortbildungsschulen. Nikolassee, Sudetenstraße 49.

Herr Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Köthe, S., Studienassessor. Berlin-Charlottenburg, Fritschestr. 49.
„ Krankemann, Erich, Studienrat. Neukölln, Mareschstr. 18.
„ Krüger, Max, Studienrat. Berlin S 59, Cottbuser Damm 70/71.
„ Dr. Kuen, Heinrich. Innsbruck, Fischergasse 19.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Direktor der Bertram-Realschule. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Langenfelt, Schwedischer Lektor a. d. Universität. Hotel Nordland, Berlin N, Invalidenstraße 115.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Leuschner, Kurt, Studienrat, Wilmersdorf, Düsseldorfer Str. 9.
„ Dr. Levinstein, Kurt, Studienrat a. Französischen Gymnasium, Wannsee, Waltharistr. 10.
„ Dr. Lewent, Kurt, Studienrat a. d. Kirschner-Oberrealschule. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lichtenberg, Studienassessor. Berlin-Lichtenberg, Frankfurter Allee 250.
„ Lohnert, Carl, Verlagsbuchhändler. Berlin-Wilmersdorf, Hindenburgstraße 66.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, ord. Prof. a. d. Universität Greifswald.
„ Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Parkaue 12.
„ Luft, Friedrich, Professor, Studienrat am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Marcus, H. Berlin-Charlottenburg, Fritschestr. 58 bei Köthe.
„ Mayer, Karl, Studienrat. Berlin NO 55, Bötzowstraße 42.
„ Dr. Meißner, Paul. Berlin W 30, Gossowstraße 8 III.
„ Dr. Michaelis, Paul, Studienrat, Berlin NO 55, Raabestraße 17.
„ Dr. Milléquant, Lektor a. d. Universität. Schöneberg, Voßbergstr. 2.
„ Moellig, Hans, Studienrat. Berlin NW 21, Alt-Moabit 106.
„ Moor, Alfred, Direktor. Berlin NO, Virchowstraße 8.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Müller, August, Professor, Studienrat an der Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Nadler, Hugo, Studienrat. Berlin O 34, Königsbergerstr. 15 I.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Studienrat an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Opitz, G., Geh. Studienrat a. D. Steglitz, Belfortstr. 41.
„ Dr. Otto, Ernst, a. o. Prof. an der deutschen Universität, Prag.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Studienrat an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.
„ Pubanz, Richard, Studienrat. Berlin-Friedenau, Thorwaldsenstr. 4.
„ Dr. Redepennig, Oberstudienrat, Luisenst. Realgymnasium, Berlin S 61, Sieboldstr. 4.
„ Reichel, Hans, Inhaber der Firma Georg Westermann. Braunschweig, Adolfstr. 56.
„ Dr. Risop, Alfred, Prof., Studienrat a. D. Berlin-Steglitz, Bergstr. 74.
„ Dr. Rohlfs, Gerhard, Privatdozent. Lichterfelde, Hobrechtstr. 18.
„ Dr. Rosenkranz, Wilhelm, Handelsschuldirektor. Berlin NO 55, Hufelandstraße 50.

Herr Dr. Roth, Wilhelm, Studienrat. Berlin-Südende, Krumme Str. 9.
„ Röthig, Max, Oberstudienrat. Berlin NW 113, Bornholmer Str. 84.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Sandig, Ernst, Prokurist und Leiter des Verlags Georg Westermann. Braunschweig, Wachholtzstr. 18.
„ Dr. Saß, E., Studienrat am Mommsen-Gymn. Halensee, Ringbahnstr. 7.
„ Schade, Studienrat. Berlin-Tempelhof, Bosestraße 45.
„ Dr. Schiffer, Erhard, Studienrat, Wilmersdorf, Kaiserallee 170.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Studienrat, Direktor a. D. Berlin SW 47, Katzbachstr. 12 II.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Studienrat a. D. Berlin-Tempelhof, Blumenthalstr. 22.
„ Schmidt, Paul, Studienrat. Berlin NW 21, Essener Str. 20.
„ Schneider, Fritz, Studienrat. Niederschönhausen, Cottastraße 1.
„ Dr. Schulze, Alfred, Geh. Reg.-Rat, Direktor der Universitätsbibliothek, Marburg.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Oberstudienrat am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Siefken, O., Oberstudiendirektor, Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Dr. Söhring, Otto, Legationsrat und Vortragender Rat im Auswärtigen Amt. Steglitz, Schloßstr. 42.
„ Dr. Speck, Johannes, Studienrat am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Göbenstr. 8.
„ Spies, H., ord. Prof. an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.
„ Steffen, G., Studienassessor. Berlin N 65, Brüsseler Str. 44 II.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Theel, Adalbert, Studienrat. Berlin SW 29, Bärwaldstraße 49.
„ Thiedke, Gustav, Studienrat am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Studienrat am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vasmer, Max, ord. Prof. der Slawischen Philologie. Berlin W, Markgrafenstraße 33, Pension Ludwig.
„ Dr. h. c. Velhagen, August, Verlagsbuchhändler, Bielefeld.
„ Volkwein, Wilhelm, Studienrat. Berlin-Marienfelde, Kirchstr. 20.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Studienrat am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Walter, E., Studienrat. Berlin-Charlottenburg, Fraunhoferstr. 17.
„ Wasinski, Hans, Studienassessor. Berlin S 42, Oranienstraße 69.
„ Dr. Wende, Fritz. Charlottenburg, Berliner Str. 22.
„ Wilke, Felix, Professor, Studienrat an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Klein-Glienicke (Mark), Am Böttcherberg.
„ Dr. Winkler, Emil, Universitätsprofessor, Innsbruck, Maria-Theresien-Straße 15.
„ Dr. Wiske, Friedr., Studienrat. Berlin N 58, Stubbenkammerstr. 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Woltmann, Studienrat, Berlin-Schmargendorf, Sulzaer Str. 8.

Herr Schreiber, Carl F., Professor. 65 Elm wood Road, New Haven, Conn., U. S. A.
„ Brooke, C. F. T., Prof. Yale University, New Haven, Conn., U. S. A.
„ Speck, W. A., Prof. Yale University Library.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Gertrude Craig Houston, The evolution of the historical drama in Germany during the first half of the 19th century. Belfast, Mullan and son, 1920 98 S. 5/-.

Die Verfasserin wird der Meinung gewesen sein, daß ihr Ziel, die Entwicklung des geschichtlichen Dramas aufzuzeigen, ihr das Recht gebe, sich auf die Erscheinungen zu beschränken, in denen sie eine Weiterbildung des Schillerschen Geschichtsdramas, sei es auch nur dem Willen des Dichters nach, erkennt — so kommt es, daß sie von dem Manne, der diese Form auf der Bühne seiner Zeit am erfolgreichsten vertrat, von Raupach, so gut wie gar nicht redet; die Wendung auf S. 52 unten, wo bei Gelegenheit von Dramenzyklen nach dem Muster der *histories* Shakespeares seine angebliche *dramatisation of the Prussian* (!) *past* erwähnt wird, läßt allerdings beinahe darauf schließen, daß sie ihn überhaupt nicht kennt. Jedenfalls muß, wer dies Thema behandeln will, zunächst sich mit dem Schillerschen Drama gründlicher auseinandersetzen, als es in den wenigen Sätzen der Einleitung geschieht: verständlich wird die Entwicklung der Jahre 1806—56 doch nur durch den Gegensatz der Dramatiker eigener Art zu den Schillerepigonen, durch ihren Wunsch, dem großen Meister gegenüber ihre Selbständigkeit zu wahren, ja, über ihn hinauszugelangen. Denn Schiller blieb eine bestimmende Macht durch all diese Jahrzehnte hindurch und über sie hinaus: wenn die Vf. im 3. Kap. die Einflüsse Shakespeares und Scotts, im 4. diejenigen Spaniens und Frankreichs behandelt, so sollte der letzte Abschnitt *The German contribution* vor allem vom Dichter des *Wallenstein* und der folgenden Dramen, statt von Religion, Mystik und Tendenz handeln, die doch in den vorangehenden Abschnitten gerade mit fremden Einflüssen in Verbindung gesetzt werden.

Über diese fremden Einflüsse bringt die Vf. allerhand Bemerkenswertes bei, freilich gelangt sie nicht zu der erforderlichen geschichtlichen Einstellung zu ihren Beobachtungen, weil sie die Frage nach der Vermittlung des fremden Einflusses nicht aufwirft. Die Versform (und nicht nur diese) des geschichtlichen Dramas (S. 50) ist von Schiller bestimmt; nur wo man von diesem Vorbild loskommen wollte, läßt sich mit Erfolg eine neue Einwirkung Shakespeares feststellen. Der Einfluß der Spanier wird nur bei Grillparzer und einigen österreichischen Dramatikern auf dem Gebiete des geschichtlichen Dramas wirklich lebendig; Werner ist wenigstens eine charakteristische Einzelerscheinung, Eichendorff aber spielt für die Entwicklung gar keine Rolle. Die Formenmischung auf Calderóns Muster zurückzuführen (S. 66 Anm. 1) ist mindestens mißverständlich; gewiß beruht sie letzten Endes auf spanischem Vorbild, aber seit Tieck wurde sie romantische Mode und konnte sich überdies auf Schiller berufen: das Sonett z. B. taucht auch in Körners *Zriny* auf, und der hat gewiß mit Calderón nichts zu tun.

Für die geschichtliche Entwicklung (Kap. II, III) wird zwischen einem *Philosophic or Germanic* und einem *Non-philosophic or Latin current* geschieden, und zwar nach der Rolle, welche die Geschichte in der Auffassung des Dichters vom Kunstwerk spielt. Beide Strömungen laufen miteinander parallel, trotzdem schien es der Vf. *best to study them not in their parallel relationship but consecutively.* Wenn sich nur die Teilung säuberlich durchführen ließe! Aber Kleists *Hermannsschlacht* scheint mir durchaus nicht in die erste Gruppe zu gehören, sie ist gar kein eigentliches Geschichts-, sondern ein politisches Tendenzdrama; die sehr ungeschichtliche Schilderung der alten Germanen ist nicht dadurch verursacht, daß er *no scientific know-*

ledge upon which to draw besaß, sondern dadurch, daß ihm die Vergangenheit nur der Vorwand war, um die Gegenwart zu schildern. Anderseits darf Immermann doch nur deshalb in der zweiten *non-philosophic*-Gruppe erscheinen, weil die *Alexis*-Trilogie der Verfasserin anscheinend unbekannt geblieben ist — wenigstens wird sie nirgends erwähnt.

Es handelt sich um eine Erstlingsarbeit, und es ist immerhin ungewöhnlich, daß ein Anfänger sich an einen so weitschichtigen Stoff wagt. Die Besprechung hat die Mängel hervorheben müssen, die unter den Umständen begreiflich sind; es bleibt immer noch verdienstvoll genug, daß die Verfasserin eine Aufgabe, die trotz einer Reihe von Einzeluntersuchungen in Deutschland noch nicht unternommen wurde, angegriffen, ihre Probleme aufgerollt und gar manches zu ihrer Behandlung beigebracht hat.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

J. und E. M. Wright, An elementary historical New English Grammar. London, Oxford University Press, 1924.

Die ne. historische Elementargrammatik beschließt die Serie der praktischen Leitfaden des Oxforder Sprachvergleichers über die drei Perioden der englischen Sprache. Die Anlage ist dieselbe wie die der zwei ersten: praktisch, die Hauptsachen herausarbeitend, ein glänzendes Hilfsbuch für den Studierenden neben dem auf Einzelheiten eingehenden Kolleg und für Wiederholung des Examenstoffes. Wiederum ist bloß Laut- und Formenlehre behandelt. Anhänger neuerer grammatischer Richtungen werden mit der etwas formalen Auslegung der Lautgesetze nicht ganz einverstanden sein; Wright steht eben ganz auf dem Boden der älteren Richtung der Sprachforschung, die diese Wissenschaft in die Höhe gebracht hat.

Neue und überraschende Aufschlüsse darf man in einer für Studenten bestimmten Elementargrammatik nicht suchen. Wrights Aufgabe war vor allem, unter den bereits ausgesprochenen Ansichten zu sichten. Er muß der Anlage des Buches entsprechend auch auf Quellennachweise im einzelnen verzichten. Er geht aber, wie man es bei einem Gelehrten, den die Beschäftigung mit neuenglischen Dialekten zur englischen Philologie geführt hat, in der Sichtung ganz selbständig vor. Vor allem werden die ständigen Hinweise auf dialektisch noch erhaltene Sprachformen wertvoll sein, wobei er aber in der Erklärung von Formen der Schriftsprache durch dialektische Einflüsse nie so weit geht wie Horn in seiner hist. ne. Grammatik.

Das Buch baut sich auf die vorhergehenden Werke auf, Hinweise auf die me. Elementargrammatik (dst. 1923) sind besonders zahlreich; man muß dieses Buch ständig zur Hand haben. Daneben verweist er oft auf seine *Dialect Grammar*.

Im einzelnen wäre zu bemerken: S. 32. Bei der Erwähnung der unetymologischen Schreibung von *moult* hätte man auf die auf me. *ū* zurückgehenden Dialektformen des Wortes hinweisen können (Dialect Dict. unter *mout*). Ob *don't* tatsächlich eine Schriftbildaussprache ist (§ 75, Anm. 2 und § 410), möchte ich bei einem so alltäglichen Worte bezweifeln. Vielleicht ist eher an me. Kürzung und spätere Dehnung zu denken wie bei *I* oder an Analogie an *won't*. Die Aussprache von *broad* erklärt er mit Luick und Horn als dialektisch (§ 76, Anm. 2). Gerade daß *groat* bis 1800 *grǫt* war und heute wohl dieses nicht mehr lebendige Wort nach dem Schriftbild *grout* gesprochen wird, läßt Sweets alte Erklärung durch *r*-Einfluß doch richtiger erscheinen. Warum sollte gerade dieses Wort aus einem Dialekt in die Schriftsprache gekommen sein! Den heutigen Diphthong *ei* für me. *ai* und *ou* für me. *ou* erklärt er mit Jespersen durch Bewahrung des Diphthongs, nicht durch Zusammenfall mit me. *ā* und nachträgliche neuerliche Diphthongisierung, wenn er auch diese Ansicht vorträgt (§ 82 und 89).

Die zur Stützung herangezogenen südmittelländischen, östl. und südl. Dialekte sind mir nicht recht beweiskräftig, da dort eine neuerliche Diphthongisierung stattgefunden haben kann, auch wenn me. *ai* und *ā* nicht zusammengefallen sind. Der Zusammenfall von me. *ou* und *au* vor *h* und *ht* (§ 90) ist bereits im Me. da und dort durch Schreibungen und Reime erweisbar (vgl. Luick, Hist. Gramm. § 408, Anm. 3), nicht erst früh-ne. Der Unterschied in der Aussprache zwischen *appreciate, negotiate* usw. und *association, ecclesiastic* usw. braucht nicht nur durch den Einfluß des Schriftbildes bedingt sein, auch die nachtonige Stellung des *si* in den ersteren und die vortonige in den letzteren Wörtern kann zur Erklärung herangezogen werden (§ 151). In § 179 (me. *kw, gw*) wären ags. und frz. Wörter wohl besser zu trennen. In ne. *girdle* Abfall eines *-s*, das als Pluralendung angesehen wurde, anzunehmen (wie in *riddle* zu ae. *rǣdels*) ist unnötig, da es auch ein ae. *gyrdel* (neben *gyrdels*) gibt (§ 247).

Solche kleinen Bemerkungen sollen aber den Wert des Buches in keiner Weise herabsetzen. An vielen anderen Stellen sind Wrights Erklärungen besser als die bisherigen Versuche, an noch mehr ist er viel klarer (z. B. § 252, Aussprache der Vorsilbe *ex-*, § 238 und 239 Entwicklung von me. inlautendem *d* und Entwicklung von ae. *rþ*, me. *rd*), so daß wir für dieses Buch in jeder Weise dankbar sein müssen.

Innsbruck. Karl Brunner.

Flasdieck, H. M., John Brown (1715—1766) und seine Dissertation on Poetry and Music (Studien zur englischen Philologie, LXVIII). Halle, Niemeyer, 1924. 145 S. Geh. 5 M.

Nur wenige deutsche Anglisten werden von John Brown, dem 'Estimate Brown', wie er da und dort nach seinem seinerzeit bekanntesten Werke, der pessimistischen Darstellung der Verderbnis der Zeit *An Estimate of the Manners and Principles of the Times*, genannt wird, etwas gehört haben. Zu den Größen der Literatur gehört er wirklich nicht. Als Dramatiker hatte er sich mit zwei mit Recht vergessenen Dramen, *Barbarossa* und *Athelstan*, versucht, vorher hatte er, von Warburton aufgefordert, ein paar Gedichte und den Angriff auf die Shaftesburysche Philosophie *Essays on the Characteristics* geschrieben, nachher den erwähnten *Estimate* und die *Dissertation on Poetry and Music*, die Flasdiecks Buch angeregt hat, daneben stammen noch ein paar Aufsätze über Erziehungslehre, kleinere Gedichte und Predigten aus seiner Feder. Dabei ist bei allen seinen Werken nicht recht klar, wie weit er sie aus innerer Überzeugung, des Geldverdienens wegen, oder um dem mächtigen Warburton oder anderen zu Gefallen geschrieben hat, und wie weit etwa aus einem fast pathologisch anmutenden Oppositionsgeist. Ist er denn auch, geistig umnachtet, durch Selbstmord aus dem Leben geschieden.

Daß sich die Literaturgeschichte nicht nur mit den Größen der Literatur beschäftigen soll, sondern auch all die kleinen Tagesschriftsteller beachten muß, ist ja gewiß richtig. Sind sie doch für die Erkenntnis des Denkens und Fühlens einer Zeit, für den herrschenden Geschmack und die kritischen Ansichten oft viel wichtiger als einsam auf der Höhe thronende, von ihrer Zeit nicht verstandene Olympier. Eine Sonderschrift über einen unbedeutenden Schriftsteller verfällt aber leicht in den Fehler, ihn als viel bedeutender aufzufassen, als er war. Seine Ansichten werden nur allzu leicht als selbständig hingestellt, während sie nur eine von vielen Äußerungen anderer, unbekannt Gebliebener sind. Fällt es doch schon bei großen Geistern schwer, ihre eigenen Gedanken von übernommenen zu scheiden. Hier hat es aber weniger Bedeutung, denn sie sind groß, weil sie solchen Gedanken eine eigenartige Form gegeben haben, die an ihrer Nachwirkung erkennbar ist. Anders bei

Unbedeutenden, die wenig eigene Gedanken haben, die vielleicht, mehr aus Zufall, da und dort zitiert werden (denn die Auswahl des Lesestoffs eines Menschen ist ja nur zu sehr von Zufällen geleitet), aber sonst vergessen sind. Da gehört schon eine ordentliche literarische Schulung dazu, ihnen den richtigen Platz in der Geistesgeschichte einer Zeit zuzuweisen, und dies wird, praktisch, immer eher in einer Gesamtdarstellung möglich sein als in einer Sonderdarstellung.

In den Fehler der Überschätzung seines Autors scheint mir auch Flasdieck verfallen zu sein. Um so mehr, als er sich auch gar nicht sonderlich bemüht hat, Browns Werke in die Geistesgeschichte der Zeit einzuordnen. Was er gibt, ist eine Analyse der Werke, soweit sie ihm zugänglich waren, und reichliche Zitate aus zeitgenössischen Kritiken. Damit ist für die Literaturgeschichte nicht viel gewonnen. Für die Kultur- und Geistesgeschichte der Zeit gewinnt man aus seinem Buch einen ganz kleinen Baustein. So hebt er sich denn, wie das anscheinend nun Mode wird, wieder einmal eine Gesamtdarstellung der durch die *Dissertation* aufgeworfenen Fragen der Kunsttheorie und Kunstkritik auf später auf (S. 122) und gibt nur ein paar unzusammenhängende Zitate von möglichen Vorläufern seines Autors und Hinweise darauf, daß die späteren Theorien, ja auch die moderner Wissenschaft über den Zusammenhang von Tanz, Dichtung und Musik, denen Browns zum Teil entsprechen. Wie sehr er übrigens die moderne Wissenschaft hierüber beherrscht, mag daraus hervorgehen, daß er S. 127 sagt: 'Die gleichen Spekulationen über die ursprüngliche Dreieinigkeit von Tanz, Musik und Dichtung spielen noch heute in der wissenschaftlichen Diskussion eine große Rolle'. Die Ergebnisse der Volkslied- und Volksmusikforschung sind ihm anscheinend entgangen. Oder sind diese ihm bloße Spekulationen?

Wird er schon den Forderungen literarhistorischer Methode bei seiner Darstellung der *Dissertation*, die übrigens nur 64 der 142 Textseiten einnimmt, nicht gerecht, so noch weniger bei der Besprechung der anderen Werke. Mit ein paar allgemein gehaltenen Bemerkungen über in einer Zeit 'üblich gewordene Darstellungen', ein paar Hinweise auf Zeitereignisse und dgl. ist nichts getan. Ebensowenig mit fast kindlich anmutenden ästhetischen Werturteilen, wie etwa S. 70: 'Diese Art mochte für den Kanzelredner ihre Berechtigung haben, für den Literaten war sie durchaus unangebracht'. Oder mit hochfahrender Aburteilung literarhistorischer Kleinarbeit, wie etwa S. 121 über die Wertlosigkeit einer Studie über 'Belesenheit'. Es entgeht ihm dabei anscheinend, daß solche Kleinarbeit durchaus nicht 'das Bild einer geistigen Persönlichkeit zeichnen sollen' (wie vielleicht aus manchen Schülerarbeiten hervorgehen mag, in denen eben dem Schüler die Methode Selbstzweck wird), sondern die geistige Persönlichkeit in ihre Zeit einzuordnen erleichtern soll.

Das Wertvollste an Flasdiecks Arbeit ist vielleicht die Anregung, dem Einfluß der Brownschen Kunstkritik auf Herder nachzugehen. Herder zitiert Brown, hat ihn also gekannt. Das wäre ein Thema für eine germanistische Dissertation.

Innsbruck. Karl Brunner.

A good short debate between Winner and Waster, an alliterative poem on social and economic problems in England in the year 1352 with Modern English rendering (Select E. E. poems ed. Sir Israel Gollancz III). Oxford, University Press, 1920. Ohne Seitenzählung, mit 2 Faksimiles von Handschriftenseiten.

Die Thornton-Handschrift von c. 1430—40, jetzt im Brit. Mus. als Add. Ms. 31042, enthält ein sehr merkwürdiges Gedicht 'Gewinnler und Verprasser',

das Gollancz zuerst als Anhang zum 'Parlement of the thre ages', Roxburghe Club 1897, abdruckte und jetzt selbständig herausgibt mit Einleitung, Übersetzung, Kommentar und Glossar, sachkundig und eindringlich, wie es von einem so ernsten Gelehrten zu erwarten ist. Es umfaßt 503 alliterierende Verse und ist am Schlusse nicht ganz vollständig; viel kann nicht fehlen. Dem Inhalte nach gehört es zu den politischen Flugschriften, die einen Hauptteil der englischen Literatur im 14. Jh. ausmachen, und zwar liegt der Ton hier nicht auf der Moral, sondern auf der Wirtschaftlichkeit; alle vorausgehenden Verstraktate sind klerikal, dieser jedoch ist von einem höfisch-fiskalischen Standpunkte aus verfaßt. Der Gedanke, Luxuria und Avaritia einander gegenüberzustellen, begegnet schon mehrfach in den lateinischen Gedichten, die dem Walter Map zugeschrieben wurden und von Th. Wright 1841 herausgegeben wurden; die Realanspielungen unseres Dichters aber deuten, wie Gollancz in der Einleitung überzeugend ausführt, auf den Winter 1352 zu 53: damals, kurz nach den großen Kriegserfolgen und Finanzauslagen Eduards III., gab es viele Krisen im Lande, und ein Aufruf zu allgemeiner Vernunft war wohl angebracht. Die Persönlichkeit des Autors tritt am stärksten im Prolog hervor; er verrät seine Herkunft, indem er klagt, ein 'Mann des Westens' könne jetzt seinen Sohn nicht mehr südwärts, d. h. in die Hauptstadt, schicken; er verrät seine Bildung, indem er nach Galfrid von Monmouth mit der Brutussage und der trojanischen Gründung Londons anhebt; er knüpft mit Wortwiederholung an die patriotische Bannockburn-Weissagung von 1314 an, die einige allgemeine satirische Sätze des Galfrid auf die Verderbtheit der Zeit in englisch ausgedrückte Einzelbilder umgewandelt hatte; auch wendet er sich gegen hohle Romanzenschreiber und Spaßerzähler, während er 'makers of myrthes' mit Gehalt und weisen Worten schätzt. Ob daraus zu schließen ist, daß er ein minstrel war, ist zu bezweifeln; da er später mit besonderem Nachdruck auf einen Richter am Londoner Hofe, William de Shareshull, hinweist, der damals der erste Baron im Exchequer war, ist er eher zu dem eben aufkommenden Stande der weltlich Gebildeten zu rechnen. Er kennt die Hauptstadt und das Schloß Windsor genau und schreibt für Leser von gleicher Kenntnis; wenn er im Westen zu Hause war, so ist er wohl als Schriftsteller in London zu denken. Die sprachliche Form ist im überlieferten Texte ungemein gemischt; wenn jemand darin ein nordwestliches Original in Londoner Umschrift sehen will, ist dies schwerlich zu bekämpfen; da nicht Endreime, sondern nur Stabreime vorliegen, ist ein sicheres Urteil aus linguistischen Gründen nicht zu erwarten. Die Komposition ist die eines Streitgedichtes, wobei der König entscheiden soll — die me. Vorgeschichte dieser Gattung hat W. Gadow, Pal. LXV, S. 16—19 verfolgt; und zwar ist diese Debatte eingekleidet in eine Traumvision, wofür Gollancz eine Menge zeitgenössischer Parallelen anführt. Mit Recht sieht er den literarhistorischen Wert des Denkmals darin, daß es eine ganz nahe Vorstufe zu Langlands 'Piers Ploughman' und den ersten me. Versuch darstellt, die Alliterationsform in größerem Umfange wieder aufzunehmen. Bemerkenswert sind noch mannigfache Anspielungen auf deutsche Verhältnisse, auf Reisige aus Westfalen, auf hanseatische Kaufleute und ihre Freiheiten, auf die Reliquien der heiligen drei Könige in Köln. Im einzelnen sind viele Stellen schwer zu enträtseln. Das 'strange Inglis', wie sich Robert Mannyng in der Einleitung zu seiner Chronik ausdrückt, kam damals in Mode und wurde durch die Bedürfnisse des Stabreimes noch bis zum Wunderlichen gesteigert; der Kopist verstand offenbar selbst nicht mehr alles, was er mit der Feder wiederzugeben hatte und mit eigener Weisheit sich zurechtzulegen suchte; Gollancz hatte da für seinen Scharfsinn ein weites Feld.

Berlin. A. Brandl.



Helmut Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. München, Hueber, 1924. XVI, 116 S.

'Der Lehrer der neueren oder der alten Sprachen wird von Zeit zu Zeit das Bedürfnis empfinden seinen Unterricht durch semasiologische Hinweise und Vergleiche zu beleben um ihn interessant und schmackhaft (!) zu machen.' In dieser Form, die eine eigenartige Auffassung von Interpunktion verrät, leitet Hatzfeld seinen 'Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre' ein, der 'nichts anderes sein will als ein praktisches Handbuch' (S. III). So sehr es zu begrüßen ist, daß einmal der Versuch gemacht wird, für den Lehrer an höheren Schulen ein praktisches Handbuch dieses gerade für den Schulunterricht besonders wichtigen Zweiges der Sprachgeschichte zusammenzustellen, so muß doch Inhalt und Form dieses 'Leitfadens' zu schwersten Bedenken herausfordern.

Völlig kritiklos werden aus alten und neuen semasiologischen Arbeiten 'die guten ... Beispiele' zusammengerafft, durch ein paar eigene, italienischer und spanischer Lektüre entnommene Beispiele vermehrt und in drei Hauptabteilungen (I. Syntaktische Voraussetzungen für den Bedeutungswandel; II. Kulturhistorische Voraussetzungen; III. Psychologische Voraussetzungen) geistlos und oberflächlich verkittet. Welch wüstes Durcheinander in der Arbeit herrscht, zeigt z. B. der Umstand, daß *panier* ('Brotkorb' >) 'Korb' in dem Abschnitt 'Metonymien allgemeiner Art' (S. 9), *mener* ('Vieh durch Drohungen antreiben' >) 'führen' im Abschnitt 'Metonymien und Metaphern spezieller Art' (S. 49), *acharner* ('die Hunde durch Fleisch scharf machen' >) 'erbittern' im Abschnitt 'Metonymisch-metaphorische Filiation (S. 70) aufgeführt wird, obwohl in allen drei Fällen eine völlig gleichgeartete Begriffserweiterung vorliegt. Franz. *vilain* ('Bauer' >) 'gemein' (S. 23) erscheint im Abschnitt 'Metonymien allgemeiner Art', *ménétrier* (Sänger' >) 'Dorfgeiger' (S. 35) im Abschnitt 'Metaphern' (!), *brigand* ('Fußsoldat' >) 'Räuber' (S. 91) im Abschnitt 'Historisch-kulturelle Voraussetzungen für den Bedeutungswandel', *manant* ('Bauer' >) 'Tölpel' (S. 105) im Abschnitt 'Psychologische Voraussetzungen', und doch haben wir es in allen vier Fällen mit der nämlichen, auf Grund einer Verschiebung sozialer Verhältnisse eingetretenen, pejorativen Bedeutungsentwicklung zu tun.

Bei der Menge des zur Verfügung stehenden Materials hätte man erwarten dürfen, daß der Verfasser wenigstens die Beispiele so auswählte, daß er wirklich wichtige und interessante Fälle vereinigte. Aber was hat da alles herhalten müssen, um die 116 Textseiten zu füllen! Waren so ausgefallene spanische Beispiele wie *botones* 'Ausläufer eines Warenhauses', *maroma* (in Amerika) 'Seiltänzerkunststück', *acostumbrada* 'Prangerstraße', *alhaja* 'prächtiger Mensch', *muñidor* 'Hochzeitslader', *lechuga* 'Halskrause', oder die nur okkasionell in der allegorischen Sprache Dantes begegnenden Beispiele wie *dispensa* 'Verdauung', *cotenna* 'Wildschwein', *mammella* 'Seite', *orma* 'Fuß', *grotta* 'Schutz', *cuoio* 'Testament' wirklich nicht durch geläufigere und lehrreichere Fälle zu ersetzen?

Für semasiologische Arbeiten muß es als erstes Gebot gelten, daß zwischen allgemein usuellen und nur okkasionell begegnenden Bedeutungsverschiebungen streng geschieden wird. Letztere dürfen nur dann herangezogen werden, wenn ausdrücklich ihr individueller Charakter gekennzeichnet wird.[1] Daß H. diesen Elementargrundsatz nicht zur Anwendung gebracht hat, ist ein schwerer Mangel der Arbeit. Vielfach zieht H. Beispiele heran (vgl. *flotte* S. 46, span. *zurcir* S. 52, span. *bufete* S. 52, franz. *cajoler* S. 57, franz. *goujat* S. 103), deren etymologische Herkunft absolut nicht sicher feststeht. Wissenschaftliche Ehrlichkeit verlangt, daß

[1] Vgl. auch K. Jaberg, Zeitschr. f. rom. Phil. 25, 601.

solche ungeklärten Fälle nicht für eine vergleichende Bedeutungslehre ausgeschlachtet werden. Schon Jaberg betont: 'Wer in der Semasiologie auf etymologisch unsicherer Basis baut, fälscht seine Resultate.' (Zeitschr. f. rom. Phil. 25, 561.)

Und wie fade und dürftig wird dieses Material nun aneinandergereiht! Ein paar Proben mögen eine Anschauung geben von dem 'Geist' dieses Leitfadens:[1]

S. 11 frz. poison (lat. potio), ursprünglich jeder Trank wurde durch die häufige Verwendung im Sinne von tötlicher Trank, den man absichtlich jemand bereitete, zu Gifttrank und Gift. Aber unser Gift selber, nichts anderes als das englische gift ist ja ursprünglich lediglich die Gabe: Goethe: Das ist Gottes wahre Gift, wenn die Blüte zur Blüte trifft. Auch Mitgift erinnert an den alten Sinn Gabe. Aber auf ähnlichem syntaktischen Weg, wie das frz. poison wurde Gift zu 'Mordgabe'.

S. 29 span. dicha heißt Glück, herkommend von der Ellipsa (!) dicta für fortuna dicta.

span. capitana heißt das Admiralschiff und zu ergänzen ist nave.

S. 33 Ebenso muß lat. ruga Runzel, Falte, Furcht (!), Radspur der Straße den Namen liefern, wie sie in franz. la rue, port. a rua erscheint.

S. 49 lat. laborare heißt arbeiten und zwar so schwer und angestrengt, daß es die Bedeutung leiden bekommt ... Frz. labourer bedeutet wieder arbeiten und zwar ganz und gar die Landarbeit.

S. 51 span. crisol Schmelztiegel kam durch ähnliche handwerkermäßige Metapher zur Bedeutung Prüfstein.

S. 58 it. cotenna ist eine Jagdsynekdoche, wenn es neben Schwarte auch das ganze Wildschwein bedeutet.

S. 108 frz. galant d. galant haben die gute italienische Bed. ritterlich in eine zweideutige: in erotischen Abenteuern bewandert umgebogen.

Auf diesem Niveau stehen auch die übrigen Darlegungen des Verfassers, der sich zu den Vorkämpfern für die 'idealistische' Sprachwissenschaft rechnet.

Bei den Einzelproblemen vermißt man jede Spur einer Vertiefung. Die gänzlich veralteten Arbeiten von G. Franz (1890) und H. Lehmann (1884) haben einen großen Teil zu dem Material beisteuern müssen, während die glänzende Arbeit von K. Jaberg, Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen (Zeitschr. f. rom. Phil. 25, 561 ff. und 27, 25 ff.), die beste semasiologische Studie, die wir überhaupt besitzen, dem Verfasser offenbar gänzlich unbekannt geblieben ist. Wieviel hätte H. gerade aus dieser vom methodologischen Standpunkte so wichtigen Arbeit lernen können!

Auch Meyer-Lübkes 'Romanisches Etymologisches Wörterbuch' (Heidelberg 1911 ff.) scheint Hatzfeld noch gar nicht zu kennen. Sonst könnte man in diesem 'Leitfaden' nicht so viele etymologische Deutungen finden, die geradezu vorsintflutlich anmuten. Da erfährt man (S. 30), daß span. *mielga* 'Luzerne' herba medica 'Heilkraut' sei (statt '*medischer* Klee'), daß ital. *ciabatta*, span. *sapato*, franz. *savate* 'Schuh' zu lat. sapatta (merkwürdiges Latein!) 'die kleine Haue' (S. 33) und franz. *buffet* zu *boire* gehöre (S. 52), daß span. *lonja* 'Scheibe' (Schinken, Käse usw.) eine Metonymie (!) aus *lonja* 'Börse', 'Laden' sei (S. 74), wo doch das erste Wort lat. *lumbea (franz. *longe!*), das zweite einem germanischen *laubja (franz. *loge*!) entspricht! So soll span. *vara* 'die Elle als Maß = 0,8359 (!) m' zur Bedeutung 'Ellenstab' und schließlich 'Stab' geworden sein (S. 73), obwohl ein Blick in das erste beste lateinische Wörterbuch den Verfasser belehrt hätte, daß schon im Lateinischen vara 'Stange' (und nichts anderes) heißt. Franz. *goupillon*

[1] Interpunktion und Orthographie übernehme ich aus dem Text.



'Weihwedel' wird als Metapher aus span. *goupil* 'Füchschen' erklärt (S. 45), aber ein solches spanisches *goupil* gibt es gar nicht. Nein, *goupillon* entstammt vielmehr altfranz. *guipellon*, was zum Stamme *wipp-* gehört und erst später an franz. *goupil* angeglichen wurde. Das alles steht bereits im Dictionnaire général, der überhaupt nicht benutzt zu sein scheint. Ital. *picchio* 'Specht' soll seinen Namen von *picchio* 'das Klopfen' haben, obwohl schon im Lateinischen picus 'Specht' vorhanden ist!

Auch sonst wimmelt es von Flüchtigkeiten und Unrichtigkeiten, von denen, wenn man nicht wieder ein ganzes Buch füllen will, hier nur die empfindlichsten hervorgehoben seien; S. XIV erscheint als Perfektum zu lat. legere die Form *lexi*, die auf die lateinischen Kenntnisse des Verfassers ein eigenartiges Licht wirft. S. 30 span. *manzana* 'Apfel' ist nicht der 'Apfel des Mathias (!)', sondern der 'Apfel des Matius' (malum Matianum). S. 34 ein prov. *coba* 'Schädel', das aus *cuppa* (!) entstanden sein soll, sucht man vergebens in den Wörterbüchern. S. 96 franz. *cerise* kommt nicht von *ceratus* (mit Wachs bestrichen!) sondern von ceresea. S. 54 *morve* 'die (!) Rotz'. S. 29 statt portg. *armota* lies *armada*. S. 30 statt portg. *precego* lies *pecego*. S. 41 *μέλας* 'schwarz' hat gelegentlich die Bedeutung 'heiser' (nicht 'heißer'). S. 56 statt gr. *ὑλοκρίτης* lies *ὑποκριτής*. S. 98 wird die lächerliche Annahme, daß franz. *truie* 'Mutterschwein' auf ein porcus de Troia zurückgehe, obwohl von Sainéan (La création métaphorique en français et en roman, Beiheft 10 der Zeitschr. f. roman. Phil. p. 95) längst ad absurdum geführt, noch einmal aufgewärmt. S. 104 franz. *faquin* stammt, wie schon das Dictionnaire général lehrt, erst aus ital. *facchino*, kann also unmöglich mit niederländ. *vant-kin* zusammenhängen.

Die Arbeit ist voll von Druckfehlern, die Dantestellen sind selten richtig zitiert; Stil und Interpunktion verraten eine Liederlichkeit, wie sie wohl noch nie in unseren wissenschaftlichen Publikationen erreicht worden ist. Fremdsprachliche Zitate sind selten durch besonderen Druck hervorgehoben. Das alles ist eine ungeheure Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Leser.

Hatzfeld meint in der Einleitung, daß 'zu einer wissenschaftlichen vergleichenden Bedeutungslehre ... die Zeit noch lange nicht reif' sei. Das ist nur leeres Gerede. Diese wissenschaftliche Arbeit kann zu jeder Zeit unternommen werden, freilich bedarf es dazu einer scharfen Kritik, gründlicher Beherrschung der sprachwissenschaftlichen Literatur und — last not least — sicher fundierter Elementarkenntnisse, Eigenschaften, die dieser schwächlichen Arbeit gänzlich abgehen. Es ist keine Entschuldigung für Hatzfeld, 'daß das vorliegende Büchlein aus einer akademischen Vorlesung herausgewachsen ist'. Gerade dem akademischen Lehrer fällt die Pflicht zu, auf Form und Inhalt seiner Publikationen ganz besondere Muße und Sorgfalt zn verwenden. Wohin sollte das führen, wenn jeder junge Privatdozent seine schnell ausgearbeiteten und flüchtig durchstilisierten Kollegmanuskripte, wie es hier offenbar geschehen ist, einfach der Druckerei übergibt!

So gesellt sich auch dieser 'Leitfaden' ebenbürtig zu den übrigen Glanznummern, mit denen uns die 'idealistische' Neuphilologie in letzter Zeit nur allzu reichlich beglückt hat[1]: Dilettanten und Autodidakten werden mit Hilfe des Hatzfeldschen Buches vielleicht ihren sprachwissenschaftlichen Gesichtskreis weiten können, aber das Durchschnittsniveau des Lehrers an höheren deutschen Schulen steht viel zu hoch, als daß dieser aus einem solchen kritiklosen Sammelsurium Nutzen oder gar Anregung ziehen könnte.

Berlin-Lichterfelde. Gerhard Rohlfs.

---

[1] Vgl. meinen Aufsatz über die 'idealistische' Neuphilologie in der Zeitschrift f. franz. Sprache u. Litt. 48 (1925), S. 121—136.

Studer, Paul, and Waters, E. G. R., Historical French reader. **Medieval period. Oxford, Clarendon Press,** 1924. XII, 469 S.

Diese neue altfranzösische Chrestomathie hat sich zur Aufgabe gestellt, in erster Linie ein Bild von der Entwicklung der französischen Sprache während des Mittelalters zu geben. Zu diesem Behuf sind die mitgeteilten Textproben in fünf Gruppen eingeteilt: I. Vulgärlatein, II. Älteste Denkmäler, III. Schriftsprache bis 1400, IV. Dialekte, V. 15. Jahrhundert. Besonders reichhaltig sind die Gruppen III und IV, und die Herausgeber haben dabei auch den Nebenzweck verfolgt, die Eigenart der altfranzösischen Literatur zu illustrieren. Mit der Auswahl kann man sich im ganzen einverstanden erklären, besonders vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus; dieser Gesichtspunkt rechtfertigt auch die gewählte Anordnung, die in Gruppe III chronologisch, in Gruppe IV geographisch ist. Nicht ganz unbedenklich ist die Scheidung der Gruppen III und IV insofern, als mancher schriftsprachliche Text in der handschriftlichen Überlieferung dialektische Färbung zeigt, so daß auch in Gruppe III dialektische Formen begegnen. Vom rein literargeschichtlichen Standpunkt aus würde man manches anders wünschen, z. B. ist das Theater etwas stiefmütterlich bedacht. Bei der Wiedergabe der herausgehobenen Textstücke sind die Herausgeber sorgfältig verfahren; in zahlreichen Fällen sind sie auf die Handschriften selbst zurückgegangen und haben dadurch verschiedentlich Textbesserungen gegenüber älteren Ausgaben erreicht (z. B. in der Pastourelle, Stück 24d, V. 29 *encroie* gegenüber dem unverständlichen *en troie* in Bartschs Abdruck), vereinzelt allerdings auch Fehler hineingebracht (wie in der *Aucassin*-Stelle 6, 29 [= Stück 40, Z. 77], wo die Handschrift zweifellos *creutes*, nicht *cruutes* hat, das die Herausgeber in *croutes* emendieren müssen; auch die Änderung von *Auc.* 4, 5—6 *Car par li pert jou Aucassin* in *C'or par li* ... [Stück 40, Z. 5] erscheint mir, obwohl paläographisch zu halten, sprachlich nicht wohl möglich). Die sprachliche Behandlung der verschiedenen Texte ist nicht ganz gleichmäßig. So wird das erste Versglied eines Zehnsilbers im Rolandslied (Stück 14, V. 7) geschrieben *U est l'arcevesque*, dagegen in der *Chançun de Rainoart* (Stück 16, V. 226) *Ja (e)st ço Guillelmes;* oder während in Stück 16, V. 60 eine bedenkliche Schreibung wie *(Par) vife (force)* stehen gelassen wird, werden unnötigerweise Formen wie *nevolz* (Stück 14, V. 24) in *nevox*, *ert* (Stück 16, V. 37, 93, 145) in *iert*, *haut* (Stück 19, V. 9) in *halt* geändert. Auch in der Durchführung einer korrekten Zweikasusflexion wird nicht konsequent verfahren, so daß der Wert dieser Maßregel problematisch erscheint. In Stück 16 sind zwar im allgemeinen die Verse auf korrekte Silbenzahl gebracht, aber V. 111 und 232 sind um eine Silbe zu kurz. Im Gebrauch des Tremas liegen Ungleichmäßigkeiten vor: es steht bald auf dem ersten (*süef, Vivïen, Golïas*), bald auf dem zweiten Vokal (*eüs, fuïreis, Guiëlins*; alle diese Beispiele stammen aus Stück 16), fehlt auch bisweilen ganz (so in *saluet*, Stück 15, V. 44); es ist übrigens nur in den Versstücken durchgeführt, während in Prosa sogar noch neufranzösisch zweisilbige Fälle wie *hair, joer* unbezeichnet bleiben. Den Schluß bildet ein ausführliches Glossar, das, nach Stichproben zu urteilen, recht sorgfältig gearbeitet ist. Den einzelnen Texten sind bibliographische Notizen vorausgeschickt, die die wesentliche Literatur an Ausgaben und Untersuchungen zusammenstellen. Nachzutragen wäre z. B. zu Rustebeuf (S. 174—5) die 1922 erschienene Arbeit von U. Leo, *Studien zu Rutebeuf* (Beiheft 67 zur Zeitschrift für romanische Philologie); von der *Aucassin*-Ausgabe meines Vaters wird (S. 247) irrtümlich gesagt, daß die 5.—8. Auflage 'auch' (*also*) in französischer Übersetzung erschienen wären: sie sind nur in französischem Gewand erschienen.

Trotz aller Ausstellungen im kleinen ist der wissenschaftliche Wert und die praktische Brauchbarkeit des Buches nicht zu bezweifeln.

Göttingen. **Walther Suchier.**

Jean Audiau, La Pastourelle dans la poésie occitane du Moyen-Age. Textes publiés et traduits avec une introduction, des notes et un glossaire. Paris, E. de Boccard, 1923. XXXII, 182 S.

Auch diese Publikation Audiaus (vgl. Arch. 148, 281) scheint sich an einen weiteren Leserkreis wenden zu wollen, verzichtet aber nicht auf ein wissenschaftliches Gewand und unterliegt daher auch wissenschaftlicher Kritik. Es werden uns hier alle provenzalischen Pastorelas, 24 an der Zahl, mit Ausnahme derer geboten, welche nur den Eingang oder die allgemeine Einkleidung dieser Dichtungsart aufweisen, im übrigen aber Sirventesen, Lobpreisungen usw., und keine eigentlichen Pastorelas sind. Die Sammlung rechtfertigt sich, da nur eine Anzahl von Pastorelas eine befriedigende kritische Ausgabe erfahren hatte, da einige Texte ziemlich schwierige Stellen enthalten und da mit ein paar Ausnahmen alle Hss. verwertet und neu verglichen worden sind. Letzteres scheint allerdings nicht überall gleich sorgfältig geschehen zu sein, s. namentlich hier unten das unter Nr. III Bemerkte. Mit den Attributionen und Datierungen, die übrigens keine besonderen Schwierigkeiten darbieten, kann man sich einverstanden erklären. Die Ursprungsfrage der Pastorela wird im Anschluß an die *pastorelas a la usanza antiga* in Cercamons Biographie nur gestreift, doch muß demgegenüber immer wieder betont werden, daß obige Worte als vom Standpunkt des Biographen gesagt aufzufassen sind: es können damit derartige Pastorelas gemeint sein, wie sie zur Zeit Cercamons und Marcabrus gedichtet wurden, im Gegensatz zu der späteren steifen, konventionellen und vielfach ironisierenden Art; für die Existenz eines 'genre populaire' ist damit gar nichts bewiesen. Daß vielmehr für die ersten romanischen Pastourellen von der mittelalterlichen lateinischen Dichtung auszugehen sei, wird mehr und mehr wahrscheinlich, s. jetzt H. Brinkmann, Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter S. 77 ff. Des Verhältnisses zur nordfranzösischen Pastourelle wird nicht gedacht. In der metrischen Analyse der einzelnen Stücke ist die Angabe zu Nr. XIX insofern nicht richtig, als die erste Zeile nicht siebensilbig, sondern achtsilbig ist, denn daß *bestiar* drei Silben zählt, erhellt aus V. 32, wo es 'ein Tier' heißt und ein *mon* davor nicht eingeführt zu werden braucht; daraus folgt, daß auch V. 12 und V. 34 *bestiar* acht Silben aufweisen, weiter, daß V. 45 *na toza* der Hs. beizubehalten ist, ingleichen V. 23 *pres del jardin*, welche Worte in den Varianten fehlen, und schließlich, daß V. 1 Hiat vorliegt.

Was die Behandlung der Texte angeht, so hat es Hg. an Bemühung nicht fehlen lassen, aber es bleibt doch noch mancherlei zu bemerken und zu berichtigen übrig, wobei ich von den Fällen einer mehrfach zu freien Übersetzung absehe.

I, 32 ist falsch bezogen; *corteza vilana* kann nur auf *maire* gehen, daher ist denn auch mit Appel *ton* zu schreiben und im folgenden nicht *c'an*, sondern *con*, womit ein neuer Satz beginnt. — V. 51—52 würde ich mit Dejeanne *que tota·n sui enojada (y²)* schreiben, und dann weiter mit Appel und Dejeanne. — V. 56 wird *la mux' a meliana* wie bei Dejeanne mit 'la perte de l'après-midi' wiedergegeben. Ist das zutreffend? Ich gestehe allerdings, daß mir Toblers 'vergebliches Hoffen und Harren zur Zeit der Mittagsruhe' (Zs. XIII, 547) nicht recht einleuchten will. Appel glossiert *m.* mit 'Mittagszeit' (die Stelle für *a* fehlt im Gloss.) und Levy, S.-W. setzt ein Fragezeichen dazu. Heißt es vielleicht 'vergebliches Hoffen auf Mittagsruhe'? Für *muxar a* vgl. Marcabru XXXIV, 40, wo *on* doch = 'wohin' ist, und siehe God. V, 436b das mißdeutete Beispiel aus dem Rosenroman sowie Bartsch-Wiese, Chr. 78, 235, wo *i* = *a li* ist. — 64 ff. *Intratge* heißt nicht 'récom-

pense', sondern 'Eintrittsgeld', s. Levy IV, 235a. Bei einem Semikolon hinter *homenatge* ist der Konditionalis unverständlich; man setze mit Appel und Dejeanne ein Komma und verstehe: 'so sehr würdet Ihr mir eine Huldigung erweisen (bei Appel fehlt diese Stelle für *si* im Gloss.), ich würde doch nicht ...' (statt dessen ein Satz mit *mas*). Die Schwierigkeit der letzten Verse wird in der Übersetzung verwischt, jedenfalls darf nach *camjar* kein Komma stehen; Appel und Dejeanne lesen mit a¹: *non vuelh ges mon piuzelhatge Camjar per nom de putana*, aber es ist mir gar nicht sicher, ob nicht die anderen Hss. mit *no vuelh mon despiuzelhatge C. p. n. de p.* das Ursprüngliche haben; diesen ist Audiau gefolgt, nur mußte er dann sagen, daß Konstruktionsmischung infolge von Gedankenmischung vorliegt: *no vuelh mon despiuzelhatge* + *no vuelh nom de piuzela camjar per nom de putana*. — 73. In *parelhar parelhadura* sieht Hg. *parelhar* als 'préparer' an; ich zweifle nicht, daß wir eine etymologische Figur vor uns haben, die freilich deshalb als kühn wirkt, weil beide Wörter in dem hier geforderten Sinn sonst nicht belegt sind und vielleicht eine individuelle Schöpfung Marcabrus darstellen,[1] vgl. *Mout li ont bien fautré son fautre* (M.-R., Rec. IV, 140), wo wenigstens *fautre* in gleichem Sinne auch nicht weiter zu begegnen scheint.

II, 36 Anm. Levy verzeichnet das Part. *oblit*, nur bringt er nicht die hier vorliegende Stelle.

III. Hg. hat die wichtigen Bemerkungen Levys zu dieser Pastorela Gavaudans im Arch. 135, 375—76 übersehen, durch deren Verwertung sein Text sehr gewonnen haben würde. Hervorgehoben sei aus ihnen, daß V. 3 und 6 auch Hs. C *pastorella* zeigt und ein *pastoressa* nicht belegt ist, daß V. 14 beide Hss. *me dis* schreiben, was in den Var. nicht verzeichnet ist und was V. 12 und 13 eine andere Interpungierung notwendig macht, und daß V. 31 *cairelh* nicht 'dard' heißen kann (ein *d* in *d'est c.* steht nicht in den Hss., war also in Klammern zu setzen). Auch das übrigens nur frageweise von Jeanroy vorgeschlagene *las tenc* in V. 78 weist Levy mit Recht zurück und hätte noch hinzufügen können, wie unwahrscheinlich es für die Zeit Gavaudans ist, daß ein Aussagesatz mit einem tonlosen Pronomen beginnen sollte. — V. 60 schreibe mit Jeanroy *don'*. — V. 69. Die Var. verzeichnen nicht, daß die Hss. *brau* vor *cor* haben; ein 1. Sg. *comgi* zu einem *comgitar* ist unhaltbar, s. Levy a. a. O.

IV, 32. *Per que* heißt 'weswegen'.

V, 13—14 und 21—23 ist die Interpunktion von Appel vorzuziehen.

VI, 25—26 Anm. Über die Attribution des Liedes *A vos cui tenc*, das Hg. dem Gui d'Uisel zuweist, ist Strempel in seiner Ausgabe des Guirant de Salinhac, Rostocker Diss. 1916, S. 34 ff. anderer Ansicht und trägt beachtenswerte Gründe für die Autorschaft Guirants vor. — V. 49. Dieser Stelle kann man, so wie sie überliefert ist, kaum beikommen; was Hg. auf Grund von a in den Text setzt, befriedigt nicht und ist schon wegen des doppelten *en* in *fatz n'en* sehr bedenklich.

VII, 33. Zu *s'esfera* s. Zs. 41, 595—96 und Prov. E.-B⁴ S. 163 A. 2.

IX, 28 kann *Senher, ni deu far* nicht heißen 'Seigneur, ni ne le dois', denn die 1. Sg. lautet *dei*, und so ist auch für *deu* zu schreiben, wenn letzteres wirklich in der Hs. steht. — V. 36 liest man bei Mahn *donc*, es liegt also bei *don* wohl Druckfehler vor. — V. 37 Anm. Das *fazedor* ist schon von Levy III, 422 Nr. 3 richtig gedeutet worden. — V. 85. Komma nach *m'afara*. — V. 86—87 Anm. Zum Hyperbaton empfahl es sich, auf Appel, Inedita, S. XXVII ff. zu verweisen, da dort am ausführlichsten darüber gehandelt wird; im übrigen war der Fall, daß ein Doppelname wie Guirant Riquier

[1] Da aber *parelh* und *parelha* 'Vereinigung' existieren, letzteres bei Marcabru selbst (Var.), s. Levy VI, 70b, so dürfte immerhin *parelhar* 'paaren' bestanden haben.



XI, 66—67, XIII, 36—37 zerschnitten wird, besonders herauszuheben. Er ist m. W. selten, und ich habe als Parallele nur 'Azalais Poncelettа' bei Suchier, Denkm., S. 340 V. 61—63 zur Hand (schreibe *Porceletta* mit Hs. a1, s. Chabaneau in Rev. d. lang. rom. Bd. 58 S. 114).

X, 20 ist gegenüber Anglade nicht zutreffend übersetzt. — V. 22 steht statt *no li poiria* in der Hs. das richtige *nol me p.* — V. 35. Das *si fas* ist nicht mit 'si bien', sondern mit 'si fait' 'doch' zu übertragen.

XI, 28. Zu der Form *ys* für *es* 'ist' in *be ys sobtiva*, die V. 42 wiederkehrt und mit *be* und *no* nur eine Silbe bildet, war eine Anmerkung um so mehr am Platze, als Harnisch sie nicht aufführt. — V. 54 Anm. *Desconogutz* im Sinne von 'insensé' ist m. W. nicht belegt. — V. 63—64 fasse ich *contenda d'emenda* als 'Streit um Gewährung' auf, s. Levy II, 367a, wo in den beiden letzten Beispielen die Bedeutung 'Spende' vorliegt. — V. 70 erscheint das *so m'agrada* bei Mahn als *s'o m.*, aber einen Nom. *o* kenne ich nicht. — V. 77 ist ein Fragesatz.

XII, 12 sehe ich nicht als einen Frage-, sondern als einen Aussagesatz an: 'Ihr verlaßt da die Straße,' d. h. ich wundere mich, daß Ihr nicht auf der Straße bleibt und sie meinetwegen verlasset; es wäre dann eine indirekte Aufforderung, auf der Straße zu bleiben.

XIII, 19—22 *Dissi: 'Don vinetz'? 'Senher, tan senhada Suy, de Compostella Que·us o conoyssetz'.* Übersetzung: 'Je lui dis: D'où venez-vous?' 'Seigneur, je suis tellement "signée" que vous le voyez bien, je viens de Compostelle.' Bei Mahn steht *dissil* (= *dissi·l*), und nach der Übersetzung erwartet man dies auch im Text, also liegt wohl Druckfehler vor. Im folgenden ist nicht klar, wie Hg. konstruiert. De Compostella müßte eigentlich am Anfang stehen, denn es kann doch nur die Antwort auf die Frage sein, mithin hat hastige Vorwegnahme von *tan senhada suy* stattgefunden, das dann von dem zugehörigen *que*-Satz durch *de C.* getrennt wird, und hinter *de Compostella* müßte ein Komma stehen, wie das auch bei Mahn der Fall ist, vgl. zu solcher Verschränkung Appel, Inedita S. XXVIII. Woran soll übrigens der Dichter erkennen, daß die Schäferin so gesegnet ist? — V. 37—38. Das *no·m* in *no·m bergeira Suy* ist vielleicht nur Druckversehen für *nom*, wo sich das *m* für *n* aus der folgenden Labialis erklärt wie in *aitam* XV, 96; jedenfalls ist es nicht glaublich, daß ein verbundenes Fürwort durch ein Substantiv vom Verb getrennt werden kann. — V. 71—73. Eine Anmerkung war erwünscht, die besagte, daß die Antwort des Dichters, auch wenn man mit Hg. *clar* als 'gai', 'riant' fassen will, als ziemlich töricht erscheinen muß.

XIV, 6. Das *ans* ist mit Rücksicht auf den Zusammenhang erklärungsbedürftig; die Übersetzung 'et je fus *même* étonné' paßt nicht. — V. 13 wird *que* nach Vorgang von Anglade einfach mit 'alors' übersetzt, was nicht angängig ist. Appel ändert das *tro* am Anfang von V. 13 in *e* und schreibt für das *que agui* der folgenden Zeile *tro qu'agui.* Ich meine, daß *que* und *tro* in den Zeilenanfängen vom Schreiber versehentlich vertauscht sind, also *que* in V. 12 stehen muß und da 'so daß' bedeutet (s. zu diesem einfach konsekutiven *que* meine Prov. Stud. I, 63 zu 15, 5—7), und *tro* als Konjunktion in V. 13. — V. 24—26. Hg. folgt bei dem famosen *segonteyra* einer frageweisen Vermutung Appels und schreibt *segon teyra*, das sonst nicht belegt ist und das er mit 'd'un bout à l'autre' deutet; allein das empfiehlt sich aus verschiedenen Gründen nicht, deren Darlegung hier zu weit führen würde. Ich möchte fragen, ob in *segonteyra* nicht ein provenzalisiertes nordfranz. *soignantiere* steckt, das hier freilich, wie es scheint, den abgeschwächten Sinn von 'leichtfertig' haben müßte. — V. 29—30. Zur Übersetzung wäre es gut gewesen, ein Fragezeichen zu setzen; auch ist ein vernünftiger Anschluß an das Folgende nicht ersichtlich. — V. 36—37 *Senher Dieus! Per espoza Mi vol.* Der pathetische Anruf in diesem Zusammenhang ist auffallend, daher denn Appel *Senher, dieus p. e. mi v.* interpungiert; das wird auch in den Var. angemerkt,

aber es war nicht überflüssig, zu sagen, daß Appel *dieus* = *di'us* 'ich sage Euch' versteht, s. Chr. S. XXXI a.

XV, 21—22. '*Senher, no m'a sabor Quar etz aissi faitz vostr'anar.*' Übers.: 'Seigneur, il ne me plaît guère que vous soyez venu ici.' Wenn so, wie man es doch Azaïs gegenüber (*qu'aiatz a. f. v. a.*) annehmen muß, in der Hs. steht, so müßte doch *etz* in *es* gebessert werden; auch war auf die Diskrepanz in *faitz vostr'anar* hinzuweisen und V. 53 damit zu vergleichen. Es könnte dann heißen: 'daß Euer Kommen so beschaffen ist,' d. h. daß Ihr Euch so heranschleichet (s. V. 20), doch bliebe der Indikativ auffällig. — V. 24—25. Der Sinn ist mir dunkel und wird mir aus der Übersetzung nicht klarer. — V. 37 ist bei *que d'ayssi enan* der Hs. zu bleiben, da Verschleifung bei *d'ayssi enan* vorliegen kann, s. *d'aqui 'nan* bei G. de l'Olivier d'Arle, Coblas I, 9 in Prov. Stud. S. 36 und Anm. dazu. — V. 39—40. Die Übersetzung stimmt nicht zu der richtigen Anmerkung. — V. 62 wird *mainada* mit 'fille' wiedergegeben, was es doch nicht heißen kann. — V. 95—96 hätte Hg. nicht den Fehler von Azaïs wiederholen sollen; *fezem* ist natürlich Perfekt und kein Konjunktiv, die Rede des Mädchens schließt also mit *m'aretz*, und *Ab aitam fezem fi* heißt: 'da machten wir ein Ende' (sc. mit dem Reden). — V. 101 zeigt die Übersetzung wieder ein starkes Mißverständnis, denn *pensa* kann nicht ein Konjunktiv sein, Subjekt ist also *G. de Lodeva.*

XVI, 48. *Joy entr'amdui,* also Nominativ nach *entre!*, vgl. Tobler, VB. I², 274. — V. 62. Wenn auch bei dem *ans* ein gewisser Gegensatz zu einem nicht ausgesprochenen 'ich wundere mich' nicht zu verkennen ist, so sagt doch das 'au contraire' in der Übersetzung zuviel. — V. 64—65. Es konnte auf Levy I, 97 verwiesen werden; ich möchte mit Raynouard *atracha* als Substantiv auffassen. — V. 68—70 sind einfach nicht klar. — V. 78 Anm. Bei der recht ansprechenden Vermutung, daß *entacha* für *entracha* zu schreiben sei, war zu bemerken, daß sonst ein Reflex von *intactus* im Gegensatz zum Nordfranzösischen nicht vorzukommen scheint. — V. 80. *Be fach* gehört zu *Belh-Ray* und kann nicht auf *onor* gehen, das weiblich ist.

XVII, 71—72. Die Übersetzung von *con que vaya* lautet so, als ob der Text *on q. v.* zeigte. Es ist m. E. zu verstehen: 'wie es auch gehen mag' sc. mit den anderen, vgl. Appel, Chr. 112, 73: *com que dels autres an;* man setze mithin Komma nach *vaya* und tilge ein solches nach *Guilem.*

XVIII. In dieser berühmten Pastorela, die vielleicht dem Guiraut d'Espanha angehört, sieht Hg. S. 17 die unvollkommenen Reime als ein 'résultat d'altérations successives' an. Dieser Auffassung kann ich nicht beitreten und meine, daß der Kunstdichter, der einen volksmäßigen Ton anschlagen wollte, jene Assonanzen bewußt zur Anwendung gebracht hat, vgl. Arch. 134, 432—33. Da ja Hg. *pastorela* belassen hat und V. 32 *artigua* stehenbleiben mußte, lag auch kein Anlaß vor, *quarteta* (V. 43), das schon durch *vetz* gestützt wird, in *quartet* zu ändern, welches ja überdies, wie schon Appel im Ltrbl. XXXVIII, 194 bemerkt hat, keinen korrekten Reim zu *baizęt, sonęt* ergeben würde. — V. 12 Anm. wird zu *sos anhels guaran* auf VIII, 6 und IX, 9 verwiesen, aber gerade da steht *s. a. gardan,* und daher verdient das *guardan* von Hoby den Vorzug. Oder liegt Druckfehler vor? Bei Appel, Chr. fehlt die Angabe, daß die Hs. *guaran* liest. — V. 17. Zu *bliaut vos farai* war eine Anmerkung vonnöten, da Appel in *darai* ändert und im Ltrbl. a. a. O. daran festhält; es lag nahe, XXII, 45 heranzuziehen, wo es ebenfalls heißt: *far vos ay nous vestimens.* — V. 42 ist gewiß das *no'n* von Appel vorzuziehen.

XIX, 16 besser *no'n.* — V. 18. Das für in Hs. durchstrichenes *plazia* eingeführte *fazia* befriedigt nicht sehr, vgl. Levy im Ltrbl. XIII, 97; zudem wäre doch wohl *qu'el fazia* zu schreiben, denn ist ein neutraler Akk. *lo* bei S. de Gerona nachzuweisen? — V. 21 heißt *tancar* 'einschließen', nicht 'cacher'. — V. 33 ist *queu nom tem de cavalgada* in *qu'eu lo'm t. de c.* geändert und mit 'je crains qu'elle ne soit à courir' übersetzt; das scheint mir doch sehr

gezwungen. Ich glaube, man hat das Überlieferte zu belassen und zu verstehen: 'denn ich fürchte mich nicht vor einem Laufen (hinterher)' nämlich wenn Ihr es auf dem Wege sich entfernen gesehen hättet; für *sé temer de* s. Levy VIII, 112 Nr. 7. *Cavalgada* selbst ist richtig gedeutet. — V. 34—36. '*Si·l bestiar c'avetz perdut, Na Toz'* (setze Komma dahinter) *e·us avia rendut, Cal gazardon cobraria?'* Hs.: *na tozeus avieu r.* Es scheint mir besser, mit nur leichter Änderung der Hs. zu schreiben: *Na Toza, us avi'eu r.*, aber vielleicht ist auch diese nicht nötig, und wir haben in *toze* einen Katalanismus vor uns, s. Milá, Trov. en España[2] S. 492. — V. 38 *E auriez lo car venut.* Bei Kleinert steht *aurietz*, aber auch *venut*; sollte hier kein Druckversehen für *vendut*, oder kein Schreibfehler in der Hs. vorliegen, so möchte man an einen Katalanismus denken (vgl. Gröbers Grundr. I[2], 865), doch steht V. 35 *rendut.*

XX, 32. *Sé perferir* heißt sonst nicht 's'offrir', 'se donner'; zeigt die Hs., die Hg. nicht kontrollieren konnte, wirklich *perfeira* und nicht *profeira*? — V. 40. Hier war ein Fragezeichen in der Übersetzung nicht nötig.

XXI, 8. Komma nach *vertadieyra.* — V. 75. Es hätte sich verlohnt, das starke Hyperbaton anzumerken. — V. 80. Die beiden Stellen mit *revertar* 'passen' finden sich schon bei Levy VII, 318.

XXII. Hinter V. 14 ist der Vers *de motos a trenta* ausgefallen; die Ziffern am Rande sind ohnedem in Unordnung geraten. — V. 27 Anm. Schon Appel im Gloss. zu Ined. und Levy III, 481b haben so wie Hg. interpretiert. — V. 36. *Sagelh* wird mit 'vêtement de dessus, robe' (?) glossiert. Auch bei P. de Marselha ed. Levy V, 43 begegnet *saja* als Frauenbekleidung; nach dem Zusammenhang scheint es hier wie da eher ein Untergewand (aus grobem Stoff) zu bezeichnen. — V. 56—57. *Mais si Dieus m'ajut, Autras joventas no·n port.* Die Übersetzung 'je *n'en porte plus* à d'autres filles' erregt Bedenken, denn *joventa* ist sonst im Provenzalischen nur im Sinne von 'Jugend' belegt, so in V. 19, der freilich die einzige Stelle ist. Könnte es hier 'Freude' bedeuten, da doch God. wenigstens den Plur. *joventes* als 'plaisirs de jeunesse' aus dem 14. Jh. verzeichnet, mithin zu deuten sein: andere Dinge, d. h. Geschenke, die Euch Freude machen könnten, bringe ich (Euch) nicht (also dann *non*, nicht *no·n*)?

XXIII, 3 Anm. Levy selbst hatte schon SW. III, 266 seine Korrektur zurückgezogen. — V. 36—37. *Que·l mia paria* Vos *torn' ar' a folia.* Es war bei *tornar'* von Tobler, Levy und P. Meyer selbst (Rom. I, 268), also dem Konditionalis auf *-ara* zu bleiben. Was übrigens die Punkte hinter *folia* bedeuten sollen, ist nicht ersichtlich. — V. 38 schreiben Meyer und Levy *ves* für *vas*, und V. 59 *portara* (Fut.) für *portera* (in den Var. ist nichts vermerkt). — Das Verfahren bei der Ausrückung der Zeilen ist nicht gleichmäßig durchgeführt.

XXIV, 60 Anm. Mit Unrecht kehrt Hg. zu dem alten *nofegar* von Raynouard zurück; nicht nur Tobler, Sternbeck und Stichel lehnen es ab, sondern auch Levy V, 401. Die Deutung von Tobler *qui·s n'ofega* besteht ganz zu Recht, da sie durch das voraufgehende *bossí* gefordert wird. — V. 66. Wo ist *sé passar ab alcu* im Sinne von 'manquer à ses promesses' belegt? Die Stelle ist vorderhand dunkel. — V. 69. Auch hier wäre ein Fragezeichen am Platze gewesen, denn durch die Übers. '*allons-nous installer là-bas*' wird die Bedeutung von *trapela* nicht klarer, vgl. Levy VIII, 375a.

Das Glossar, das mehrfach schon im obigen berührt wurde, ist ziemlich mangelhaft. Es fehlt *antracha* mit Hinweis auf Anm. zu XVI, 78, ferner *afarar* IX, 85, *preza* XXIV, 68, *trapela* XXIV, 69, deren Bedeutungen teils zweifelhaft, teils ganz unklar sind; es fehlen *e* 'und doch' XXII, 63 (in der Übers. nicht zum Ausdruck gekommen), *terlis* XIX, 4 als sonst nicht belegte metathesierte Form, *tan* 'sehr' XIII, 8 (s. Arch. 134, 433 zu I, 32 und Prov. Stud. S. 67 zu 30, 7). Wegen *sé esferar, parelhar, sagelh, faire, joventa*

s. oben zu VII, 33, I, 73, XXII, 36, XVIII, 17, XXII, 56—57. Zu den Bedeutungen von *gragellar* ist ein Fragezeichen zu setzen, ebenso zu *segon teyra* (s. *teyra*) und zu *sé passar ab*. Man streiche *comgitar* und *nofegar*.

Der Druckfehler in den Texten sind es etwas viele. Schreibe I, 62 *coratge*; II, 30 *si tot*; VI, 37 *prenc*; VIII, 26 *dis*, 35 *coman*, 41 *d'aquest*, 58 *querre*; X, 50 *lo joy*; XI, 48 *ben*; XIII, 19 *dissil*, 35 *chuflar*; XIV, 35 *fort*; XVIII, 5 *chanta*, 38 *mes*; XXIV, 53 *ex*.

Jena. O. Schultz-Gora.

Voltaire, Ma philosophie. Herausgegeben von P. Sakmann. Romanische Bücherei Nr. 3. München, Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, 1924. 135 S.

Dem Leben und Werke Voltaires ist von jeher in Deutschland ein großes Interesse entgegengebracht worden, sei es, daß man den großen Franzosen schmähte und ihm feindlich entgegentrat, wie es Lessing, der junge Goethe und die deutschen Romantiker taten, sei es, daß man ihn bewunderte wie Friedrich der Große oder der späte Goethe, oder daß man versuchte, in unparteilichem Streben nach Wahrheit dem 'ersten, in Frankreich denkbaren Schriftsteller' (Goethe) gerecht zu werden. Hier gingen David Friedrich Strauß (1872) und Mahrenholtz (1885) voraus, und es folgten, um nur einige zu nennen, Sakmann (*Voltaires Geistesart und Gedankenwelt*, Stuttgart 1910) und Georg Brandes (*Voltaire*, Berlin 1923). Da sich die genannten Werke nicht nur an den Fachmann, sondern an ein breites gebildetes Lesepublikum wenden, wird die Bedeutung Voltaires, die über die Literaturgeschichte hinausgeht und der europäischen Geistesgeschichte überhaupt angehört, in Deutschland wohl genügend erkannt und gewürdigt. Bedauerlich bleibt nur, daß trotzdem die Schriften Voltaires bei uns wenig bekannt sind: man liest lieber über ihn als ihn selbst. Das mag wohl damit zusammenhängen, daß die beiden grundlegenden Ausgaben der '*Œuvres complètes*' von Beuchot (1828 ff.) und von Moland (1883) dem deutschen Publikum schwer zugänglich sind und auch durch ihre hohe Bändezahl manchen abschrecken werden.

Da kommt das Bändchen der romanischen Bücherei eben recht, um eine Lücke auszufüllen, und man kann ihm nur wünschen, daß es nicht nur die Übungen der Universitätsseminare belebt, sondern auch den Weg zum deutschen Leser findet. Es bringt in geschickter Auswahl Äußerungen Voltaires über philosophische Fragen, die er in brieflicher Auseinandersetzung mit berühmten Zeitgenossen oder in mehr systematischer Form niederlegte. Man wünschte dem Ganzen nur einen anderen, weniger anspruchsvollen Titel, denn eine Schrift '*Ma philosophie*' hat Voltaire ja bekanntlich nicht geschrieben. Den Texten ist eine kurze Einleitung aus der Feder des Herausgebers vorgedruckt, die einen Überblick über das Leben Voltaires vermitteln will, leider aber ein wenig hastig gearbeitet und deshalb im Stil gelegentlich salopp und in der Verknüpfung von Tatsachen nicht immer genau ist. Zudem würde man gern auf den üblichen Zahlenschematismus verzichten, der das Leben eines berühmten Mannes in mindestens drei Teile zerlegt; denn er hat doch nur recht bedingten Wert und wird dem organischen Entwicklungsgang einer Persönlichkeit nicht leicht gerecht, ganz abgesehen davon, daß ihm nur relative Gültigkeit zukommt; man kann an die Stelle einer Periodisierung ebensogut andere setzen und, um auf Voltaire zu exemplifizieren, etwa 1755, das Jahr des Erdbebens von Lissabon, als wichtigen Einschnitt bezeichnen, wie das Hettner ja auch getan hat. Aber muß denn immer schematisiert und periodisiert werden? Ist das vor allem nötig bei einer knapp zehn Seiten umfassenden Lebensskizze, die einer Auswahl philosophischer Texte Voltaires vorausgesetzt ist?

Der Hauptwert des Bändchens liegt in den Texten selbst. An der Spitze steht die berühmte Auseinandersetzung mit Pascal in den '*Remarques sur les Pensées de M. Pascal*' aus dem Jahre 1728, die leider gekürzt wiedergegeben sind, so daß z. B. die bekannte Stelle fehlt, die Voltaires Poetik enthält und mit den Worten schließt: '*Poesie ist harmonische Beredsamkeit.*' Im ganzen erscheint der Voltaire der 'Remarques' zwar nicht gerade, wie Brandes meint, als Optimist, setzt aber wohl dem christlichen Pessimismus Pascals jenes behagliche Selbstgenügen gegenüber den Dingen der Welt entgegen, das in den Worten gipfelt: '*Penser que la terre, les hommes et les animaux sont ce qu'il doivent être dans l'ordre de la Providence, est, je crois, d'un sage homme,*' eine Stimmung, die man mit Recht das '*Behagen des Relativismus*' genannt hat. In den Briefen an die blinde Frau Du Deffand, die Sakmann in Auswahl folgen läßt, ist dieses Behagen in eine bittere Lebensskepsis umgeschlagen: seit dem Erlebnis des Erdbebens von Lissabon glaubt Voltaire nicht mehr an ein Walten der Vorsehung; freilich ist er nicht der Pessimist, der an der Sinnlosigkeit der Welt verzweifelt, und er kann seiner philosophischen Freundin nicht folgen, wenn sie fragt: '*Existe-t-il quelque chose de réel? Tout n'est-il pas illusion?*' Für Voltaire ist nicht alles Illusion, denn das Leben hat doch Interessen, die den Menschen aufrecht halten müssen: '*... le courage, la résignation aux lois de la nature, le profond mépris pour toutes les superstitions, le plaisir noble de se sentir d'une autre nature que les sots, l'exercice de la faculté de penser, sont des consolations véritables.*'

Die unter der Überschrift '*Arbeitsgemeinschaft mit Friedrich dem Großen*' abgedruckten Briefen bieten für die Erkenntnis Voltaires als Philosophen nur wenig Stoff; der eine oder andere gehört aber wenigstens als ein Zeugnis für den Fortschritt, den die aufklärerischen Gedanken Voltaires in Europa machen, in den Rahmen dieses Bändchens. Der Gegensatz Voltaire—J. J. Rousseau spiegelt sich in dem Briefe Voltaires vom 30. August 1755 wider, in dem er gegen den literaturfeindlichen Standpunkt Rousseaus argumentiert: '*Les épines attachées à la littérature et à un peu de réputation ne sont que des fleurs en comparaisons des autres maux qui, de tout temps, ont inondé la terre.*' Mit Recht hat aber Sakmann diesen Gegensatz zwischen den beiden gleichzeitigen Genies nicht weiter verfolgt, denn im Grunde genommen hat Rousseau doch für Voltaire nicht viel bedeutet.

In dem zweiten Hauptteil kommt vor allem der Voltaire des '*Dictionnaire philosophique*' zu Worte, während in einem Anhang die berühmte '*Épitre à Uranie*' Platz gefunden hat. So bildet das Bändchen nicht nur eine wertvolle Ergänzung zu dem Hauptwerk Sakmanns, sondern es erfüllt in seiner Mannigfaltigkeit wirklich das, was der Herausgeber beabsichtigt hat, es beschwört die 'hundert Kobolde des Alten von Ferney' und gibt einen Begriff von dem Rhythmus und dem lebensfrohen Pulsieren der Philosophie Voltaires.

Der Druckfehler in der Einleitung und im Texte sind es viele, die dann besonders unangenehm wirken, wenn es sich um Zahlen handelt: S. 1 schreibe 1694 statt 1684, S. 6 1753 statt 1783.

Ilmenau. A. Götze.

Gutkind, Kurt Sigmar, Sette secoli di poesia italiana. Scelta e Comento. Heidelberg, Giulio Groos, 1923.

Gutkind gibt eine Auswahl der italienischen Lyrik aus sieben Jahrhunderten und betont darin das komische und volkstümliche Element, ohne die anderen Seiten zu vernachlässigen; dagegen ist sicher nichts einzuwenden. Er druckt die Texte möglichst nach den neuesten Ausgaben ab. — Eine gewisse Schwierigkeit bereitet, wie immer, der Kommentar, und hierzu ist

einiges zu bemerken. In vielen Fällen erklärt er nicht, sondern er übersetzt bloß ungefähr den Sinn. Zum Verständnis mag das genügen, aber es ist eben keine Erklärung. Meine Bemerkungen beziehen sich vor allem auf die ältere Zeit, wo natürlich das der Erklärung Bedürftige mehr hervortritt als in der neueren Zeit. In dem Gedicht von Pier della Vigna S. 6, V. 20 f. heißt es: *U' si riposa Lo mio core a lo vostro insegnamento.* In der Anmerkung hierzu: *a lo vostro insegnamento = ammaestrato da voi in amore.* Das ist keine Erklärung, sondern eine Paraphrase, die nicht viel hilft. In einem Gedicht von Guido Guinizelli S. 12, V. 18: *e già non ha riguardo S'egli fece peccato, ovver mercide.* Die Anmerkung lautet: *se mi fa del bene o del male.* Hier werden die konkreten Begriffe *peccato* und *mercide* verwässert übersetzt. Ferner S. 150, 18: *E gli occhi ardenti ha via piu che dragone.* Anmerkung: *via = di gran lunga.* Hier hätte auf das modernitalienische *vie* verwiesen werden müssen, das in *vie più, vie maggiormente, vie meno* vorkommt und *noch* oder *immer* bedeutet. S. 23, V. 15 ist *Se m'à del tutto obliato merzede* übersetzt durch: *se non ricevo più da tempo alcuna mercede,* was nicht richtig ist; denn *del tutto* heißt *völlig, da tempo* aber *seit langer Zeit.* S. 43, V. 13 steht in der Anmerkung: *giudea = spietata. Giudea* heißt zunächst Jüdin, und über die Bedeutungsentwicklung wäre ein Wort zu sagen gewesen. Ein paar stärkere Versehen mögen folgen. Bei Franz von Assisi S. 1 A. 8 steht: *sora: abbrev. popolare di signora.* Aber es handelt sich um *sora luna* und heißt Schwester Mond, cp. *frate sole* Z. 5. *Sora* ist altitalienisch als Schwester häufig belegt. S. 2, V. 6, Anmerkung: *morte secunda = ultimo giudizio (è frase della Chiesa).* Das ist unrichtig; *morte secunda* ist Tod der Seele, nach dem ersten Tod, dem des Leibes. S. 35, V. 10 *la mal fatata,* in der Anmerkung: *fatata = chi sa resistere alle offese degli uomini e delle cose. malfatata* heißt einfach: *die Unglückselige.* S. 62, V. 10 *ch'altro non ha in disio ch'e' suoi piaceri.* Die Anmerkung sagt: *e' = io.* Das ergibt keinen Sinn. *e'* ist der Plural des männlichen bestimmten Artikels, Singular *el,* Plural *e'.* Verschiedene Druckfehler und falsche Verweise finden sich in den Anmerkungen. S. 9, V. 15 A. l. *tapina = poveretta.* S. 13, A. 15 l. 14. S. 15, V. 11 l. *gorgiera.* S. 19 die Anmerkung zu *tornato* gehört zu V. 20. Anf. S. 49 ist die Numerierung der Zeilen in Unordnung, S. 140 ebenso die Zahlen der Anmerkungen. S. 50, A. 15 l. 18. S. 52 A. 23 l. 20. S. 139, A. 16 *cui = che.* Worauf bezieht sich das? Im ganzen Gedicht kommt kein *cui* vor. Für eine zweite Auflage wird sich eine gründliche Revision der Anmerkungen empfehlen.

Jena. H. Gelzer.

Libro de Apolonio. An Old Spanish Poem edited by C. Carroll Marden. Part I: Text and Introduction (Elliot Monographs in the Romance Languages and Literatures edited by Edward C. Armstrong, N. 6). Baltimore, The Johns Hopkins Press; Paris, E. Champion, 1917. LVII, 76 S. 8°. — Part II: Grammar, Notes, and Vocabulary (Elliot Monographs 11—12). Princeton, N. J., Princeton University Press; Paris, E. Champion, 1922. IX, 191 S. 8°.

C. C. Marden, dem wir bereits eine schöne Ausgabe des *Poema de Fernán Gonçález* verdanken, hat nun seine Sorgfalt einem anderen altspanischen Denkmal, dem *Libro de Apolonio,* zugewandt und sich dadurch abermals unsern Dank verdient. Der Herausgeber beschreibt im ersten Teil in der Einleitung zunächst die Hs. und stellt aus gewissen Fehlern fest, daß sie nicht die Urschrift, sondern eine Abschrift ist; er macht weiter wahrschein-

lich, daß zwischen dem Original und der überlieferten Fassung mindestens noch eine Zwischenstufe anzunehmen sei; dabei verstehe ich allerdings nicht, wieso der Mangel des Reimwortes (auf *-amos*) in Str. 522a auf eine solche Zwischenstufe schließen lassen solle, weil ein solcher Mangel für das Original nicht anzunehmen sei. Das ist ja gewiß richtig; aber es könnte doch auch unser Schreiber, dessen Nachlässigkeit Marden wiederholt nachweist, selbst das Reimwort ausgelassen haben, um so mehr als das Anfangswort des folgenden Verses eine ähnliche Endung *(-emos)* hat.

Was den Verfasser des Gedichtes betrifft, so glaubt Marden (sicher mit Recht), daß er ein Geistlicher gewesen sein müsse. Bezüglich der Abfassungszeit spricht er sich für die Mitte des 13. Jh.s aus (S. XXI), deutet dann zögernd (S. XXII) das zweite Viertel dieses Jahrhunderts an und schreibt es endlich (S. XXXII) schlankweg, aber wie mir scheint ohne genügenden Grund, der ersten Hälfte des Jh.s zu. Das richtige ist wohl, daß eine genauere Bestimmung innerhalb des 13. Jh.s bei dem Umstande, daß wir nur auf sprachliche Merkmale angewiesen sind, nicht möglich ist. — In den folgenden Kapiteln der Einleitung bespricht Marden die Bearbeitungen des Apollonius-Stoffes in den mittelalterlichen Literaturen; er folgt hier genau den vortrefflichen Ausführungen von Klebs (S. XXIX hätte erwähnt werden können, daß sich das von Alfred Schulze aufgefundene altfranzösische Bruchstück der Sage in der Danziger Stadtbibliothek befindet). Daran schließt sich die Frage, aus welcher Quelle der Verfasser des altspanischen Gedichtes seinen Stoff geschöpft habe. Diese Frage ist außerordentlich verwickelt. Theoretisch käme wohl nur eine lateinische oder eine altfrz. Vorlage in Betracht. Daß ein altfrz. Apollonius-Gedicht vorhanden gewesen sein müsse, ist aus verschiedenen Anspielungen in der altfrz. Literatur mit Sicherheit anzunehmen, es ist uns aber leider nur ein Bruchstück einer solchen Fassung erhalten; die frz. Prosafassungen sind alle jünger als das spanische Gedicht; wir können also nur mit einer verlorengegangenen Quelle operieren. Als lateinische Quelle käme zunächst die als *Historia Apollonii Regis Tyri* bekannte Prosafassung in Frage. Marden zeigt nun, auch hier den Forschungen von Klebs folgend, daß das spanische Gedicht der lateinischen Fassung näher stehe als der französischen, daß aber allerdings nicht die uns erhaltene *Historia* als unmittelbare Quelle in Frage kommen könne, sondern eine verlorene Zwischenstufe. Es scheint mir, daß der Wahrscheinlichkeitsbeweis erbracht ist, daß somit die Angabe Pfandls in seiner Spanischen Literaturgeschichte I, S. 18, zu bessern ist.

Es folgt nun der Text des Gedichtes. Dabei ist es interessant, das Verfahren des Herausgebers bei der Textgestaltung in diesem Denkmal mit dem in seiner Ausgabe des *Poema de Fernán Gonçález* beobachteten zu vergleichen. Die äußeren Bedingungen sind in beiden Denkmälern annähernd gleich: Jedes ist nur in einer einzigen Handschrift erhalten; zur Herstellung des Textes können Prosafassungen, beim Fernán Gonçález die *Crónica General*, beim Apollonius die lateinische Fassung, herangezogen werden. Trotzdem ist die Haltung, die der Herausgeber dem Text gegenüber einnimmt, in dieser neuen Ausgabe ganz verschieden von der in jener ersten beobachteten. Beim *Fernán Gonçález* stellt er als Ziel auf (S. LIV der Ausgabe, Baltimore 1904): construir un texto crítico; um dieses Ziel zu erreichen, führt Marden zahlreiche Besserungen durch, so daß schließlich fast kein Vers ohne größere oder geringere Änderungen stehenbleibt. Ich habe bereits in meiner Besprechung der Ausgabe des *Fernán Gonçález* (Litbl. f. germ. u. rom. Phil. 26, 1905, Sp. 28 ff.) auf das Hoffnungslose dieses Beginnens hingewiesen; in der Tat ist es, insbesondere in den zahlreichen Fällen, in denen es sich um ein Zuwenig oder ein Zuviel einer Silbe handelt, immer sehr leicht, die gewünschte Versgestalt zu erreichen, aber eben wegen dieser Leichtigkeit hat man niemals die Gewähr, daß gerade die gewählte Änderung dem ursprünglichen Text irgend-

wie nahekomme. Die vorliegende Ausgabe des Apollonius bietet demgegenüber einen ganz anderen Anblick: sie gibt fast nur einen Abdruck der Hs. Nur offenbare Fehler des Abschreibers sind im Text durch Verwendung von Klammern in der üblichen Weise verbessert oder in Anmerkungen am Fuße der Seite angeführt. Wie ängstlich Marden dabei vorgeht, zeigt z. B., daß Str. 68a das unverständliche *elayco e cano* im Texte stehengeblieben und das klärlich damit gemeinte *Elanyco el cano* in die Anmerkungen des Kommentars verwiesen ist. Der Text dieser Ausgabe bietet daher nicht mehr das buntscheckige, mit runden und eckigen Klammern übersäte Bild, wie es in der des *Fernán Gonçález* so störend wirkt. Auf die Herstellung eines kritischen Textes ist damit eigentlich verzichtet; es scheint, daß sich Marden nun den jetzt so oft angeführten Grundsatz Didrons: 'Il faut conserver le plus possible, réparer le moins possible, ne restaurer à aucun prix' zu eigen gemacht hat. Ich kann dieses Verfahren nur billigen; da eben nur eine einzige Hs. vorliegt, alle andern Mittel zur Herstellung des Textes nur Notbehelfe sein können, so ist jeder Versuch, zur ursprünglichen Fassung vorzudringen, nicht mehr als ein Raten, das der Wahrheit nahekommen kann, aber nicht muß.

Der zweite Teil der Ausgabe gibt eine Zusammenstellung der Sprachformen des Gedichtes in einem 'Language of the Poem' betitelten Kapitel. Es zerfällt, einigermaßen unlogisch, in 1. Orthography, 2. Contraction, 3. Morphology and Syntax, 4. Dialect, 5. Versification. Unter 'Orthography' findet sich einiges untergebracht, was nicht bloß orthographisch ist, so werden *ascondio, ascucho* unter '*a* for *e* before *s* impurum' angeführt. Auch *atorgado, repintencia, argumente* ('*e* for *o*'), *logar, adozir, acodir,* Pronominalformen wie *esti, li* können doch nicht einfach als 'orthographic variants' bezeichnet werden. Daß in *trayo* das *y* ein 'symbol of the voiceless dento-palatal' sein soll (S. 5 und 7), erscheint mir nicht recht glaublich; ich möchte die Form trotz Marden (S. 55, Anm. zu 326c) doch lieber für die schwache Perfektform halten. — Eine schiefe Ausdrucksweise ist es doch wohl, wenn gesagt wird (S. 6): '*Y* is used quite generally to show hiatus' (in *cayer* u. ä.), und gleicherweise bei *u* S. 7. — S. 7 werden neben der regelrechten Zusammenziehung der Präposition *de* mit dem Artikel *(del)* drei Ausnahmen zugelassen, in denen die Zusammenziehung unterblieben ist, um so auffälliger, als Marden sonst als 'fundamental principle' annimmt 'elision or crasis when the final vowel and the following initial vowel are identical' (S. 34); aber bei jenen drei Ausnahmen ist in den beiden ersten Fällen 194c und 250b der Halbvers um eine Silbe zu lang (wenn man *rey traÿdor* liest); dadurch wird wohl auch die dritte Ausnahme 286a verdächtig.

In bezug auf die Mundart weist die überlieferte Fassung bekanntlich kastilische und aragonische (gelegentlich katalanische) Züge auf. Marden kommt auf Grund der Reime (besonders *treynta: çinquanta* 397 und *tenir* in einer *-er*-Reihe 99) zu dem Schlusse, daß der ursprüngliche Text kastilisch gewesen sein müsse, und daß die aragonischen Formen dem Abschreiber zuzuschreiben seien. — Bei der Metrik wird die Frage erwogen, ob angesichts der großen Anzahl (25 %) der 'unregelmäßigen' Halbverse nicht eine ursprünglich ametrische Form angenommen werden dürfe. Die Frage wird wohl mit Recht verneint; Marden stützt sich dabei besonders auf die eingestreuten Rätsel, die korrekt gebaut oder doch leicht zu verbessern sind: bei diesen Rätseln sei es aber auf den genauen Wortlaut angekommen, daher könne man annehmen, daß sie vom Schreiber sorgfältiger korrigiert worden seien als die übrigen Teile des Gedichtes. In der Tat ist ja auch wahrscheinlich, daß ein Versbau mit schwankender Silbenzahl dem Wesen der 'nueva maestría' widersprochen hätte.

Der Kommentar bewegt sich in mäßigen Grenzen und gibt hauptsächlich die vom Herausgeber und seinen Vorgängern vorgeschlagenen Besserungen; zum größeren Teil bestehen sie auch hier in der Hinzufügung oder Weg-

lassung einzelner Wörter; manchmal aber sucht Marden unklare Stellen durch Heranziehen des lateinischen Textes zu deuten. In 147cd sind die *vergas e canyas* offenbar die Stöcke, deren man sich beim Ballspiel bediente. — 200d wird als unklar hingestellt; könnte man nicht verstehen: 'Die Liebe, die er für seine Tochter fühlte, übertrug er [auch] auf Apollonius'? — 651d, wozu Marden keine Bemerkung macht, ist mir unverständlich; statt *saldremos* würde man doch eher das Gegenteil erwarten: 'wir werden niemals hier (hienieden) bleiben'. — Das Wörterverzeichnis ist, soviel ich sehe, vollständig und ist sehr sorgfältig angelegt. *Almiella* scheint mir die gewöhnliche Bedeutung zu haben ('arme Seele'). Bei *fasta* sollte auf die Geltung als Konjunktion (ohne *que*) verwiesen werden, die Anm. zu 251d angenommen wird. — Bei *nin* werden einige Fälle angeführt, in denen es 'valor afirmativo' haben soll; das ist natürlich nicht ganz richtig, affirmativen Wert hat es nur nach unserer heutigen Auffassung, das Altromanische fühlte die negative Färbung, die solche Sätze haben. Das gleiche ist bei *ninguno* und *nunca* zu bemerken. — *Por* in dem unter 12 angeführten Sinn *(por Dios)* geht doch auf lat. per, nicht pro, zurück. — *Que* in 'pleonastischer Verwendung' wie in *Un cuerpo que fallamos* möchte ich eher als Konjunktion denn als Relativpronomen auffassen.

Am Schluß folgt ein Verzeichnis der benutzten Werke, das leider nicht nach den Namen der Verfasser geordnet ist. Das ist lästig, weil im Kommentar usw. einfach nach den Verfassernamen zitiert wird, so daß man die angezogenen Werke dann nicht immer leicht finden kann. So ist es auch unmöglich zu erraten, was mit dem Verweis 'Panzer p. 123' in der Anm. zu Str. 225 gemeint ist. — In einigen der angeführten Namen sind Druckfehler unterlaufen. Im II. Teil S. VI der Vorrede lies Northup statt Northrup; 187, Z. 12 Gaßner statt Geßner; 190, Z. 11. l. Liljequist statt Liljiquist.

Graz. Adolf Zauner.

Popovici, Josif, Ortoepia și Fonetica. Lucrări de fonetică. Publicaţiunile laboratorului de fonetică experimentală al Universităţii din Cluj. 3. Cu 21 figuri în text. Cluj, Institutul de arte grafice 'Ardealul', 1923. 8°. VIII, 71 S.

Der obige Titel gibt die äußerliche Zweiteilung des Stoffes. Nach ihrem Inhalt zerfällt die Schrift in einen geschichtlichen, einen (die Sprechwerkzeuge und künstliche Apparate) beschreibenden, einen (für diese neue Wissenschaft) werbenden (programmatischen und propagandistischen) und einen mehr persönlichen (pro domo sprechenden) Teil, wobei die einzelnen Grenzen, besonders beim letzteren, nicht immer eingehalten sind.

Im geschichtlichen Abschnitt (I) werden die Auffassungen von der Natur der einzelnen Laute und ihre Schreibung bei den rumänischen Grammatikern seit dem Erscheinen eines ersten Versuchs (1756) bis zur Gegenwart gezeigt. Meist waren es Ausspracheanweisungen und die Gruppierung der Laute noch unbeholfen oder unsicher, bis Tiktin (1893) und die Neueren kamen und der Einteilung eine wissenschaftliche Grundlage gaben. Der phonetische (II.) Teil handelt zunächst von der Aufgabe und Bedeutung dieser Wissenschaft und von ihren Untersuchungsmethoden im allgemeinen, dann folgt eine kurze Beschreibung der menschlichen Sprechwerkzeuge (S. 29—36), endlich — der wirklich neue und auch interessante Teil — ein Abschnitt: Die Laute der rumänischen Sprache (S. 36—54) mit Abbildungen (Gaumenplatten); aber das Ganze mehr als Beispiel der phonetischen Betrachtungsweise und möglichen Ergebnisse auf diesem noch wenig bearbeiteten sprachlichen Gebiet, wo der Verfasser als erster und schon seit langem sich betätigt. Weiterhin wird die Entwicklung der phonetischen Wissenschaft von ihrem Entstehen bis zur Einrichtung von Laboratorien mit Apparaten zur Untersuchung der Sprache

geschildert und besonders die Errungenschaften des Wiener Phonogramm-Archivs hervorgehoben (Doegens 'Lautbibliothek' in Berlin war ihm noch nicht bekannt); schließlich hebt er seine eigenen langen und fruchtlosen Bemühungen um ein 'Museum der rumänischen Sprache' hervor, das bekanntlich — aber in anderem und weiterem Sinn und nicht wörtlich als Museum, d. h. Aufbewahrungs- und Ausstellungsort — von S. Pușcariu in Klausenburg (Cluj) verwirklicht worden ist.

Popovici hatte dieses 'Museum' als 'Lautbibliothek' im Sinne Doegens gedacht, und der Abdruck seiner langen Eingabe vom Jahre 1905 zeigt, wie sehr ihn dieser Gedanke schon frühzeitig beschäftigt hatte. Durch die Errichtung eines Instituts für experimentelle Phonetik an der Klausenburger Universität ist sein Wunsch in anderer Gestalt nun doch in Erfüllung gegangen.

Überblickt man den Inhalt der ganzen Schrift, so fällt ihre mehr rückschauende Art auf, die eine Zusammenfassung des Erstrebten und Erreichten, nicht aber ein Fortschreiten ist, wie der Titel '*lucrări*' = Arbeiten, Untersuchungen aus dem Institut, besagt. Wir sind beim dritten Heft (die beiden ersten lagen mir leider nicht vor), und die Zeit der Einleitungen und Programme ist vorbei; aber S. 59 gibt Vf. selbst eine Erklärung, die eine Entschuldigung sein soll: 'Die Apparate kommen nach und nach an (*au început dejà a sosi*), aber wie man sieht, werden wir die eigentliche Arbeit vor ein bis zwei Jahren kaum beginnen können. Die bisherigen Arbeiten (Heft 1—3?) können mich nicht befriedigen, da man ohne Apparate keine Versuche (Experimente) machen kann.' So wird der mehr allgemeine, elementare oder der historische Charakter dieser Veröffentlichung verständlich, wohl auch einige ihrer Abbildungen, wie z. B. Nr. 20 (ein Grammophon, das überall in Rumänien schon bekannt ist); Nr. 12 (das menschliche Gehirn als Sprachzentrum, wo aber die vielen Buchstaben der Figur — zum Glück — unerklärt bleiben, der Zweck also nicht recht einzusehen ist); Nr. 21 (der Wiener Apparat der dortigen Akademie mit 29 Bestandteilen, die in ihrer Unerklärtheit nur dem Staunen dienen können) oder gar die vielen (sechs) Bilder von Negerweibern und anderen Wilden mit ihren Lippen- und Zahnverunstaltungen u. dergl. Wir möchten lieber über rumänische Laute und Sprechweise aufgeklärt werden und erwarteten hier keine Völkerkunde. Wenn aber ein größerer Leserkreis vorausgesetzt wurde, durfte der Vf. nicht solche mathematische Formeln über Schwingungszahl und -dauer der Töne (S. 23—26) bringen, die in die akustische Physik oder höchstens in ein großes phonetisches Werk passen. So ist der Inhalt ungleichartig, und seine Bestimmung konnte nur die sein, die maßgebenden Kreise für das neue Institut zu interessieren. In Verbindung mit dem 'Muzeul limbei române' wird dieses gewiß der Wissenschaft gute Dienste leisten können, wenn eine Klarheit des Ziels im Unterricht und in der Forschung besteht. Die Methoden dieser beiden dürfen aber nicht vermischt werden: jener setzt das allgemeine Wissen voraus, um zum Besonderen vordringen zu können; diese sucht zunächst die Einzelheiten zu sammeln und zu vergleichen, um das Allgemeine an ihnen zu erkennen. Untersuchungen eines Universitätsinstituts werden also vor allem Einzelfragen behandeln, bevor eine Zusammenfassung der Ergebnisse möglich wird. Da für das Rumänische fast nur die Arbeiten des Vf.s selbst vorliegen, ist hier ein reiches Arbeitsfeld.

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Schmidt, Otto, Methodik des französischen Unterrichts. Berlin und Bonn, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1924. 92 S.

Der Verfasser hat in diesem Buche die Erfahrungen seiner achtzehnjährigen Unterrichtstätigkeit niederlegen wollen, 'um dem jungen Lehrer Enttäuschungen zu ersparen' und ihn vor 'Um- und Irrwegen' zu schützen.

Eigentlich müßte ich Bedenken tragen, dem Wunsch der Redaktion nachzukommen und mich hier kritisch zu dem Buche zu äußern; denn der Verf. sagt S. 36 ausdrücklich: 'Urteile über meine Ausführungen nur nach praktischer Anwendung im Unterricht!'

Trotzdem wage ich einige sachlichen Bemerkungen, die einer solchen Einschränkung nicht unterliegen.

Da es sich um eine 'Methodik des französischen Unterrichts' handelt, hätte die Zusammenstellung pädagogischer Verhaltungsmaßregeln, wie sie dem Anfänger während der Seminarzeit mitgegeben werden, fortfallen können, selbst wenn sie z. B. einen solchen menschlichen Unterton haben wie auf S. 89: 'Im Interesse eines lebhaft fortschreitenden Unterrichts, der Einschlafen der Schüler verhindert, stehe der Lehrer prinzipiell frei vor der Klasse. Damit soll nicht gesagt sein, daß bei eintretender Ermüdung besonders korpulente Herren mit Anlagen zu Mittelfußknochensenkung oder gar Plattfüßen sich nicht einmal setzen dürfen. Auch hier heißt es, maßhalten'. Hoffentlich bezieht sich dies nicht nur auf den pädagogischen Nachwuchs! Mit Recht verlangt der Verf. verschiedentlich 'wissenschaftliche' Vertiefung. Mit Recht beklagt er die Rückständigkeit vieler Lehrenden, die die in der Schule vorhandenen Lauttafeln nicht benutzen, weil ihnen die Zeichen noch unbekannt sind. (S. 39.)

Mit Recht legt er das Hauptgewicht auf die lautliche Einführung und widmet ihr die erste Hälfte seines Bändchens.

Aber solche löblichen Grundsätze, Forderungen und Klagen rechtfertigen es auch, daß man an ein derartiges Werk, das ein Führer für Fachgenossen sein will, einen besonders strengen Maßstab legt.

Daher glaube ich dem erklärten Zwecke des Verfassers zu dienen, wenn ich einiges herausgreife, was nichts mit praktischer Unterrichtstätigkeit zu tun hat, sondern unbedingt einer sachlichen Berichtigung bedarf.

Ich folge um der bequemeren Kontrolle willen der Seitenzahl.

S. 9. Einen Widerspruch sehe ich darin, daß nach dem Verf. dem jungen Lehrer der Anfangsunterricht übertragen wird, 'weil er allein über die dazu erforderliche Nervenkraft, Elastizität und Frische verfügt', obwohl gleich darauf mit Recht gesagt wird, daß 'gerade hier es einer klaren, sicheren Methodik, die eine lange pädagogische Erfahrung voraussetzt, bedarf!'

Freilich ist für jeden Lehrer, im besonderen für den neusprachlichen, höchstes Gebot: jung bleiben! Wer dieses Gebot nicht erfüllen kann, gehört nicht in den Anfangsunterricht. Aber das Lebensalter spielt dabei keine Rolle. Ich habe weißhaarige Meister im Anfangsunterricht gesehen, der sprühenden Lebens voll war.

Ich kann leider nicht unterschreiben, daß es dem jungen Lehrer nicht an dem 'was' gebricht, sondern an dem 'wie'. Weil es heute so vielfach an dem 'was' gebricht, stellt sich das 'wie' so schwer ein.

S. 12. Als Beispiele 'germanischer (fränkischer) Elemente', die 'die germanischen Eroberer in die französische Sprache einführten', werden angegeben: 'escadron (Geschwader), boulevard (Bollwerk), balcon (Balken)'.

Ob der junge Lehrer nicht hier das Richtige von der Universität mitbringt? Wenn nicht, so sollte er angehalten werden, auch für den Elementarunterricht die selbstverständlichsten wissenschaftlichen Nachschlagewerke zu benutzen. Aber auch ohne Diez, Meyer-Lübke, Brunot, Nyrop usw. müßte ihm 'Geschwader, escadron, fränkische Eroberer Galliens', inhaltlich und formal eine verdächtige Gedankenverknüpfung sein, und er würde sich bei Befragung der unentbehrlichsten neuphilologischen Handbibliothek in wenigen Minuten unterrichten können, daß Geschwader erst im 16. Jahrh. aus dem ital. squadrone entlehnt wird, daß erst die französische Renaissance escadron aus derselben Quelle schöpft und daß für balcon das gleiche gilt.

S. 13. Ich bezweifle, daß Sextaner in der ersten einführenden Stunde,

wenn sie nicht falsch geleitet werden, auf die Frage: 'Welches ist ein ganz einfacher Laut, den ihr alle kennt?' antworten 'a'!

Vom phonetischen Standpunkt aus ist diese Frage unangemessen und methodisch nicht geschickt.

S. 14. In erhöhtem Maße gilt das für folgende drei Fragen: 'Was entsteht, wenn ihr a—e schnell zusammensprecht? ... ä. — Was erhaltet ihr, wenn ihr o—e schnell zusammensprecht? ... ö. — Welcher Laut wird erzeugt, wenn ihr dasselbe mit u—i tut? ... ü. —'

Auf S. 40 macht der Verf. die Bemerkung: 'In den neuen Lehrbüchern findet man zwar einen lautlichen Vorkursus, aber zufriedengestellt hat mich noch keiner.'

Ich will das nicht bestreiten, aber eine schlechtere phonetische Anweisung als die eben angeführte kann ich darin auch nicht finden. Es ist mir unfaßbar, wie aus einem schnellen Zusammensprechen von z. B. u—i etwas anderes als 'oui' entstehen soll. Der Verf. steht offenbar unter dem Banne des Begriffs 'Mischlaut' und der Schreibung ae und oe für die Umlaute ä und ö.

Spielend erkennt die Klasse die Natur der einfachen Vokale *œ*, *œ* und *y*, wenn man sie *e*, *ɛ* und *i* singen und dann nur die Lippenrundung hinzufügen läßt. (Vgl. auch S. 21 nud 22, wo noch einmal die 'Mischung' von o—e und i—u das überraschende Ergebnis *ö* und *ü* zeitigen soll!)

Durch die schematische Zeichnung auf derselben Seite wird die Verwirrung noch größer, weil aus ihr hervorzugehen scheint, daß *ö ü* nicht nur durch 'Mischung' von o—e, u—i, sondern auch durch Mischung von *e—o* und *i—u* (wie auf S. 22), der Diphthong *äu* nicht nur durch 'Verschmelzen' von *o—i*, sondern auch von *i—o* entstehen können!

Dieselbe S. 14 belehrt darüber, woher die 'Mitlaute' ihren Namen haben: 'Weil im Alphabet (!) bei ihnen noch andere Laute *e*, *ä*, *a*, *i* und *au* mitgesprochen werden'. — So etwas dürfte wirklich nicht in einer modernen phonetischen Einführung gesagt werden. Und es heißt weiter: 'Was ist zu hören, wenn man sie ohne diesen Begleitlaut hervorbringt? ... Geräusch. —'

Wenn nun aber ein normal beobachtender Schüler gleich bei dem ersten Konsonanten des Alphabets kein Geräusch wahrnimmt? Dann hat er jedenfalls gegen den Lehrer Recht und hat die Entdeckung eines 'Verschlußlautes' gemacht.

S. 15. Zu falschen Vorstellungen wird der Schüler dadurch geführt, daß ihm der Unterschied von *a* und *i* resp. *a* und *u* damit erklärt wird, daß sich die 'Stimme' 'hebt' oder 'senkt'. Was man 'dunkle' oder 'helle' Vokale nennt, hat doch nichts mit 'Stimmhöhe' zu tun! (Vgl. auch S. 20 u. S. 27 bei *ɛj*.)

S. 16. (Vgl. dazu die schematische Vokalreihe auf S. 18.) Der Verf. versäumt, für die velare und palatale Vokalreihe von den beiden verschiedenen *a*, dem offenen und dem geschlossenen, auszugehen. Es ist unverständlich, warum er von dieser elementaren, notwendigen, in der Victorschen Lauttafel auch zum Ausdruck kommenden phonetischen Tatsache abgeht.

Aus der Liste der Musterwörter sind diejenigen zu tilgen, die erst später behandelte Laute und Lautverbindungen enthalten. So z. B. S. 19: *monnaie*, *mauvais*, S. 20 *bouquet* wegen des *ɛ*, *pauvre* S. 19, *maître* S. 20, *meuble* S. 22, wegen des *vr*, *tr* und *bl*.

Der junge unerfahrene Lehrer bedarf wahrlich keiner 'Methodik', wenn sie ihm nichts anderes zu bieten vermag als die Anweisung, er solle nach dem Einüben des geschlossenen und des offenen *ö*-Lautes die entsprechenden Zeichen auf der Lauttafel zeigen.

Wertvoller und interessanter wäre wohl der Aufschluß, daß *œ* und *œ* die Bildung des Lautes versinnbildlicht: *e* und *ɛ* mit der entsprechenden *o*-Lippenrundung.

S. 25. 'Nur für den Lehrer' ist die Unterweisung bestimmt, daß das Fran-

zösische ursprünglich nur fallende Diphthonge kannte: 'Wie nun allmählich der Wort- und Satzton sich auf das Ende verschob, wurden die meisten fallenden Diphthonge in steigende umgewandelt.'

Wenn ich an die berühmte grundlegende Anfängerarbeit von Gaston Paris über den lateinischen Akzent denke, so bleibt mir diese Verkündigung des Verfassers ein einfaches Rätsel.

Im Anschluß daran stellt er für die Entwicklung von *au* zu *o* die stilisierte Reihe auf: *au—au—ao—o*
Die Wissenschaft ist diesem komplizierten Problem gegenüber bescheidener. (Vgl. auch S. 43.)

Der Verf. legt ein besonderes Gewicht auf die Vorführung der steigenden und fallenden Diphthonge im Französischen, worunter er in erster Linie Fälle wie *payer* oder *fauteuil* versteht. Die von ihm gewählte Umschrift: *pɛjje; krɛjjɔ̃; mwajjɛ̃* usw. scheint mir ungerechtfertigt.

Bei der von ihm formulierten Regel: 'Nach einem tönenden Vokal erhält das Vorschlags-*j* den Wert von *j—j*, wovon das eine *j* mit dem vorhergehenden, das andere *j* mit dem folgenden Vokal gesprochen wird, so daß in Wirklichkeit erst ein fallender Diphthong und danach ein steigender Diphthong gesprochen wird' — hat er wohl an den Diphthong *ui* nicht gedacht, da er die Aussprache von *essuyer* und *tuyau* mit *esyije* und *tyijo* wiedergibt.

Ich sehe auch nicht ein, warum *fotœ:j*, *bri:j* usw. fallende Diphthonge sein sollen und was damit für den Unterricht gewonnen ist. Es gibt allerdings auch eine Aussprache, wo die Bezeichnung 'fallender Diphthong' am Platze ist. (Vgl. darüber z. B. Herzog, Hist. Sprachlehre des Nfz., § 119 und § 230.) Aber der Verf. führt unter 'fallenden Diphthongen' auch auf: *billard, billet, tilleul, bouillir, Mayence, veiller* neben *bri:j, vɛj* — und da versagt wieder mein Verständnis.

In derselben Reihe verzeichnet er: '*muji:r (moullir)*' — na, so etwas kann schon mal passieren!

Da die wissenschaftliche Phonetik mit dem *j*-Laut auskommt — (vgl. z. B. Vietor, Jespersen, Nyrop, Herzog, Passy, Sudre) —, so hätte der Verf. dieses ganze Kapitel zum Vorteil der Sache einfacher, kürzer und klarer darstellen können.

So hätte ich auch gewünscht, er ließe bei der Erörterung von *f—w*, *ʃ* und *ʒ* den Unterkiefer in Ruhe. (S. 58 und S. 30.)

Der Schüler soll beobachten, daß der Unterkiefer bei der Aussprache des *w* etwas über den oberen vorrückt, so daß eine Lücke zwischen den beiden Zahnreihen entsteht.

Und doch heißt es am Schluß derselben Seite: 'Besonders *f*, aber auch *v* müssen im Französischen viel energischer gesprochen werden als im Deutschen; bei beiden sind die Unterlippen (sic!) straff gegen die obere Zahnreihe zu setzen, so daß hier deutlich eine Enge zwischen Unterlippe und Oberzähnen entsteht.'

Wie sind die beiden Beobachtungen miteinander zu vereinen?

Auch ist zu bemerken, daß die Lippe bei *v* weniger straff an den Oberzähnen hängt als bei *f*.

Über die Funktionen des Unterkiefers vgl. z. B. Jespersen, Phonetik § 26.

Endlich ist eine ganze Reihe von Aussprachebezeichnungen zu beanstanden: S. 16 *classe* mit kurzem *a*; S. 22 *auteur* mit offenem *o*; S. 24 und S. 84 *gai* mit offenem *e*, das gegenüber der Aussprache mit geschlossenem *e* völlig zurücktritt; S. 25 *grossier* mit offenem *o*; S. 30 *passage* mit langem *a* in der ersten Silbe; S. 32 *hauteur* mit offenem *o*.

Wie wenig umsichtig der Verf. verfährt, zeigt seine Darstellung der Aussprache der Vorsilbe *ex-*. Unterschiedslos gibt er geschlossenes *e* an für *ex* + Vokal (*exact, exister* usw.) wie für *ex* vor Konsonant (*excepté, excellence, excuse*); siehe S. 32.

S. 84 gibt er dazu die Regel: '*x* ist als *gx* zu sprechen, wenn ein Vokal folgt außer bei *Alexandre, Mexique.*'

Daß *h* vergessen ist (*exhiber, exhorter*) mag hingehen. Wie steht es aber mit *deuxième, Bruxelles, soixante*? Wie mit *fixe, fixer, auxiliaire, saxon*? Wie mit *index*?

Es war eben zu unterscheiden 1. die Vorsilben *ex-, hex-, sex-*; außerdem *x* im Inlaut und *x* im Auslaut.

Zu *il prend* schreibt der Verf. an die Tafel noch *(-t)* als Endung und druckt die aller Wissenschaft ins Gesicht schlagende ungeheuerliche Bemerkung: 'Hier fällt die Endung *t* hinter dem *d* des Stammes ab, da die Verbindung *dt* dem Französischen widerstrebt. Bei *il craint (craindre)* dagegen ist der Stammauslaut *d* gefallen und der Ausgleich zugunsten der Endung erfolgt.' S. 54.

Zwar heißt es zwei Seiten später (S. 56): 'Auf den lateintreibenden Anstalten wird natürlich mit Hilfe des Lateins die Grammatik wissenschaftlich verarbeitet, und damit werden von Anfang an zur Erklärung wissenschaftliche Gesichtspunkte hereingetragen.'

Wenn aber so die Wissenschaft aussieht, dann bleibe man lieber bei der schlichten Feststellung des tatsächlich Gegebenen!

Mach meinem Geschmack könnten auch die verschiedenen Unterrichtsskizzen vereinfacht und gekürzt werden.

S. 79. Für das Datum ist Lundi, *le* ... nicht das Übliche.

S. 85. *almana* (almanach) ist nicht die häufigere Aussprache. Für *aspect* lehrt er: '*aspe, aspek* vor einem Vokal', was nicht zutrifft.

Die Aussprache von *le bon sens (sã)* ist nicht die allein übliche. Die Angabe: '*le but (byt* vor Vokalen, sonst *by)*' stimmt nicht. Die Umschrift *ãnyiə* für *ennuyeux* ist falsch und entspricht auch nicht seiner Darstellung auf S. 26, wo er *essuyer* mit *esyije* wiedergab.

S. 85, 1. Zeile: Druckfehler *c* statt *ɔ*.

Wenn allen diesen notwendigen Ausstellungen Rechnung getragen ist, dann mag der junge unerfahrene Lehrer aus einer verbesserten zweiten Auflage vielleicht manche Anregung schöpfen.

Aber gerade weil dem jungen Nachwuchs seit dem Kriege die praktische Ausbildung so erschwert ist, müssen an solche Bücher, die ihn führen wollen, besondere Anforderungen gestellt werden. Und daher bin ich auch auf das Buch ausführlicher eingegangen, als es seine Bedeutung vielleicht rechtfertigt.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker. Halle, Niemeyer, 1925. III, 1 [H. Rickert, Fausts Tod und Verklärung. — A. Heusler, Goethes Verskunst. — Fr. Brüggemann, Der Kampf um die bürgerliche Welt- und Lebensanschauung in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. — K. Brandi, Idee und Form der deutschen Geschichte. — H. Cysarz, Zur Erforschung der deutschen Barockdichtung]. — III, 2 [E. Voegelin, Über Max Weber. — W. Heinsius, Mörike und die Romantik. — Theodor A. Meyer, Form und Formlosigkeit. Betrachtungen aus Anlaß von Fr. Strichs Buch 'Deutsche Klassik und Romantik'. — H. Glockner, Zur Geschichte der neueren Philosophie. Bericht über die Kant-Literatur 1924. — O. Behaghel, Ideenwandel in Sprache und Literatur des deutschen Mittelalters. — W. Stammler, Zur Erwiderung an O. Behaghel]. — III, 3 [S. v. Lempicki, Bücherwelt und wirkliche Welt. Ein Beitrag zur Wesenserfassung der Romantik. — E. Muthesius, Die Funktion der Musik in der abendländischen Kunst. — E. Hirsch, Der Kulturbegriff. Eine Lesefrucht. — H. Wolf, Die Genielehre des jungen Herder. — W. Feilchenfeld, Pestalozzi, Goethe, Lavater. — W. Brecht, Storm und die Geschichte. — E. Seeberg, Theologische Literatur zur neueren Geistesgeschichte].

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung, hg. von J. Ilberg. I. Jahrgang, 1925, Heft 1 [Geleitwort des Herausgebers. — G. Reichwein, Das Problem der Pädagogik bei Fichte. — A. Tumarkin, Die Einheit des Platonischen Phädrus. — O. Schroeder, Aristoteles als Dichter. — E. Norden, Dreieck. Ein Beitrag zur Geschichte des Fremdwörtergebrauchs im Altertum. — G. Neckel, Germanische und klassische Philologie. — E. Wolf, Goethe und die griechische Plastik. — P. Sickel, Der Traum im Leben und in der Weltanschauung Hebbels. — E. Lerch, Das Problem Anatole France. — W. Hübner, Welche Aufgaben stellt die Schulreform dem neusprachlichen Unterricht? — G. Ritter, Die Idee der Staatsräson. — R. Hamann, C. D. Friedrich und die Romantik. — P. Hoffmann, Eine Unterrichtsfahrt. Ihr Sinn und ihre Methode. — A. Götze, Die deutsche Schallform. — W. Wagner, Goethes Faust als Schullektüre. — Elterngedanken zur Schulreform. — Berichte. — Nachrichten]. — Heft 2 [F. Schnabel, Die historische Ideenlehre. — F. Altheim, Das Göttliche im Oidipus auf Kolonos. — H. Hommel, Das Problem des Übels im Altertum. — W. Aly, Die Milesische Novelle. — H. Lützeler, Novalis und Hemsterhuis. — H. Ammann, Wortklang und Wortbedeutung in der neuhochdeutschen Schriftsprache. — F. Karpf, Ein englischer Utopist des XVII. Jahrhunderts. — E. Schön, Probleme der französischen Kulturkunde in der höheren Schule. — O. Grautoff, Neuer Geist im französischen Unterrichtswesen. — H. Klaiber, Der Ursprung der Kunst und das künstlerische Schaffen. — F. Knapp, Hans Thoma †. — H. Hamann, Das Rätsel in Immermanns Merlin. — Berichte. — Nachrichten]. — Heft 3 [K. Meister, Franz Boll und die Erforschung der antiken Astrologie. — E. v. Dobschütz, Homer und die Bibel. Eine überlieferungsgeschichtliche Vergleichung. — J. Richter, Der Religionsbegriff des jungen Herder. — R. Petsch, Die Verseinlage im Roman (Epik und Lyrik). — H. Hatzfeld, Was hat ein ästhetisch-stilistischer Kommentar zu einem literarischen Kunstwerk zu leisten? — J. Hashagen, Probleme der Vorgeschichte des Weltkrieges. — G. Budde, Die Pädagogik im Kampfe der Weltanschauungen. — Berichte. — Nachrichten].

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXII, 4, Oktober—November 1924 [An unsere Leser! — Th. Zeiger, Der 19. Neuphilologentag zu Berlin. — Fr. Huber, Englischer Fortbildungslehrgang in Marburg, 8.—15. Okt. 1924. — Fr. Karpf, Bericht über die Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen an höheren und Mittelschulen Niedersachsens in Lübeck. — B. Albert, Der Londoner Ferienkurs für Ausländer, Juli—August 1924. — H. Kötter, Bericht über den Ferienkurs der Universität Genf]. — XXXII, 5, Dezember 1924 [K. Ehrke, Die Idee des 'British Commonwealth of Nations'. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. — Vermischtes: A. Pfalz, Die Darstellung der bairisch-oesterreichischen Mundarten in Ludwig Sütterlins Neuhochdeutscher Grammatik. — Fr. Sieber, Cambridge History of British Foreign Policy. — K. Arns, Alfred Edward Housman. — G. Kirchner, Anmerkung zu Riemann-Eckermann, 'Englisches Unterrichtswerk'. — Elise Richter, Zwei romanische Festschriften. — J. Brüch, Zum französischen etymologischen Wörterbuch Walters v. Wartburg. — G. Humpf, Zur sogenannten verbundenen und unverbundenen Partizipialkonstruktion im Französischen. — Anzeiger]. — XXXIII, 1, Januar—Februar 1925 [M. Deutschbein, Prinzipien und Methode der syntaktischen Forschung. — W. Küchler, Anatole France. — Vermischtes: H. Picton, Edmund Dene Morel. — A. Fröhlich, Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung bei englischen Wörtern. — S. Frascino, La Grecità in Calabria e in Puglia e la nuova Soluzione d'un vecchio problema. — L. Spitzer, Zu Wartburgs Französischem Etymologischem Wörterbuch. — Fr. Karpf, Der Sprachunterricht muß umkehren. — B. Nesselstrauß, Russische Literaturgeschichte. — A. Fröhlich, Wir höheren Lehrer und die Wissenschaft. — Anzeiger]. — XXXIII, 2, März—April 1925 [Eug. Lerch, Elise Richter. — W. Küchler, Zum Verständnis von Dantes 'Vita Nuova'. — L. Pfandl, Die großen spanischen Mystiker. — H. Klinghardt, Amerikanische Aussprache und Intonation. — Vermischtes: Fr. Kainz, Deutsche Barockdichtung. — A. Fröhlich, Zusammenhang zwischen Lautform und Bedeutung bei englischen Wörtern (Fortsetzung). — Fr. Aug. Händel, Zur Universitätsausbildung der Neusprachler (*sic!*). — W. Küchler, Eine Luick-Festschrift. — Anzeiger]. — XXXIII, 3, Mai—Juni 1925 [W. Hübner, Kulturkunde im neusprachlichen Unterricht. — K. Ehrke, Der englische Arbeits- und Kulturunterricht. — W. Küchler, Malborough auf der Bühne. — Vermischtes: Max J. Wolff, Goethe-Biographik. — Hilde Eicker, Der tragische Gehalt von Bernhard Shaws 'Saint Joan'. — E. Rosenbach, Rose Macaulay. — A. Roßmann, Internationale Föderation der Akademiker für Völkerbundsarbeit. — H. Rheinleider, Italienische Ferienkurse. — Anzeiger]. — XXXIII, 4, Juli—August 1925 [W. Küchler, Über Herkunft und Sinn von Boccaccios Griselda-Novelle. — Ph. Aronstein, Das englische Renaissancetheater. — E. W. Scripture, Experimentelle Untersuchungen über die Betonung im deutschen Satz. — Vermischtes: R. Schiedermair, Leitsätze für den neusprachlichen Unterricht in den höheren Staatsschulen Hamburgs. — Cl. Biener, Von der sog. Auslassung der Kopula in eingeleiteten Nebensätzen. — H. Petriconi und F. Rauhut, Rubén Darío und Stefan George. — G. V. Amoretti, Appunti Hoelderliniani. — Nachruf auf Dr. Richard Ackermann. — E. W. Scripture, Experimentalphonetik. — Anzeiger].

Die neueren Sprachen, 3. Beiheft: E. Moosmann, Englischer Kulturunterricht auf der Oberstufe auf Grund der direkten Methode. — M. Walter, II. Teil zu Englisch nach dem Frankfurter Reformplan. Marburg, Elwert, 1925. 120 S. — 4. Beiheft: E. Ziehen, Philhelvetism. Marburg, Elwert, 1925. 48 S.

Romanisch.

The Romanic Review ed. by H. A. Todd and R. Weeks. XIV, 1, January—March 1923 [Fr. Ettari, 'El Giardeno' of Marino Jonata Agnonese: An Italian poem of the fifteenth century. — Lucy M. Gay, The Chronology of the earlier works of Crestien de Troies. — Ch. E. Whitmore, Studies in the text of the Sicilian poets (continued). — Review: J. Bédier, La chanson de Roland (Todd). — Notes and News]. — XIV, 2—3, April—September 1923. [Ch. H. Livingston, The 'Heptameron des Nouvelles' of Marguerite de Navarre: A Study of Nouvelles 28, 34, 52 and 62. — J. C. Dawson, Bernard de Poey: A Contemporary of the Pléiade. — Fr. Ettari, 'El Giardeno' of Marino Jonata Agnonese: An Italian Poem of the fifteenth century (continued). — Margaret Schlauch, Literary exchange between Angevin England and Sicily. — N. H. Clement, The first French sonneteer. — Lena E. V. Sylvania, Doña Maria de Zayas y Sotomayor: A contribution to the study of her works. — S. Griswold Morley, The missing lines of 'La estrella de Sevilla'. — E. H. Tuttle, Provencial (*sic!*) notes. — Reviews: P. de Nolhac, Ronsard et l'Humanisme (Ruutz-Rees). — A. Tilley, Studies in the French Renaissance (Ruutz-Rees)]. — XIV, 4, October—December 1923 [K. Jaberg, J. Jud, A linguistic and ethnographical Atlas of the Raetian and Italian Speech-Domain of Switzerland and the Upper and Central Italy. — J. E. Gillet, The original version of Torres Naharro's 'Comedia Tinellaria'. — H. Alpern, Jealousy as a dramatic motive in the Spanish 'Comedia'. — F. E. Guyer, Some of the Latin sources of 'Yvain'. — P. S. Zampière, The Italian source of Antonio Scoppa's Theory of French versification. — J. W. Miller, Voltaire's introduction of the spelling *ai* in such words as *français*. — Reviews: F F Communications, edited for the folklore fellows by W. Anderson, J. Bolte, K. Krohn, Kn. Liestøl, C. W. v. Sydow. IX—XII, nos. 42—6, Helsingfors and Porvoo, 1922—3; nos. 49—50, Helsingfors and Greifswald, 1923; XIII—XIV, nos. 47—8, Helsingfors, 1922 (Crane). — Las Leys d'amors, Manuscrit de l'Académie des Jeux Floraux, p. p. J. Anglade, 4 vols (Dawson)]. — XV, 1—2, January—June 1924 [Ch. H. Livingstone, The jongleur Gautier le Leu: A study in the Fabliaux. — H. F. Muller, The passive voice in vulgar Latin. — A. H. Krappe, An Italian legend in Pierre Damian. — H. C. Heaton, Lope de Vega's 'Parte XXVII Extravagante'. — P. P. Rogers, The forms of address in the 'Novelas ejemplares' of Cervantes. — R. C. Williams, The originality of Daniello. — Pauline Taylor, The construction *habere* with infinitive in Alcuin, as an expression of the future. — Reviews: J. Fitzmaurice Kelly, Spanish Literature. A Primer (Lang). — The poems of Leopardi, ed. with introduction and notes and a verse-translation in the metre of the original by G. L. Bickersteth (Shaw). — H. Bremond, Histoire littéraire du sentiment religieux depuis la fin des guerres de religion jusqu'à nos jours (Mantz)]. — XV, 3—4, July—December 1924 [H. E. Mantz, Jean Bodin and the sorcerers. — J. R. Reinhard, 'Amadas et Ydoine'. — R. Sh. Loomis, The story of the Modena Archivolt and its mythological roots. — N. H. Clement, A note on Panurge. — G. Z. Patrick, La chanson de Roland et le Dit des guerriers d'Igor. — Reviews: E. Gómez de Baquero, El renacimiento de la Novela en el siglo XIX (de Onís)]. — XVI, 1, January—March 1925, ed. by John L. Gerig [J. B. Fletcher, The crux of Dante's Comedy. — U. T. Hlomes, Remarks on the chronology of Chrétien de Troyes' works. — A. H. Krappe, The source of Pedro Antonio de Alarcón's 'El Afrancesado'. — C. E. Anibal, Voces del cielo. A note on Mira de Amescua. — H. C. Berkowitz, The 'Quaderno de refranes castellanos' of Juan de Valdés. — M. de Solenni, On the date of composition of Mosen Diego de Valera's 'El doctrinal de principes'. — Reviews: The life of solitude by Francis Petrarch;

translated by J. Zeitlin (Bigongiari). — Die Lais der Marie de France, hg. v. K. Warnke, 3. Aufl. (Muller). — J. Haas, Kurzgefaßte neufranz. Syntax (Vaillant). — Instituto de las Españas. — Books received]. — XVI, 2, April—June 1925 [A. M. Espinosa, La sinalefa entre versos en la versificación española. — G. L. van Roosbroeck, Decadence and Rimbaud's Sonnet of the vowels. — H. N. Fairchild, Matelda: A study in multiple allegory. — Fr. H. Titchener, The Romances of Chrétien de Troyes. — A. Steiner, Les idées esthétiques de Mlle de Scudéry. — W. L. Fichter, The source of Lope de Vega's 'El castigo del discreto'. — E. H. Tuttle, French *soleil.* — Reviews: P. Saintyves, Les contes de Perrault (Krappe). — G. Atkinson, Les relations de voyages du XVIIe siècle (Le Duc). — J. G. Andison, The affirmative particles in French (Berg). — Contemporary movement in literature. — Spanish literature. — Instituto de las Españas].

Breuer, H., Kleine Phonetik des Lateinischen, mit Ausblicken auf den Lautstand alter und neuer Tochter- und Nachbarsprachen. Breslau, Trewendt & Granier, 1925. 56 S. 2 M.

Sammlung Romanischer Übungstexte. Halle, Niemeyer, 1925. 1. Band: Sechs altfranzösische Fablels, hg. v. G. Rohlfs. IX, 51 S. — 2. Band: Vier Lais der Marie de France, nach der Hs. des Brit. Mus. Harl. 978, hg. v. K. Warnke. XVI, 46 S. Halle, Niemeyer, 1925. [Es erscheint zweifelhaft, ob man diese Sammlung willkommen heißen kann. Für Studierende bestimmt, konkurriert sie mit der von Lommatzsch und Wagner herausgegebenen Sammlung Romanischer Texte, durch die, wie es schien, der Bedarf gedeckt war, und die viel ausführlichere Glossare darbietet. Was das erste Bändchen angeht, das uns sechs Fablels nach der Berliner Fablelhandschrift (ohne Cedille und Trema sowie mit *u* für *v*) bringt, so ist gleich das erste Stück 'Sire Hains et Dame Anuieuse' insofern kein glücklicher Griff, als es eine Reihe von Stellen enthält, über welche auch der Geübtere in Ermangelung jeder, wenn auch noch so kurzer Anmerkung stolpern muß: wie soll er z. B. *c'est du meins* in V. 46 übersetzen, was sich unter *paradis Bertren* (V. 320) vorstellen, wie in V. 285—9 eine zufriedenstellende Konstruktion (Rg. hat V. 288 *feïsses*) erkennen? V. 60 hat übrigens + 1, V. 94 — 1. Die übrigen Fablels (Du prestre qui ot mere a force — De la borgoise d'Orliens — Les quatre prestres — Du vilain qui conquist le paradis — Le chevalier a la robe vermeille) sind erheblich leichter, doch erkennt man auch hier nicht, wie 3, 108—110 zu konstruieren sei, und was hat man sich bei den sonderbaren Versen 6, 2—3 zu denken? Mit 2, 37 geht die Rede des Priesters zu Ende, und V. 38 beginnt die Rede der Mutter, also Komma nach *poist* und nach *cele.* Setze 2, 67 Komma statt Punkt nach *mere.* 3, 319—20 sind doch Worte des Mannes oder eines der Hausgenossen, also Anführungszeichen. 4, 72 schreibe *A[l] litier,* vgl. 6, 70 und 153, wo die Hs. *elit* für *el lit* aufweist. Da die Hs. einen Nom. Relat. *que* für *qui* nicht zu bieten scheint, so ist doch wohl 4, 80 in dem bekannten Sprichwort das *que* ein Druckfehler für *qui.* 5, 14 und 43 (*en* in V. 44 bezieht sich auf *meson*) sowie 6, 10, 31 (s. Tobler, Wb. 757) und 33 konnte der Text der Hs. durchaus beibehalten werden. 5, 80 schreibe für *respondre* : *repondre* (= 'sich verbergen'), das auch Hs. A zeigt, s. Rg. III, 398. 5, 108 streiche Komma und setze es nach *paradis.* In 5, 153 kann *aresnier auc. ch.* nicht, wie das Glossar will, 'durch Rede verlangen' heißen, man tilge also den Punkt nach *t'otroi* und setze Komma nach *paradis,* auf das schon V. 152 mit proleptischem *le* hingewiesen wird; *si* 'so sehr' beim Verbum ist bekannt. 5, 157 schreibe man *letre* für *l'etre* und verbessere dementsprechend im Glossar; für *metre a letre* s. God. X, 74a. 6, 125 kann m. E. *ne vos en chaut* laut Zusammenhanges nur eine Frage sein, auf die keine Antwort abgewartet wird. *Soupendre* 2, 78 und 81 durfte im Gloss. nicht fehlen, da der Witz in dem Fablel auf dem Mißverstehen dieses nicht gerade häufigen

Wortes beruht. *Apercheoivre* ist 3, 115 nicht trans., sondern refl. (mit fehlendem *en*). In welchem afrz. Texte ist eine Maskulinform *manc* 'verstümmelt' belegt? Die Glossierung von *pelein* mit 'behaarte Fellseite' erklärt nicht, wie *metre en p.* zum Sinn 'in eine üble Lage bringen' gekommen sei; liegt etwa ein *pelain* 'Enthaarung' vor?, vgl. God. VI, 65c und van Hamel im Gloss. zum Renclus. *Saint Sauver* 6, 293 ist ebenfalls ein Ortsname. — Das zweite Bändchen bringt uns den Text von vier Lais der Marie de France (Bisclaveret — Chevrefoil — Lanval — Läustic nach der Hs. H), pädagogischen Zweck äußert. Es ist gewiß erwünscht, daß den Studierenden auch Gelegenheit geboten wird, sich im Verständnis handschriftlicher Textgestalt zu üben, und zu diesem Behufe habe ich schon vor Jahren die in den 'Vies des Pères' überlieferte Version des Ritters mit dem Fäßlein in diplomatischem Gewande dargeboten, immerhin ist nicht zu vergessen, daß die Lernenden schon über gute Kenntnisse verfügen müssen, wenn nicht der Dozent den größten Teil der Interpretation tragen soll. Die Lesarten der anderen Handschriften sind nur insoweit berücksichtigt, als sie 'zu der richtigen Fassung hinführen oder sonst irgendwie von Interesse sind'. Das ist etwas subjektiv; man kann z. B. finden, daß Lanval 294, wo in H *cele* als subst. Obliquus erscheint, das *celi* in P von Interesse ist, und doch wird es nicht verzeichnet.]

Auslandstudien, hg. vom Arbeitsausschuß zur Förderung des Auslandsstudiums an der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. I. Band: Die romanischen Völker. Königsberg, Gräfe & Unzer, 1925. 149 S. [E. Caspar, Die römische Kirche. — H. Teschemacher, Die wirtschaftliche Bedeutung Südamerikas. — A. Pillet, Geist und Charakter der Franzosen. — F. Güterbock, Mussolini und der Fascismus. — O. Krauske, Philipp II. von Spanien. J. M. Müller-Blattau, Die Sendung Italiens, Spaniens, Frankreichs in der Geschichte der Musik].

Aeppli, Fr., Die wichtigsten Ausdrücke für das Tanzen in den romanischen Sprachen. Halle, Niemeyer, 1925. X, 102 S: Beiheft Nr. 75 zur Zeitschrift für romanische Philologie. [Gründliche und ausführliche Untersuchung der besonders westromanischen Haupttypen *ballare* und *danser*, wobei die Schriftsprachen im Mittelpunkt der Betrachtung stehen. Von einer genauen Behandlung der übrigen romanischen Tanzausdrücke und Tanzarten wurde abgesehen, doch erhalten wir dafür einen guten Überblick über die Sprach- und Sachgeschichte vom Altertum bis zum Beginn der Neuzeit. Die zahlreichen Anmerkungen bringen reiches Material, unter dem wohl auch die mir nicht unwichtig scheinende Stelle Rom. u. Past. II, 77 V. 23 hätte Platz finden können. Nicht recht klar ist, wie Verf., der doch für *dancier* der Herleitung Kluges' vom Germanischen (**danctsare*) den Vorzug gibt, die Möglichkeit zuläßt (S. 33), daß an Stelle des *bansatrices* in dem Erlaß Childeberts I. (511—587) *dansatrices* gesetzt werden könnte; die Hss. stammen freilich erst aus dem 9. oder 10. Jahrh., aber man erwartet dann doch eine andere Formulierung wie etwa die: Im Original kann in Anbetracht der frühen Zeit nicht wohl *dansatrices* gestanden haben.]

Brinkmann, H., Geschichte der lateinischen Liebesdichtung im Mittelalter. Halle, Niemeyer, 1925. 110 S.

Rohlfs, G., 'Idealistische' Neuphilologie. S.-A. aus der 'Zeitschrift für französische Sprache und Literatur' Bd. 48, S. 122—136.

Mélanges de Philologie offerts à M. Johan Vising par ses élèves et ses amis scandinaves à l'occasion du soixante-dixième anniversaire de sa naissance le 20 avril 1925. Göteborg-Paris, Gumperts-Champion. XII und 419 S. 4°. [Dieser schöne, in 250 numerierten Exemplaren gedruckte Huldigungsband, zu dem 32 Schüler und Freunde des hochverdienten schwedischen Romanisten beigesteuert haben, legt ein beredtes Zeugnis ab für den

Eifer und die Gründlichkeit, mit denen philologische Studien in den skandinavischen Ländern betrieben werden. Die Artikel bewegen sich auf recht verschiedenen Sprachgebieten der Philologie (Griechisch, Lateinisch, Keltisch, Englisch, Nordisch, Romanisch). Ich mache im folgenden nur die romanischen Aufsätze namhaft, indem ich mir vorbehalte, einige derselben in der Bibliographie gesondert zu besprechen: N. Beckman, Romanisches in der ältesten isländischen Literatur. — G. Biller, Remarques sur la construction active en français. — C. S. R. Collin, Fr. *chagrin* 'ledsen'. *colère* 'ond'. — H. Kjellman, Fr. *ici* — *ainsi*. Essai d'étymologie. — A. F. Liljeholm, Quelques étymologies françaises et provençales. — E. Löseth, Une vieille chanson française. — J. Melander, Le sort des prépositions *cum et apud* dans les langues romanes. — K. Michaëlsson, *Egidius* > *Gilles*. Étude d'onomastique. — A. W. Munthe, En spansk anakolut (Ur anteckningsboken). — A. Nordfelt, En omtvistad metod för fornskrifters utgivande. — Kr. Nyrop, Quelques remarques sur les pléonasmes tautologiques. — E. Staaff, Quelques observations sur les recueils de *laude* d'Udine et de Pordenone. — A. Stenhagen, Klangeffekter i modern franska. — G. Tilander, Mamsell Hönas död och begravning ... — E. G. Wahlgren, Sur la question de l'*i* dit parasite dans l'ancien français. — E. Walberg, Guernes de Pont-Sainte-Maxence et la 'légende de Becket'. — A. Wallensköld, A propos de l'étymologie du fr. *chef*. — Fr. Wulff, Några franska uttalanden om fransk värsbildning. — Den Beschluß bildet eine Bibliographie der wissenschaftlichen Arbeiten Visings von J. Borsgård.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLVII, 5 u. 6, 1924 [St. Hofer, Studien zum höfischen Roman (Schluß). — Eug. Stauber, Die Fortuna Stendhals. — L. Karl, Einige seltene französische Druckwerke des 16. Jahrhunderts in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. — Referate und Rezensionen: E. Brugger: O. Sommer, The structure of the livre d'Artus and its function in the evolution of the Arthurian prose romances. — Aster: Fr. Haymann, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe in der Staatslehre Rousseaus und Fichtes. — Ders.: P. Sakmann, Voltaire. Ma philosophie. — W. Schulz: H. Hatzfeld, Einführung in die Interpretation neufranzösischer Texte. — A. Schulze: P. Studer and R. Waters, Historical French Reader. Medieval period. — A. Franz: La famille ridicule. Comédie messine en vers patois, neu hg. von L. Zéliqzon]. — XLVII, 7 u. 8, 1925 [U. Leo, Molières Amphitryon und seine Vorgänger. — L. Karl, Echo et Narcisus von Guillaume Coquillart und von Jean de la Fontaine. — St. Hofer, Der Folk-lore des Mittelalters im französischen Volksepos. — A. Hilka, Die anglonormannische Kompilation didaktisch-epischen Inhaltes der Hs. Bibl. nat. nouv. acq. fr. 7517. — P. Marchot, Note sur un suffixe gaulois — *inos, a, on* de noms de lieu. — W. Meyer-Lübke, Zur Geschichte des Wortspiels im Französischen. — Referate und Rezensionen: K. Glaser, Gegenwartsfragen des Französischen. — Ders.: H. Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. — Ders.: E. Gamillscheg, Über sprachliche Abstrakta und ihre Beziehungen zu den Konkreten. — G. Rohlfs: Glossaire de la Suisse Romande p. p. Gauchat, Jeanjaquet, Tappolet. Fasc. premier. — Schumann: Sachs-Villatte, Encycl. franz.-deutsches und deutsch-franz. Wörterbuch, neu bearbeitet von K. Moser. — O. Schißel: Bees, Der franz.-mittelgriechische Ritterroman Imberios und Margarona und die Gründungssage des Daphniklosters bei Athen].

Tobler, A., Altfranzösisches Wörterbuch. A. Toblers nachgelassene Materialien bearbeitet und mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von E. Lommatzsch. 8. Lieferung, Sp. 882—1258 (*bobelin*—*breuvage*). Berlin, Weidmann, 1925. [Mit diesem

Heft ist der 1. Band zum Abschluß gebracht. Erhöht wird der Wert desselben durch 42 Spalten umfassende 'Nachträge und Berichtigungen', in welche auch diejenigen Bemerkungen einbezogen sind, die von verschiedenen Seiten zu den einzelnen Lieferungen nach Maßgabe ihres Erscheinens gemacht wurden. Das bedeutet eine beträchtliche Eigenarbeit des Herausgebers, und dazu kommt, daß sich die ganze Art der Herausgabe nach und nach geändert hat; es heißt darüber u. a. in dem am Schlusse angefügten Vorwort: 'An der seit 1910 beträchtlich gestiegenen Zahl nun zugänglich gemachter altfranzösischer Denkmäler glaubte ich nun auch nicht länger vorübergehen zu dürfen. Soweit sie lexikalisch Wertvolles und Eigenartiges bringen, werden sie fortschreitende Berücksichtigung erfahren; ihre Liste soll der ersten Lieferung des II. Bandes vorangestellt werden.' Dies und anderes läßt die im Titel vollzogene Änderung als vollauf berechtigt erscheinen, und man kann nur lebhaft wünschen, daß dem Bearbeiter nicht die Kraft erlahmen möge, die für eine erfolgreiche Fortsetzung und Vollendung des Ganzen notwendig ist. — Hier nur eine Bemerkung zu Sp. 1040. Die Bedeutung 'büßen', die dort für *boivre* angegeben wird, paßt nicht zu der Stelle in Rutebuefs 'Testament de l'Asne' (sie steht in der 2. Aufl. von Jubinal II, 83), hinter deren Wortlaut übrigens versehentlich das Fragezeichen fortgeblieben ist. *Boivre son sens* heißt da, wie der Zusammenhang lehrt, 'seinen Verstand einsaugen', d. h. verschwinden machen, einbüßen, verlieren, und steht auf derselben Linie wie *avoir sa honte beüe*, das Tobler nicht glücklich unter 'verschlucken', 'unterdrücken' stellt, s. Germ.-Rom. Monatsschr. VI, 227. Zu einer weiteren unter der erstgenannten Rubrik von Tobler angeführten Stelle aus Jubinal, Nouv. rec. II, 146 für *boivre son sens* heißt es in Klammern: 'd. h. seinen geringen Verstand', allein es ist nicht zu sehen, wie dies dem Zusammenhang genügen soll, und auch hier paßt m. E. nur die von mir oben geforderte Bedeutung. Bei dieser Gelegenheit sei auch noch einmal der Meraugis-Stelle *boivent lor sens* (V. 16) gedacht, auf die ich schon G.-R. M. VI, 226 hingewiesen habe und die bei Tobler fehlt; auch hier heißt es 'in sich verschwinden lassen', aber nicht im Sinne von 'verlieren', sondern in dem von 'bei sich behalten', 'anderen nichts zukommen lassen'.]

Eine mittelniederfränkische Übertragung des 'Bestiaire d'amour', sprachlich untersucht und mit altfranzösischem Paralleltext herausg. von John Holmberg. Uppsala Universitets Årsskrift 1925 (Filosofi, Språkvetenskap och Historiska Vetenskaper. 2). — Uppsala, Lundequistka Bokhandeln, 1925. XVI, 253 S. [Die Hs. 369 der vorm. Königl. und Provinzialbibliothek zu Hannover enthält eine Übersetzung des 'Bestiaire d'amour' von Richard de Fournival, des 'Moralium dogma' des Guillaume de Conches und einer Sentenzensammlung. Den Romanisten interessiert natürlich besonders der französische Text; er war nicht unbekannt, doch weist die Hs. B, nach der Hippeau i. J. 1860 den Text druckte, viele Lücken auf. Es war nur zwischen I, D und E als Vorlage zu wählen; Herausg. hat sich für E (= f.-fr. 1444, 13. Jh.) entschieden, besonders deshalb, weil diese Hs. am meisten mit der mittelniederfränkischen Übersetzung übereinstimmt. Eine kritische Ausgabe des Originals wurde nicht beabsichtigt, doch erhalten wir den Variantenapparat aus der α-Redaktion. Der Text ist zufriedenstellend behandelt, nur ist etwas störend, daß *u* und *v* nicht geschieden sind, vgl. S. 188 Z. 3 *enuis*, das = *envis* ist, desgleichen daß nicht *i a*, sondern *ia* geschrieben wird, z. B. S. 184 Z. 12. Das *volle on* auf S. 184 Z. 21 ist mir nicht verständlich; man möchte *vollent oïr* schreiben, s. den deutschen Text.]

Lerch, Eug., Historische französische Syntax. Erster Band. Leipzig, Reisland, 1925. XXVI, 327 S. 13,80 M.

Eringa, S., La proposition infinitive simple et subjective dans la prose française depuis Malherbe. Paris, Champion, 1924. 254 S.

Michaëlson, K., Le passage *d* > *r* en français. Studier i modern språkvetenskap utg. af nyfilologiska Sällskapet i Stockholm IX, 262—298. Uppsala 1924. [Eindringende Untersuchung des schwierigen Lautwandels, wie er uns in den Typen *grammatica* — *grammaire, medicus* — *mire* entgegentritt. Tobler nahm bekanntlich Hiattilgung an, G. Paris eine Reihe *gramadie* > *gramalie* > *gramarie* > *grammaire,* Havet die Reihe *gramadie* > *gramadie* > *gramarie* > *grammaire,* und letztere fand ziemlich allgemeinen Beifall. Nach einer Übersicht über das, was später zur Deutung der Erscheinung beigebracht worden ist, prüft nun Michaëlson alle in Frage kommenden Wörter genau durch und behält zurück: *Alire*; *artimaire, artumaire*; *dalmaire*; *envirie, envire*; *estuire, esture*; *firie*; *Gire*; *gramcire*; *mirie, mire*; *navirie, navire*; *omecire*; *remire.* Gegen die Reihe von G. Paris spricht der Umstand, daß sich kein gesicherter Fall von *d* > *l* auf galloromanischem Boden nachweisen läßt; auch wäre er phonetisch nicht zu stützen, während das wohl bei *d* > *r* möglich ist. Letzterer Wandel findet sich auch in einer Anzahl anderer Sprachen, ohne daß Palatalisation ins Spiel kommt, wenn es auch da fast immer bei einer Tendenz geblieben ist. Daher sieht M. mit Havet *d* > *r* als das Primäre an, nur hält er mit Meyer-Lübke die Annahme einer Zwischenstufe *d* nicht für nötig, und ferner erkennt er im Gegensatz zu Havet nicht ein Lautgesetz darin, sondern nur Fälle sporadischer Entwicklung, die sich in gelehrten Kreisen, etwa zur Zeit Karls des Großen, vollzogen hätte. Letzterem kann man wohl zustimmen, nur scheint mir die Havetsche Zwischenstufe doch so lange nicht ganz einwandfrei ausgeschlossen, als man nicht ein sonstiges afrz. Wort aufweisen kann, bei dem *d* zu *r* sich wandelt, ohne daß Palatal beteiligt ist. Die fraglichen Appellativa werden durchaus überzeugend als mehr oder weniger technische Wörter charakterisiert; von ihnen sei nur *grammaire* bis heute geblieben. Warum wird hier nicht auch *navire* (< **navidium*) genannt, da es doch S. 39 als einem ‘métier civil’ angehörig angesehen ist? Weiterhin seien die Personennamen *Alire* und *Gire*, heute als *Gilles* erhalten; ist *Alire* noch jetzt ein lebendiger Name? — Noch ein paar Einzelheiten: *Eustorgius* > *Austorc,* das S. 18 A. 7 aufgeführt ist, gehört nicht dahin, da es auf derselben Linie wie *Deudé* > *Daudé* u. a. steht, in denen *eu* > *au* anders zu erklären ist. Wie man jetzt aus Tobler, Wb. ersieht, ist *borne* (S. 20) mehrfach aus guter afrz. Zeit belegt. Ob die Erklärung von afrz. *lor* (< *la ou*) durch Meyer-Lübke, Gr. I § 633, worauf S. 28 verwiesen wird, das Richtige ist, erscheint zweifelhaft, da auch noch *jehuir* (Folque de Candie 6966, 7165, 9029, 9746) neben *jehui* steht, vgl. auch Förster zum Aiol 890. Zu *mire, mile* war ein Hinweis auf Förster zum Richart 2425 am Platze. Warum *miere, meire* ‘évolutions dialectales’ sein sollen (S. 28), hätte näher entwickelt werden müssen, da ein **mieire* doch die Vorstufe von *mire* ist. Auch die S. 35 ausgesprochene Meinung, daß das *r* in *vrille* sehr wahrscheinlich onomatopoetischer Herkunft sei, klingt etwas mysteriös.]

Voretzsch, K., Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur. Dritte Auflage. Halle, Niemeyer, 1925. XI u. 552 S. [Vorliegende Auflage, aus der die Lesestücke ausgeschieden sind, ist eine kräftige Umarbeitung und auch Erweiterung (14. Jahrh.) der früheren mit stärkerer Hervorkehrung des Entwicklungsgeschichtlichen. Das treffliche Buch, auf das der Verfasser diesmal offenbar ganz besondere Mühe verwendet hat, stellt so nicht nur ein vorzügliches, alles Wichtige enthaltende Unterrichtsmittel für die Studierenden dar, sondern auch ein willkommenes Nachschlage- und Orientierungsbuch für die Fachgenossen. Des Lobes im einzelnen bedarf es nicht, doch möchte ich nicht verfehlen zu bemerken, wie gut u. a. die Abschnitte über das Nationalepos und die Darlegung der verwickelten Fragen, die sich an die *matière de Bretagne* knüpfen, ausgefallen

sind. Was das über die Ursprünge der Lyrik Gesagte betrifft, wo sich V. immer noch in der hypothesenreichen Bahn von G. Paris bewegt, so befriedigt mich dies allerdings wenig. Es ist mir immer schwer gewesen, zu begreifen, daß im Norden eine 'ältere, einheimische und einfachere Lyrik' bestanden haben soll (die anonymen Romanzen sind lyrisch-episch), und noch schwerer, wie man gar bei der Pastourelle mit 'volkstümlicher' Poesie operieren kann. Jeanroy's Origines werden überschätzt; auch ist es m. E. nicht richtig, zu sagen, daß Gröber eine populäre Gattung als Ausgangspunkt nimmt.[1] Wenn es schließlich S. 159 heißt: 'Die Gattungen ... sind ihrem Ursprung nach meistens als populär, ihrem Wesen nach als ritterlicher Auffassung entsprechend erkannt worden', so finde ich das schillernd. Bei der ganzen Ursprungsfrage darf die lateinische Liebesdichtung des Mittelalters, über die wir doch jetzt besser unterrichtet sind als früher, nicht übergangen werden; ja, ich möchte, ohne darauf hier näher eintreten zu können, sagen daß sie dabei wahrscheinlich noch eine bedeutsame Rolle zu spielen hat. — Von einer Anzahl kleiner Einzelbemerkungen möge Verf. für eine folgende Auflage freundlichst Notiz nehmen. Es überrascht, daß V. hier (S. 49) wie in der Einf. in d. Stud. d. afrz. Spr.[5] S. 295 das *si ruovet Krist* der Eulalia mit 'so befiehlt Christus' wiedergibt und nicht die Deutung von G. Paris 'und sie betet zu Christo' (Romania XV, 446) angenommen hat. Daß 'Isembart und Gormont' als franzisch zu gelten habe (S. 92), ist m. W. neu, vgl. G. Paris in Rom. 31, 447 A. 1 und Suchier, der es nicht unter den Denkmälern aufführt, die er als franzisch ansieht. Dem S. 104 am Schlusse von Nr. 5 Gesagten würde eine kleine Erläuterung nicht schaden. S. 131 konnte die Ausgabe des 'Roman des romans' von Lecompte, 1923, angeführt werden, s. Arch. 147, 313—14. Wenn S. 141 gesagt wird 'was die Provenzalen an romanzenartigen Liedern haben, ist wenig', so ist doch wohl nur an die späte hlg. Agnes gedacht, aber dort ist uns ja nur die jeweilige Anfangszeile erhalten; für die sogenannte Romanze des Marcabru s. jetzt Appel in Zs. 43, 437. Zu S. 146 sei bemerkt, daß ich schon vor G. Paris in Zs. IX, 150 auf die 'reverdie' hingewiesen habe, nachdem freilich, wie ich nachträglich sehe, schon Diez, Poes. d. Troub.[2] S. 230 sie erwähnt hatte; G. Paris sagte im Journ. d. Sav. 1891 S. 18 A. 5, daß er vergessen habe, mich anzuführen, ich hätte so ziemlich dieselben Belegstellen wie er und wäre zu denselben 'conclusions' gekommen (ich habe jedoch keine 'conclusions' gemacht). Was S. 212 zum Folque de Candie gesagt ist, kann nicht als geglückt gelten; nicht Folque ist durch die 'Saisnes' beeinflußt worden, sondern umgekehrt, da ja die Amfelise in den 'Saisnes' (ed. Menzel u. Stengel) 3321 erwähnt wird; der 'Ansëis de Cartage' fällt sicher hinter den Folque, da ja S. 69 das Schiff des Folque genannt ist; ein sarazenischer König Codroé begegnet schon in der Prise d'Orange, also wird Gautier von Arras den Namen in den Epen gefunden haben, überdies erscheint er erst in dem Teile des Folque, der nicht von Herbert herrührt; wenn es heißt, der Dichter lasse besondere Eigenart nicht erkennen, so hat V., ebensowenig wie G. Paris, Litér.[3] S. 74, den Stil beachtet, der die Dichtung beiläufig zu einem der schwersten epischen Texte macht, die wir haben. S. 250 wird Jean le Venelais (oder le Nevelon) als Verfasser der 'Vengeance Alixandre' genannt; ich glaubte in meiner Ausgabe S. 5 gezeigt zu haben, daß ein Name *Venelais* so gut wie unmöglich ist. Wenn S. 334 Crestiens 'Conte del graal' als seine bedeutendste Leistung bezeichnet wird, so erscheint dieses Urteil etwas unvermittelt, und man erwartet einige Worte der Begründung, vgl. etwa W. Förster, Wörterb. S. 174. S. 351 durfte mein Artikel 'Urkundliches zu Hugues de Berzé' in Zs. XVI, 504 ff. noch Platz

---

[1] Im Grundriß II, 1 S. 476 heißt es von jenen Romanzen: 'Sie werden das Werk von Spielleuten gewesen sein.'

finden. Das Lied *Bien cuidai* (eb.), als dessen Autor ich seinerzeit Auboin de Sezane ansehen mußte, rührt doch wohl von Gace Brulé her, s. G. Paris S. CIV—V der Ausgabe des G. de Dole und auch Huet, Chans. de G. Brulé S. LXXIX. Bezüglich der Abfassungszeit des Dolopathos (S. 390) war es besser, statt 'im Anfang des 13. Jahrh.' zu sagen: 'vollendet zwischen 1222 bis 1226', s. S. 430 der Ausgabe von Brunet und Montaiglon. Auf S. 431 sollte es heißen: 'Auf die Regierung von Philipp August beziehen sich die Bruchstücke in Versen (1227), die vielleicht der verlorenen Versübersetzung angehören, welche Jehan de Prunai auf Grund der lateinischen Prosachronik "Gesta Philippi Augusti" des Guillaume le Breton verfaßte', s. Romania 42, 12. Es ist nicht ganz zutreffend, wenn S. 511 gesagt wird, daß Pierre de la Cépède seinen Roman 'Paris et Vienne' als eine Übersetzung aus dem Katalanischen ausgibt, vielmehr sagt der Verfasser, daß er den Roman aus einem provenzalischen Buche übersetzt habe, welches, wie es heißt, 'fut strait d'un autre livre escript en langue catalane', s. Rev. d. lang. rom. XXVI, 212. In der Allgem. Bibliogr. muß man leider wieder auf Junkers Grundriß stoßen, welches Buch niemand aufführen sollte. S. 149 schr. *pastoretas* für *pastorelas*. S. 153 schr. mit Bédier, Anm. *refraiz* für *retraiz*. S. 537 Castellan v. Coucy 348 für 346. S. 549 Richart de Fournival für R. le F. und 408 statt 409.]

Becker, Ph. Aug., Bonaventure des Periers als Dichter und Erzähler. — Ders., Mellin de Saint-Gelais. Eine kritische Studie. Sitzungsber. der Akad. d. Wiss. in Wien. Philos.-hist. Kl. 200. Bd., 3. u. 4. Abh., 99 und 101 S. Wien u. Leipzig, Hölder—Pichler—Tempsky, 1924.

Haas, J., Kurzgefaßte französische Literaturgeschichte von 1549—1900. I. Band: 1549—1650. Halle, Niemeyer, 1924. IV, 250 S. 6 M. — II. Band: 1650—1715. 1925. VII, 291 S. 8 M.

Kohler, P., Autour de Molière. L'esprit classique et la comédie. Paris, Payot, 1925. 250 S.

Klemperer, V., Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart. Erster Teil: Die Romantik. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1925. 288 S.

Duhamel, P. et Vildrac, Ch., Notes sur la Technique poétique. Paris, Champion, 1925. 50 S.

Kunz, J., Die französische Literatur in Deppings Pariser Korrespondenznachrichten des Morgenblattes für gebildete Stände I (1810—1830). Gießener Beiträge zur roman. Phil., hg. von D. Behrens, Nr. XVII. Gießen, 1925. 4,50 M.

Behrens, D. und Magdalene Karstien, Geschütz- und Geschoßlaute im Weltkrieg. Gießener Beiträge, II. Zusatzheft. Gießen, 1925. 79 S. 2,70 M.

Strohmeyer, Fr., Der Stil der französischen Sprache. 2. verm. und verb. Auflage. Berlin, Weidmann, 1924. 364 S. 10 M.

Payen-Payne, V., French idioms and proverbs. Seventh edition revised and enlarged. Oxford, Univ. Press, 1924. 287 S.

Klemperer, V., Die moderne französische Literatur und die deutsche Schule. Drei Vorträge. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1925. 97 S.

Schön, E., Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht der höheren Schule. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1925. 68 S.

Westermann-Texte, hg. von H. Strohmeyer und R. Dinkler:

Wollmann, P., Textproben aus dem Gebiete der französischen Romantik. Braunschweig-Hamburg, G. Westermann, o. J. 80 S. Wörterb. 12 S. [Die mit knappen Anmerkungen versehenen Texte sind im ganzen gut ausgewählt. Ob es sich empfahl, Mussets 'Les caprices de Marianne' aufzunehmen, erscheint freilich zweifelhaft. Manches schöne Gedicht hat offenbar aus Rücksicht auf die Schule fortbleiben müssen.]

Furtmüller, Aline, Notre livre de français. I. Teil. Wien-Leipzig-Neuyork, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, o. J. 115 S.

Kühn-Diehl-Bauer, Lehrbuch der französischen Sprache, Einheitsausgabe für höhere Knabenschulen und höhere Mädchenschulen. — Methodische Bemerkungen. Hannover, C. Meyer (G. Prior), 1924. 8 S. — Lehrbuch der franz. Sprache. Erster Teil (erstes Jahr). Hannover, 1924. 53 S. — Zweiter Teil: Lesebuch (zweites und drittes Jahr). Hannover, 1925. 137 S. — Franz. Schulgrammatik (Einheitsausgabe). Hannover, 1925. 165 S.

Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, hg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach: Colomba par Pr. Mérimée. Erklärt von O. Schmager. 4. Aufl. Bearb. von L. Bahlsen. Berlin, Weidmann, 1925. 159 S.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, Nr. 73: Guy de Maupassant, Nouveau choix de contes annotés par Ch. R. Dumas. Frankfurt a. M., 1925. 46 und 7 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte:

Nr. 74: Quatre légendes (A. Dumas, A. Theuriet, A. France). — Nr. 80: Ame d'enfant. Contes choisis (France, Claretie, Bazin, Lichtenberger). — Nr. 91: Fabliaux et contes du moyen âge. — Nr. 96: M. de Sainte-Hilaire, Anecdotes zur Napoléon. — Pr. Mérimée, Mateo Falcone. 1925. Alle Lesehefte hg. von F. H. Schild.

Provenzalisch.

Audiau, J., La Pastourelle dans la poésie occitane du Moyen-Age. Textes publiés et traduits avec une introduction, des notes et un glossaire. Paris, E. de Boccard, 1923. XXXII u. 182 S. (s. S. 293 ff.).

Appel, C., Zu Marcabru. S.-A. aus Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. 43 S. 103—169. [Die Überschrift dieses wichtigen Aufsatzes, auf den ich die Leser des Archivs besonders aufmerksam machen möchte, besagt zu wenig. Es ist nicht nur eine zusammenfassende Darstellung des bisher über Marcabru Ermittelten, sondern auch eine Neuuntersuchung des ganzen in Betracht kommenden Materials mit neuen Momenten und Ergebnissen, so daß wir in dem Verständnis dieses eigenartigen Trobadors mehr als einen gesicherten Schritt vorwärts gekommen sind. Im ersten Abschnitt 'Chronologisches und Biographisches' werden die Gedichte, welche politische Anspielungen enthalten, umsichtig datiert, wobei bemerkt sei, daß Boissonnade in einem gleichzeitig in der Romania Bd. 48 erschienenen Artikel 'Histoire dans l'œuvre de Marcabru' das Gedicht Nr. 8 in das Jahr 1130 fallen läßt. Wenn letzteres richtig ist, dann würde Macrabus dichterische Laufbahn um fünf Jahre früher beginnen, als man bislang nachweisen konnte; doch bedarf die Sache vielleicht noch einer Nachprüfung, die freilich nur jemand vornehmen kann, der das von Boissonnade angezogene historische Quellenmaterial zur Verfügung hat. In der Hinaufrückung von Nr. 22 auf das Jahr 1138 trifft A. mit Boissonnnade (S. 234) zusammen. Aus den Einzelheiten hervorgehoben sei die glückliche Konjektur *bocs* für *bous* in Nr. 44 sowie die Entdeckung, daß das Gedicht *No·m posc mudar* (Kjellman, Le troub. Raimon-Jordan S. 61) von einer Frau herrührt. 'Alfons VIII.' (S. 407 ff.) ist doch wohl nur Druckversehen für 'Alfons VII.'. Der Vers *Valia dissend contr'avau* (S. 414) ist auch nach Levy-Appel, S.-W. VIII, 578 mit Rücksicht auf den Zusammenhang erläuterungsbedürftig. Zu *cantuoilla* (eb.) war ein Fragezeichen erwünscht, s. Stichel S. 25. *Pel* in *fol pel tras l'aurelha* (eb.) kann wegen *fol* nicht = *peau* sein, sondern nur = *poil*, vgl. nfrz. *poil follet*. Bei *membre* (S. 420) kann Asymmetrie vorliegen. — Im zweiten Abschnitt werden die Gedichte Marcabrus auf ihre Gattung, ihre Sprache und ihren Stil hin untersucht;

es wird weiter die ganze Art des Dichters gekennzeichnet sowie seine Stelle in der Literatur nach Kräften herausgearbeitet. Man mag hier und da abweichender Meinung sein, so z. B. darin, daß Marcabru schon einen festen Pastorellentypus vorgefunden habe (in der Vulgärsprache?), oder man mag finden, daß sein doch kaum verkennbarer Stich ins Vagantentum hätte erwähnt werden sollen, darum sind aber die Ausführungen im ganzen nicht weniger überzeugend; besonders geglückt ist die Darlegung der Gründe von dem Unterschied seiner Dichtung gegenüber der Raimbauts d'Aurenca und Arnaut Daniels.]

Italienisch.

Li chantari di Lancelotto ed. with introduction, notes and glossary by E. T. Griffiths. Oxford, Clarendon Press, 1924. 203 S. [Gute Neuausgabe der sieben Chantari dieser Volksdichtung des 14. oder 15. Jh. nach der Laurentiana-Handschrift, nach welcher sie von Giannini im Jahre 1771 publiziert war, während Birchs Ausgabe von 1874 auf der ganz späten und schlechten Kopie obiger Hs. im Besitz der Royal Society of Literature in London beruht. Wir erhalten eine Untersuchung über die Form, das Metrum (*ottava rima*), die Sprache und die Quellen der Dichtung. Das Ergebnis der letzteren ist, daß die Chantari nicht aus der Vulgata-Tradition des afrz. Mort Arthur geflossen sein können; gewiß zeigen sie Verbindung und zum Teil enge Verbindung mit derselben, aber sie weisen auch Züge auf, die zu einem anderen, mindestens ebenso alten Original führen. An Korrekturen beim Text ist mit Recht gespart worden, da immer mit ursprünglichen 'faults of the popular muse' zu rechnen ist. S. 185 fehlt die Schrift von Aug. Wulff, Die frauenfeindlichen Dichtungen in den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jh., Halle 1914. Was bedeutet *manchò* in I, 246? Man erwartet nach dem Zusammenhang den Gedanken, daß ihm noch viel Verdacht blieb, was freilich wieder in gewissem Widerspruch mit Str. 23 stehen würde.]

Spanisch.

Iberica, Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandskunde, hg. von B. Schädel. Bd. II, Heft 2, 1924/5 [A. Sergio, Abriß der portugiesischen Geschichte (Schluß). — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Deutsch-iberische Beziehungen. — Chronik des Instituts. — Schriftenschau]. — Heft 3, 1925 [H. von Freeden, Die deutsche Auswanderung nach Südamerika seit Kriegsschluß. — F. H. Kluge, Die jüngste südamerikanische Notenbank. — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Deutsch-iberische Beziehungen. — Chronik des Instituts. — Schriftenschau. — Mitteilungen]. — Heft 4, 1925 [B. Schädel, Einladung zur Förderung des Deutschen Instituts an der Universität Coimbra (Portugal). — W. Bock, D. Tomás de Veri. — W. Giese, Gab es in Brasilien eine Volkspoesie vor Ankunft der Portugiesen? — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Mitteilungen. — Schriftenschau]. — Bd. III, Heft 1, 1925 [A. Kuhn, Das alte Spanien. — R. Großmann, Aus der Geschichte der Tagespresse. — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Deutsch-iberische Beziehungen. — Chronik des Instituts. — Mitteilungen. — Schriftenschau]. — Heft 2, 1925 [R. Lehmann-Nitsche, Das Sternbild des Orkans. — C. Teichmann, Uruguay. — R. Kück, Die Universität Santo Domingo. — W. Giese, Maurische Musikinstrumente im mittelalterlichen Spanien. — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Schriftenschau. — Auslandskundlicher Lehrplan des Ibero-amerikanischen Instituts]. — Heft 3, 1925 [H. Koch, Die Einwanderung in Argentinien. — Y. Piño-Saavedra, Die zeitgenössische Literatur in Chile. — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Schriftenschau]. — Heft 4, 1925 [A. Hämel, Zum Realismus Fernán Caballeros. — R. Großmann, Die katholische Kirche als Bildungsfaktor in der

spanisch-amerikanischen Kolonialzeit. — Wirtschaftsleben. — Kulturleben. — Schriftenschau. — Auslandskundliches Lehrprogramm. — Mitteilungen].

Meyer-Lübke, W., Das Katalanische, seine Stellung zum Spanischen und Provenzalischen, sprachwissenschaftlich und historisch dargestellt. Sammlung Romanischer Elementar- und Handbücher, hg. von Meyer-Lübke, V. Reihe: Untersuchungen und Texte. 7. Band. Heidelberg, Winter, 1925. 191 S. 6,50 M. [Daß das Buch inhaltreich ist und viel des Belehrenden enthält, versteht sich von selbst, nur möchte man auch gern wissen, zu welchen Schlußfolgerungen Verf. gelangt. Weder am Schluß des Abschnitts 'Die sprachliche Entwicklung' noch am Schluß des zweiten Abschnitts 'Die historischen Grundlagen des Katalanischen' findet man eine Zusammenfassung, aus der man ersehen könnte, welchen Standpunkt nunmehr M.-L. in der Frage einnimmt, ob das Katalanische zu der Gruppe der hispanischen Sprachen gehört, oder ob es als besondere Sprache zu gelten hat; darauf war man um so gespannter, als in der Einleitung der 'Widerstreit der Meinungen' dargelegt wird. Nur so viel erhellt wohl, wenn ich recht sehe, mit einiger Sicherheit, daß M.-L. jetzt das Katalanische vom Provenzalischen geschieden wissen will. Wenn übrigens S. 7 A. 2 die Einwände von E. Richter gegen die *ü*-Aussprache im Altprovenzalischen als nicht stichhaltig bezeichnet werden, so vermag ich nur einem Teil des gegen E. Richter Vorgebrachten zuzustimmen.]

Karl, L., Notice sur le fonds espagnol de la Bibliothèque nationale à Vienne. Extrait de la 'Revue des Bibliothèques', Nr. 1—6, 1925. Paris, Champion. 20 S.

Hämel, A., Studien zu Lope de Vegas Jugenddramen nebst chronologischem Verzeichnis der 'comedias' von Lope de Vega. Studien über Amerika und Spanien, hg. von K. Sapper, A. Franz, A. Hämel, Philol.-hist. Reihe, Heft 1. Halle, Niemeyer, 1925. 74 S.

Miguel de Cervantes Saavedra, Don Quijote de la Mancha. Kritische Ausgabe mit Kommentar in 5 Bänden, besorgt von A. Hämel, Band I. Romanische Bibliothek Nr. 23. Halle, Niemeyer, 1925. XV, 256 S. 6 M. [Ein sehr verdienstliches Unternehmen, dessen Vollendung um so lebhafter zu wünschen ist, als Deutschland noch keine kritische Ausgabe des unsterblichen Werkes besitzt und als diejenige von Fitzmaurice-Kelly (London 1898/9) nur die wichtigeren Varianten bringt. H. legt seinem Text, wie Fitzmaurice-Kelly, den ersten Madrider Druck von 1605 zugrunde (A), doch bessert er hier und da nach den beiden folgenden Drucken von 1605 (B) und 1608 (C), die ihrerseits neue Fehler aufweisen. Damit sind natürlich noch lange nicht alle Schwierigkeiten behoben, aber jedenfalls ist der Leser durch den Variantenapparat in den Stand gesetzt, sich selbst bei den einzelnen Stellen ein Urteil zu bilden. Der Kommentar, über den in der Einleitung nicht gesprochen wird, soll offenbar erst am Schluß des Textes einsetzen.]

Krüger, Fr., Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete. Abhandlungen, Hamburgische Universität, Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde. Bd. 20. — Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen. Band 11. Hamburg, Friedrichsen & Co., 1925. IX, 322 S. Gr.-8°. [Vorliegender Beitrag zur spanischen und portugiesischen Volkskunde gehört zum Eingehendsten und Gediegensten, das jemals über die Gegenstandskultur eines bestimmten Gebietes geschrieben worden ist. Die Untersuchung erstreckt sich auf ganz Sanabria, einen Teil der Provinz Orense und den Südteil der Provinz Léon. Im ersten Abschnitt werden die geographischen, wirtschaftlichen und geistigen Grundlagen der Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete behandelt, während der zweite, weit umfangreichere den Erscheinungsformen jener Kultur gewidmet ist (Haus, Hausrat, Gehöft, Mahlen und Backen, Weide und Feld, Viehzucht, Landwirtschaft und landwirtschaftliche Geräte, Flachsbereitung, Spinnen, Weben, Walken, Tracht), wobei denn natürlich den Romanisten die ein-

zelnen Bezeichnungen, welche sorgfältige Betrachtung erfahren (s. z. B. die Untersuchung über die einzelnen Ausdrücke für den Durchmesser des Rades auf S. 214 ff.), am meisten interessieren. Sehr dankenswert sind die ausführlichen Wörter- und Namenverzeichnisse. 23 Abbildungen im Text, 36 Tafeln mit nicht weniger als 74 wohlgelungenen Einzelbildern sowie eine Übersichtskarte erhöhen noch den Wert des Buches.]

Gräfenberg, S., Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Elfte Auflage, durchgesehen und verbessert von Eug. Knapp. Leipzig, O. Holtzes Nachf., 1925. VII, 232 S. Geb. 3,60 M. [Dieses vortreffliche Lehrbuch, dessen zahlreiche Auflagen für seine Brauchbarkeit zeugen, liegt hier in einer erneuten wohlfeilen Ausgabe vor, bei welcher der Bearbeiter richtigerweise in die Anlage des Ganzen nicht eingegriffen hat. Auf den äußerst praktischen Anhang, welcher ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Abkürzungen, Briefanfänge und Briefschlüsse, Muster von Privat- und Geschäftsbriefen, Anzeigen u. a. enthält, sei noch besonders hingewiesen. Vielleicht hätten noch ein paar größere zusammenhängende Lesestücke in der Art wie dasjenige über Cristóbal Colón ist (S. 202—204), Aufnahme finden können.]

Fitzmaurice-Kelly, Geschichte der spanischen Literatur, übersetzt von Elisabeth Vischer, hg. von A. Hämel. Sammlung Elementar- und Handbücher, hg. von W. Meyer-Lübke. II. Reihe: Literaturgeschichte. Nr. 3. XV, 653 S. 17,50 M. [Die im Jahre 1898 erschienene Geschichte der spanischen Literatur des trefflichen englischen Hispanologen tritt hier in deutscher Übersetzung völlig umgearbeitet als neues Buch auf und enthält auch einen Abschnitt über die bedeutendsten spanischen Schriftsteller der Gegenwart. Wir verdanken das Erscheinen des Buches Herrn Hämel, der die Übersetzung zu Ende führte und auch sonst mit einigen Anmerkungen und Berichtigungen sowie mit der Arbeit an der Bibliographie zu dem Werke beisteuerte, welches, wie er mit Recht bemerkt, das große Nachschlagebuch für alle bleiben wird. Die folgenden paar Bemerkungen sollen nur mein Interesse kundtun. Wenn auf Grund von Pidal mit großer Sicherheit hingestellt wird, daß schon im 10. Jahrhundert in Spanien eine reiche epische Literatur bestanden hat, so werden starke Zweifel erlaubt sein, vgl. auch Lang in Rom. Review XV, 128, der außerdem mit Recht die schon anderswo ausgesprochene und hier (S. 17) wiederholte Vermutung, daß der Verfasser des 'Cantar' vom Cid den 'Garin le Loherain' gekannt habe, aus chronologischen Gründen zurückweist. Auch die Ansicht, daß eine ganze Menge von Hymnen und frommen Gesängen aus früher Zeit untergegangen sei (S. 10), erregt Bedenken. Was S. 38 über Alphons X. von Kastilien im Hinblick auf At (nicht Art) de Mons und G. Riquier gesagt wird, ist nicht ganz richtig ausgedrückt, s. Chabaneau, Biogr. d. troub., S. 122a und Die Werke des Trob. n'At de Mons, ed. Bernhardt, S. XII; wie übrigens das unter 'Bemerkungen und Berichtigungen' zu S. 38, Z. 10 Nachgetragene dahin gehören soll, ist nicht ersichtlich. Bei der Geschichte von der Statue und dem Ring (S. 38), die sich in den 'Cantigas de Santa Maria' findet, empfahl es sich, zu bemerken, daß die erste schriftliche Aufzeichnung des Stoffes schon bei dem Chronisten des 12. Jahrhunderts, Wilhelm von Malmesbury, begegnet, und daß Gautier von Coinsy ihn wohl als der erste in einer Vulgärsprache behandelt hat. Für das 'Lucidario' (S. 40) hätte man wegen des prov. 'Elucidari' gern eine nähere Angabe über die Hs. und ihr Alter gemacht gesehen. Ist Calderóns 'La vida es sueño' nur versehentlich nicht erwähnt worden?]

Bell, Aubrey F. G., Luis de Leon. A Study of the Spanish Renaissance. Oxford, Clarendon Press, 1925. 394 S.

Wagner, M. L., Notes linguistiques sur l'argot barcelonais. Biblioteca filologica de l'Institut de la llengua catalana no. XVI. Barcelona, Institut d'estudis catalans, 1924. 106 S.

Freytags Sammlung fremdsprachlicher Schriftwerke. Spanisch no. 12: Modesto Lafuente, Breve Historia de España, hg. von A. Günther. Leipzig, G. Freytag, 1925. 179 S. [Es ist sehr dankenswert, daß den des Spanischen Beflissenen hier auch einmal ein rein geschichtlicher Stoff dargeboten wird. Er stellt nur eine Auswahl der aus dem 'Discurso preliminar' von Lafuente's 'Historia General de España' (3. Aufl. 1850—1867), gewährt aber eine gute Übersicht über die spanische Geschichte von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Ein sich anschließendes Verzeichnis der Hauptdaten ist sehr praktisch. Die Anmerkungen sind sorgsam gearbeitet; 10, 7 wird versehentlich *los iberòs* mit 'Ebro' glossiert.]

Hämel, A., Die spanischen Universitäten. S.-A. aus 'Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung' ed. Ilberg I, 774—782. [Vorzüglich orientierender, sehr lesenswerter Aufsatz.]

Rumänisch.

Dacoromania, Buletinul 'Muzeului limbei române' condus de sextil Pușcariu. Anul II, 1921—1922. Cluj, 1922. 940 S. [Studii: W. Meyer-Lübke, Palatalizarea labialelor. — S. Pușcariu, Din perspectiva Dicționarului: III Despre legile fonologice. — S. Șutu, Strigătele animalelor. — A. Procopovici, Problemi vechi și nouă. — R. Vuia, Originea jocului de Călușari. — N. Drăganu, Un fragment din cel mai vechiu Molitvenic românesc. — Gh. Giuglea, Cuvinte și lucruri. Elemente vechi germane in Oriental romanic. — V. Bogrea, Cercetări de literatură populară. — Th. Capidan, Raporturile albano- române. — Gh. Oprescu, Molière in Romania. — S. Pușcariu, Despre *pre* la acuzativ. — N. Drăganu, Catechisme luterane. — Etimologii. — Articole mărunte. — Recensii. — Revista periodicelor: 1921. — Cronică. — Raport anual]. — Anul III, 1923. Cluj 1924. 1157 S. [Studii: Gh. Oprescu, Eliade Rădulescu și Franța. — Th. Capidanu, Raporturile lingvistice slavo-române. — N. Drăganu, Pagine de Literatură veche. — N. Drăganu, Conjuncțiile *de* și *dacă*. — P. Grimm, Traduceri și imitațiuni românești după literatura engleză. — S. Pușcariu, Contribuțiuni fonologice. — S. Pușcariu, Lat. *libet* in românește. — V. Bogrea, Studii de semantică. — C. Lacea, Copiștii Psaltirii Scheiene. — N. Drăganu, Manuscrisul liceului grănicerese 'G. Coșbuc' din Năsăud și sasismele celor mai vechi manuscrise românești. — N. Drăganu, Verbele derivate cu sufixul *-înare* și postverbalele lor. — C. Tagliavini, Sulla questione della posposizione dell' articolo. — G. D. Serra, Per la storia del cognome italiano. Cognomi canavesani (Piemonte) di forma collettiva in *-aglia, -ata, -ato*. — G. Kristóf, Influența poeziei populare române din secolul al XVI-lea asupra lui Balassa Bálint. — Gh. Giuglea, Crâmpeie de limbă și viața straveche româneasca. — A. Procopovici, Doară. — Etimologii. — Articole mărunte. — Recensii. — Revista periodicelor: 1922. — Cronică. — Raport anual].

Universitatea din Cernăuți. Codrul Cosminului, Buletinul 'Institutului de Istorie și Limba'. Director: Ion I. Nistor. Anul I, 1924. Cernăuți, 1925. 653 S. [Prefața. — Studii: L. Morariu, Morfologia verbului predicativ român. — N. Iorga, Note asupra încă unui 'Câmpulung' muntean: Chioajdele. — V. Grecu, Versiunile românești ale erminiilor de pictură bizantină. — Gr. Nandriș, Contribuție la morfologia verbului slav. — † O. Luția, Legenda sf. Ioan cel Nou dela Suceaoă in frescurile din Voroneț. — E. Herzog și V. Gherasim, Glosarul dialectului Mărgenean. — Al. Bocănețu, Contribuții epigrafice relative la chestiunea financiară din Illyricum. — N. Grămadă, Vicina. — Ion I. Nistor, Românii Transnistrieni. — Articole mărunte. — Recenzii. — Cronică].

Berichtigung zu Archiv Bd. 149, Heft 1/2.

In meiner Anzeige S. 155, Z. 19 v. o. ist 'noch im 12. Jh.' statt 'nach dem 12. Jh.' zu lesen. M. Friedwagner.

